This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Die Adria.

von

A. v. Schweiger-Lerchenfeld.

166

KNIHOVNA NÁPRSTKOVA MUSEA
DEPOSIT NÁRODNÍ KULTURNÍ KOMISE
Sychrov 1601

VYŘAZENO
z knihovny Náprstkova muzea

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Die Adria.

Die Adria.

Die Adria.

Land- und Seefahrten im Bereiche des Adriatischen Meeres.

Von

Amand Freiherr v. Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 200 Original-Illustrationen in Holzschnitt, 18 technischen Figuren, 6 Plänen und einer großen Karte der Gestadeländer der Adria.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1883.
(Alle Rechte vorbehalten.)

D 971
S3

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Vorwort.

Französisches Denkmal bei Ravenna.

Ein hervorragender Kunstgelehrter machte gelegentlich die treffliche Bemerkung, daß weniger als irgendwo bei einer culturgeschichtlichen Arbeit der topographische und historische Rahmen entbehrt werden könne, da die Raum- und Zeitverhältnisse die Wechselbeziehungen im Unterschiede aller Cultur in erster Linie bedingen. Die Engländer haben die Wichtigkeit dieses Umstandes vor Allen erkannt und begünstigt von Reisegelegenheit und Reiselust die locale Anschauung und Schilderung selten verabsäumt.

Nun handelt es sich bei dem vorliegenden Werke freilich um keine culturgeschichtliche Arbeit; doch tragen die Diction, der speculative Charakter der geschichtlichen Rückblicke und der ethnischen Reflexionen so sehr das Gepräge culturgeschichtlicher Anschauung — im Rahmen der anspruchlosen Reiseschilderung — daß dem Tieferblickenden nimmer der Zusammenhang entgehen wird, der hier zwischen der Schilderung der einzelnen Oertlichkeiten und deren historischer Vergangenheit naturgemäß besteht. Der Genius, von welchem geographische Arbeiten von der Art der vorliegenden getragen werden, liegt in der Durchgeistigung der Landschaft, welche nicht nur mit

dem leiblichen Auge der unmittelbaren Anschauung, sondern gleichzeitig mit dem geistigen Auge der geschichtlichen und culturgeschichtlichen Reflexion betrachtet sein will.

Um indeß den vielartigen Geschmacksrichtungen des vielwissenden und vielleſenden, auf universeller Bildungsstufe stehenden Publikums gerecht zu werden, wurde gleichzeitig in einem separaten Anhange eine Fülle sachlichen Materials geboten, welches das große Gemälde unserer Adriafahrten in seinen idealen Umrissen durch Fragen auf dem Gebiete praktischer Lebensthätigkeit in dem richtigen Zeitlichte erscheinen läßt.

Wenn ich zum Schlusse einem persönlichen Bedürfnisse gerecht werden soll, so ist es in erster Linie die Erkenntlichkeit für das mir von verschiedenen Seiten, namentlich von der Generaldirection der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft und dem Verwaltungsrathe des österreichisch-ungarischen Lloyd, sowie von vielen Behörden und Personen entgegen gebrachte Wohlwollen bei Durchführung der Vorarbeiten und Vorstudien zu diesem Werke. In gleichem Grade fühle ich mich gegenüber meinem geehrten Herrn Verleger verpflichtet, der wie bei meinen vorangegangenen Werken mit gewohnter Generosität auch diesem seine volle Fürsorge zugewendet hat. Schließlich drücke ich Allen, die mit der technischen Herstellung dieses Werkes betraut waren und sich ihrer Aufgabe in so befriedigendem Grade entledigten, meinen besonderen Dank aus.

Der Verfasser.

Insel-Kloster Visovac im Kerka-Flusse (Dalmatien).

dem leiblichen Auge der unmittelbaren Anschauung, sondern gleichzeitig mit dem geistigen Auge der geschichtlichen und culturgeschichtlichen Reflexion betrachtet sein will.

Um indeß den vielartigen Geschmacksrichtungen des vielwissenden und vielleſenden, auf universeller Bildungsstufe stehenden Publikums gerecht zu werden, wurde gleichzeitig in einem separaten Anhange eine Fülle sachlichen Materials geboten, welches das große Gemälde unserer Adriafahrten in seinen idealen Umrissen durch Fragen auf dem Gebiete praktischer Lebensthätigkeit in dem richtigen Zeitlichte erscheinen läßt.

Wenn ich zum Schlusse einem persönlichen Bedürfnisse gerecht werden soll, so ist es in erster Linie die Erkenntlichkeit für das mir von verschiedenen Seiten, namentlich von der Generaldirection der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft und dem Verwaltungsrathe des österreichisch-ungarischen Lloyd, sowie von vielen Behörden und Personen entgegen gebrachte Wohlwollen bei Durchführung der Vorarbeiten und Vorstudien zu diesem Werke. In gleichem Grade fühle ich mich gegenüber meinem geehrten Herrn Verleger verpflichtet, der wie bei meinen vorangegangenen Werken mit gewohnter Generosität auch diesem seine volle Fürsorge zugewendet hat. Schließlich drücke ich Allen, die mit der technischen Herstellung dieses Werkes betraut waren und sich ihrer Aufgabe in so befriedigendem Grade entledigten, meinen besonderen Dank aus.

Der Verfasser.

Insel-Kloster Visovac im Kerka-Flusse (Dalmatien)

Der Quarnero bei Cherso.

Die Adria.

Bogenthor bei Foggia.

Unter allen Golfen, welche in den europäischen Continent einschneiden, ist das Adriatische Meer landschaftlich das reizvollste, culturgeschichtlich das bedeutsamste und geographisch das interessanteste. Nirgend anderwärts, weder im Löwengolf des Mittelmeeres oder im nebelfeuchten Aermelcanal, noch in dem reichgegliederten Nordmeere — Nord- und Ostsee — drängen sich die Erscheinungen des vergangenen und gegenwärtigen Lebens, die historischen und culturellen Ereignisse in solcher Fülle zusammen, wie an den Gestaden der »blauen Adria«. Nur die ägäische See, welche aber nur als Bruchtheil des Mittelmeeres gelten kann und kein in sich abgeschlossenes Gewässer bildet, könnte einen ebenbürtigen Rivalen abgeben. Der Pontus

Euxinus, der als Binnenmeer ebenso weite Strecken des asiatischen, wie des europäischen Festlandes bespült, kommt hier nicht in Betracht. Ueberdies kommen hier Erscheinungen zur Geltung, die nur ein matter Abklatsch von jenen weltbewegenden Vorgängen sind, die von den Ufern der Adria ausgingen.

Das urclassische Heroenzeitalter läßt ihre Mythennebel wie über die griechischen Gewässer auch über die Adria wallen. Ueber die walddüstern Karsthöhen — die nun eine grauweiße Steinwüste sind — steigen die Argonauten zur Küste herab und die ihnen folgenden Kolchier gründen Niederlassungen an der istrischen Küste. Am sagenhaften Timavus, der mit mächtigem Wasserschwall aus der Unterwelt hervorbricht und seine Fluthen dem Meere vermählt, hausen die Veneter, die dem thrakischen Diomedes in heiligen Eichenhainen Opfer bringen. Im alten Illensis — der Stätte von Salona und Spalato — das eine Gründung des Herakles-Sohnes Illo ist, findet der flüchtende Jason gastfreundliche Aufnahme und spendet aus Dankbarkeit hiefür einen der Dreifüße, die er aus dem Tempel des Apollo entwendet hatte. Auch Trojaner, jene des Antenor, verirren sich in den adriatischen Golf und liefern den wilden Euganeern eine Seeschlacht — dort, wo heute der Golf von Monfalcone seine sumpfigen Ufer am Steilfuße des Karstes ausbreitet. Pelasger schiffen herauf und legen die ersten Culturkeime in den gesegneten Boden des italischen Gestades. Auf dem sonnigen Scheria, am Eingange des adriatischen Golfes, waltet der Phäakenkönig Alkinoos und findet der irrende Odysseus gastfreundliche Aufnahme. Dort liegt auch — und zwar am illyrischen Festlande — das »hohe Buthroton«, von dem Homer uns Kunde giebt, und erstrecken sich nordwärts, die albanesische Küste bildend, die »Keraunien«, das »donnergetroffene Gebirge« mit dem Grottenschlund zum Tartaros.

Und nun zerfließen die Nebel und die Geschichte wandelt mit ehernem Schritt an denselben Gestaden. Die auserlesensten Heroen haben ihre Namen an sie geknüpft. Aus der macedonisch-albanesischen Gebirgswelt ging jener Alexander hervor, in dem das reichste Leben sich verkörpert, das die Geschichte aller Zeiten kennt. Hannibal hat an diesen Küsten um die Palme mit Rom gerungen, und Cäsar die blaue Fluth durchsteuert und hierbei in der Sturm-

noth die denkwürdigen Worte den Bootsleuten zugerufen: »Du trägst Cäsar und Cäsar's Glück — steuere guten Muths!« .... Damals gab es bereits ein mächtiges Rom, das an den illyrischen Gestaden allerorts festen Fuß gefaßt, die barbarischen Völkerstämme bezwungen und das Culturleben in sichtbaren Zeichen in die eroberten Länder verpflanzt hatte. Zwar fehlte es nicht vor Roms Größe und Weltherrschaft an blühenden Niederlassungen an den illyrischen Küsten, und ihre Gründer waren die Griechen. Die glanzreichste Repräsentantin aber wurde Dyrrhachium, das Emporium an der Schwelle des Orients, von wo die großen Heerstraßen nach Thessalonich, Athen und Byzanz ausgingen.

Das Römerthum hat noch andere Denksteine gesetzt: Salona mit dem Wunderwerk des Diocletian, Pola und vor Allem Aquileja, die Erbin von Dyrrhachium und Roms wichtigstes Bollwerk an der Adria. Es war Jahrhunderte hindurch der Nervenknoten der adriatischen Welt. Alle Lebensadern, die dem Weltreiche immer wieder neue Kraft zuführten, flossen in dieser Weltstadt zusammen, die sich rühmen durfte, nach Rom die volkreichste und glänzendste im Bereiche der italischen Halbinsel und der adriatischen Gestade zu sein. Mächtige Cäsaren beschützten und liebten sie, gründeten Tempel und verbrachten in den Gartenparadiesen glückliche Tage, wie drüben zu Pola, wo durch den Einfluß kaiserlicher Frauen Paläste und Heiligthümer erstanden, Julia, des Augustus Tochter, lustwandelte, die schöne Cenide mit dem jungen Vespasian einen erotischen Roman durchlebte und die Sergierin Salvia Postumia ihrem Geschlechte ein stolzes Triumphthor errichten ließ.

Aber die Herrlichkeit sollte in Blut und Jammer untergehen. In Aquilejas Marmorhallen fiel der Feuerbrand, den Attila geschleudert, und die Barbarei feierte ihre grausigen Triumphe. Zwar erbleichte der hehre Name dieser Stadt nur vorübergehend und bald gelangte sie wieder zu Macht und Einfluß, diesmal aber unter dem Zeichen des Kreuzes. Und — so paradox dies klingen mag — jener rohe Völkersturm hatte die Keime zu einem Leben gelegt, dessen Glanz nachmals Alles verdunkeln sollte, dessen die Adria-Länder sich rühmen durften .... Aquilejische Flüchtlinge hatten in den venetianischen Lagunen eine Stadt gegründet, die zur Jahrhunderte

langen Beherrscherin der Adria werden sollte. Ein thatkräftiges Geschlecht war erstanden, und dies füllte das ganze Mittelalter und die ersten Jahrhunderte der Neuzeit aus, wie das Römerthum das Alterthum ausgefüllt hatte. Bald waren alle Küsten, alle Städte der neuen Beherrscherin unterthan. Sie setzte sich an den istrischen, an den adriatischen Gestaden fest, überall das Symbol ihrer Macht — den geflügelten Löwen, aufpflanzend. Korfu kam in ihre Gewalt und von dort setzte sie ihren Fuß von Insel zu Insel, von Küste zu Küste, nach und nach den ganzen classischen Bereich des näheren Orients unter das Zeichen des Marcuslöwen beugend.

Zwar diese neue Aera war nicht überall vom Segen begleitet; die östlichen Gestade hatten mitunter furchtbar zu leiden, zumal in der Zeit des genuesisch-venetianischen Rivalitätsstreites, der vielen Küstenstädten ein trauriges Schicksal bereitete. Niederlassungen, wie Pola, Parenzo u. A., die kaum zu neuem Leben erwacht waren, fielen in Schutt und Trümmer, um sich erst in allerletzter Zeit wieder zu erholen. Pest und Erdbeben thaten das Ihre. Dann drängte die Türkenfluth heran, deren Wogen bis zu den Stadthügeln von Pinguente und Rozzo brandeten, an der Küste bis Cittanuova heraufreichten, welches Städtchen türkische Piraten in wenigen Stunden ausgemordet hatten.

In Venedig aber, wo die Reichthümer einer Welt zusammenflossen, dürstete man nach Glanz und Ruhm und pochten die Machthaber trotzig auf die Kraft ihrer Armeen und Geschwader. Die Adria war ihnen nach wie vor unterthan und um die Welt daran zu erinnern, fuhr alljährlich am Himmelfahrtstage das phantastische Prachtschiff »Bucentoro« in die See hinaus, zur symbolischen Vermählung des Dogen mit der Adria, »auf daß sie Venedig unterthan sei, gleich wie das Weib dem Manne« ....

»Im Goldbrocat sah die Gestalt ich ragen,
Gepanzert Volk umgab sie kühn und froh,
Dumpf scholl ein Lied, ein Lied aus alten Tagen
Des Dogen Dandolo.

Gen Malamocco fliegt der Held. Die Riva
Bedeckt Senat, des Volkes Woge schon,
Und jubelnd klang in's brausende Evviva
San Marco's Glockenton.

Der Bucentoro naht und Mädchen streuen
Dem Fürsten Rosen, der nun sinnt und lauscht,
Zwar sieht er nicht, doch hört er wie des Leuen
Gewalt'ge Schwinge rauscht.« . . . .

Indeß, auch Venedigs Tage waren gezählt. Der Zeiten Wechsel hatte den starren Trotz gebrochen und der tausendjährige Glanz erbleichte jählings. Zwar ragen nach wie vor die altersgrauen Paläste aus der schlammigen

Der Bucentoro.

Lagune und märchenhaft ist auch heute noch der Anblick dieses Meerwunders, das sich einst siegesstolz die »Königin der Adria« nennen durfte. Nun theilen sich zwei Reiche in die Herrschaft . . . .

Betrachtet man eine Karte des Adriatischen Meeres und seiner Uferländer, so sieht man auf den ersten Blick, daß die beiden Reiche, welche die Herrschaft über dieses hochwichtige Seebecken ausüben, fast gleich große Abschnitte ihr Eigen nennen. Bislang war der eine der beiden Theilhaber an dieser gemeinsamen Herrschaft — Italien — entschieden im Vortheile.

Sein Küstengebiet, welches von der Adria bespült wird, war und ist mit dem Reiche identisch, da die verhältnißmäßig schmale, aber langgestreckte Halbinsel kein eigentliches Binnenland im Sinne der mittel- und osteuropäischen und selbst westeuropäischen Staaten besitzt. Das adriatische Küstenland Oesterreichs war bisher, ganz im Gegensatze zu demjenigen Italiens, ein schmaler, vom Hinterlande gänzlich losgelöster Gebietsstreifen, der in mancher Hinsicht durch die Urwüchsigkeit von Volk und Land nimmer verleugnen konnte, daß er, trotz aller schwarz-gelben Grenzpfähle, eigentlich doch nur ein Theil der uncivilisirten, von primitiven Völkern bewohnten Balkan-Halbinsel sei. Während an der adriatischen Küste Italiens von jeher ein mehr oder minder reiches Culturleben pulsirte, das in unserer Zeit durch eine der ganzen Küste entlang laufende Eisenbahn mit zahlreichen Abzweigungen nach dem Innern neue Belebung erhielt, gab es beispielsweise in Dalmatien, dem kroatischen Küstenlande und in Istrien kaum annehmbare Straßen. Dort eine intelligente, an der gemeinsamen Culturarbeit des ganzen Reiches ununterbrochen theilnehmende Bevölkerung; hier die erst unter der österreichischen Verwaltung halb und halb mündig gewordenen Ableger des serbo-kroatischen Großstammes, der knapp hinter den Grenzpfählen am Kamme der Dinara bis zuletzt die barbarische Bedrückung seitens der asiatischen Machthaber erdulden mußte.

Zwar besitzt dieses weltvergessene dalmatinische Gestade eine große Zahl ausgezeichneter Häfen, aber ein Seehandel im größeren Style hat nie bestanden, und die dalmatinischen Rheder senden seit langer Zeit ihre Schiffe in die Levante, damit sie dort die Cabotage für fremde Handeltreibende besorgen. Die großen Seetransportanstalten des Westens, welche an der italienischen Küste eine namhafte Zahl von Häfen von ihren großen Dampfern anlaufen ließen, finden auf österreichischem Gebiete nur einen nennenswerthen Stapelplatz — Triest. Neuerdings gesellte sich Fiume hinzu, als zwei Schienenwege die aufstrebende und aufblühende Seestadt mit dem Hinterlande in directen Verkehr brachten. Es war ein Glück, daß zwischen Triest und Venedig eine Art von Handelsrivalität sich herausgebildet hatte; denn schon hatte das italienische Schienennetz seine Erweiterung bis zur Südostspitze der Halbinsel, zumal bis Brindisi gefunden, das nun, nach

den erfolgten Durchstichen am Mont Cenis und St. Gotthard, zum hoffnungsvollen Emporium der Zukunft herangedeiht.

Am dalmatinischen Gestade aber blieb Alles beim Alten. Kleinlicher nationaler Hader entzweite die beiden Bevölkerungselemente, wobei die officiellen Machthaber es mehr mit dem slavischen Element hielten, während das italienische um so kräftigeren Rückhalt am Gesammtreiche suchte, den es in der eigenen Heimat seiner Minderzahl halber nur schwer oder gar nicht finden konnte. Der politische Hader war aber nur geeignet den materiellen Interessen noch weiteren Schaden zuzufügen. Gemeinnützige wirthschaftliche Fragen fanden fast gar keine Beachtung. Die Besitzverhältnisse gestalteten sich immer trauriger, der Handel beschränkte sich fast nur auf den bedeutungslosen Localverkehr auf den wenigen prakticablen Wegen zwischen der dalmatinischen Küste und dem Hinterlande. Wer je auf dem Wege zwischen Spalato und Sinj oder auf dem zwischen Ragusa und Trebinje einer solchen »Handelskarawane« begegnet war, konnte sich unmöglich absonderliche Begriffe von dem wirthschaftlichen Leben in den Gebieten zu beiden Seiten der Dinara machen.

Da erhielt Oesterreich auf dem Berliner Congreß das Mandat zur Occupation von Bosnien-Herzegowina; Dalmatien war kein mageres, wirthschaftlich und politisch unhaltbares Gerippe mehr, kein »österreichisches Algier«, in welchem man Truppen tränirte, und das Staatsbeamte als eine Art von Exil betrachteten. Einige Localbahnen waren kurz vorher fertig geworden, und die Aussicht auf künftige Schienenwege, welche die Küste mit dem Hinterlande und dem übrigen Europa in nicht zu ferner Zukunft verbinden würden, lag nahe genug; man konnte die Ueberzeugung gewinnen, daß Oesterreichs Stellung im Osten der Adria nun bedeutend gefestigt sei ....

Die politische Machtfrage und die der Cultur und Civilisation liegen aber im Schooße der Zukunft und es bleibt abzuwarten, welche Formen die Dinge in jenem Gebiete der Balkan-Halbinsel, an deren Küste die Adria brandet, annehmen werden. Besonders glänzend sind die Aussichten nicht, und sie waren es nie seit jenem Zeitpunkte, da vom Osten her uncivilisirte Völkerstämme nach der Küste drängten und einen Zustand der

Dinge hervorriefen, der sich kaum schlimmer anließ, als das Barbarenthum vor Roms Uebergriff auf die illyrische Halbinsel war ....

Eines aber steht unverrückbar fest: mag die Cultur immerhin jene Gestade beeinflussen und ihnen neues Leben einhauchen — die Zeit, wo das Land selber durch die Fülle der Naturgaben den Menschen schaffens- und lebensfreudiger machte, ist für immer vorüber. Kein Civilisationswerk vermag den Schaden gut zu machen, den Venedigs Gewaltwirthschaft dem Lande und der Bevölkerung zugefügt hat.

Mädchen aus Knin.

Triest.

An einem lauen Frühlingsmorgen lassen wir uns in den Triester Golf hinausrudern. Die bestgewählte Stunde ist die, in der die Sonne über den Karstrand der Uferhöhe emporsteigt und das goldene Frühlicht wie ein Feuermeer über die Felszinken und bebuschten Kuppen, über die unzähligen Villen und Landhäuschen des Gestadehanges oberhalb Triests herabwogt und dann die Stadt selber wie mit einem Funkenregen bethaut. Die ganze Häuserfront an den Quais liegt noch im Schatten, der sich breit in den Hafen wirft, so daß

nur die Mastenspitzen der stattlichen vor Anker liegenden Lloydschiffe in der Sonnengluth sich baden ....

Das Meer hat bleichen Perlmutterglanz und schwingt [illegible] wie eine wogende Riesenbrust. Da schwärmen die [illegible] Fischerboote in die See hinaus und bald [illegible] hinab, wo die grauen Wogennebel [illegible] [illegible] belebt. Ist die Sonne [illegible] schimmernden Silberton und [illegible] Farbengemenge. [illegible] hinab nach [illegible] Schmuck [illegible] Ufer- [illegible] Bucht [illegible] Emporium [illegible] und Masten [illegible] ausschwärmenden [illegible]

[illegible] am Molo [illegible] vertäut- [illegible] des Lloyd vorüber, [illegible] und dem nie [illegible] die Stadt — den [illegible] zur Castellhöhe [illegible] richtigen Ueberblick [illegible] Stadt ist nur mit [illegible] und die Abhänge der [illegible] Stufe tiefer, beim [illegible] die großartige [illegible] der Zeit genommen, [illegible] der breiten Strand- [illegible] regelmäßigen Häuser- [illegible] bemerkbar ist, [illegible] modernen Hafen [illegible] sind. Es ist ein

wahrhaft großstädtisches Bild — vielleicht etwas nüchtern in der Gesammtwirkung, aber umso auffälliger und effectvoller im Contrast zu der malerischen Umgebung, und zu der winkeligen Bergstadt.

Hier waltet die historische Erinnerung vor, dort manifestirt sich die lebensvolle Gegenwart mit ihrem Hasten und Jagen und der Fülle von Kraft und Arbeitsdrang. Bleiben wir vorläufig im Schatten der Vergangenheit. Sie hat etwas anheimelndes hier oben, wo eines der ältesten Bauwerke des Christenthums auf uns altersgrau und ehrwürdig herabsieht. Das ist der Dom von St. Just, eine Basilica — die in Mitteleuropa nur noch zwei ebenbürtige Seitenstücke aufzuweisen hat: den Patriarchen-Dom zu Aquileja und die uralte Kathedrale von Parenzo. Auf der Stätte, die der Dom einnimmt, hatte sich einst ein Scenenwechsel vollzogen, den man auch anderwärts häufig genug beobachten kann: ein römischer Tempel hatte einem christlichen Gotteshause Platz machen müssen. Die Wahl des Platzes für den Cult der capitolinischen Götter war gut; das Heiligthum krönte die erste Uferstufe und lag sonnenheiter zu Häupten des römischen Tergeste, dessen Galeeren und Handelsschiffe sich in den Raum drängten, der heute vom Molo Giuseppina und Molo Santa Teresa (mit dem Leuchtthurme an der Spitze) begrenzt wird. Darüber ragte das Capitol.

Die Erbauung der Basilica fällt in das IV. Jahrhundert. Sie erhielt im VI. Jahrhundert eine zweite Kirche zur Nachbarschaft; beide Kirchen wurden zu Beginn des XIV. Jahrhunderts zu einer einzigen verschmolzen. Die so zustande gekommene Doppel-Basilica nahm den Namen des jüngeren Baues (San Giusto) an, während der ältere Name (Mariana) nur in der Erinnerung blieb. Der Innenraum des ungemein geräumigen Heiligthums ist durch vier Säulenreihen in fünf Schiffe getheilt und besitzt in der Halbkugel der Apsis des nördlichen Seitenschiffes merkwürdige Mosaiken in Farben auf Goldgrund. Man sieht die Apostel und darüber Maria mit einem Chor von Engeln, alles in prächtigen Farben. Apostel- und Mariengruppe stammen übrigens nicht aus derselben Zeit, was ein geübtes Auge aus dem bei weitem größeren Kunstwerth des Marien-Mosaiks sofort entnimmt. Es stammt aus dem XI. Jahrhundert. Die primitivere Apostel-Gruppe hingegen weist das respectable Alter von mindestens elf

Jahrhunderten auf. Die anderen im Dom vorhandenen Bilder sind von geringerem Interesse.

Von Außen präsentirt sich der Dom als ein recht archäologisches Kleinod. Die mit Büsten auf Consolen und mit runden Fensterlöchern geschmückte Façade zeigt auf zwei Drittel-Höhe eine riesige Fensterrose und wird von dem massigen Thurme flankirt, der vor etwa achthundert Jahren auf dem Fundamente eines römischen Bauwerkes aufgeführt wurde .... Dem Dome gegenüber liegt das Museo lapidario triestino ed aquileiese, wo man Winckelmann's Monument bewundern kann. Der berühmte Alterthumsforscher fiel bekanntlich der Habsucht eines Italieners, dem er seinen Vorrath von goldenen Münzen gezeigt hatte, zum Opfer, und zwar in der Locanda Grande, wo am 8. Juli 1768 der ruchlose Mord durch Francesco Arcangeli begangen wurde. Man erblickt das aus einem hohen Sockel und dem, von einem Engel gekrönten Sarkophag bestehende Monument unter dunkler Bogenwölbung, von grünem Gezweig umrahmt, und liest die Inschrift: »Joanni Winckelmanno, domo Stendelia, praef. Monumentis Romae curandis maxima politioris humanitatis laude florenti, qui adita Vindobona sedem honoris sui repetens manu advenae proditoris hac in urbe peremtus est etc. ....

Vom Aussichtsplatze vor dem Dome lockt der Abstieg nach Süden, wo die grünen Hügel der Chiarbola liegen und das romantische Gestade von San Andrea mit der lieblichen Küste von Muggia eine der reizendsten Buchten der Adria bildet. Eine feine Rauchlinie und der helle Silberstreifen des Kielwassers zeigt uns die Richtung eines der kleinen Dampfer an, die fast ununterbrochen jene stille Bucht durchsteuern. Der Hintergrund ist bergerfüllt und auch ein Theil der bleichen Felswand, die im Südosten aufragt und den Tschitschenboden stützt, tritt noch in den Rahmen des Bildes ein. Gern würden wir länger bei diesem Anblicke verweilen, aber wir müssen hinab, in das Gewirr der Gassen der Altstadt zurück und aus ihnen auf den lichten und luftigen Hauptplatz hinaus, dessen schönster Schmuck das neue monumentale Rathhaus ist. Auf seinen weit ausladenden Gesimsen tummeln sich Schaaren von Tauben, oder bedecken den Platz selber wolkendicht, wenn ihnen Futter gestreut wird — ein Bild, das lebhaft

an den Marcusplatz erinnert. Auf demselben Platze drängen sich auch die Buden mit der erquicklichen Fülle von Gartenfrüchten und ragt der mit allegorischen Darstellungen geschmückte Brunnen der alten theresianischen Wasserleitung — ein Werk Mazzolinis aus dem Jahre 1751. — Auch steht hier die Marmorstatue Karls VI., dessen Name, wie wir später sehen werden, mit dem Gedeihen Triest's innig verknüpft ist.

Ein öffentlicher Garten, der sich leider durch Mangel an erquickendem Schatten auszeichnet, trennt uns von den Quais der alten Rhede. Hier fluthet der volle Lebensstrom des Emporiums. Im Sommer freilich, wenn die unerträglichen Gluthwellen über Land und Meer wallen und Alles erschlaffen machen, versiegt auch dieser Strom bis auf die Schaar jener unermüdlich thätigen Facchini, die namentlich auf dem Molo San Carlo mit dem Laden oder Löschen der Lloyddampfer beschäftigt sind. Dort eilen sie geschäftig die schwankenden Landungstreppen auf und nieder, daß sie elastisch schwingen, den Oberkörper entblößt, um den Kopf ein Tuch als Schutz gegen die Sonne gewunden .... »Hojo-tirra-hoj!« .... So tönts, einzeln, im Chor; hier brüllt es im dumpfen Basse, dort klingt's glockenrein, als wäre der breitschultrige Facchino direct von der Fenice oder Scala in die salzige Meerfluth der Adria versetzt worden, um unter dem Rasseln der Ankerketten, dem Knarren der Raaen und Krahne seine Tenorstimme zur Geltung kommen zu lassen.

Ein wunderbares Bild, diese Triester Hafenscenen! Dicht vor uns die stolzen Lloyddampfer, der »Polluce«, der »Jupiter«, der herrliche »Helios«, die riesige »Pandora« und die »Meduſa« — weiter drüben ein Gewirr von Masten, grauen und schwarzen Schiffsbäuchen, buntfarbigen Wimpeln und das Chaos von Gaeten, Misticos, Navicellos, Trabacolos, Brazzeras, Polaccas, Tartanas und wie die gebrechlichen Nußschalen, die die Adria und selbst das Mittelmeer befahren, noch Namen führen mögen!.... Eine schwarze Rauchpinne verfinstert den Molo San Carlo. Ein Ostindienfahrer macht »reiseklar«, und die letzten Ballen sind eben unter dem markerschütternden Gerassel des Dampfkrahns im tiefsten Schiffsbauche verschwunden .... Der leise Scirocco schaukelt breitbasige Quersegelschiffe, und mit den gekräuselten Wellen kämpft das aus Capo d'Istria kommende

winzige Localboot .... Ueberall Leben und Bewegung, Rauch, Dunst und Nebel, und dazwischen ein breites Sonnenband, das das Hafenbecken perlmutterfärbig erglänzen macht. Und der bleiche Lichtschimmer auf den fernen Alpenhöhen! So verdammt des Mondes Silber, wenn Aurora's Purpurfinger die Wolkengardinen am Morgenhimmel lüften.

Diese lebendige Scenerie spiegelt sich in manch schönem Augenpaare wieder, das über die Bordwand eines reiseklaren Lloyddampfers herüberschweift. Fast räthselhafter noch als der Farbenschmelz des Gewässers, ist der feuchte Glanz, der an diesen blauen Sternen haftet. Bald sind sie von sammtenen Wimpern überschattet, bald lugen sie weit aus, bis in nebelschwere Ferne, wo die spitzflügelige Möve die weißen Perlenschnüre der Wellenkämme streift .... Und dann wieder dieses musikalische »Hojo-tirrahoj!«, das die wettergebräunten Matrosen und Facchini ertönen lassen, indem sie tactmäßig mit ihren nackten Sohlen die Landungstreppen und Borddielen schlagen .... Nach einer Stunde aber schwimmt der prächtige Dampfer weit draußen in der sambblauen Adria und der Scheidende sieht die Contouren Triests und die über den Küstenrand ragenden Berggipfel im violetten Nebel verschwinden. Nur der prächtige Leuchtthurm bleibt noch geraume Zeit sichtbar und um seine Laterne spielen die scheidenden Sonnenflocken. Später liegt mattfarbige Dämmerung auf dem Gewässer, dann fällt jäh die Nacht ein und im Hafen wird es stille ....

Der Molo San Carlo bildet die Scheidelinie zwischen der sogenannten »alten Rhede« und dem »neuen Hafen«, der in die großartigen Anlagen des Südbahnhofes einbezogen ist und mit ihm durch ein System von Schienensträngen in Verbindung steht. Die alte Rhede erstreckt sich bis ans Südende der Stadt, wo der Molo Santa Teresa mit dem Leuchtthurme übergreift und ein kleines Becken für Küstenschiffe abschließt. Weiter begrenzt wird dieses kleine Hafenbecken durch den Molo Giuseppina, der am Josefsplatze wurzelt. Hier erhebt sich eines der modernen Wahrzeichen von Triest — das Denkmal Maximilians. Es besteht aus drei übereinander gestellten Sockeln, von denen der unterste viereckig, der mittlere achteckig, der obere rund ist, und dem Standbilde in Erzguß (nach Schilling's Modell) — des Kaisers Gestalt in Admiralsuniform darstellend. Zu den Füßen der Statue

liest man den Testamentsspruch des Kaisers, die wehmüthigen Worte: »Der österreichischen Marine, die ich so sehr liebte, allen meinen Freunden längs der Adria mein letztes Lebewohl. 16. Juli 1868. Maximilian.« ....

Auf der Piazza Giuseppina dürfen wir das Civico Museo Revoltella nicht vergessen, dessen Sammlungen, zumal die Sculpturen von Magni, sehenswerth sind. Wir setzen unsere Wanderung nicht nach Süden fort, sondern wandern zurück, kreuzen den Leipziger Platz (Piazza Lipsia), wo das städtische Museum (Museo Civico) mit seinen interessanten naturhistorischen Sammlungen und den zahlreichen Objecten des Alterthumsmuseums (Museo d'Antichità) .... Dann stehen wir wieder auf dem großen Platze und sehen zwischen dem Municipalgebäude und dem prächtigen Hôtel Delorme auf den interessantesten Platz Triests hinüber — den Börseplatz.

Er ist von unregelmäßiger Grundform und räumlich nicht bedeutend; die Gebäude aber, welche ihn einschließen, sind wahre Prachtbauten, so das riesige Tergesteum (Tergesteo), in dem die Bureaux des österreichisch-ungarischen Lloyd, der Lesesaal, die Räumlichkeiten für die Börsegeschäfte und andere, geselligen und Handelszwecken dienenden Räumlichkeiten sich befinden. Außen wandelt man an den Schaufenstern von Kaufgewölben vorüber. Von geringeren Dimensionen ist das alte Börsegebäude (von Mollari) mit seinem mächtigen, innen mit Standbildern geschmückten Porticus und den weitläufigen, zum Theile freskengeschmückten inneren Räumlichkeiten. Als Börse wird dieses Gebäude heute nicht mehr benützt.

Wenn wir in der Mitte des Börseplatzes stehen, dort wo das erzene Standbild Leopold's I. auf hoher Marmorsäule sich erhebt, und der Lebensstrom der Handelsstadt nicht minder mächtig vorüberwallt, wie an den Hafenquais, so durchmessen wir mit den Blicken die langen Häuserzeilen des Corso, des fashionablen Tummelplatzes der Triestiner. Er durchschneidet die Stadt fast in genau westöstlicher Richtung und trennt die südlich gelegene Altstadt von der nordwärts, bis zum Bahnhofe und zu den Abhängen der Küste hinaufdrängenden Neustadt. Vom Corso aus können wir bis an dessen Ende vorschreiten und vor das Teatro Armonia treten, um dessen reiche, mit Karyatiden, Statuen und Büsten geschmückte Front zu bewundern, oder halbwegs abschwenken, um die breite Quergasse einzuschlagen, die zum

großen Canal (Canal grande) hinüberführt. Wir stehen dann hart vor der Façade der wenig über fünfzig Jahre alten Kirche San Antonio und sehen über den mehr als einen Kilometer langen Canal hinweg, auf dem sich zahlreiche Fahrzeuge, darunter nicht wenig Quersegelschiffe, schaukeln.

Kathedrale San Giusto.

Der Canal, der, wie man sieht, tief in die Stadt hineintritt, ist auf beiden Seiten von stattlichen Gebäuden eingefaßt, und in der Mitte überbrückt. Es ist ein ungemein malerisches Bild, diese in das Herz der Stadt verpflanzte rege Hafenscenerie! Die Brücke — Ponte rosso — mündet auf der südlichen Seite in einem kleinen, nach jener benannten Platz. Wandert man rückwärts, um die Kirche San Antonio herum, und quert man in der Folge die (wie der Corso) von der Pferdebahn durchzogene Via del Torrente, so hat man die wahrhaft großstädtische Corsia Stadion, mit ihren Palästen und palastartigen Gebäuden vor sich. Wo sie endet, dehnt sich der Giardino Publico — der schönste Garten Triest's, mit vielfach gewundenen Kieswegen, Blumenparterres, Musikpavillon und Restauration und vielen lauschigen Plätzchen im zum Theile immergrünen Dickicht .... Wer aber in den unerträglich heißen Tagen des Triester Sommers ausgiebiger als in der dunstigen Atmosphäre des Stadtparks sich erquicken will, der steige zum Stadtwäldchen (Boschetto) hinauf und durch die Anlagen bis zur Villa Ferdinandea, und raste im Gasthaus »Zum Jäger«, wo die Luft ihre

Triest: Ansicht von Občina aus.

Backofengluth verliert und eine sanfte Brise von der Höhe Optschinas die Sinne erfrischt. Am besten freilich ist's oben in Optschina selber, auf sonniger, aber gleichwohl luftiger Karsthöhe, wo zu der leiblichen Erquickung der Genuß eines Rundblickes sich gesellt, der an Weite des Horizonts und Großartigkeit der landschaftlichen Gesammtwirkung im Bereiche des Triester Golfes nicht seines Gleichen hat. Namentlich bei Sonnenuntergang ist das Bild zauberhaft, wenn das Abendroth wie mit Raketengarben aus der purpurnen Meerfluth aufsteigt und der Glühschein des Reflexes in Feuercascaden über die Karst- und Küstenabhänge rinnt.

Winckelmann's Grab.

Solchen Genuß müssen wir uns aber versagen, denn wir haben in der Stadt selber noch weitere Rundschau zu halten. Wir kehren also durch die Corsia Stadion zurück, lenken hierauf in die Via del Torrente ein, wo wir einen Wagen der Pferdebahn besteigen können, um uns nach dem Stationsplatz (Piazza della stazione) hinüberführen zu lassen .... Hier stehen wir auf dem Boden der allerjüngsten Bauumwandlungen Triests. Das alte, unansehnliche, dabei ziemlich entlegene Aufnahmsgebäude der Südbahn ist außer Gebrauch und an seine Stelle ein imposanter Neubau getreten. Er sieht mit seiner breiten Façade auf die jungen Anlagen des Stationsplatzes, der auf der entgegengesetzten Seite durch eine ganze Front von Palästen oder palastartigen Gebäuden abgeschlossen ist. Er ist heute unbestritten der weitläufigste und stattlichste Platz Triests. Von ihm aus erblickt man

die ungeheueren Lagerhäuser des Bahnhofes und sieht auf den neuen Hafen hinaus, dessen Molos und Bassins mit dem davor liegenden Wellenbrecher das Werk der letzten zehn Jahre sind.

Es war seit jeher einer der Hauptübelstände der Stadt Triest, daß sie keinen sicheren geschlossenen Hafen, sondern nur eine offene, durch einige wenige Molos nothdürftig geschützte Rhede besaß, die den Anforderungen, welche man an ein großes Emporium stellen mußte, nicht genügte. Als Hafenplatz ist Triest, unbeschadet der sonstigen Pracht des Golfes, von der Natur stiefmütterlich bedacht. Bei Außenwinden aus Südost bis West fluthet die See mit ihrem mitunter enorm hohen Wellengange, fast hundert Seemeilen in den offenen Golf herein. Andererseits tritt die Bora, der gefürchtete Nordoststurm, häufig mit solch' elementarer Gewalt auf, daß Havarien ganz unvermeidlich sind. Die Chronik der See-Unfälle für den Triester Hafen weist eine unverhältnißmäßig große Zahl von Katastrophen oder Beschädigungen auf. Für die Jahre 1829, 1832, 1833 und 1835 sind vielfache Unglücksfälle verzeichnet. Im Februar 1841 trieb ein Borasturm ein amerikanisches Vollschiff vor Anker aus der Rhede, so daß es gezwungen war am Campo Marzo seine Masten zu kappen; im August 1844, dann von 1845 bis 1851 gab es allenthalben Havarien auf der Rhede; im März 1852 gab es einen gräulichen Borasturm, der sich in den folgenden Jahren immer wieder einstellte und jedesmal großen Schaden verursachte. Im Juli 1862 verursachte ein Nordsturm an den Platten- und Lichterbooten allein einen Schaden von dreitausend Gulden, hiezu Schaden an den Hafenboyen, Landfesten, Rammern, Ringen der Molos u. s. w., der jährlich Tausende beträgt. Ja es ist vorgekommen, daß Borastürme sogar den im geschlossenen Canale vertäuten Schiffen mannigfachen Schaden zugefügt haben. Dazu gesellt sich die empfindliche Verzögerung im Laden und Löschen, welche durch die Bora, die im Winter oft vierzehn Tage hindurch ununterbrochen wüthet, veranlaßt wird; es sollen auf diese Weise im Jahre oft siebzig Tage verloren gehen! Fälle, wie der am 6. August 1870, wo ein Weststurm die beiden schwimmenden Bäder in der Mitte des Hafens fast gänzlich zerstörte, gehören zwar zu den Ausnahmen, können aber immer wieder eintreten. Daß ein Weststurm solche Verheerungen anrichten konnte,

beweist um so mehr die Schutzlosigkeit der Triester Rhede nach allen Richtungen der Windrose. In der That hat vor mehreren Jahrzehnten (1829) ein Sturm aus Südwest bei 65.000 fl. Schaden verursacht.

Alle diese Uebelstände haben die Regierung frühzeitig zu dem Entschlusse gedrängt, Abhilfe zu schaffen und Hafenbauten in Angriff zu nehmen, welche dem Bedürfnisse der heutigen Schifffahrt entsprechen sollten. Es war aber dieser Entschluß nicht blos mit einer Kostenfrage verbunden, sondern auch mit einer Frage rein technischer Natur. Der Grundsatz, daß ein den Anforderungen der Neuzeit entsprechender Hafen derart eingerichtet sein müsse, daß die Schifffahrt ihre Operationen rasch und ausgiebig bewerkstelligen könnte, bedingt die Anlage von geräumigen und tiefen Bassins, große Quaientwicklung, bequeme Verbindung mit der Bahn und den Straßen, und nicht zuletzt geräumige Lagerflächen zur Anlage von Waarenmagazinen, Depots u. s. w..... Diese für einen Handelshafen unerläßlichen Bedingungen auch in Triest zu schaffen, war die Aufgabe der neuen Anlagen, welche die nordöstliche Hälfte der alten Rhede, d. h. die zwischen dem früheren Lazarethe und dem Salzmolo gelegene Strecke umfaßt. Die geradlinige Verbindung der äußersten Punkte der gedachten Objecte hat eine Länge von zwölfhundert Meter; aus dieser Linie treten drei Molos hervor und bilden zwei geräumige Bassins, welche nach Außen durch einen im offenen Meere stehenden und parallel mit der Quaimauer laufenden Damm oder Wellenbrecher geschlossen werden. Ursprünglich sollten vier Molos, beziehungsweise drei Bassins hergestellt werden, doch wurde die frühere Anordnung dieser Anlage dahin geändert, daß das dritte, gegen die Stadt gelegene Bassin aufgelassen und durch ein kleineres, an der Nordseite der Rhede gelegenes, speciell für Petroleumhandel bestimmtes Bassin ersetzt wurde.

Die Staatsverwaltung übergab die Ausführung des großartigen Werkes den erprobten Händen der Südbahn-Gesellschaft und verpflichtete dieselbe laut Vertrag vom 13. April 1867 den neuen Hafen bis Ende 1873 herzustellen. Die außerordentlichen Schwierigkeiten aber, welche sich der Entwicklung des Baues entgegenstellten, ließen den Termin als zu kurz erscheinen, so daß die Regierung selber im Interesse der soliden Ausführung es für geboten erachtete, die Bauzeit zu verlängern .... Die Bauleitung übernahm der

Südbahn-Inspector Friedrich Bömches, der mit großem Geschick und bewunderungswürdiger Energie den Schwierigkeiten, welche der Bau im Gefolge hatte, entgegentrat, und sie nach harten Geduldproben glücklich bezwang.

Diese Schwierigkeiten wurden durch die höchst ungünstigen Bodenverhältnisse der Rhede geschaffen. Die Bohrungen, welche bis zu einer Tiefe von sechszehn Metern in den Meeresgrund getrieben worden sind, stießen überall auf Schlamm, der aus aufgelöstem Thonmergel bestehend, eine sehr variable Consistenz besitzt, von dem flüssigen und breiartigen Zustande in den oberen, bis zu dem compacten in den unteren Schichten. Dieser elastische Untergrund zog den Uebelstand bedeutender »Bewegungen« der ausgeführten Anschüttungen nach sich, die sich zuletzt auch den Molo- und Quaimauern mittheilten. Um Abhilfe zu treffen, wurde zum Cyklopenbau gegriffen, der aber nur mit einem bedeutenden Aufwand von Zeit und Geld herzustellen war. Dennoch blieb der Erfolg geraume Zeit problematisch und nach den ersten Baujahren mußte man die Erfahrung machen, daß nicht eine einzige Quai- oder Molomauer von den Bewegungen des Meergrundes unverschont blieb. Ja es gab Quaistrecken, welche mehrmals entfernt und wieder neu errichtet werden mußten.

Zu diesen störenden Einflüssen gesellten sich in der Folge noch die Versleichtungen der Bassins, welche in Folge des Aufsteigens des Schlammes und des mit ihm, oder richtiger von ihm emporgedrückten Schüttungsmaterials entstanden: Versleichtungen, die auf die nothwendige Tiefe von mindestens $8^1/_2$ Metern nachträglich ausgebaggert werden mußten. Diese Arbeit war umso mühevoller und zeitraubender, als auch das häufige Auftreten von großen Blöcken die Leistungsfähigkeit der bestconstruirten Baggerapparate außerordentlich beeinträchtigte. Daß man schließlich Herr der Situation wurde, war vorauszusehen; die Hafenbauten überschritten aber hinsichtlich ihres Kostenpunktes in der Folge bedeutend das ursprüngliche Präliminare, d. h. sie betrugen zuletzt rund sechszehn Millionen Gulden ....*)

*) Ueber die Baugeschichte, die Material-Bewegung, die Details der Anlagen ꝛc., findet der Leser in dem, diesem Buche beigegebenen »Anhange« ausführliche Mittheilung. Desgleichen finden sich dort weitläufige statistische Daten über die Verkehrsverhältnisse der Südbahn, dann Berichte über die Technik der Schifffahrts-Erfordernisse, über Meeres-Producte und Studien zur Kenntniß des Meeres und dessen Boden, sowie über die Handelsverhältnisse im Triester Hafen u. dgl. m.

Der neue Hafen macht mit den dazu gehörigen Lagerhäusern, Depots und Waarenschupfen einen großartigen Eindruck. Zwischen den Entrepots laufen parallel mit den Quais Schienenstränge und werden von anderen geschnitten, welche die Verbindung mit den drei Molos herstellen. An diese Anlagen schließt der ungemein weitläufige Bahnhof der Südbahn, so daß beide neuen Anlagen einen Flächenraum einnehmen, der so groß ist, wie die ganze Neustadt Triests. Wenn man an der Spitze des alten Molo San Carlo steht, hat man gerade das Südende des Wellenbrechers vor sich und sieht in die weitläufigen Bassins hinein, die Raum zur Aufnahme ganzer Schiffsgeschwader bieten. Es wäre nur zu wünschen, daß diese Bassins jahrein und jahraus mit einem Mastenwalde sich füllten, der von einem Tag auf den andern sich nicht lichtet....

Lloyd-Capitän.

Mit unseren Mittheilungen über die Triester Hafenbauten greifen wir auf das Gebiet des Seewesens über, dessen historische Entwicklung — soweit sie Oesterreich-Ungarn und die Adria betrifft — wir in knappen Zügen vorführen möchten. Das maritime Leben der österreichischen Erblande begann unmittelbar nach jenem denkwürdigen Ereigniß vom 30. September 1382: Der freiwilligen Unterwerfung der Stadt Triest unter die Herrschaft des Herzogs Leopold III..... Oesterreich, bisher ein Binnenstaat, erstreckte sich zum erstenmale bis ans Meer, womit eine neue Epoche des nachmals so mächtigen mitteleuropäischen Staates beginnt.

Daß die ersten maritimen Bestrebungen und Erfolge sehr bescheidener Natur waren, liegt auf der Hand. In der Adria herrschte das mächtige Venedig, und mehr als einmal erschienen die Geschwader der Republik im Golfe von Triest (in Muggia hatte sie ohnedies an der Neige des XIV. Jahrhunderts festen Fuß gefaßt), riß die Stadt an sich, um sie wieder zu verlieren, und so fort durch eine Reihe von vielen Jahrzehnten: Ereignisse, welche die Begründung, geschweige die Entwicklung, des österreichischen Seewesens vollständig vereitelten. Dazu kamen noch die Piraten-Umtriebe der Uskoken, welche zwar meist nur gegen die türkischen und venetianischen Schiffe ihre Unternehmungen richteten, dabei aber dem Handel an sich großen Schaden zufügten.

Diese Zeit der Bedrängniß erhielt ihren vorläufigen Abschluß unter der Regierung Kaiser Karl's VI., der mittelst Patent vom 2. Juni 1717 die freie Schifffahrt auf dem Adriatischen Meere decretirte, und zwei Jahre später (Patent vom 18. März 1719) Triest und Fiume zu Freihäfen erklärte. Gleichzeitig war der Monarch darauf bedacht eine Reichsflotte zu schaffen, die absolut nöthig war, um das begonnene Werk auch nach außen zu vertreten, d. h. die Schifffahrt und den Handel zu schützen. Den Stock der ersten österreichischen Flotte bildeten die drei Linienschiffe »San Carlo«, »Santa Elisabetta« und »San Michele«, welche aus Neapel (das damals österreichisch war) bezogen wurden. Gleichzeitig entstanden in Triest und Porto-Ré die ersten Schiffswerften, auf denen weitere drei Linienschiffe, dann mehrere Fregatten und eine größere Anzahl von Fahrzeugen geringeren Ranges gebaut und in Dienst gestellt wurden. Der Anfang war also immerhin bemerkenswerth. Mit der neuen stattlichen Flotte konnte dem Terrorismus der venetianischen Republik entgegengetreten und dem Handel ausgiebigster Schutz zu Theil werden.

Das Freihafen-Patent Karl's VI. ist sehr bemerkenswerth, der Rechtsauffassung wegen, die neuerdings in dieser Frage sich bemerkbar macht. In einem Abschnitte des betreffenden Patentes heißt es deutlich: »Die am Adriatischen Meere liegenden Städte Triest und Fiume werden derzeit (!) zu Freihäfen (porti franchi) erklärt, in welchen die fremden Kaufleute künftig mit größerem Nutzen aus erster Hand Waaren erlangen können, welche sie sonst in den Erbländern aus zweiter, dritter, vierter oder fünfter Hand

kaufen müssen« .... Es war also ein ursprünglich nur auf die Entrepots beschränktes Recht, das erst im Laufe der Zeit jene Erweiterung fand, welche heute das sogenannte »historische« Freihafenrecht Triests ausmacht. Die Absicht des Kaisers Karl VI. ging in erster Linie dahin, den Handel mit einheimischen Erzeugnissen zu heben, ausländisches Capital und Unternehmen ins Land zu ziehen und Jedermann zu ermöglichen, Industrie-Etablissements unter Zusicherung besonderer Vorrechte in's Leben zu rufen. Es war also eine Handelspolitik im großen Style, welche in erster Linie das Reichswohl vor Augen hatte, nicht aber das ganz specielle Interesse der Stadt Triest, wie nachmals die Auffassung unter den Handeltreibenden der letzteren sich geltend machte. Unter den Triestinern füllte bald der Particularismus und der engherzige Local-Patriotismus, wenn nicht vollends egoistisches Streben nach Erwerb, alle Strebungen aus, und dabei ist es bis auf den Tag geblieben .... »Alles für Triest, nichts für das Hinterland!« war und blieb das Schlagwort jener Krämerpolitik. Schon der Gründung der ersten Industrie- und Handelsgesellschaft unter Karl VI. legten die Triestiner alle erdenklichen Hindernisse in den Weg, die thatsächlich den Untergang des Unternehmens herbeiführten.

Verderbliche Einflüsse solcher Art machten sich alsbald im bedauerlichen Grade fühlbar. Schon zwanzig Jahre nach jenem Freihafen-Patent stockten Handel und Wandel, gab es keinen Unternehmungsgeist mehr. Im Jahre 1737 trug sich die beschämende Thatsache zu, daß Oesterreich seine großen Vollschiffe der venetianischen Republik zum Kaufe antrug. Das Anerbieten wurde abgewiesen und nun blieben die Fahrzeuge abgetakelt im Triester Hafen liegen, bis sie verfaulten. Damals sank der »San Carlo« infolge eines Lecks auf der Rhede und über seinen Trümmern erhob sich der große Molo gleichen Namens .... Die Verhältnisse besserten sich nur wenig unter der Kaiserin Maria Theresia, die trotz der Ungunst der Verhältnisse ihr Augenmerk ununterbrochen auf die Entwicklung des Seehandels und des Seewesens im Allgemeinen gerichtet hatte. Erst unter Josef II. kamen die Bestrebungen in ein besseres Fahrwasser ....

Im Arsenal-Museum zu Pola befindet sich unter zahlreichen, höchst interessanten Gegenständen, welche die österreichische Kriegsmarine, ihre Entwicklungsgeschichte, Kriegsthaten, Orlogschiffe älteren und neueren Datums

betreffen, auch das Bugbild der Corvette »Carolina«. Es war das zweite Schiff der österreichischen Marine, welches nach Ostindien gesteuert war. Diese Unternehmung fällt in das Jahr 1820.... Zwischen ihr und der ersten, welche in die Zeit Kaiser Josef's zurückreicht, liegt ein Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren. Es hat sonach den Anschein, daß die stolzen Hoffnungen, welche von jenem edlen Monarchen, dem die fortschrittliche Ent-

Börseplatz in Triest.

wicklung seines Reiches so sehr am Herzen lag, hinsichtlich der anzubahnenden Handelsbeziehungen mit fernen Erdtheilen ehesten in Trümmer gingen.

Der Anfang zu den überseeischen Unternehmungen, wie sie Kaiser Josef plante und zum Theile auch ausführte, barg allerdings enorme Schwierigkeiten, erwägt man, daß vor Josef II. die österreichische Kriegsmarine kaum dem Namen nach bestand. Kam es zwischen dem Kaiserhause und den südlichen Nachbaren zum Kriege, so wurde eine entsprechende Anzahl von Handelsschiffen zu Kriegszwecken ausgerüstet, bestückt und bemannt, und hauptsächlich

Miramar.

mit der Aufgabe betraut, den Handel zu schützen und die heimatlichen Küsten gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen. Eines offensiven Charakters entbehrte eine solcher Art improvisirte Kriegsflotte ganz und gar. Einen so aggressiv vorgehenden Geist, wie wir ihn in der Persönlichkeit Josef's II. verkörpert finden, konnte aber die klägliche Rolle, welche bis dahin die österreichische Kriegsmarine gespielt hatte, kaum sonderlich erbauen. Der erste Schritt mußte geschehen, und er geschah, indem eine permanente Kriegsflotte geschaffen, d. h. Schiffe eigens zu militärisch-maritimen Zwecken in Dienst gestellt und mit einer eigenen Flagge beschenkt wurden. Seitdem hat sich die roth-weiß-rothe Orlogflagge der k. k. Seemacht in allen Meeren, und selbst in den entlegensten Continenten eine achtunggebietende Stellung und die ungetheilte Anerkennung aller seefahrenden Nationen errungen.

Die erste überseeische Unternehmung Oesterreichs muthet in unserer rasch lebenden, den ganzen Erdball mit einem engmaschigen Verkehrsnetze umspannenden Zeit fast märchenhaft an; es war eine Robinsonnade, welche viele Jahre währte, die mit unbestreitbarer Energie in Angriff genommen wurde, schließlich aber gleichwohl kläglich scheiterte. Man wollte damals eine Aufgabe mit dem Aufwand der denkbar geringsten Machtmittel lösen und noch obendrein in so entlegenen Erdräumen, wie der bengalische Golf und die Insel Madagascar. In dem Josephinischen Plane, den Handel Triests mit den Emporien Indiens, Chinas, Persiens und Ost-Afrikas in directe Beziehungen zu bringen, steckt unverkennbar ein verwandtschaftliches Moment mit den großartigen Strebungen Alexander's von Macedonien, des unvergleichlichen Eroberers, dem der militärische Triumph niemals genügte, und der das Schwert nur als den gewaltigen Bahnbrecher ansah, dem Handel und friedlicher Weltverkehr auf dem Fuße folgten.

Es war zu Beginn der Siebziger-Jahre des vorigen Jahrhunderts, als die roth-weiß-rothe Kriegsflagge zum erstenmale im Hafen von Fiume flatterte. Kurz darnach wußte der Holländer Wilhelm Bolts den Kaiser für das Project einer überseeischen Unternehmung derart zu interessiren, daß dieser den Befehl zum Kaufe und zur Ausrüstung eines Indienfahrers erfließen ließ. Das Schiff — eine Fregatte — wurde in London käuflich erworben, auf den Namen »Josef und Theresia« getauft und ging im

März 1776 unter Commando jenes W. Bolts in See .... Die Expedition hatte keine eigentliche militärische Mission. Gewaltmittel sollten in keinem Falle zur Anwendung gelangen, territoriale Eroberungen nur auf friedlichem Wege gemacht werden. W. Bolts hatte den gemessenen Befehl, »von allen jenen Ländern im Namen des Kaisers Besitz zu ergreifen, die er von den indischen Fürsten überlassen erhalten sollte.«

Es begreift sich unschwer, daß bei der damaligen spärlichen Kenntniß von den geographischen und ethnographischen Verhältnissen der südasiatischen und überhaupt außereuropäischen Welt, der Begriff »indisch« keineswegs ein scharf umschriebener war, und diese Annahme findet man bestätigt, wenn man die Resultate der Expedition in Betracht zieht .... Nach fast einjähriger Seefahrt, die durch Zwischenfälle aller Art erheblich verzögert wurde, lief die österreichische Fregatte einige Häfen von Madagascar an. Bolts gründete hier Factoreien und verließ ehestens wieder die Insel, um seinen Weg nach Indien fortzusetzen. Er kam zunächst nach Malakka, wo er gleichfalls Factoreien gründete, und segelte schließlich nach den Nicobarischen Inseln, von denen er am 1. April 1778, also zwei Jahre und ein Monat nach der Abfahrt von London, im Namen des Kaisers Josef II. Besitz nahm.

Leider sollte das Unternehmen kläglich enden. Alle Herrlichkeiten der Natur konnten die Plagen nicht aufwiegen, die unter diesem sonst so milden Himmel des bengalischen Golfes seit Menschengedenken herrschten. Nur wenige Jahre währte die österreichische Occupation; die Handelsgesellschaft, die man mit so großen Hoffnungen ins Leben gerufen hatte, mußte aufgelöst werden, die gegründete Factorei auf Nangkauri wurde rapid entvölkert, und der Rest der Colonie mußte von dänischen Missionären in Sicherheit gebracht werden, um dieselbe vor dem Untergange zu retten .... Kaiser Josef's Traum sollte aber für Oesterreich nie in Erfüllung gehen, denn noch heute ist es ohne Colonie, ohne Flottenstation oder Factorei in den fernen Erdtheilen, wo Tausende seiner Staatsangehörigen fast ohne Verbindung mit der Heimat leben. Heute aber verfügt die österreichische Kriegsmarine über andere Machtmittel wie vor hundert Jahren, wo die Fregatte »Josef und Maria Theresia« den ganzen Stolz des unternehmungslustigen Kaisers ausmachte.

Es wird nicht zu verkennen sein, daß auch bei diesem Mißerfolge die Triester ihre Hände im Spiele hatten. Ihren Intriguen war es zunächst zu verdanken, daß Bolts, der in Triest an die Spitze einer Handelsgesellschaft getreten war, gestürzt und entfernt wurde. Man bestürmte die Regierung, sich nicht mit Indien, sondern mit China einzulassen, in Triest ein Arsenal zu errichten und eine Handelsflotte von Chinafahrern auszurüsten. Für letztere wurde die Regierung um eine Staatssubvention in der Höhe von sieben Millionen angegangen. Auch diesmal kam man den Wünschen der Triester entgegen und 1782 wurden sieben Schiffe ausgerüstet und nach Ostasien abgesendet. Das Unternehmen machte aber vollständig Fiasco.

Das österreichische Seewesen kam also, wie man sieht, nicht vom Flecke. Erst mit dem Jahre 1797, in welchem Oesterreich laut Bestimmung der Friedenstractate von Campo Formio in den Besitz Venetiens, des venetianischen Istrien und Dalmatiens exclusive Ragusas, sammt allen dalmatinischen Inseln getreten war, besserte sich mit einem Schlage die Situation. Nun war man im Besitze des Arsenals von Venedig mit all seinen Kriegsfahrzeugen. Die infolge dessen mit 1. Januar 1798 übernommene venetianische Flotte wurde allmählich nach österreichischen Grundsätzen organisirt und Erzherzog Karl Ludwig als Kriegs- und Marineminister eingesetzt .... Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange, und durch den Frieden von Preßburg ging Alles — Land- und Seebesitz — wieder verloren. Ja im Jahre 1809 büßte es sogar Triest und das dazu gehörige Küstengebiet ein, so daß Oesterreich nach fünfthalb Jahrhunderten — wieder ein Binnenstaat war! Erst der Sturz Napoleon's und der Pariser Friede von 1814 machte dieser demüthigen Situation ein Ende. Oesterreich kam neuerdings in den Besitz von Venedig, seines Arsenals und einer großen Anzahl von theils alten venetianischen, theils neuen italienischen Schiffen, wodurch die österreichische Kriegsmarine sich zu einer ansehnlichen Macht gestaltete.

Die nächste Folge hievon war ein bedeutender Aufschwung des Handels und des Seewesens überhaupt. In die nächste Zeit (1820) fällt die Indienfahrt der »Carolina«, die Züchtigung der marokkanischen Piraten (1829), welche österreichische Handelsschiffe gekapert hatten, und die militärische Expedition nach Saida, letztere im Vereine mit den englischen und türkischen

betreffen, auch das Bugbild der Corvette »Carolina«. Es war das zweite Schiff der österreichischen Marine, welches nach Ostindien gesteuert war. Diese Unternehmung fällt in das Jahr 1820.... Zwischen ihr und der ersten, welche in die Zeit Kaiser Josef's zurückreicht, liegt ein Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren. Es hat sonach den Anschein, daß die stolzen Hoffnungen, welche von jenem edlen Monarchen, dem die fortschrittliche Ent-

Börseplatz in Triest.

wicklung seines Reiches so sehr am Herzen lag, hinsichtlich der anzubahnenden Handelsbeziehungen mit fernen Erdtheilen ehesten in Trümmer gingen.

Der Anfang zu den überseeischen Unternehmungen, wie sie Kaiser Josef plante und zum Theile auch ausführte, barg allerdings enorme Schwierigkeiten, erwägt man, daß vor Josef II. die österreichische Kriegsmarine kaum dem Namen nach bestand. Kam es zwischen dem Kaiserhause und den südlichen Nachbaren zum Kriege, so wurde eine entsprechende Anzahl von Handelsschiffen zu Kriegszwecken ausgerüstet, bestückt und bemannt, und hauptsächlich

Miramar.

Geschwadern .... Im Jahre 1848 trat noch einmal ein Rückfall ein, da Oesterreich in diesem Jahre durch den Abfall Venedigs fast seine ganze Flotte eingebüßt hatte. Damals war die Lloyd-Gesellschaft bereits gegründet und einer seiner Dampfer (die »Custozza«), der zu Kriegszwecken armirt und ausgerüstet wurde, nahm vor Venedig den Kampf mit seinem weit überlegenen Gegner mit Erfolg auf, da es jenem nicht gelang, die Blocade zu brechen.

Nach den Revolutionsjahren trat die dauernde Consolidirung der Verhältnisse, die großartige Entwicklung der Kriegsflotte, und die immerhin beachtenswerthe Handelsthätigkeit Triests ein .... Heute laufen diesen Hafen jährlich an 1600 Dampfer und 7000 Schiffe langer Fahrt an, mit einem durchschnittlichen Import von 140 Millionen und einem Export von 110 Millionen Gulden .... Mittelpunkt des Verkehrs ist die im Jahre 1833 ins Leben gerufene Dampfschifffahrts-Gesellschaft des österreichisch-ungarischen Lloyd, die mit ihrer Flotte von 79 Dampfern (Anfang 1881) die Adria und das östliche Mittelmeer befährt, indische und ostasiatische und neuerdings auch amerikanische Häfen anläuft. Die Gesellschaft besitzt ihr eigenes Arsenal, das am Gestade von San Andrea, in einer sonnigen, von grünen Hängen umrahmten Bucht liegt und eines der sehenswerthesten Marine-Etablissements der Adria ist.

Es ist ein anmuthiger Spaziergang dahin, im Schatten junger Platanen, mit den reizenden Durchblicken nach der gegenüberliegenden Küste von Muggia und den leuchtenden Villen und Landhäuschen im Gartengrün zur Linken. Wir gelangen zuerst am Stabilimento tecnico triestino vorüber und stehen alsbald vor dem Thore des Etablissements, in das man auf Stufen zum Strande hinabgeht. Was uns zunächst auffällt, ist das Directions-Gebäude mit seinem grünen Mantel von wildem Weinrebengeranke, das sich über die hellen Kalkquadern spannt. Die Arbeitsgebäude und Werkstätten selber machen einen großartigen Eindruck. Fast zweitausend Arbeiter zählt hier die Schaar jener modernen Cyklopen, welche den Dampf meistern und seine Kraft zu den gewaltigsten Leistungen ausnützen. Ueberall manifestirt sich regsame Thätigkeit, seis in den ungeheuren Räumen der Gußhäuser, der Maschinenwerkstätte, der Schlosserei, dem Maschinensaale, oder auf dem Stapelplatze oder im großen Dock.

Wir durchschreiten die einzelnen Räume und verfolgen mit wachsendem Interesse das Werden jener gewaltigen, comfortablen Fahrzeuge, welche jährlich Tausende von Reisenden in entfernte Länder tragen. Hier erdröhnt der Boden von den mächtigen Schlägen des Dampfhammers, der gigantische Eisenblöcke bearbeitet — dort verursachen die Drehbänke, Dampfbohrer und Dampfhobel, das Surren der Transmissionen, das Geklapper der Schlosser und Kesselschmiede eine infernalische Musik, die die Sinne förmlich betäubt. Montirte Maschinen liegen bereit, um mittelst des imposanten Scheerenkrahns, der am Ufer steht, in die Maschinenräume fertiggestellter Dampfer versenkt zu werden. Daneben hantiren Tischler und Anstreicher, Zeichner und Tapezierer, Maler und Modelleure. Selbst im Freien, wenn wir über die weitläufigen Materialplätze wandeln, verfolgt uns die Gluth der Essen, welche aus den Schloten emporschlägt und der rußige Dunst, der zur Sonne emporquirlt und schließlich über dem sattblauen Meere verflüchtigt.

Auf den Stapeln lernen wir, instructiver als irgendwelche Beschreibung, oder die trefflichste bildliche Darstellung es vermöchte, die Entstehungsgeschichte eines großen Postdampfers kennen. Vom Legen des Kiels bis zur Aufzimmerung und Montirung tritt jede Detailarbeit klar vor Augen. Die stattlichsten Lloydschiffe — wie »Helios«, »Pandora«, »Medusa«, »Polluce« u. a. m. — mit einem durchschnittlichen Deplacement zwischen vier- bis fünftausend Tonnen und darüber, sind von hier in ihr Element, in die blaue Adria, abgelassen worden. An die Gebrechlichkeit alles irdischen Seins gemahnt das neben der Werfte placirte Dock, wo die stolzen Oceanfahrer von Zeit zu Zeit »in Pflege« übernommen werden, um Schäden, die sie erlitten, an ihnen gut zu machen, Reinigungen vorzunehmen und den Kolossen überhaupt jenes stattliche Aussehen wieder zu verleihen, das sie besaßen, als sie ihre ersten Fahrten in die weite Welt vollführten .... Die Dimensionen des Dockes zeigen, daß wir es hier mit einem hydrotechnischen Bauwerke hervorragendster Gattung zu thun haben. Die Länge desselben beträgt 120·7 Meter, die Breite 22·86, die Tiefe unter dem Meeresspiegel 6·41 Meter .... Zu dem gleichen Zwecke wie das Dock dient das Slip, welches eine Länge von 241·04, eine Breite von 22·86 und eine Tiefe (unter dem Meeresspiegel) von 6·41 Meter besitzt. In beide Objecte

kommen jährlich bei 130 Schiffe behufs Ausbesserung, Reinigung und Anstreichung des Schiffsbodens. Für Neubauten und Reparaturen werden von der Gesellschaft jährlich bei zwei Millionen Gulden verausgabt.

Es mag bei diesem Anlasse erwähnt werden, daß das Lloydarsenal, in seinem dermaligen musterhaften Zustande, eines der hervorragendsten Etablissements Oesterreichs-Ungarns ist, das nunmehr, von der ausländischen Industrie gänzlich unabhängig, jede auf den Schiff- und Maschinenbau ein-

Landleute aus der Umgebung von Triest.

schlägige Arbeit auszuführen im Stande ist, und dessen Einrichtungen auch im Auslande Beifall und Anerkennung gefunden haben. Im letzten Decennium sind aus dem Lloydarsenale im Ganzen 16 große Eisenschiffe mit einem Totaldeplacement von 37.176 Tonnen hervorgegangen. Im Jahre 1881 betrug der Flottenstand 79 Dampfer .... Das Gesammtareal des Etablissements mißt 113.089·2 Quadratmeter; zum Betriebe sämmtlicher Maschinen sind 25 Dampfmotoren vorhanden. Die beiden Motoren für das Slip repräsentiren 110 Pferdekräfte, die drei Motoren für das Dock 140 Pferdekräfte; der Motor für den großen Scheerenkrahn ist 50 Pferdekräften equivalent.

Trieſt: Der Molo San Carlo.

Unter den Hilfsarbeitsmaschinen zählt man 83 Drehbänke, 22 Hobelmaschinen, 32 Bohrer, 10 Schraubenschneidmaschinen, 1 Metallsäge, 18 Stoß- und Schneidemaschinen, 2 Nuthstoßmaschinen, 14 Holzbearbeitungsmaschinen, 2 Nietmaschinen, 13 Schleifapparate, 7 Ventilatoren, 22 Hilfsarbeits-

Ein Ostindienfahrer des Lloyd.

maschinen für verschiedene Zwecke und 4 Dampfhämmer zum Bearbeiten von Schmiedestücken bis zu einem Gewichte von 40.000 Kilo.

Es ist begreiflich, daß der Materialienverbrauch in einem Etablissement von der beschriebenen Ausdehnung und Leistungsfähigkeit, ein ganz enormer ist. Und diese Materialien sind, mit Ausnahme der eisernen Dampfkesselrohre und der eisernen Querbalken für Schiffe, durchwegs österreichischer

Provenienz. Für den Bedarf des Arsenals werden jährlich bezogen: 500 Cubikmeter Eichenholz (aus Steiermark und Istrien), 970 Cubikmeter Fichtenholz (aus Steiermark), 570 Cubikmeter Lärchenholz (aus Kärnten), 2000 Cubikmeter Tannenholz (aus Krain und Steiermark), 20 Cubikmeter Buchenholz (aus Istrien); ferner 12 Tonnen Kupfer (aus Ungarn), 2300 Tonnen Eisen und Stahl (aus Steiermark), 5 Tonnen Zinn und 15 Tonnen Messing und Münzmetall (beides aus Steiermark), 40 Tonnen Blei (aus Kärnten); schließlich Taue, Hanffabrikate, Talg, Oele, Farbwaaren und Theer in einer Gesammtmenge von 717 Tonnen (aus Triest, Dalmatien, Kärnten und Krain) und 100.000 Meter Segelleinen (aus Mähren).

Als Verkehrsinstitut genießt die Dampfschifffahrts-Gesellschaft des österreichisch-ungarischen Lloyd mit Recht den Ruf, seit seinem Bestande Außergewöhnliches geleistet zu haben. Zwar fehlt es nicht an Stimmen, welche die Ziele und Leistungen des Unternehmens weniger hoch anschlagen möchten; man darf aber nicht außer Acht lassen, daß Oesterreich-Ungarn kein maritimer Staat in jenem Sinne ist, wie etwa England, Frankreich und Italien, und daß im Hinterlande selbst auf maßgebender Seite das Interesse für Seewesen und Seeverkehr fehlt, wodurch sich der schädliche Rückschlag auf das Unternehmen von selbst ergiebt. Auch die Subsidien, welche die Gesellschaft vom Staate bezieht, stellen sich weit niedriger, als bei ähnlichen ausländischen Instituten. Im Jahre 1875 beliefen sich, bei einem Gesellschaftscapital von 18,929.311 fl., die Einnahmen (ohne Subvention) auf 8,449.257 fl., die Ausgaben aber auf 9,479.959 fl. Die von den Schiffen durchlaufene Meilenzahl betrug 1,296.698. An Subvention erhielt die Gesellschaft im Ganzen 1,980.000 fl., also per Meile 1·56. In derselben Zeit stellte sich bei den »Messageries Maritimes« der Subsidienantheil per Meile auf 2·53, bei der »Peninsular and Oriental St. C.« vollends auf 3·63 fl. . . . . Daraus resultirt für den Lloyd ein Percentualantheil der Subvention an den Totaleinnahmen (Subvention einbegriffen) in der Höhe von 19 Percent, bei den »Messageries Maritimes« $22^1/_2$ Percent, bei der »Peninsular and Oriental St. C.« $25^3/_4$ Percent. Wäre also den beiden ausländischen Gesellschaften ihre Subvention nach gleichem Maßstabe

zugemessen worden, wie dem Lloyd, nämlich 1·56 per Meile, so hätten dieselben für den betreffenden Meilendurchlauf (1,823.805 respective 1,483.404) bekommen müssen: die »Messageries Maritimes« anstatt 4,621.420 fl. nur 2,845.285 fl., somit 1,776.285 fl. weniger; die »Peninsular and Oriental St. C.« anstatt 5,390.000 fl. nur 2,314.000 fl., somit 3,076.000 fl. weniger. Daraus geht klar hervor, daß ihre Interessen und Dividenden-Zahlung nur durch das Plus an Subvention ermöglicht wurde, ohne welches ihr Betrieb sogar noch ein Deficit ergeben hätte .... Umgekehrt hätte der Lloyd bei Anrechnung der Subvention von 2·53 und 3·63 für seinen Meilendurchlauf von 1,296.698 zu bekommen gehabt: 3,286.645 fl anstatt 1,980.000 fl., somit 1,300.645 fl. mehr; respective 4,707.013 fl. anstatt 1,980.000 fl., somit 2,727.013 fl. mehr — Beträge, die er zur Entrichtung von Interessen und Dividenden, anstatt der thatsächlich bezahlten 857.000 fl. hätte verwenden können.

Für die Staatssubvention ist der Lloyd verhalten: zur unentgeltlichen Beförderung der Briefpost auf allen durch ihn unterhaltenen, gleichwohl ob vertragsmäßigen, oder rein mercantilen Fahrten, einschließlich der umfangreichen Amtscorrespondenz, welche von inländischen Behörden im Verkehre mit Istrien, Dalmatien u. s. w., dann mit dem Auslande und dort von den Consularämtern untereinander und mit fremden Behörden unterhalten wird; ferner zur unentgeltlichen Beförderung der amtlichen Fahrpostsendungen nach und von in- und ausländischen Hafenplätzen (exclusive Assecuranzgebühr); zur Besorgung des Postdienstes durch die an den verschiedenen Lloydstationen aufgestellten Agentien, insoferne nicht effective Postbeamte für diesen Dienst bestellt sind, welche Bestellung in allen jenen Stationen für den Staat mit beträchtlichen Auslagen verbunden wäre; zur unentgeltlichen Beförderung der Beamten der Schiffs-Postämter oder der die Fahrt begleitenden Postbediensteten. Die aus den ersten drei Verpflichtungen der Postverwaltung erwachsenden Einnahmen (beziehungsweise ersparten Auslagen) betragen mindestens 500.000 fl.

Zu diesen postalischen Leistungen kommen ferner jene, welche die Gesellschaft bezüglich der gänzlich oder theilweise gebührenfreien Beförderung und Verpflegung heimischer Seeleute, mittelloser Staatsangehörigen und anderer

Classen von Reisenden (Civil- und Militärbedienstete, Missionäre, Ordensgeistliche) obliegen, und welche einem Geldäquivalent von ungefähr 100.000 fl. gleichkommen; dann sind des weiteren in Anschlag zu bringen circa 500.000 fl., die der Lloyd für Steuern und Hafengebühren alljährlich zu entrichten hat. Es sind sonach ungefähr 1,100.000 fl., die der Staatscasse sozusagen wieder zufließen, so daß sich die Ausgabe unter dem Titel der Lloyd-Subvention faktisch auf blos 800.000 fl. reducirt.

In der Regierungsvorlage, betreffend den Postvertrag vom Jahre 1871, wurde das politische Moment sehr treffend also gekennzeichnet: »Die österreichisch-ungarische Monarchie ist der naturgemäße Vertreter der Interessen mitteleuropäischer Cultur und Einflusses in der Levante, und nicht das unbedeutendste Ferment dieser Stellung ist das über die dortigen Gewässer und Landstriche ausgebreitete, wohlorganisirte Netz nationaler Schifffahrtslinien und Schifffahrtsagentien, dessen Erhaltung der Staat dadurch ermöglicht, daß er dem, den Seepostendienst versehenden Unternehmen seine Stütze leiht« .... Dennoch ist es im Binnenlande nichts seltenes, daß man mit einer gewissen Geringschätzung vom Lloyd spricht, ihm den Vorwurf der Energielosigkeit macht und wohl auch die Beschuldigung laut werden läßt, daß die Gesellschaft ihren unmittelbaren Vortheil selbst über den Patriotismus setzt. Da wir nicht berufen sind, uns zum Anwalt des Lloyd aufzuwerfen, constatiren wir nur die Thatsache, daß derselbe — trotz des im Binnenlande weit verbreiteten Glaubens von der geringen Beachtung, welche man ihm dortselbst schenkt — mit circa 1430 Firmen der Monarchie, Deutschlands und der Schweiz in regelmäßigem, geschäftlichem Verkehre steht, von welcher Zahl auf Oesterreich-Ungarn 515 Firmen entfallen, hiervon 322 auf die Centren der heimischen Gewerbsthätigkeit Wien, Budapest, Prag, Brünn und Graz.

Der 36jährige Durchschnittswerth der Lloydflotte beziffert sich auf circa acht Millionen Gulden. (Im Jahre 1875 betrug dieser Werth für das betreffende Jahr über dreizehn Millionen.) Mit jenem Werthe alle jene Schäden verglichen, die der Lloyd seit seinem Bestande am eigenen Schiffsparke durch Totalverlust und Havarien, in Folge Strandung, Collision u. s. w. erlitten hat, resultirt ein durchschnittlicher Jahresverlust von 16.000 fl. oder

1/5 Percent, gegen 4 1/2 Percent aller in den Jahren 1872, 1873 und 1874 zu Grunde gegangenen Dampfer (623), die die Listen der »Veritas« aufführen. Vom Jahre 1860 bis 1875, also in sechzehn Jahren, wurde auf Baarschaft, Werthsachen und Waaren, die mit Lloyddampfern zur Verschiffung gelangten, eine Assecuranzsumme von 970,621.845 fl. bei der Gesellschaft gedeckt. Die Schäden in Folge jeder Art von Seeunfällen, für welche die Verantwortlichkeit der Versicherer überhaupt engagirt ist, betrugen aber nur 118.578 fl., d. i. wenig mehr als 1 : 10.000!

Diese Ziffern sind wohl ein unumstößlicher Beweis für die Tüchtigkeit der Lloydcapitäne und der im Dienste der Gesellschaft herangebildeten Organe und Mannschaften. Auf der gesammten Flotte sind 200 Mercantil-Capitäne, 200 Maschinisten und circa 2000 Matrosen angestellt. Von den 10 Millionen Passagieren, die der Lloyd seit seinem Bestande befördert hat, ist bisher nicht ein einziger durch sein mittelbares oder unmittelbares Verschulden an Leib und Leben zu Schaden gekommen — eine Thatsache, die im Seeverkehre der ganzen Welt sich nicht wiederholt .... Eine Abtheilung, deren Leistungsfähigkeit noch rühmend erwähnt werden muß, ist die Verpflegsabtheilung des Lloyd, welche jährlich für die Beköstigung von circa 900.000 Personen an Bord der Lloyddampfer zu sorgen hat. Hiervon sind etwa 300.000 beförderte Reisende. Die Höhe der in einem Jahre beförderten Güter schwankt zwischen 7 und 8 Millionen Centner.

* * *

Von San Andrea aus zieht es den Wanderer unwillkürlich nach dem nahen istrischen Gestade — d. i. nach Muggia und seiner Umgebung. Gewöhnlich kreuzt man die kleine Bucht, an Servola vorüber, und landet unter den Vorhügeln, welche so reizvoll die weite Bucht im Süden umrahmen. Größeren landschaftlichen Genuß bietet aber eine Fahrt zu Lande über das Hügelgelände von Servolo in's Rosandra-Thal hinab, dessen Quelle bereits auf dem Tschitschenboden liegt. Der steile Westrand desselben ist es denn auch, der das flache Gestadeland — das Ostende der Bucht von Muggia — majestätisch überragt. Eine graue Felskrone bräut in die Tiefe. Uralte Burgen, wie: San Servolo, Osgo, Cernical u. s. w., kleben wie Geierhorste daran. Diese Felskrone präsentirt sich besonders günstig, wenn die Morgen-

sonne ihre purpurne Lohe über die Zinnen und Zacken in die Tiefen ergießt, so daß die Ortschaften in diesen wie heller Schmuck auf grauem Sammetgrunde funkeln.

Die hervorragendste dieser Ortschaften ist Dollina, bereits am Hange des Gebirgsrandes gelegen. Von dort steigt man zu den malerischen Trümmern der uralten Servolo-Burg empor, die im Mittelalter alles Land im Umkreise beherrschte. Selbst dem mächtigen Venedig und dem aufstrebenden Triest durfte sie trotzen. Den Namen hat sie von dem halb mythischen »Servolo«, der in einer Grotte nebenan ein beschauliches Einsiedlerleben führte und als Schutzheiliger Triests starb. Zu seinem Altar, der in der Grottentiefe steht, drängen am 24. Mai nach wie vor fromme Wallfahrer. Für den Profanen aber hat das ungemein großartige Panorama, das man von San Servolo aus mit den Blicken umfaßt, weit mehr Werth, als jene Legende. Das Berggewoge Istriens, die irisirende, hellblaue, von unzähligen weißen Segeln unterbrochene Meeresfläche bis zum fernen Lagunengestade Aquilejas, der Kranz blaßblauer Alpenhöhen mit dem ab und zu darauf flimmernden Schneesilber, sowie der grüne Vegetationsgürtel am Triester Golf: das Alles drängt in den weitläufigen Rahmen des Bildes herein, mannigfach wechselnd in Formen und Farben.

Schwer reißen wir uns von diesem Bilde los und steigen in die Strandebene hinab. Zunächst am Wege liegt Zaule, wo sich einst eine Salinenwirthschaft befand, die die Venetianer zerstörten. Die Bucht von Muggia verengt sich hier zu einem winzigen kleinen Becken mit flachen Ufern. Bis Muggia selbst geht es eine schwache Stunde hart am Meere — ein Spaziergang, der namentlich im Frühling oder Herbst ungemein erquickend ist. Der grüne Abhang, der auf uns herabsieht, würde einem italienischen See zur Zierde gereichen. Auf einer Stelle dieses Abhanges — man nennt den »Berg« del Lauro — stand das ältere Muggia, das die Genuesen im Jahre 1354 vom Erdboden hinwegfegten. Was wir also von dem heutigen Muggia sehen ist nicht viel über ein halbes Jahrtausend alt. Dennoch macht das Städtchen einen alterthümlicheren und ehrwürdigeren Eindruck als irgend eine andere Küstenstadt Istriens — Pirano vielleicht ausgenommen. Der Localton ist übrigens ganz und gar venetianisch. An die Lagunenstadt

erinnert die ganze Stadtanlage, erinnern die verwitterten Gebäude, gemahnt der primitiv dargestellte Marcuslöwe auf dem Amtsgebäude. Auch Typus und Tracht der Fischer von Muggia weisen auf das Westgestade der Adria.

Hat man sich durch die engen Gassen von Muggia hindurchgewunden, so ladet das liebliche Gestade zu weiterer Wanderung. Dieselbe erscheint ohnedies geboten, denn eine schwache halbe Stunde im Westen des Städtchens liegt San Rocco mit dem großartigen Etablissement Strudthoff, die Geburtsstätte der stolzen Panzerschiffe der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine. Die Arbeitercolonie, die zu Zeiten sehr zahlreich ist, besitzt hier ein von der Unternehmung geschaffenes sehr comfortables Heim und ihre eigene Kirche, die lange Zeit hindurch verödet blieb und dem Verfalle preisgegeben war.

Die Perle dieses Gestades ist die »Villa Zindis« des vielgewanderten, durch die Herausgabe zahlreicher prächtiger Reisewerke bekannten Erzherzogs Ludwig Salvator. Nichts Schöneres als dieses Fürstenheim auf luftiger Höhe, im Angesichte des von Villen und Landhäuschen dicht besetzten Triester Küstenabhanges, mit dem Ausblicke auf das Meer, das ringsum ins Land hereindrängt und eine Reihe der malerischsten Buchten bildet. Wenn die Sonne in diesen stillen Buchten funkelt und Lorbeerrosen im immergrünen Blattwerke glühen, läßt sich hier manche Stunde süß verträumen. Es ist ein immerwährendes Bewundern und Schauen der nie verblassenden Reize des anmuthigen Golfes .... Und dieser selbst hat eine reizende Landmarke — das hell schimmernde Miramar, fern im Nordwesten.

Dahin zieht es uns und mit ihm wollen wir das Bild von Triest beschließen. Ein Kahn trägt uns von Punta Sottile mit gleichmäßigem Ruderschlage hinüber. Servola, San Andrea, zuletzt Triest: sie alle scheinen aus dem azurklaren, jedes Object in zauberhafter Spiegelung wiedergebenden Meere emporzutauchen, wie jener Palast Kühleborns in der Opern-Feerie »Undine« von Lortzing aus dem schilfdurchwucherten Märchensee .... Es ist ein Bild, wie aus Licht und Duft gewoben. Die See ist ruhig wie ein entschlummertes Herz. Lautlos schweben auf ihrem Spiegel Segel wie stolze Schwäne, oder es ragt die gelbe Schwinge einer Chiozzoten-Barke wie ein Geisterfittich über dem silbergrauen Horizont. Tief im dunklen Firmament

zerrinnen weiße »Schäfchen« im lauen Südwinde, bis ihre von der Sonne vergoldeten Fransen gleich duftigen Flocken verflüchtigen. Ueber Allem aber schwebt ein mächtiger Seeadler, wie ein Gedanke in der Unendlichkeit .... Vom Gestade herüber grüßt ein grünes saftiges Gelände, mit grellen Sonnenflecken dazwischen, und dunklen Laubgängen, in denen rothe Kamelien verglühen. Es ist ein Stimmungsbild so paradiesesheiter, das sich am besten durch Bürger's herrliche Verse wiedergeben läßt:

Partie bei Bortolo.

»Wonne weht von Wald und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan,
Weht vom glatten Wasserspiegel —
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an.« — — —

Zwischen dem Silber der Meerfluth und dem Grün des Küstenrandes schiebt sich die helle Coulisse des Kaiserschlosses — ein zwischen Wasser, Luft und Gartengrün in der südlichen Karstöde doppelt malerischer Bau. Dieser Anblick ist überraschend schön. Es giebt aber einen zweiten, der diesem kaum nachstehen dürfte. Von der Haltestelle der Südbahn geht es in einen weitläufigen Park hinab, der von hellen Kieswegen durchädert ist, und wo ein Laubdom an den andern schließt .... Und das Wunder nimmt seinen Anfang. Dem Besucher dünkt, als habe sein Fuß eine fremdartige Welt betreten, wo Genien ihres Amtes walten und friedliche Elementargeister den Zauber vom verwunschenen Märchenschlosse weben. Alsbald verliert sich der Pfad unter schwülen, von Sonnen-

funken durchzitterten Blätterkuppeln. Im hellen Gestrüpp, wo blaue Blüthenkolben dunkeln, schlägt die Drossel. Rasch ist das Dickicht durchbrochen, an das ein Zickzackpfad schließt, den dichtes Astwerk überschattet. Man hält an einer dämmerigen Grotte stille, legt dann einen künstlichen Tunnel zurück und tritt an den Rand der Lehne, wo sie nach der Schloßterrasse hin verläuft.

Arbeitscabinet im Schlosse Miramar.

Der Anblick des im normannischen Styl aufgeführten Gebäudes mit seinen Dachterrassen, Zinnen und dem massigen Thurme ist überraschend. Zwischen dem Rahmen immergrüner Vegetation blinken hohe weiße Mauerfluchten; die Silbernebel der See schweben an der Terrassenmauer empor, um im blaßblauen Dufte des Waldhanges zu zerfließen. Hier wuchert allenthalben Fächerpalmengestrüpp zur Seite traulicher Nischen und dämmeriger Lauben; dann betritt man die erste Terrasse und erreicht das Schloßportal .... Geht hier auch der unvergleichliche Ausblick aufs Meer und

die weite Küstenlandschaft verloren, so ist gleichwohl die farbensatte Scenerie, die sich vom Schloßportal bis zum Steilabfall der Küste entfaltet, von unbeschreiblichem Reize. Zwei in Terrassen aufgeführte Gartenparterres trennen an der Nordseite des kleinen Schloßhafens die beiden hügeligen Parkpartien und schließen im Hintergrunde mit einem rebenüberwucherten Gartenkiosk ab. Die untere Terrasse wird vom Meere bespült und steht zur Landungstreppe im rechten Winkel. Hinter dieser ziert eine geschmackvolle Escarpemauer die Schloßterrasse, von der zwei steinerne Treppen hinabgeleiten, und zwar in einen Vorraum, der geräumig genug ist, um eine größere Gesellschaft aufnehmen zu können.

Auf dieser Seite des Schlosses ist ein Theil des auf der Seeseite laufenden Rundganges galerieartig abgeschlossen, und hier läßt sich's gut weilen. Vor dem Beschauer der reichformige Küstenstrich mit den vielen blinkenden Landhäuschen daran. Helle Segel tauchen am Horizonte empor, indeß silberne Bögen an den Felsrippen auszittern, an denen sich die leise Brandung bricht. Im Gezweig ist's stille. Aus der Ferne durchzittert leiser Vogelsang melodisch die Einsamkeit. Die weißen Parkwege zur Linken verlieren sich im Dickicht, das den nördlichen Hügel umgürtet, und im Sonnenbrande glühen die Erzfiguren der oberen Terrasse seltsam starr und idolenhaft. Vom Strande herauf flüstern die Wellen und im Myrthengebüsch regt sich schlaftrunken ein girrendes Taubenpaar. Von Zeit zu Zeit schießt eine Möve vorüber. Dann neigen sich die thaufeuchten Kronen, leise bewegt vom Windhauche, der von den Höhen des Karstes herabstreicht. Farbenprächtig glüht's in den Buchten, in denen die Purpurnebel zerflattern. Jetzt schwimmt die Sonne — ein Feuerball im dunstfreien Luftocean — und die tausend Blüthenkelche schütteln den Morgenthau ab, um das ewige, belebende Licht einzuathmen ....

Wie sehr der unglückliche Prinz seinen Besitz geliebt hat, ersieht man am besten, wenn man eine Wanderung durch die verwaisten Gemächer antritt. Nur ein Geist, wie er, nur sein Schönheitssinn und seine rege Phantasie, konnten das Alles fertig bringen, was man im Schlosse Miramar sieht .... Die Vorhalle, welche uns aufnimmt, ist ungemein geräumig. Aus ihr geht es empor in die Prachtgemächer des ersten Stockes, in die Kapelle

und in den Billardsaal. Von der anderen Seite des Corridors gelangt man in die engeren kaiserlichen Appartements. Es ist dies zunächst das Bibliothekzimmer, in welchem alle Wände, vom spiegelglatten Boden bis zur Decke mit Bücherschränken aus hellem Holz verdeckt sind. Das hieran schließende Arbeitscabinet ist eine Nachahmung des Interieurs und der Raumverhältnisse jener Coje, welche der Prinz auf der Fregatte »Novara« innehatte. An den beiden Seitenportalen des Bibliothekzimmers stehen je zwei Dichterheroen auf Säulensockeln: Dante und Goethe, Shakespeare und Homer, Marmorbüsten von wunderbarer Schönheit. Nachdem man eine Flucht kleiner, reich ausgestatteter Salons zurückgelegt hat, betritt man wieder den Corridor der ersten Etage, von dem aus die Treppe in das zweite Stockwerk emporführt. Jagd- und originelle Kriegstrophäen schmücken die hellen Wände des ganz und gar prunklosen Stiegenhauses.

Aus dem ehemaligen Tanzsaal ist ein Thronsaal geworden, dessen Gesammtwirkung ungemein großartig ist. Ein farbenprächtiges Wandgemälde — eine Allegorie auf die Herrschergröße und die Macht Kaiser Karl's V. — fällt zunächst auf; dann zierliche Ornamentik, prachtvolles Wand- und Deckengetäfel, welch' letzteres in gegiebelter Tiefe und zwischen einer imposanten Gebälkconstruction von ganz unvergleichlicher Wirkung ist .... Was jedem Besucher des Kaiserschlosses auffällt, ist ein kleines Buen retiro der Kaiserin Charlotte, das ein kleines Museum voll der kostbarsten chinesischen, japanischen und überhaupt orientalischen Kunstgegenstände ist .... In einem anderen Gemache sieht man einen zierlichen Secretär, dessen sich in früherer glücklicherer Zeit die Kaiserin Charlotte bediente. Dieser Secretär war einst das Eigenthum der nicht minder unglücklichen Königin Maria Antoinette. Es hat sonach den Anschein, daß an diesem goldüberladenen Möbelstücke ein schweres Verhängniß haftet.

Wir sind mit unserem Rundgange zu Ende und treten wieder ins Freie. Die Sonne ist eben im Hinabsinken begriffen. Das stahlblaue Meer zieht seine flachen Wellenringe bis weit hinaus, wo Firmament und Fluth in einen harmonischen Farbenton zusammenfließen. Tief im Himmelsraume schweben weiße Flocken und im Laubschatten glimmen Blüthenflammen. Nur der Kies knirscht unter den sachten Tritten, sonst brütet Zauberstille

in diesem Paradiese .... In einer solchen Stunde mag der Prinz jene poetische Inspiration gehabt haben, die sich in seinem Gedichte »Schloß am Meere« kundthut.

— — — — — — — — — — —

»Still wird's auf weitem Meeresplan
Und rauschen hört man nur den Kahn,
Der aus dem See zum Blüthenstrande
Auf phosphorlichtem Wellenrande
Hinfliegt, beschwingt durch Liebesqual,
Geführt durch fernen Lampenstrahl.

— — — — — — — — — — —

In Schlosses Näh' das Fahrzeug hält.
Vom Söller eine Rose fällt.
Da klingt und singt die Woge wieder
Und rauscht an's Ufer Liebeslieder
Und schaukelnd spült sie an den Kahn
Der Rose Liebespfand heran.« ....

Aquileja.

Glockenthurm von Aquileja.

Wer den Zauber des Formen- und Farbenwechsels der Karsthöhen im nördlichsten Winkel der Adria genießen will, der giebt unter allen Routen in ihrem Bereiche der Bahnstrecke zwischen Nabresina und Triest den Vorzug. Nichts ist wirkungsvoller, die Sinne erquickender, als jenes plötzliche Hereindrängen des silbern bethauten mattblauen Meeres in die Felsbuchten des Gestades, auf dessen Höhe die Locomotive dahinsaust. In das dunkle Grün der Cypressen und den graugrünen Sammetschimmer der Olivenkronen webt die Seespiegelung ihre wunderbaren Lichteffecte, die noch wesentlich erhöht werden durch das phosphorfahle Leuchten der Kalkklippen, die überall die Pflanzendecke durchbrechen. Die helle Silhouette des

vereinsamten Kaiserschlosses Miramar, die sich zwischen Meer und Meer legt, von dem es auf drei Seiten bespült wird, ist einer der wirkungsvollsten Ruhepunkte bei dem Ausblicke auf den bergumrahmten Triester Golf, in dessen Hintergrunde die Stadt selber in blaßgelben Terrassenstreifen das grüne Gehänge hinanklettert .... Ist es vollends eine Vollmondnacht, die mit ihren blassen Lichtwogen dieses Bild umfluthet, dann ist des Zaubers kein Ende. Ein Meer von Lichtpunkten zittert in der Ferne aus, wo das grelle Aufblitzen eines Leuchtthurmes die Lage des Emporiums verräth. Die Goldflammen der Strandlichter geben mit dem Silber der Mondspiegelung eine feenhafte Lichtschattirung. Dunkel ist nur das immergrüne Gestade, der Pflanzenhügel nächst Miramar, dessen Lorbeerstauden mit gespenstischer Phosphorescenz erglimmen.

Viel nüchterner und entschieden weniger farbig ist die Scenerie, welche sich dem Reisenden darbietet, der von Nabresina die entgegengesetzte Richtung, jene nach Görz einschlägt. Einen »Nachtzauber« giebt es hier, wo der weite Golf von Monfalcone durchwegs verödete und kaum bewohnte Gestade bespült, so wenig, wie anregenden Wechsel von Formen und Farben während einer Tagesfahrt. Die pittoreske Doppelburg Duino ist Alles, was den eintönigen Horizont nach dieser Seite unterbricht. Gleichwohl hat der Golf von Monfalcone seine geheimen Reize, die sich Demjenigen enthüllen, der in einer Landschaft neben dem Bestehenden das Vergangene mit geistigem Auge sieht und mit der sinnlichen Wahrnehmung die historische Erinnerung verknüpft.

Und hierzu findet sich gerade in diesem stillen Winkel mehr Anlaß als irgend sonstwo an adriatischen Gestaden .... Wenn man die Strecke bis Duino hinter sich hat, blickt man vom mäßig hohen Bahndamme in eine stille Bucht hinab, deren sumpfige Ränder kein Leben verrathen würden, wenn nicht da oder dort ein einsames Haus und im weiteren Hintergrunde das verwischte Bild einer Ortschaft in den Rahmen hereindrängten. Gerade zu Füßen, dort, wo der Karsthang in eine grünbraune Strandebene übergeht, windet sich träge der Rumpf eines Flusses, der der Küste entquillt und nach Verlauf einer Viertelstunde mit dem Meere sich vermählt .... Es ist der Timavo, der sagenreichste Strom Europas. Wunderbares ist

an diesem plötzlichen Hervorbrechen des Gewässers aus dem Karstgebirge nichts daran, und dieses letztere besitzt Naturwunder solcher Art, die weit überraschender, weit großartiger sind. Der Timavo aber hat eine Geschichte, die die Kleinigkeit von drei Jahrtausenden zurückreicht, und das will am Ende doch mehr heißen, als alles Prunken mit phänomenalen Erscheinungen, die andere Grottenflüsse des Karst in der Touristenwelt berühmt gemacht haben.

Wie der Timavo heute dem Beschauer sich darstellt, ist er nur ein Schatten seiner einstigen Herrlichkeit. Der ununterrichtete Reisende läßt ihn gänzlich unbeachtet beiseite und erquickt sich an dem unermeßlichen Ausblicke, den man von jener Karsthöhe über das ganze untere Isonzo-Land bis zu den hehren Wahrzeichen dieses Gebietes, den Campanilen von Aquileja und Grado, genießt. Für ihn ist der Bach, der im braunen Sumpffelde vorwärts schleicht, eine Lache ohne Interesse. Wer aber in der Geschichte sattelfest ist, weiß etwas mehr davon. Er wird sich zunächst daran erinnern, daß in ältesten Zeiten dieser öde Strand einen heiligen Hain von prächtigen stämmigen Eichen trug, in deren Schatten das Heiligthum des thrakischen Diomedes lag. Die Veneter hatten es erbaut, und in dessen Bereiche ihre edlen Rosse getummelt. Uralter asiatischer — vielleicht aus dem fernen Paphlagonien bezogener — Göttercultus fand hier eine Heimstätte. Sicher besaß der Strom selber — als Naturwunder seltenster Art — die Anziehungskraft, um jenen Cultus hier wieder zu beleben. Das Sagendunkel aber, das jene ferne Zeit umwallt, zieht uns weniger an, als die gestalt- und gehaltvollere Mythe von den Argonauten, deren Geschick gleichfalls an diesem Strome haften geblieben war.

Man kennt die Geschichte von diesem fabelhaften Zuge. Der vor den Kolchiern fliehende Jason war mit seinen Gefährten den Ister hinaufgesteuert und hierbei, in der Meinung, den Strom dieses Namens zu verfolgen, in die Save eingefahren. Die neuere Zeit kennt ähnliche Entdeckungsfahrten, die von irrigen Voraussetzungen ausgehen und erst mit der Zeit die nothwendige Correctur erfahren. Die Save also ward zum Ister, und als die Argonauten an die Mündung der Laibach gelangten, hielten sie diese für den Hauptstrom und schifften hinauf, bis dorthin, wo jene als

mächtiges Gewässer, breit und schwellend aus dem Gebirge hervorbricht .... Damit war die »Quelle des Ister« erreicht. So schlechte Geographen aber die Argonauten waren, einleuchten mußte ihnen immerhin, daß ein Fluß, der plötzlich aus undurchforschbarem unterirdischen Bereiche hervorströmte, irgend anderswo seine Quelle, vielleicht auch noch ein Stück zu Tage tretenden Laufes haben könnte. Sie würden in der That solche partielle oberirdische Flußläufe gefunden haben, wenn sie aus dem Laibacher Felde in den Thalkessel hinabgestiegen wären, in welchem heute der Flußstumpf der Unz sich windet, der, wie wohl allgemein bekannt, aus einem Karstloche hervorströmt und in einem anderen Karstloche wieder verschwindet. Das dritte »Stück« dieses merkwürdigen Flusses würden sie endlich bei dem heutigen Adelsberg entdeckt haben, wo die Poik — also der Oberlauf der Laibach (beziehungsweise der Unz) — im Grottenbereiche verschwindet.

Die Tradition berichtet nichts von derlei Entdeckungen. Sicher wurden sie gemacht, ohne überliefert worden zu sein. Denn welchen Landweg Jason und seine Gefährten von dem Endpunkte ihrer Wasserfahrt aus bis zum Meere einschlugen, ist reine Vermuthung. Zwar die Tradition berichtet, daß die Argonauten ihr Schiff über Land, also über den Karst schleppten und schließlich ans Gestade gelangten, und zwar dort, wo ein mächtiger Strom mit Wassersturz und Wogengebrause aus dem Gebirge in die See sich ergoß. Das wäre also der Timavus gewesen, der vor Alters, wie wir sofort sehen werden, ein bedeutendes, merkwürdiges, von vielen antiken Schriftstellern bewundertes, besungenes und beschriebenes Gewässer war, und es bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung blieb.

Sollten die Argonauten thatsächlich an den Timavus gelangt sein, dann frägt es sich, welches Bewandtniß es mit jener anderen Lesart hat, welche Jason und sein Schiff bis zum fernen Stadtberg von Pinguente in Ober-Istrien ziehen läßt, von wo aus er, mit Benützung des dortselbst vorüberfließenden Quieto, in See stach, also bei dem heutigen Cittanuova, zwischen Pirano und Rovigno. Ein solcher Zug, am Golf von Triest vorüber und über das Karstplateau bis in die, auch heute noch herrlichen Thallandschaften Ober-Istriens, wäre in der That so unmöglich nicht, wenn man daran festhält, daß die pfadsuchenden Argonauten von der Laibach

Duino.

zur Unz, von ihr zur Poik und dieser entlang bis zu ihrem Ursprung — fünf Meilen nordöstlich von Pinguente — gelangten. Von dort ist's nur eine kurze Strecke bis auf die Plateauhöhe des Tschitschenbodens, von dessen südwestlichem Rande aus man zum erstenmale die Adria erblickt. Die nächste natürliche Etappe ist das Quieto-Thal, jener tief eingesenkte, breite Flußlauf, der noch immer der größte in ganz Istrien ist.

Verlassen wir das Gebiet der Hypothesen und kehren wir an die Ufer des Timavo zurück. Wir rücken zu einer näheren Zeitepoche herab, in welcher der Tempel des thrakischen Diomedes nicht mehr besteht. Aber der Eichenhain ist noch zur Stelle und seine heilige Stille birgt den Cultus der argivischen und ätolischen Hera. Dieser Cultus war, wie Strabo berichtet, ein Erbe nach den Argonauten. Hochclassisch also bleibt diese, nun so vereinsamte und stille Landschaft immerhin, und sie gewinnt in diesem Sinne noch weitere Bedeutung, wenn wir uns auf Virgil berufen, der hier Antenor und seine Trojaner verweilen und in der Bucht des Timavus sogar eine blutige Seeschlacht den wilden Euganeern liefern läßt. Auch Rom hatte einst bei diesem Flusse mit Barbaren — den Istriern — gerungen.

An historischen Erinnerungen fehlt es also gleichfalls nicht. Was uns aber ganz besonderes Interesse abtockt, ist die Beschreibung von der Größe und dem Aussehen des Stromes, wie wir sie bei zahlreichen antiken Autoren (Virgil, Strabo, Plinius, Livius, Martial, Corn. Nepos u. s. w.) nachlesen können. Mit sieben (oder mehr) starken Quellen trat das Gewässer zu Tage, und zwar mit einer Vehemenz, die dem Strome etwas schauerlich Großartiges verlieh .... Diese Quellen sind versiegt und der heutige Timavo ist ein träger Bach. Seine einstige Größe und Wassermasse soll er dem Umstande verdankt haben, daß, wie ziemlich scharfsinnig nachgewiesen worden ist, der Isonzo vor Alters nach Aufnahme der Idria (mit der er eigentlich einen und denselben Fluß bildete) südlich von Görz, also dort, wo sich die Wippach in den heutigen Isonzo ergießt, einen See gebildet und denselben (im Vereine mit der Wippach) gespeist haben soll. Der See hatte keinen oberirdischen Abfluß, mußte also seine Wassermassen durch Spalten und unterirdische Canäle abgegeben haben, deren Verlauf sich oberirdisch mit fast absoluter Sicherheit in der Richtung jener Thalsenkung verfolgen läßt, die

von jenem nun trocken liegenden Seebecken in der Richtung zum Timavo verläuft. In späterer Zeit (Freiherr von Czörnig setzt bestimmt das Jahr 585 n. Chr. an) änderte sich der Oberlauf des Nattisone, des früheren Hauptstromes in diesem Gebiete, indem er auf seinem Laufe vom Predil herab (beziehungsweise aus dem Trentathale) durch einen Bergsturz verlegt und nach dem Isonzo abgelenkt wurde. Die verstärkte Wassermenge durchbrach dann die Ufer jenes Sees und brach in die Ebene westwärts aus, einen neuen Fluß und ein neues Flußsystem bildend. Die Abflußlöcher des Sees aber dürften gelegentlich dieser Katastrophe verstopft worden sein und der Timavus verlor seinen Hauptzufluß.

Heute gilt der Timavo als die zu Tage tretende Mündung des circa fünf Meilen weit unterirdisch zum Meere sich durchwindenden Flüßchens Rjeka, das südwestlich des krainischen Schneeberges entspringt und nach einem beiläufigen oberirdischen Laufe von sechs Meilen in der durch ihre Romantik berühmten Grotte von San Canzian verschwindet. Man vernimmt das Rauschen der unterirdisch fließenden Rjeka an mehreren Punkten, so in den Karstlöchern bei Trebitsch nordöstlich von Triest, und eine Meile östlich von dem Punkte, wo der Timavo zu Tage tritt. Die geringe Wassermenge bedingt die heutige Unbedeutendheit des einst berühmten, mythenumwobenen Gewässers, das durch dreitausend Jahre in Sage und Geschichte eine Rolle spielte, und als eines der merkwürdigsten Naturwunder des Karstes alle menschlichen Schöpfungen, Götterculte und Völkerexistenzen überdauert hat.

Veneter, Argonauten, Trojaner und Römer sind in den Orkus hinabgesunken, die heiligen Haine des Diomedes und der Hera verschwunden, die herrlichen Eichenwälder des ihn umgebenden Gebirges als Pilotenrost nach den venetianischen Lagunen gewandert — der Timavo ist geblieben. Barken befahren ihn bis zum Ursprunge hinauf, der submarin ist und sich durch Aufquellen des Meeres zu erkennen giebt. Ein Kirchlein — San Giovanni — einige Mühlen und Häuschen zieren seine Ufer, die auch einiges Baumgrün aufweisen. Sonst ist ringsum brauner Sumpfboden, von schillernden Wasserläufen durchädert. Ueber dem sonnigen Golfe von Monfalcone schweben Weihen und Möven und der goldene Dunstschleier zieht sich weit hinaus

in verdämmernde Ferne, wo die Campanilen von Aquileja und Grado über die Wasser aufragen.

Namentlich reizvoll ist diese Landschaft, wenn man von erhöhtem Punkte aus mit dem Anblicke des träge dahinschleichenden Timavo gleichzeitig jenen der Burg Duino — das Tybein des Mittelalters — genießt. Dort stand vor Alters ein römisches Castell (Pucinum) und gedieh ein trefflicher, weit berühmter Wein, der die Gaumen der Kaiser und Kaiserinnen und minder ausgezeichneter Sterblichen erquickte. Die braunen Mauerzacken, welche hart über der See emporbräuen, sind die Reste des älteren Schlosses, in denen die Grafen von Tybein hausten, die mitunter wohl auch arge Wegelagerer und Raubritter waren. Der stolze Neubau auf der höheren Küstenstufe datirt aus den letzten Jahren des XIV. Jahrhunderts. Er ist dem Römerthum auf die Schultern gestiegen, denn von den Fundamenten ist vieles antik....

Gleich Miramar ist Duino heute eine Seewarte, von deren Gemächern aus man alles classische Land von Aquileja bis zu den Küstenbergen von Istrien umfaßt. Eine kunstsinnige Fürstin — Therese Hohenlohe-Oettingen — waltet als friedliche Fee darinnen, und die Natur kommt ihr mit ihrem Pflanzenschmucke zu Hilfe. Glanz, landschaftliche Romantik und idyllische Behaglichkeit vollenden den Zauber dieses Fürstenheimes. Zwar der Timavo drüben, in dessen Bucht man hinabsieht, rauscht und donnert nicht mehr, wie zu Virgil's Zeit; er ist ein trüber Geselle geworden, gleichsam als sollte er die altersgraue, mehrtausendjährige Geschichte repräsentiren, die sich an dieser Küste abgespielt hat, selber ein Zeuge uralter Mythen, die an ihm und seinem Namen haften geblieben sind.... Ein Zauber aber ist geblieben: das tiefblaue Meer, das Duino und Timavobucht sonnenheiter umschlingt....

Genau halbwegs der Bahnstrecke Nabresina-Görz liegt die Station Ronchi. Der Ort selber, stattlich durch seine Häuserzahl und Ausdehnung, rückt eine Strecke in die Ebene hinaus, in welcher er einen weiten Bogen um die Kirche mit ihrem hohen, massigen Glockenthurme spannt. Sieht man näher zu, so gewahrt man bald da, bald dort solche stattliche Campanilen, die wie riesige Meilenzeiger aus der unübersehbaren Isonzo-Ebene aufragen.

Auch Monfalcone rühmt sich eines solchen Wahrzeichens, und neben ihm die Ortschaften Begliano, Pieris, Villa Vicentina und San Egidio — lauter Etappen auf der schönen Fahrstraße nach dem nun todtstillen, vereinsamten Aquileja. Dagegen sind die Niederlassungen selber dem Blicke völlig verborgen, denn reich ist der Pflanzensegen in dieser grünen, blühenden und sonnigen Niederung.

Und das war seit Menschengedenken so. Man kennt die Stellen bei den alten Schriftstellern, welche die Garteninseln im Bereiche der stolzen Römerstadt preisen, und uns so ein Paradies vorzaubern, dessen Genuß uns durch die unmittelbare Anschauung nur wenig verkümmert wird. Der redselige Vetturin, dessen kleines holpriges Gefährt durch den Staub der Chaussee dahinrasselt, meint freilich: es sehe mitunter schlimm aus in diesem Paradiese, und zwar zweimal im Jahre: zur Zeit der Schneeschmelze, wenn die Wogen des gelben Isonzo über die uneingedämmten Ufer steigen und alles Land weit und breit unter Wasser setzen, später ungeheuere Hochwasserlachen zurücklassen, die bis in die Sommermonate hinein stagniren. Böser noch ist's im August, wo es still wird in den Campagnen und die Fieberdünste der »Lagune« und des Sumpfstrandes bei Monfalcone als Würgengel von Dorf zu Dorf schleichen. Dann liegt ein großer Theil der Bewohnerschaft krank darnieder und nur die Cicaden fühlen sich wohl in einer Atmosphäre, deren beklemmende Schwüle in so auffallendem Contrast mit dem lieblichen Aussehen der Campagnen steht.

Man pflegt die vereinsamten Stätten von hervorragender und bewegter Vergangenheit »historische Friedhöfe«, »Völker-Katakomben« u. dgl. zu nennen, und der Vergleich ist fast immer zutreffend. Selbst Rom mit seinem steinernen Meere von Kuppeln, Thürmen und Palästen erscheint an gewissen Stellen verklärt von den wehmüthigen Erinnerungen an verschwundene Größe und verblaßten Glanz. Durch die bevölkerten Gassen schweben die Schatten untergegangener Geschlechter, und wenn das fahle Mondlicht um die braunen Ruinenzacken fließt, bedarf es eines förmlichen Erwachens, um des Spukes los zu werden.

Stätten, die — wie beispielsweise die großen Cultur-Metropolen des Orients — fast spurlos vom Erdboden verschwunden sind, und deren

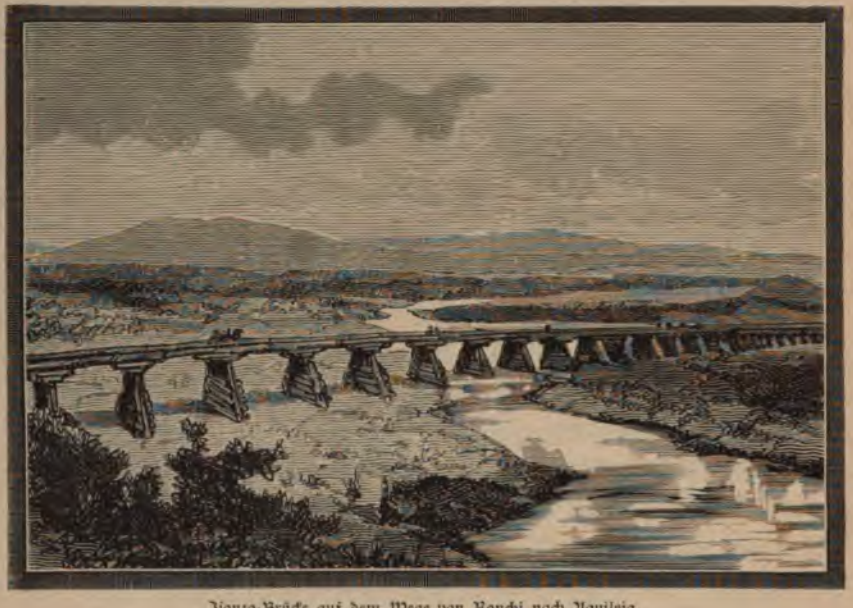
Trümmersturz höchstens den Raubthieren der Steppe und Wüste willkommene Schlupfwinkel abgiebt, wirken gerade durch diese schauerliche Verödung doppelt mächtig auf die Phantasie des Beobachters .... Es mag daher ein Vortheil des erinnerungsreichen Gebietes von Aquileja sein, daß man auf demselben so ziemlich frei von allen düsteren Reflexionen und jenen Beklemmungen bleibt, die anderwärts so leicht die Seele beschleichen. Und doch war diese Stadt zur Zeit ihrer höchsten Blüthe die größte nach Rom und Italiens wichtigstes Bollwerk. Daß die natürlichen Bedingungen zu einer derart hervorragenden Stellung vorhanden waren, begreift man erst dann voll und ganz, wenn man von dem alten Glockenthurme Aquilejas über alles Land vom Lagunensaume im Süden bis zu den fernen Alpenhöhen im Norden, von der friaulischen Tiefebene im Westen bis zu den bleichschimmernden Karsthängen im Osten und über das tiefblaue Meer bis zum Triester Golf Rundschau gehalten.

Darüber indeß später. Wir haben mit unserem klappernden Gefährt ein hübsches Stück der Fahrstraße zurückgelegt, Begliano und Pieris mit ihren sonnverbrannten Bauern und dunkeläugigen schlanken Bäuerinnen passirt, und rollen über die große Isonzobrücke. Ihre schwarz angestrichenen (oder getheerten) hölzernen Joche, deren Zahl Legion ist, contrastiren scharf zu dem blendend weißen Kies und Schotter, welcher weit und breit das mächtige Bett erfüllt. Der Strom selber, ein dunkelgrünes Gewässer, in Folge seiner zahlreichen Windungen mit einer ungeheueren schillernden Schlange zu vergleichen, füllt nur theilweise das weitläufige Rinnsal aus .... Das ist aber nicht immer so.

Schmilzt der Schnee in den Julischen Alpen, dann ist das Riesenbett sturmgepeitschtes gelbgrünes Meer, das zwischen den Jochen hindurchbraust, oder polternd als wilder Katarakt selbst die Brückendecke überfluthet. In den seitlichen Auen ist es daher fast jederzeit feucht; der Boden erscheint dauernd durchnäßt, und das Buschwerk wuchert wild weite Strecken in die eigentlichen Campagnen hinein.

Diese treten nun zur Linken, d. h. von Süden her, an die Fahrstraße heran — ein ungemein üppiges, aber gleichwohl einförmiges Oasenbild. Man nennt diesen Garten die „Fiumicella“, und wie zu Roms Zeiten

ist er noch immer der große Fruchtpark von Aquileja. Freilich giebt es nun keine kaiserlichen Paläste mehr, keine Lustgärten mit schimmernden Marmorbildern und irisirenden Springquellen. Roms einstige Rivalin hat keine Millionen mehr, keine prunkliebenden Tribunen, keine steinreichen Kaufherren, aber ein blasser Schatten des Vorlebens ist dennoch zurückgeblieben. Ehrwürdig, auch etwas altersgrau, rückt ab und zu ein vereinsamter Herrensitz in den Rahmen des Bildes. Man passirt hohe Gitterthore, hinter denen



Isonzo-Brücke auf dem Wege von Ronchi nach Aquileja.

sich wohlgepflegte Parkanlagen ausbreiten und leuchtende Blumen aus ihrer Umrahmung von dunklem Rasengrün und hellem Kiespfade hervorglühen. Zuweilen lugt ein bleiches Frauenbild über die Straße herüber, und die großen, fieberfeuchten Augen hängen dann neugierig an dem Fremdling, der am Lorbeerdickicht hält, oder seine Blicke spähend durch die blaugrünen Laubschatten schweifen läßt ....

Sicherlich hat an derselben Stelle manch' schönes aquilejisches Frauenbild in alter und ältester Zeit jene nordischen Wanderer entzückt, die aus den rauhen Alpenthälern nach den Ufern des Natisso gepilgert kamen.

Sie waren freilich »Barbaren«, und ihr Staunen mag groß gewesen sein, wenn sie in jene Dome von Baumkronen und Rebendächern eintraten, von denen uns Herodian so umständlich berichtet. Auch die schlanken, großäugigen Römerinnen und Aquilejerinnen mögen sie entzückt haben. Einem modernen Reisenden ist aber die Welt hoch und weit, und der schönen Frauen darauf giebt es viele.

Aus antiken Fundstücken aufgeführtes Haus in Aquileja.

Wir eilen also weiter, und schlürfen das wogende Sonnenlicht in vollen Zügen ein. Die Straße ist nämlich, wie alle Communicationen in italienischen Niederungen, vollkommen schattenlos. Die einherschreitenden Feldarbeiterinnen mit ihren flatternden Kopftüchern werfen scharfumränderte, fast schwarze Schatten auf die hellgelbe Straßenbahn. Seitwärts aber öffnen sich allenthalben dunkle, labyrinthisch verworrene Laubdome von prächtigen Maulbeerbäumen, umsponnen und überdacht von dichten Rebengewinden. In den Straßengräben wächst aber niedriges Schilf, um uns daran zu

erinnern, daß wir auf sumpfigem Boden wandern. Zu Zeiten freilich weht eine frische Brise zwischen den raschelnden Maiskolben, und im südlich klaren Blau schweben weiße Haufenwolken, erquickend wie frischgefallener, zu Bergen aufgethürmter Schnee. Dann geht es wieder hinaus auf die Landstraße, und über die Culturoase ragt nun ganz deutlich das Wahrzeichen dieses classischen Gebietes — der Glockenthurm von Aquileja.

Er bleibt links liegen, neben der altersgrauen Basilica, wenn man in das Städtchen hineinfährt und in die breite Hauptstraße einlenkt. Zwei lange braune Häuserfronten jagen an uns vorüber, dann geht es auf einen kleinen Platz mit gehöftartigen Bauten und einem Canal zur Seite, der schon zum alten Aquileja gehört. Wir stehen also auf dem Terrain des unmittelbaren Stadtgebietes und haben nur wenige Schritte eine jener Bogenbrücken vor uns, deren Styl seit zwei Jahrtausenden der gleiche geblieben ist. Jenseits des Canals betreten wir ein kleines einstöckiges Gebäude, welches vorläufig zur Unterbringung aller für das »kaiserliche Museum in Aquileja« erworbenen antiken Fundstücke bestimmt ist. Der Custode, ein einfacher Diener, ist stumm wie das Grab. Aber Borsatti, der wohlaccreditirte Führer, dessen Stolz eine mit Visitenkarten zahlreicher Aquilejabesucher gefüllte Tasche ist, giebt zur Noth einen archäologischen Cicerone ab.

Was in dieser Sammlung überrascht, das sind weniger hervorragende Objecte von absolut großem Werth, als die ungeheure Menge von Gegenständen aller Art, wie sie Jahr für Jahr in den Ackerfeldern um Aquileja gefunden werden. Römische Münzen werden von den Bauern fast täglich aufgelesen, und man braucht nur einen kurzen Rundgang durch die Felder zu machen, um mit solchen ambulanten Antikenhändlern zusammen zu treffen. Das Museum enthält zahlreiche Vasen, Aschenkrüge, Basreliefs, geschnittene Steine (es sollen deren bis über zehntausend gefunden worden sein!), Cameen, Medaillen, Münzen, ungezählte Gegenstände aus Stein, Bronze, Blei, Schmucksachen aus Edelmetall, Inschriftentafeln, Sculpturfragmente u. s. w. So oft die Felder umgepflügt werden, kommen hunderterlei Dinge zu Tage — und dies Jahr für Jahr, ohne daß deren Schatz versiegte. Erst neuerdings hat man eine große Sonnenuhr zu Tage gefördert, ein Fundstück von höchst respectablem Alter. Ein archäologisches Curiosum im heutigen Aquileja ist

ein kleines Häuschen eines Privatmannes, das ganz aus antiken Fundstücken (Sculpturfragmenten, Schrifttafeln ꝛc.) hergestellt, d. h. außen damit verkleidet ist. Es steht in einem grasbewachsenen Hofe, zu dem man von der Gasse her Zutritt hat. Ein Theil der Sammlungen für das kaiserliche Museum befindet sich vorläufig in dem Herrenhause der v. Ritter'schen Besitzung zu Monastero, einem Dorfe nördlich von Aquileja, das man durchwandern muß, bevor man in das Städtchen selbst gelangt. Dort hat auch Herr v. Ritter eine Sammlung angelegt, die namentlich dadurch interessant ist, daß in ihr principiell nur solche Objecte aufgenommen werden, welche man auf den Grundstücken des Besitzers findet. Nun sind diese letzteren allerdings von beträchtlicher Ausdehnung, die Sammlung daher geradezu imposant.

Auch in Monastero hat es bisher an Gelegenheit und Raum zu entsprechender systematischer Aufstellung der Fundstücke gefehlt. Ja, zwei Cardinalstücke — prachtvolle römische Kaiserbilder aus numidischem Marmor in Ueberlebensgröße — stehen in einem Stall! In dem höchst weitläufigen Hofe der Oekonomie-Verwaltung sind fast alle Wände mit Schrifttafeln und riesigen Amphoren bedeckt. Andere Objecte liegen im Grase, zwischen Weintonnen, oder im Schatten einiger Bäume. Eine Henne mit ihren Küchlein klettert zwischen den Fragmenten auf und nieder. Sie finden in den Buchstabenvertiefungen der Porphyr- und Granittafeln manches Körnlein, indeß muntere Schwalben über den sonnigen Hofplatz huschen und zwitschernd ihre Beute erhaschen. Während wir aber sinnend zwischen diesen hoch aufgestapelten Schätzen umherwandeln und durch die tiefe Stille ringsum in längs verrauschte Zeitepochen uns zurückversetzt fühlen, rasselt von Fern der Glockenschlag vom Uhrthurm Aquilejas herüber.

Dahin kehren wir zurück und klettern die einhundertsechsundfünfzig Stufen des Campanile empor. Die Wendeltreppe ist steil, eng und zugig — es ist ein wahrer Marterweg. Kleine Gucklöcher, eng wie Schießscharten, lassen in Folge des ungemein dicken Mauerwerkes nur wenig Licht hereinfließen. Durch diese Gucklöcher einen verstohlenen Blick zu werfen, hieße sich um einen Genuß bringen, der nur dann voll empfunden wird, wenn man endlich — trotz Zugluft und betäubendem Dohlengeschrei — die hohe Galerie des Glocken-

thurmes erklettert hat .... Da liegt sie vor uns, plötzlich wie durch die Hand eines Zauberers vor dem Beschauer hingebreitet, die denkwürdige Stätte von Aquileja! .... In luftiger Höhe rauscht's von der scharfen Alpenluft, unten aber lächelt sonniger Frieden. Plastisch, wie zum Greifen, drängt zunächst die Stadt selber heran: ein brauner Häuserknäuel von höchst unansehnlicher Ausdehnung. Aber an diesen verwitterten Gebäuden haftet der hehre Name »Aquileja«, und vom Thurme aus, auf dessen Höhe der Beschauer weilt, entrollt sich vor dem geistigen Auge das ungemein bewegte Bild von dem Werden und Vergehen dieser merkwürdigen Stadt.

Dort, wo heute fern im Süden der sonndurchleuchtete Dampf der Culturebene mit den graugelben Nebeln des Meeres sich mengt, lag der Kriegshafen des stolzen Römer-Bollwerkes. Nun lugt von dort der hohe Glockenthurm der Insel- und Lagunenstadt Grado in das Bild herein, und im Gewirr der schilfumrauschten Canäle schaukeln statt der stattlichen Kriegsgaleeren friedliche Fischerboote. Die Fluth aber drängt weit herein, die Flußläufe des Isonzatto, des Cemole und des Attis werden gehemmt und das Land versumpft und verseucht. Nordwestlich von Grado, bei San Pietro d'Oro, stand der Leuchtthurm der römischen Flottenstation. Auf der schnurgeraden Straße, die heute vom Belvedere (wo die Lagune beginnt) herüberführt, mochte einst das Leben mehr als sonstwo auf aquilejischem Boden sich gedrängt haben. Die Linie selber bezeichnet die Richtung der älteren und ältesten Stadtanlage: der ersten Colonie und des augusteischen Stadttheiles.

Diese beiden, innerhalb des Mauernrechteckes gelegenen Stadtanlagen krönten einen Hügel, der nun nicht mehr in der Ebene zu erkennen ist. Schutt und Verwitterung haben die Terrainunebenheit geglättet. Reste jener Mauern aber hat man neuerdings gefunden, und aus diesen Fragmenten Proben ihrer einstigen Stärke erhalten. Wo diese Mauern liefen, ist nun alles wogendes Feld, oder Wiese, oder Baumschatten. Dazwischen gewahrt man einen unscheinbaren kleinen Einschnitt im Boden. Es ist ein Stück Pflasterstraße römischen Ursprungs, mit ausgefahrenem Geleise und leicht zu erkennenden Trottoirs zu beiden Seiten. Das Ganze liegt aber heute mannstief zwischen den anstoßenden Feldern, ein Beweis, um welch'

beträchtliches Stück die Bodenfläche durch Trümmersturz und Verwitterung an Höhe zugenommen.

Wendet man den Blick von Süden gegen Osten zu ab und in der Folge nach Nordosten, so schweift er über die saftiggrüne Garteninsel der »Fiumicella« — die einstige Villen- und Gartenvorstadt des römischen Aquileja. Hier hat sich die alte Erinnerung zu neuem Leben verkörpert, und nichts geht über den friedlichen Anblick dieser Oase, hinter welcher das grünschimmernde Silberband des Isonzo in unmeßbarer Ferne sich schlängelt. Drüben, zwischen bleich schillernden Sumpffeldern, erreicht er das Meer, den Golf von Monfalcone; gegen Norden aber ist er weit hinauf der helle Schmuck der Friaulischen Culturebene, und das silberne Glitzern seiner Gewässer entschwindet erst dort den Blicken, wo der Strom hinter dem westlichen Vorgebirge des Karst bei Sagrado sich nach Nordosten wendet. Dort nimmt er die Wippach auf, und dort hat ihn einst ein mächtiger Bedränger von Aquileja überschritten.

Es war im Jahre 235 n. Ch. Der Tribun Maximinus, der Sohn eines thrakischen Hirten, ward nach der Ermordung des Alexander Severus von den Legionen auf der Hämus-Halbinsel zum Kaiser ausgerufen. Er war bekannt für seine Körpergröße und Tapferkeit, aber auch für seine Härte und Grausamkeit. Rom hatte ihm zwei Gegenkaiser gegenübergestellt, und dies reizte seinen Zorn. Mit gewaltigem Heere brach er aus Pannonien auf und erschien mit blitzartiger Schnelligkeit am Isonzo, den er nach dreitägigem Kampfe mit dem Element (die Brücke bei dem heutigen Mainizza hatten die Aquilejer zerstört) überschritt. Nun wurden die nördlichen Vorstädte und Vororte vernichtet und niedergebrannt, aber die mauerumgürtete Altstadt konnten die Angreifer nicht bemeistern. Die anstürmenden Colonnen wurden von den heroischen Vertheidigern mit siedendem Pech empfangen, das man von den Wällen herabgoß. Schließlich meuterten des Maximinus eigene Truppen, und bald trugen sie den Kopf des Kaisers und den seines Sohnes vor die Wälle der Stadt, zum Zeichen der Unterwerfung.

Man kann sich diese bewegten Scenen lebhaft vor Augen führen, wenn man unter den Bogen der nördlichen Galerie des Glockenthurmes in die weite Isonzo-Niederung hinausblickt. Von dorther kam nicht ganz

drei Jahrhunderte später jene gewaltige Völkerfluth, welche Aquileja verschlingen sollte .... Welch' furchtbares Bild, diese Hunnen-Invasion! .... Ungeheure Reiterschaaren brechen in das Gefilde, und vor ihrer thierischen Mordlust fliehen die entsetzten Landbewohner bis weit hinaus auf den schwanken Grund der Lagunen-Inseln von Grado und des heutigen Venedig. Dann hält der Führer dieser Horden, die furchtbare »Gottesgeißel«, nordwärts von der Augusterschen Stadt und läßt in wilden Stürmen die Angreifer an Aquilejas Mauern zerschellen. Nach fruchtlosem Bemühen zum Abzuge bereit, läßt ihn ein orakelhafter Zufall weiter ausharren, und nun ist's um Roms Bollwerk geschehen. Wie aus dem Krater eines Vulkans lodert die Gluth aus Aquilejas Gassen; das Blut der Vertheidiger fließt in Strömen, denn man zählt zwischen dreißig- bis vierzigtausend Erschlagene! Auch an heroischen Opfern fehlt es nicht: Frauen retten ihre Ehre, indem sie mit verhülltem Haupte sich kopfüber von Mauern und Thürmen stürzen. Eine andere — die tugendhafte Honoria — umklammert den Grabstein ihres Gatten und fällt unter den Streichen eines Barbaren. Rauchdunst und Blutdampf schwängern die Luft, wildes Geheul durchbraust die weite Landschaft .... Dann folgt Grabesstille und die Sonne versinkt hinter blutrothen Wolken.

Da rasselt das Uhrwerk zu unseren Füßen. Ein Dohlenschwarm flattert kreischend um den Auslugplatz des Beschauers der sonnigen Landschaft, die nun plötzlich wieder friedensheiter zu seinen Füßen liegt. Goldstreifen zittern über die Canäle und Stromarme, und zwischen den Maisfeldern glüht purpurnes Helldunkel. Der böse Traum ist vorüber. Zu Füßen ragen auch noch zwei braune Säulenschäfte, die letzten Reste des Patriarchenpalastes. Daneben stehen mächtige Sarkophage. Das uralte Baptisterium mit seinen Säulenstümpfen liegt zur Seite, zwischen Unkraut und Trümmerwerk. Ein Windstoß fährt durch die Thurmgalerie und in sein Rauschen mischt sich ein ausklingendes Lied .... Dort unten, zwischen den goldenen Ackerfeldern, wandelt eine Schnitterin und dann betritt sie das Fragment der uralten Römergasse. Dort sind auch mächtige Kaiser herabgeschritten: Augustus, Hadrian, Trajan — und der Wechsel der Zeiten kann die Erinnerung hieran nicht verwischen ....

Wenn wir vom Glockenthurme herabgestiegen sind, treten wir in den Dom selber ein. Er ist ein ehrwürdiges, höchst respectables Denkmal des Christenthums, an den sich nicht minder bedeutsame Ereignisse knüpfen, wie an die Römerstadt. Zwar das Urchristenthum, welches in Aquileja so frühzeitig eine Cultusstätte fand (bereits im Jahre 46) hatte sich hier noch nicht eingebürgert. Der Erbauer des Domes ist der Patriarch Popo, die Zeit, aus der er stammt, die Jahre 1019 bis 1042 .... Man tritt durch eine der drei Thüren der Hauptfaçade in das Innere des Heiligthumes, und zwar auf Stufen nach abwärts, denn der Boden desselben ist niedriger als die Thorschwelle und die äußere Umgebung. Ein heller, in seinem Gesammteindrucke etwas nüchtern wirkender Raum nimmt uns auf. Er ist durch eine Doppelreihe von zehn mächtigen (aber nicht einheitlichen) Säulen in drei Schiffe gegliedert, dessen mittleres — wie bei allen altromanischen Basiliken — die beiden Seitenschiffe an Höhe bedeutend überragt. Diese schließen nach Oben mit je einer Holz-, jenes mit einer Netzdecke ab. Zu oberst haben die Seitenwände des Mittelschiffes Fenstereinschnitte, welche auf die Dachflächen der beiden Seitenschiffe hinabsehen. Alle drei Schiffe schließen mit Apsiden ab, das mittlere mit dem höher gelegenen Chor, wo der marmorne Patriarchensitz und die hölzernen Chorherrenstühle zu sehen sind. Vom Presbyterium steigt man in die Krypta hinab, den ältesten Bestandtheil des Domes, vermuthlich aus dem IV. Jahrhundert. Der Raum ist sehr beschränkt, macht aber durch sein altehrwürdiges Aussehen, durch kunstlose Säulen, die niederen Rundbogenfenster, den eisernen Reliquienschrein, namentlich aber durch den uralten Sarkophag, einen nachhaltigen Eindruck.

In jenem Sarkophag ruhten einst die sterblichen Reste des heiligen Fortunatus und heiligen Hermagoras. Dieser wurde, wie man annimmt, um das Jahr 50 in Rom zum ersten Bischof Italiens geweiht und nahm seinen Sitz in Aquileja. Natürlich war von einem öffentlichen Wirken nicht die Rede; es ist aber interessant zu erfahren, daß seit jenem Hermagoras die Reihe der Bischöfe, Erzbischöfe und Patriarchen bis zur Auflösung des Patriarchats, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ununterbrochen fortläuft. Die Diöcese von Aquileja ist sonach nach Rom die älteste der abend-

ländischen Christenheit .... Hermagoras, der selber ein Aquilejer war, erlitt unter Kaiser Nero (oder später) den Märtyrertod.

Seitdem fehlte es nicht an Blutzeugen im Schoße der neuen christlichen Gemeinde. Am ärgsten wüthete in ihr der furchtbare Christenvertilger Diocletian. Die Gräuel fanden ihr Ende als Kaiser Constantin der Große im Jahre 311 den christlichen Glauben zur Staatsreligion erhob und die heidnischen Tempel sperren ließ. Die aquilejische Kirche gewann rasch an Einfluß und Ansehen; es war das älteste Bisthum in Italien und schon im Jahre 369 ward in Aquileja die Reihe der Erzbischöfe eröffnet. Aus der Hunnenfluth, welche, wie wir gesehen haben, die Römerstadt vom Erdboden hinwegfegte, konnte sich der damalige Erzbischof nur durch Flucht in die Lagunen von Grado retten, wohin auch die Reliquien und Kirchenschätze in Sicherheit gebracht wurden. In der Folge stellte sich die Nothwendigkeit eines solchen Rückzuges noch zu wiederholten Malen ein, so daß die Erzbischöfe sogar längere Zeit in Grado residirten, oder doch abwechselnd in Aquileja und Grado sich aufhielten.

Aquilejerin.

Bisthum und Erzbisthum sind aber nur die wenig bedeutsame Vorgeschichte zu dem nachmaligen Patriarchat, das Aquileja abermals zu Ruhm und Ansehen, zu Glanz und Macht brachte. Der erste Patriarch war Paulinus (557—569), der aus dem Schisma hervorging, welches zur Zeit Justinians durch Aufwerfung der Frage, welcher Metropole: Aquileja

Aquileja.

oder Grado, die Oberhoheit zufallen sollte, entstand. Das Schisma dauerte fast hundertundfünfzig Jahre und hatte sogar die Aufstellung eines Gegenpatriarchats zu Grado zur Folge.

Wir übergehen die Kirchengeschichte als zu weitläufig und den Rahmen unseres Buches übersteigend. Was wir aber näher berühren müssen, das sind die markanten Erscheinungen, durch welche der aquilejische Patriarchenstaat aus der Geschichte von mehr als zwölf Jahrhunderten hervorsticht und aus diesem Anlasse unser volles Interesse beansprucht. Sicher ist, daß dieser mächtig emporstrebende, und zu Zeiten einflußreiche Staat in erster Linie seinen Glanz und seine Größe den eigenen Trägern desselben verdankte. Es waren mächtige Kirchenfürsten, die in ihrer Rangordnung unmittelbar nach den Päpsten zu stehen kamen. Selten war eine kirchliche Macht von einer Reihe so ausgezeichneter Männer — gleich ausgezeichnet durch Tugend und Gelehrsamkeit — repräsentirt, wie der Patriarchenstuhl von Aquileja.

Zwei Säulen des Patriarchenpalastes.

Gleichwohl litt dieser Staat an innerer Schwäche und zwar lediglich in Folge seiner doppelten Machtstellung als geistliche und politische Macht.

Die stramme Organisation der geistlichen Herrschaft hielt den Staat über Wasser, nachdem er in politischer Beziehung eines Mittelpunktes vollständig entbehrte. Wie wenig vom Patriarchenstuhl zu Aquileja aus die weltliche Politik etwas auf die Dauer zu richten wußte, das ersieht man am drastischsten aus der Zerfahrenheit und Unbeständigkeit der Besitz- und Herrschaftsverhältnisse in Istrien, als dasselbe zur Markgrafschaft erhoben und mit Landesverwesern versehen wurde, die entweder im engsten Verwandtschaftsverhältnisse zu den Patriarchen standen, oder aus Familien stammten, die mit diesen befreundet waren. Als vollends die venetianische Republik dominirend an den Küsten der Adria auftrat, unterwarfen sich die meisten Küstenstädte Istriens unter diese, und zwar einfach deshalb, weil das Patriarchat sie vor den andringenden Feinden, unter denen die Uskoken und Genuesen die schlimmsten waren, nicht zu schützen vermochte.

So blieb denn auch die ganze weltliche Herrlichkeit des Patriarchenstaates auf äußere Bündnisse und auf zeitweilige Erfolge und Ausnützung der Situation beschränkt. Nicht selten wurden die eigenen Schutzvögte dem Patriarchate gefährlich. Seine Vasallen gingen zumeist ganz und gar ihre eigenen Wege und waren für Aquileja insoferne von großem Nachtheile, als die damit verbundenen Fehden und Kriege fast immer auf dem Territorium des Patriarchenstaates ausgefochten wurden ....

Anders liegen die Dinge hinsichtlich der geistlichen Herrschaft. In der kirchlichen Verfassung beruhte die Stärke des Patriarchats, und war die politische Ohnmacht nur zu sehr geeignet, Ansehen und Glanz des Patriarchats zu verdunkeln, so übte die Kirche ihre alle Gefahren und Benachtheiligungen paralysirende Macht aus. Aber selbst die kirchlichen Functionen trugen mitunter ein politisches Gepräge. So müssen wir beispielsweise jener seltsamen Ceremonie gedenken, die dem weltlichen Bewußtsein unmittelbaren Ausdruck giebt und die sich der Form nach bis auf den Tag erhalten hat .... Czörnig, der gründliche Durchforscher von Allem, was auf Aquileja Bezug hat, erzählt hierüber: »Im Jahre 1320 hatte der Patriarch Bertrand einen Kriegszug gegen den Grafen von Görz unternommen, und denselben zur Weihnachtszeit in dessen Schlosse zu Görz belagert. Aus Besorgniß eines Ueberfalles hielt der Patriarch im Lager vor Görz die Christnachtmesse mit

dem ihm assistirenden Abte Guibert von Maggio in Kriegsgewändern ab. Zur Erinnerung an diesen glücklichen Kriegszug pflegten die Patriarchen seither bei der Christmette mit einem ihrer Assistenten in voller Rüstung unter den Kirchengewändern zu erscheinen. Auch sang der die Stelle des Diacons versehende Domherr bei demselben Anlasse das Evangelium mit gezücktem Schwerte, welches er am Schlusse nach allen Weltgegenden über den Köpfen der andächtigen Menge segnend schwang. Im Dome zu Cividale ist am Tage der Erscheinung (Epiphania) eine ähnliche Gewohnheit seit den ältesten Zeiten in (mit kurzer Ausnahme nach 1848) ununterbrochener Uebung; doch ist der das Evangelium singende Diacon nicht allein mit einem Schwerte umgürtet, sondern er trägt auch auf dem Haupte einen mit langen, in den Farben Cividales, weiß und roth, wallenden Federn geschmückten vergoldeten Helm. . . . .

Nach den vorausgesendeten Bemerkungen muß sich natürlich unser Interesse für die sichtbaren Zeichen von dem Patriarchenglanz, die man in Aquileja wahrnimmt, erheblich steigern. Großartig sind diese Erinnerungen nun freilich nicht, aber sie entbehren keineswegs der Bedeutsamkeit. Am ergreifendsten wirkt der Anblick der letzten aufrechtstehenden und überhaupt vorhandenen Reste des Patriarchenpalastes. Es sind zwei braune, vollkommen frei auf einem Grasflecke stehende Säulen. Um sie spielt das scheidende Sonnenlicht und vergoldet den wüsten Boden, wo so viele stolze Kirchenfürsten gewandelt, Hof gehalten und ihres geistlich-weltlichen Amtes walteten. Andere Erinnerungen bieten die noch vorhandenen Patriarchengräber. Meist sind es einfache Grabsteine, welche das Andenken an die Heimgegangenen bewahren. In einer Kapelle des südlichen Seitenschiffes aber gewahrt man mächtige Sarkophage aus weißem und rothem Marmor. In ihnen ruhen die Reste der Patriarchen aus dem Hause Torriani.

Das öffentliche Leben im christlichen Aquileja drängte sich auf den Plätzen vor dem Dome und dem Patriarchenpalaste. Auf ihnen wurden Märkte und Gerichtsversammlungen, Todtenschmäuse (im Atrium des Domes) abgehalten und Taufacte vollführt. Das zu dem letzteren Zwecke dienende Baptisterium ist ziemlich erhalten und jedenfalls eines der sehenswerthesten Denkmäler aus der Patriarchenzeit. Man tritt in einen achteckigen, von

Unkraut überwucherten und mit antiken Fundstücken bedeckten engen Hofraum, in dessen Mitte das sechseckige Taufbecken mit seinen Säulen liegt, die nun ein Holzdach zum Schutze des Ganzen tragen. Die frühere Kuppel ist eingestürzt. Das Taufbecken ist sehr tief und erinnert daran, daß man in jener alten Zeit auch für erwachsene Täuflinge besorgt sein mußte. Da der Act durch Untertauchen geschah, mußte das Wasser des Beckens dem Täuflinge mindestens bis an den Hals reichen, bei Erwachsenen also fünf Fuß tief sein.

Antiker Canal in Aquileja.

Wir verlassen das Baptisterium und schreiten über den Grasplatz, über welchen die beiden Säulen des Patriarchenpalastes ihren schwarzen Schatten werfen, und suchen das Freie. Eine schnurgerade Straße führt nach Südosten. Wir haben sie von der Thurmhöhe ihrer ganzen Länge nach durchmessen und wahrgenommen, daß sie knapp vor der Lagune endet. Dort liegt das Dorf Belvedere und von ihm aus sieht man über die trägen, schillernden Wasser, welche sich allerorts in das Festland hereindrängen und dasselbe versumpfen. Rohrwald und Moorgrund wechseln mit größeren oder kleineren Schlamminseln, zwischen denen sich breite Flußarme

schlangenartig hindurchwinden. Auf diesen Flußarmen segeln die Fischerboote herauf, und zwar nicht blos bis Belvedere, sondern sogar bis ins Weichbild von Aquileja, also wie damals, da dieses selbst noch ein großes, weltberühmtes Emporium war und seine Reichthümer sowohl aus den umliegenden Gebieten, wie von der See her bezog.

Neben den geschichtlichen Erinnerungen, welche der nun so vereinsamte und unbedeutende Ort Aquileja birgt, ist in diesem Bereiche nichts so inter-

Ponte d'oro bei Aquileja.

essant, wie die merkwürdigen Veränderungen, welche das Land selber erfahren. Die topographische Situation des Lagunenstriches und der Unterläufe jener Bäche und Flüsse, die ihn durchziehen oder seitwärts desselben ins Meer fallen, war in den verschiedenen Epochen eine wesentlich verschiedene. Vor Alters reichte die Lagune nicht so weit hinaus — nämlich seeseits — und nahm andererseits einen viel geringeren Raum nach der Festlandsseite hin ein. Schon eine Stunde unterhalb Aquileja lag eine Dünenzone, welche das Meer vom Festlande trennte. Parallel zu ihr lief eine Schnur niederer, aber wohlbestellter und bewohnter Inseln, deren eine die Hafenanlagen für Kriegs-

zwecke trug. Der Handelshafen von Aquileja lag an der Ausmündung des Natisso (heute Natisone) im äußersten Westen der Lagune, dort, wo heute das kleine Grenzflüßchen Aussa ins Meer fällt und der schnurgerade Canale Anfora, sowie sein Zwillingsbruder, der alte Anfora-Canal in den Porto Buso münden. Der nördliche, neuere Anfora-Canal wurde künstlich hergestellt, um für Aquileja eine zweite maritime Verbindung mit der See zu gewinnen. Der Natisso, der in seinem Unterlauf heute mit dem Canale della Mee und dem alten Anfora identisch, strömte bei Aquileja vorüber, lief gerade nach Süden und begleitete, an der Dünenzone angekommen, diese in paralleler Richtung bis zu dem heutigen Porto Buso.

Die Dünenzone war also in diesem ältesten Stadium der topographischen Situation der Lagune noch nicht durchbrochen. Das änderte sich aber um das Jahr 585 n. Chr., wo die bereits oben, gelegentlich unserer Mittheilungen über den Timavus erwähnte Katastrophe am Oberlaufe des Natisso eintrat. Dieser wurde in Folge eines Bergsturzes in der Richtung nach dem heutigen Tolmein abgedrängt und fiel in den Isonzo. Die Folge dieses neuen und zu Zeiten ausgiebigen Wasserzulaufes war jene zweite, gleichfalls schon erwähnte Katastrophe: der Durchbruch des Sees, der als Sammelbecken für den Isonzo und die Wippach diente. Der Isonzo brach sich durch die Niederung Bahn und stürzte in den Natisso, d. h. in dessen durch den Turris (heute Torre) verstärkten Unterlauf. Der Natisso aber, der nun eigentlich der Isonzo war, drängte mit verstärkter Gewalt gegen die Dünenzone und durchbrach sie, um sich ins Meer zu ergießen. Anfangs ein einziger Mündungsarm, entstanden dann in Folge von Schlammablagerungen mehrere Delta-Arme, die man in den heutigen Lagunencanälen wieder erkennen kann. Der sogenannte Isonzo Vecchio (oder Isonzatto) ist jedenfalls ein solcher Arm.

Da aber heute der Isonzo gar nicht im Bereiche des alten Natisso mündet, so wird man fragen, welcher Art die weiteren Veränderungen waren, um jene topographische Situation herbeizuführen, welche man heute vorfindet und die mit jener nach dem Isonzo-Durchbruche nur mehr eine entfernte Aehnlichkeit hat. Die Sache liegt nun so: der Isonzo wurde nochmals abgelenkt, diesmal in südöstlicher Richtung, wo er sich in das bereits

vorhandene Bett des kleinen Küstenflusses Sdobba stürzte, der im Süden des Golfes von Monfalcone ins Meer fiel. Der Sdobba ward also zum Unterlaufe des Isonzo. Da aber der Natisso (Natisone) nach wie vor Nebenfluß des Isonzo blieb, so fand der Hauptwasserabfluß nach Südosten statt, während die Lagune nur durch die kärglichen Fragmente älterer Wasserläufe: Isonzatto im Osten, Natisso in der Mitte und Aussa im Westen, gespeist wurde. Die Lagune aber blieb räumlich nicht begrenzt, sondern nahm im Laufe der Jahrhunderte sogar noch zu. Ursache dieser seltsamen Erscheinungen waren die am Küstenlande von Aquileja (sowie im weiteren Bereiche bis nach Venedig) beobachteten secularen Senkungen.

Es ist erwiesen, daß die Inseln um Grado im Alterthume und selbst im Mittelalter viel umfangreicher waren. Die Niveausenkung verursachte also ein Eintreten der Lagune in nördlicher Richtung, d. h. über die ältere Dünenzone hinaus. Gleichzeitig erzeugten die weitläufigen stagnirenden Lachen, sowie die im Bereiche der Lagune entstandenen Sumpfflächen gefährliche Fieberdünste, die jenen Zustand der Verödung um Aquileja hervorriefen, der auch heute noch besteht und immer bestehen wird, so lange die Flußläufe in den Lagunen von Grado nicht regulirt sind ....

Bei leichter Nordbrise gleiten wir die Windungen der Lagunen-Canäle hinab, um dem einsamen Inselstädtchen unseren flüchtigen Besuch zu machen. Unser Fahrzeug ist eine der Fischerbarken, welche zwischen Aquileja und Grado verkehren; eine andere Communication besteht nicht. Die Fahrt in den Lagunen selber ist ungemein eintönig, kann aber ihren besonderen Reiz haben, wenn man bei auffrischendem Wind abwechselnd zwischen Binsenfeldern und Schlammseen, an Schilfhütten und hochgeschürzten Fischerinnen vorüber dem nahen Meere zusteuert .... Endlich lenken wir in den kleinen Hafen ein, und betreten die Stadt. Sie ist nicht so herabgekommen als Aquileja, dessen gefährliche Nebenbuhlerin sie einst war; an Bewohnern zählt sie mindestens dreimal so viele, wie jene. Der alte Patriarchendom, welcher aus dem VI. Jahrhundert stammt, ist die größte Merkwürdigkeit des Städtchens. Man sieht darin uralte Marmorsäulen, alterthümliche Fresken, den Patriarchalsitz und wandelt über einen Mosaikboden, der so alt wie der Dom ist — Alles in Allem: ein

antiquarisches Kleinod, wie man ein gleiches im Bereiche der Adria kaum wiederfindet.

Zur Zeit des römischen Aquileja war Grado Flottenstation. Als Stadt aber erlangte es erst Bedeutung, als durch die Gräuel der Kriegführung Attila's die Bewohner des Festlandes auf die Laguneninsel flüchteten und sich auf ihr häuslich einrichteten. In der Epoche des Patriarchenstaates war Grado häufig der Sommeraufenthalt der Kirchenfürsten von Aquileja, wie denn überhaupt die Stadt im Mittelalter ihre höchste Blüthe erreichte. Damals war sie von Mauern und hohen Thürmen umgeben; die ersten Dogen hatten hier einen Palast .... Ein Spaziergang über diesen denkwürdigen Boden wird sich daher immer zu einem höchst genußreichen gestalten ....

Pirano.

Längs der Küste von Istrien.

Pestiafel aus dem Jahre 1600 auf der Insel San Nicolo.

Die Meerfahrt längs der Westküste von Istrien gehört zu den reizvollsten Touren im nördlichen Becken der Adria. Großartige landschaftliche Scenerien, hervorragende Städte oder üppige Pflanzenparadiese findet man freilich nicht. Wohl aber fehlt es nicht an malerischen Hafenplätzen, deren mitunter reichbewegte Vergangenheit durch ihr altersgraues Aussehen sich kundgiebt. Auch oasenartige Garteninseln, die mit ihren Laubdächern bis ans Meer herandrängen, oder niedere Vorhügel umgürten, allemal verklärt von dem goldig bethauten Seespiegel, wird der Reisende nicht vermissen. Schön ist's in der weitläufigen

Bucht von Pirano, wenn über dem braunen Dom das Frühlicht wogt und auf der See davor die hellen Fischersegel bei günstigem Landwinde in den Triester Golf hinaussteuern. Schön ist's auch an der niederen Küste am Porto Quieto, wo Istriens größter Fluß das Meer sucht und die Uferhöhen in einen lichtgrünen Mantel von Oliven und Weinreben gehüllt sind; oder im weiten Hafenrund von Parenzo, der Stadt mit den vielfachen Erinnerungen an das Römerthum und seinem unvergleichlichen Dome. Schöner vielleicht noch ist's im Scogliengewirre bis Rovigno hinab, wo die bleichen oder grünen Felseilande, mit einem Ruinenreste da und dort, azurblaue Meereskanäle bilden, von breiten Schatten überlagert, welche die Küstenwinkel ausfüllen .... Und welche Weite des Horizonts gewinnt dieses Küstenbild, wenn im Süden der Halbinsel aus dem bergerfüllten Hintergrunde weiße Städtchen von stattlichen Kegelbergen aus wie einsame Wächter aufs Meer herüberschauen! Dort ruht der Blick des Reisenden auf dem hohen Thurm-Obelisken von Valle, oder auf der Berghöhe von Dignano, bis er zuletzt auf den grünen Kuppen der Brionischen Inseln haften bleibt, welche das schönste Bild dieses Gestades verdecken: das weite Hafenrund von Pola mit seinen verbauten Inselchen, den großartigen Marine-Etablissements, dem Kranz von Fortificationen rings auf den Höhen und der Stadt selber mit ihrem antiken Schmucke — dem römischen Amphitheater — durch deren Bogenöffnungen das heraufdämmernde Frühlicht so magisch hindurchwogt!

Wer diese Meerfahrt von Triest aus unternimmt, läuft zunächst Capo d'Istria an, eine Stadt, die ihre venetianische Vergangenheit auch heute noch in sichtbaren Zeichen trägt. Was über jene Zeit hinaufreicht, ist verschollen, vergessen. Dazu gehört in erster Linie die Argonauten-Mythe, welche auch an diesem Inselstädtchen, wie an so vielen anderen Punkten der nördlichen Adria haften geblieben ist. Ob hier wirklich eine Kolchier-Stadt Namens Palladia gestanden, ist an sich gleichgiltig, obwohl solch' hochclassische Erinnerung sicher dazu beitragen muß, uns den Platz noch interessanter erscheinen zu lassen. Bessere Anhaltspunkte liefert uns die römische Geschichte, die uns den römischen Namen der Stadt — Aegida — überliefert hat. Nach dem Hunnensturm, der auch Aegida hinwegfegte, führte

die Stadt nach ihrem Wiedererbauer den Namen Justinopolis; später hieß sie Kapris, von dem slavischen Kapra, und zuletzt Capo d'Istria — »Haupt von Istrien«.

In der That war sie unter Venedigs Herrschaft die Hauptstadt der Halbinsel. Diese Rangerhöhung hatte aber viel Blut gekostet, denn freiwillig fand sich die Stadt umsoweniger dazu, als sie schon zur Zeit der Istrischen Markgrafen großen Unabhängigkeitssinn an den Tag legte. Das »Löwencastell«, von welchem noch Grundmauern vorhanden sind, trat an Stelle des früheren, im Herzen der Stadt gelegenen Castell Musella, und nun konnte Capo d'Istria selbst dem mächtigen Patriarchen von Aquileja trotzen. Die istrischen Markgrafen aber saßen der kleinen Republik auf dem Nacken und der Druck muß ausgiebig genug gewesen sein, da dieselbe sich schließlich gezwungen sah, sich Venedig in die Arme zu werfen. Der Tausch war von Uebel; die venetianische Republik, immer und allerorts auf ihren Vortheil mit seltener Rücksichtslosigkeit und rohem Eigennutz bedacht, machte bald das Maß des Unwillens und Widerstandes voll und im Jahre 1353 endlich brach jene unglückliche Empörung aus, die auf ein Haar zum Untergange der Stadt geführt hätte. Die Venetianer hielten sich im Löwencastell und von dort aus verwandelten sie die Stadt in einen Schutthaufen, und metzelten die Bewohnerschaft mit kaltberechneter Grausamkeit nieder.

Als Capo d'Istria aus seinen Ruinen wiedererstand, beeilte sich Venedig, ihm einen widerstandskräftigen Panzer in Gestalt von Mauern und Thürmen anzuschmieden, und dieser that seine Schuldigkeit, als die kaiserlichen Truppen das erstemal vor der Stadt erschienen. Es geschah im Interesse Triests, wie so oft früher; denn das Emporium an der Adria, das die Habsburger im Jahre 1382 erworben, sollte durch Privilegien gehoben werden, unter welchen namentlich der Zollzwang eine Rolle spielte, der darin bestand, daß sämmtliche Waarensendungen aus dem Hinterlande nicht direct nach Capo d'Istria gelangen durften, sondern behufs Verzollung Triest berühren mußten. Anfangs im Kampfe mit Triest glücklich und später von der venetianischen Republik noch ausgiebig unterstützt, verlor die Stadt später immer mehr und mehr an Rückhalt und eigener Kraft. Mit dem Eintritte der österreichischen Herrschaft büßte sie vollends ihren Rang als

Hauptstadt der Provinz ein, zu der nun Pisino (Mitterburg), im Herzen der Halbinsel gelegen, erhoben wurde.

Capo d'Istria ist eine höchst malerische Stadt. Auf einem Inselchen gelegen, hängt sie nur durch einen Steindamm mit dem Festlande zusammen. Diese topographische Situation bedingt die Stadtanlage, die seit den ältesten Zeiten immer dieselbe gewesen sein muß. Der Raummangel zeigt sich am nachdrücklichsten, wenn man einen Gang durch die Stadt vollführt und hierbei gezwungen ist, sich durch ein engmaschiges, verworrenes Netz von ungemein schmalen und finsteren Gassen zu zwängen. Etwas mehr Licht und Luft findet man auf dem Hauptplatze, den eine Anzahl höchst ehrwürdiger alterthümlicher Bauten säumen: zunächst der Dom mit seiner originellen Stylmischung von Gothik, Renaissance und Antike, der alte Rectoren-Palast (nun Rathhaus) mit den Bildnissen berühmter Männer der Stadt und den seltsamen maurischen Fensterbogen, und eine Reihe moderner Bauten, welche den Platz auf der entgegengesetzten Seite abschließen. Daß der Dom ein hohes Alter besitzt, ist zweifellos, wenngleich der Zeitpunkt seiner Erbauung sich nicht mit Bestimmtheit angeben läßt. In seiner Stylzusammensetzung kann er gewissermaßen als der Repräsentant der mannigfachen, mitunter ereignißreichen und folgenschweren Schicksale gelten, welche die Stadt selber heimsuchten.

Seitdem die Mauern und das alte Trutz- und Schutzcastell gefallen sind (letzteres im zweiten Decennium unseres Jahrhunderts), ist die Stadt zwar der beengenden Fessel ledig, aber Raum zur Entwicklung ward damit nicht gewonnen, weil er sich überhaupt nicht gewinnen läßt. Auf der Festlandseite dehnen sich nämlich die Salinen über einen Flächenraum von mehr als zweitausendsechshundert Quadratmeter aus, nehmen also die ganze flache Halbinsel ein, an deren Endpunkte, mit dieser nur durch einen Steindamm verbunden, die Stadt auf felsigem Inselboden sich erhebt. Der Hafen aber ist außergewöhnlich belebt, zumal im Herbste, wenn die Oliven- und Weinernte in reicher Fülle aus dem Hinterlande zur Küste hinab befördert wird. Dann finden sich zahllose Barken und Küstenfahrer ein, und es ist nicht der geringste der eigenthümlichen Reize Capo d'Istria's, wenn man das rege Leben, welches zu Zeiten hier herrscht, von dem erhöhten, baum-

geschmückten großen Platze vor dem ungemein stattlichen Provinzialstrafhaus aus, beobachtet.

Ein Hauptort der nordistrischen Weincultur ist das kleine Städtchen Isola, zwei schwache Wegstunden im Westen von Capo d'Istria. Es liegt uns am Wege, wenn wir die Seefahrt nach Pirano fortsetzen, und hierbei den lieblichen Anblick der grünen, mit hellen Häuschen geschmückten Küstenberge genießen, die von der blaßblauen Höhe des Hintergrundes mit immer steiler ansteigenden Terrassen überhöht werden. Am überraschendsten aber ist das Bild, das sich plötzlich wie eine Coulisse in den flachen Horizont der glatten Meeresfläche einschiebt, wenn der Dampfer um die Punta Ronco herumwendet und auf steilem Vorgebirge braune Mauerzinnen und Dächer und die dunkle Masse eines Domes, Alles von steilem Fels über das Meer emporgehoben, in den Blick treten.

Das sind die zerfallenen Castellmauern und der altehrwürdige Dom von Pirano. Die Stadt selber schmiegt sich an eine runde Bucht jenseits des Vorgebirges. Wir müssen also das letztere umschiffen, um der Häuserterrassen ansichtig zu werden, welche den Abhang hinanklettern und mit ihren verwitterten Mauerfluchten auffallend zu dem Gartengrün der Höhe und dem klaren Blau des Meeres contrastiren. Bevor noch die Einfahrt in den Hafen erfolgt, fährt man hart an der Felshöhe vorüber, die den Dom trägt. Daß auf seine Tragfähigkeit kein Verlaß sein kann, beweisen die mächtigen Substructionen, welche mit ihren Strebepfeilern die Terrassenflucht stützen.

Die hier mit unglaublicher Gewalt anstürmende Bora hat diese Schutzbauten nothwendig gemacht; das Element würde ohne dieselben den Küstenabsturz längst unterwaschen, und den Dom in die Tiefe gerissen haben. Daß es aber eine seltene Musik sein muß, wenn in das Orgelbrausen des Hochamtes das wilde Geheul der heranrollenden, an den Stützpfeilern zusammenbrechenden und wieder in die See hinausrollenden Wogen sich mischt, ist wohl glaublich. Indeß ist der Anblick der Terrassen und ihres Domes auch bei sonnenheiterem Wetter und glatter See malerisch genug. Eine Merkwürdigkeit dieses Domes ist eine ungeheuere Bronzestatue des heiligen Georg, welche auf der Thurmspitze als Wetterfahne figurirt.

Wenn der Dampfer um die Domterrasse herum ist, entrollt sich eine überraschende Scenerie: eine ungemein geräumige Bucht drängt sich in das Festland hinein, im Norden und Süden von grünen Uferhöhen gesäumt und mit flachem, in der Ferne verdämmerndem Gestade im Südosten. Diese Bucht hat im Norden mehrere kleine Baien, worunter der Hafen von Pirano, dessen sichelförmige Rundung von den Terrassen der Stadt überragt wird. So weit das Auge reicht prangen die Küstenhänge im grünen Pflanzenschmuck, aus dem im nächsten Bereiche der Stadt schmucke Landhäuschen hervorschimmern. Nur im Südosten — wo jene eben erwähnte Strandebene sich erstreckt — fehlt dem Bilde das belebende Grün. Dort liegen die weitläufigen Salinen von Sizziole, die weiter unten zur Sprache kommen werden.

Neben dem äußeren Hafen giebt es in Pirano noch einen inneren, der von jenem durch einen Damm abgetrennt ist. Schiffe kleinerer Gattung, die ihn aufsuchen, passiren einen Durchlaß, den eine Drehbrücke überspannt. An diesem inneren, kleineren Hafen erheben sich die neueren Gebäude des Städtchens, deren stattliche Zahl ein greifbarer Beweis von dem ungehemmten Aufschwunge desselben sind. Für denjenigen, der auf istrischem Boden historischen Erinnerungen nachspürt, oder an romantischer Verwahrlosung Gefallen findet, sind diese Neuanlagen allerdings ohne Werth. Er wird sich daher beeilen, die steilen Gäßchen des älteren Stadttheiles emporzuklimmen. Vielleicht noch enger und finsterer als jene Capo d'Istrias, besitzen sie gleichwohl — offenbar durch ihre Steilheit, die keine Pfützenbildung duldet — den Vortheil, weitaus reiner als jene zu sein. Bald stellt sich auch die historische Erinnerung ein. Man sieht Zinnendächer und maurische Bogen mit schlanken Säulen und an einzelnen öffentlichen Gebäuden steingehauene Marcuslöwen. Zwischen den verwitterten braunen Häuserfluchten sieht oft nur ein ganz schmales Stück blauen Himmels herein und auf den zerbröckelten Simsen liegt ein breites Sonnenband, wie ein funkelndes Geschmeide auf runzeliger Stirne.

Hat man das Gassengewirre hinter sich und tritt man auf jene früher beschriebene freie und luftige Domterrasse hinaus, so umfaßt der Blick — von Pirano selbst abgewendet — den ganzen Golf von Triest mit dem

Kranze von Alpenhöhen dahinter und dem grauen Lagunenstreifen von Grado im Vordergrunde. Mag der Zauber dieses Rundblickes noch so groß sein: bedeutungsvoller ist die Lage des Städtchens selbst, das mit Grado gewissermaßen die Eck- und Eingangspfeiler des Triester Golfes bildet. Kein Wunder also, daß zur Zeit der Nachblüthe Aquilejas auch Pirano im Glanze der »Städtemutter« sich sonnen konnte. Zwischen Pirano und Aquileja herrschte zu Zeiten ein äußerst lebhafter Verkehr. Daß Pirano römischen Ursprunges sein dürfte, ist nicht zu bezweifeln, obwohl sichere Anhaltspunkte fehlen. Eine Version geht dahin, daß die Stadt von aquilejischen Flüchtlingen zur Zeit der Hunnen-Invasion gegründet worden sei. In diesem Falle wäre Pirano allerdings jünger, als Capo d'Istria, welches bei jener Katastrophe bereits bestand und von ihr auch empfindlich berührt wurde.

Die älteste Stadtanlage ist jedenfalls auf der Höhe der Küste zu suchen, wo dermalen verwitterte Zinnenthürme und altersschwache Mauern aus dem Grün von Oliven, Weinreben und Cypressen höchst pittoresk aufragen. Von jener Höhe hat man den doppelten Ausblick in das Innere des Landes mit dem grünen Gestade von Isola im Osten, und auf das weitläufige Seebecken, das die »Rhede von Pirano« bildet, im Südwesten .... Diese Rhede war einst der Schauplatz einer großen Seeschlacht. Am Himmelfahrtstage 1177 vernichtete in diesem Gewässer der tapfere und energische Doge Ziani die vereinigten Geschwader der Genuesen, Pisaner und Kaiser Barbarossa's (fünfundsiebzig Galeeren stark), wobei des Kaisers Sohn Otto mit dem Admiralsschiffe in die Gewalt der Sieger gerieth. Seit jenem denkwürdigen Ereignisse fand alljährlich am Himmelfahrtstage in Venedig die sinnbildliche Vermählung des Dogen mit der Adria statt. Wie man weiß, wurde dieses Fest an Bord des Staatsschiffes »Bucentoro« begangen. Ein Pförtchen an der Rückseite des Thronsaales öffnete sich und unter dem Gebete des Clerus wurde geweihtes Wasser in die Fluth geschüttet und hierauf der goldene Ring vom Dogen in das Meer geworfen. Der Donner der Kanonen und das Geläute der Glocken verkündeten den feierlichen Act, den der Doge mit den Worten beschloß:

»Desponsamus te, mare, in signum
Veri perpetuique dominii . . . .«

Der letzte Bucentoro wurde 1797 seines äußeren Schmuckes beraubt, indeß der Schiffskörper noch bis zum Jahre 1824 den Dienst eines provisorischen Kanonenbootes zu verrichten hatte. Die Ceremonie als solche wurde durch den dankbaren Papst Alexander III. gestiftet, der dem Sieger von Pirano den goldenen Ring zur ersten sinnbildlichen Vermählungsfeier gespendet hatte.

Istrische Fischerbarken.

Wir treten an den Schauplatz jener Schlacht näher heran, wenn wir die Uferhöhe verlassen und die Straße am Gestade einschlagen, die uns um den Nord- und Ostrand der Bucht herum zur Strandebene an ihrem innersten Ende hinüberführt. Wir sind hier im Salinengebiete von Sizzioli, dessen großartige Anlagen sich von weitem verrathen. Namentlich auffällig sind die stattlichen steingebauten Salzmagazine, welche in großer Zahl zwischen den »Salzgärten« stehen. Von diesen letzteren sind über siebentausend vorhanden, die jährlich ungefähr eine halbe Million Centner Salz

Capo d'Istria.

liefern. Die Manipulation bei der Gewinnung bedarf keiner eingehenden Beschreibung, da sie sehr einfach ist. Größere Becken, die mit Meerwasser gefüllt werden, stehen mit eingedämmten, kammerartigen Einfriedungen von geringer Tiefe und viereckiger Grundform in Verbindung. In jenen Becken muß das Wasser einige Tage »abstehen«, bis es durch ein System von Schleußen in die Kammern geleitet wird, wo es unter den Einwirkungen von Sonne und Wind rasch verdunstet und die Salzschollen zurückläßt. Nachdem auch diese einige Zeit im Freien getrocknet haben, wandern sie in die Sudhäuser. Die Wiederholung der Manipulation hängt natürlich von der Raschheit der Verdunstung ab. Der Betrieb erfordert große Ausdauer seitens der Arbeiter, die umso rastloser arbeiten müssen, je heißer die Sonne herablodert.

Jenseits der Salinen von Sizziole, d. h. gegen Westen, verläuft die Küste in schnurgerader Richtung nach der Punta di Salvore, wo sich seit dem Jahre 1817 einer der schönsten Leuchtthürme Europas über hundert Fuß auf einsamem Gestade erhebt. Seine Lichtweite beträgt dreizehn Seemeilen.

Dieser Leuchtthurm ist von großer Wichtigkeit für die Schifffahrt. Jedes Schiff nämlich, das längs der Küste Istriens nach Norden steuert, tritt, wenn es das Vorgebirge Salvore umschifft hat, in den Bereich der Bora, welche zuweilen mit großer Heftigkeit aus Nordost über den Triester Golf hinwegtobt. Selbst große Fahrzeuge, darunter Dampfer, kämpfen häufig erfolglos gegen Wind und Seegang an, und müssen, bereits im Anlaviren begriffen, wieder abfallen. Dann nimmt sie die Bucht von Pirano schützend auf, wenn sie über Salvore überhaupt hinausgekommen sind; im Gegenfalle müssen — sie umkehren und hinter der Halbinsel Salvore Deckung suchen, die sie nothdürftig bei Umago finden. Man berechnet die Zahl der Schiffe, welche auf diese Art auf der Fahrt nach Triest begriffen, vom Curse abfallen müssen, auf jährlich zwei- bis dreihundert. Alljährlich kommt es vor, daß auch der eine oder andere Dampfer (im Jahre 1869 sechs!) sich bei Pirano bergen muß. Fälle, daß Quersegelschiffe an der Westküste von Istrien an den Strand getrieben wurden, oder vollends kenterten, sind gleichfalls zu verzeichnen. In früherer Zeit, wo die Küste bei Grado ohne Leuchtfeuer war, konnte auch ein Anlaviren dieses Punktes, in Folge der dortselbst

vorhandenen Untiefen und Bänke, gefährlich werden. Die große Wichtigkeit des Leuchtfeuers von Salvore bei nächtlichem Sturmwetter leuchtet demnach gewiß Jedermann ein.

Dennoch ist die Adria kein sogenanntes gefährliches Meer und schwere Unglücksfälle zählen zu den Seltenheiten. Die Navigation kann in der Regel drei Viertheile des Jahres ohne geringste Störungen geführt werden und an jenen Tausenden von Seeunfällen, welche die Verkehrsstatistik alljährlich verzeichnet, participirt die Adria mit einem ganz geringfügigen Percentsatze. Der Lloyd beispielsweise hat seit einem halben Jahrhunderte nur vier Strandungen zu verzeichnen, wobei kein Menschenleben verloren ging und der Schaden überhaupt geringfügig war. Natürlich muß hierbei die außergewöhnliche Tüchtigkeit der Lloydcapitäne — von der bereits in einem früheren Capitel die Rede war — mit in Betracht gezogen werden.

Große Unerschrockenheit, ja Tollkühnheit legen namentlich die istrischen Schiffer und Fischer an den Tag, denen kein Wetter zu schlecht ist, um nicht die hohe See aufzusuchen und eines jener schauerlichen Tänzchen zu wagen, von denen der biedere Festländer nur vom Hörensagen weiß. In der That ein Bild von ergreifender wilder Schönheit ist's, wenn die graugrüne See in breiten Wogen einherrollt, gesäumt von dem weißen Gischt, der über die Wellenkämme flattert — Wasserberge und Thäler in regelloser Anordnung, sich gegenseitig verschlingend und wieder gebärend, aufwallend und versinkend im Rollen und Stampfen der Fluth. Und nun vollends die zerbrechlichen Nußschalen darin, die breitbasigen Barken mit den spitzen lateinischen Segeln, von zwei, drei sehnigen, wettertrotzigen Schiffern gelenkt! Jeder Wellengang droht sie zu verschlingen, jeder Stoß des Orkans neigt sie so tief zur Seite, daß die Gefahr des Kenterns an einem Haare hängt. Bald gewahrt man blos die oberste Spitze des Gaffelsegels, bald gleitet das schwanke Fahrzeug wie emporgeschleudert über den höchsten Wellenkamm. Wie ein riesiger Pendel schwankt der Mast nach allen Windrichtungen und regellos wie das Wellenchaos, sind auch die Bewegungen des Schiffes. Das Steuer aber ist in sicheren Händen und aller Gefahr zum Trotze findet die Nußschale die schützende Bucht, von der aus der Schiffer das empörte Element kaum eines Blickes würdigt ....

Vom Vorgebirge Salvore nimmt die Küste Istriens, die bis dahin von Triest ab einen großen Bogen von Nord nach Süd, Südwest und West beschrieb, eine südliche, später eine südöstliche Richtung ein. Auch die landschaftliche Scenerie wechselt: die Uferhöhen sind bedeutend niederer als zwischen Capo d'Istria und Pirano, nicht mehr so üppig grün und weitaus spärlicher bewohnt. Man vermißt anfangs auf den Uferhöhen die weißen Häuschen mit ihren grünen Rahmen, die gelbbraunen Kirchthürme auf dem langgestreckten Bergrücken. Das ändert sich aber sehr rasch, wenn wir die erste größere Stadt an der Westküste — Umago — erreichen. Zwar sie selber, an einer kleinen Bucht gelegen, ist von ziemlich öden Ufern umgeben. Umso freundlicher gestaltet sich aber die Gestadescenerie einige Seemeilen weiter südlich, wo der Waldhang bis zur Brandung herabreicht und ab und zu ein helles Landhaus oder ein gelbbrauner alter Palazzo aus dem Schatten von Oliven und Rebendächern hervortaucht.

Auch auf dieser Küstenstrecke ist das Festland mannigfach von Buchten durchrissen. Jede derselben bildet ein kleines Hafenrund, in welchem die silbergraue See regungslos die kalkigen Ufer bespült. Man nimmt kein Leben, keine Bewegung wahr, sieht keine Schifferbarke, selten ein Haus. Monoton aber ist diese Einsamkeit nicht, und je verlassener diese stillen Buchten scheinen, desto belebter nimmt sich das weite Meer zur Rechten aus, dessen Spiegelfläche von Segeln förmlich übersät ist. Unmerklich schweben sie über die Fluth. So klar ist das Wasser, daß fast jedes der großen dreieckigen Segel sein Spiegelbild in der Tiefe zeigt, also eine Riesenschwinge nach oben, eine zweite nach unten; auch die großen Quersegelschiffe zeigen ihre ganze Auftakelung klar und plastisch in der Tiefe abconterfeit. Im übrigen merkt man kaum, daß sie sich vorwärts bewegen. Der Dampfer, der uns trägt, hatte sie weit vorne im Curs in Sicht, überholt sie in ein oder zwei Stunden, und läßt sie alsbald wieder viele Seemeilen zurück. Daß sie aber nicht auf der Stelle verharren, läßt die frische Brise vermuthen, die alle Segel mäßig bläht und hin und wieder den Meeresspiegel unmerklich kräuselt. Ueberraschend sind auch die Constellationen einzelner größerer Fahrzeuge zu einander. So glaubt man beispielsweise, daß drei stattliche Dreimaster, in deren Curs wir steuern, die Kiellinie einhalten, d. h. einer hinter dem

anderen segeln. Nach einiger Zeit aber ist die Constellation wesentlich verrückt; man sieht die Schiffe nicht mehr hintereinander, sondern derart auseinander gerückt, daß sie die Spitzen eines Dreieckes markiren. Die Verschiebung setzt sich fort, und nun zeigt eines der Fahrzeuge sein Profil, das zweite die volle Breitseite, das dritte gleichfalls die Breitseite, aber eine ganz verkehrte Segelstellung, indem es beim Anlaviren gerade vom Winde abfällt. Nach einer Stunde etwa schwebt einer dieser Dreimaster gerade über der Horizontlinie, während die beiden anderen, weit von ihm entfernt, in einen einzigen Körper zusammen zu fließen scheinen. Die Sehlinie fällt mit der Curslinie zusammen und das Auge nimmt die bedeutende Distanz nicht wahr, die immerhin zwischen diesen beiden Schiffen liegt.

Unter solchen Beobachtungen haben wir das nächste Küstenstädtchen erreicht. Es ist dies Cittanuova, dessen Name an die Stadt Noventium erinnert, die im Mittelalter an dieser Stelle lag. Der Hafen im Norden der auf einer Halbinsel liegenden Ortschaft ist unbedeutend; umso geräumiger ist der Porto Quieto, die Mündungsbucht des gleichnamigen Flüßchens, das tief im Innern von Istrien entspringt und durch ein reizendes Waldthal an den Bergstädten Pinguente und Montona vorüberströmt. Wir erinnern bei diesem Anlasse an die Argonautensage, die, wie wir aus einem früheren Capitel wissen, auch mit diesem »Valle Quieto« in Zusammenhang gebracht wird. Für größere Barken ist der Fluß auch heute noch bis in die Nähe von Montona zugänglich. Die Quietobucht selber drängt noch mit mehreren kleinen Baien ins Festland hinein, unter denen die wichtigste der Porto Torre ist. Diese Bai hat ihren Namen von dem gleichnamigen Dörfchen, welches die Uferhöhe, eine halbe Stunde landeinwärts, krönt.

Cittanuova ist vielleicht dadurch merkwürdig, daß es trotz seiner Unbedeutendheit, über dreizehn Jahrhunderte (524 bis 1828) ein Bischofsitz war. Schwere Tage sind übrigens dem Städtchen, wie den meisten istrischen Küstenorten, nicht erspart geblieben. Am schlimmsten hat in ihr nicht der Genueſe, nicht der Venetianer, auch nicht die Pest, sondern der — Türke gewüthet. Am 24. Mai 1687 erschien das türkische Piratengeschwader vor dem Städtchen und vollbrachte innerhalb weniger Stunden sein grausiges Werk. Was man von der heutigen Niederlassung von der See aus sieht,

macht den Eindruck der Verarmung und Verwahrlosung. Einige Boote beleben den Hafen, dessen helles Blau mit dem Ockergelb der Gebäude und des Strandes eine harmonische Farbenwirkung abgiebt. Darüber ragen zwei Campanilen, wovon eine dem sehr alten, aber unbedeutenden Dome angehört.

Steuert man aus dem kleinen Hafen von Cittanuova hinaus, so führt der Curs zunächst an der früher erwähnten Bucht von Quieto vorüber. Zwischen den theilweise grünen Ufereinfassungen vermag das Auge über den Seespiegel hinweg noch eine weite Strecke des vollkommen flachen Quietothales zu überfliegen .... Bei einer Küstenfahrt aber verschieben sich die Ufercoulissen rascher, als Einem genehm ist. Auch die Quietobucht schließt sich und eine andere, von einem grünen Hange überragt, öffnet sich. Es ist der Porto Ceveri, wo man am Strande und eine Strecke unter dem Wasser Baureste aus römischer Zeit gefunden hat. Weiter ist nichts bekannt. Auf dem Hange mit dem Gebüschmantel stehen jetzt einige Häuser und ein kleines Schloß in traulicher Einsamkeit. Die nächste Küstenstrecke weist noch mehrere solcher stillen Buchten auf, die man insgesammt von jenem Schlößchen aus, um das sie in einem Halbkreise liegen, überblickt.

Bald aber wird uns all' dieses Detail gleichgiltig, denn nur wenige Seemeilen im Süden tritt ein weitläufiges, mittelst einer Halbinsel in die See hinausrückendes Städtebild in den Blick .... Wir steuern im Angesichte von Parenzo, dessen Bauten stellenweise hoch über dem Strand emporragen. Bald sehen wir in den nördlichen Hafen hinein, aber unser Dampfer schwenkt um die Halbinsel herum und sucht den südlichen Hafen auf, wo wir an dem stattlichen Molo halten. An Leben und Bewegung fehlt es hier nicht, denn zahlreiches Volk hält Molo und Quai besetzt. Die Stadt nimmt die ganze Halbinsel ein, und schließt mit einer Anzahl stattlicher Gebäude das Hafenrund ab.

Die Lage der Stadt auf einer räumlich fast unbedeutenden Halbinsel, bedingte deren Ausdehnung, die von der Natur vorgezeichnet war. Wenn gleichwohl angenommen wird, daß Parenzo zur Zeit Roms, namentlich unter der Regierung Nero's eine größere Ausdehnung als heute besessen, so muß jene Halbinsel an Flächeninhalt verloren, d. h. ein Theil ihres

Randes im Meere versunken sein. Thatsächlich ziehen sich antike Mauerfragmente unter dem Meeresspiegel rings um die Stadt herum, und sie könnten wohl einst zu jenem Wall gehört haben, der die alte Stadt umschloß, und der sammt dem dazu gehörigen Festlande in Folge irgend welcher Katastrophe (wahrscheinlich Erdbeben) in die Tiefe sank.

Daß Parenzo eine alte Stadt ist, kann als erwiesen gelten. Sie dürfte sogar schon vor der römischen Occupation bestanden haben, aber auf Grund der letzteren kam sie erst zu einigem Glanz und für den Alterthumsforscher ist die Stadt auch heute noch, nächst Pola, die interessanteste im Lande. Es ist nicht schwer, ein Bild von der antiken Anlage zu gewinnen. Dort wo heute der prächtige und in mancher Beziehung merkwürdige Dom steht, lag das römische Capitol mit dem Forum sammt seinen Tempeln, welche dem Mars und Neptun geweiht waren, und einem Theater. Alle diese Anlagen sind deutlich zu erkennen: das Forum selber in der heutigen Piazza Marafor, die Plattform des Neptuntempels mit den zu ihr hinaufführenden Stufen, die Mauerreste und zwei Säulenstumpfe nebst einem Pfeiler des Marstempels. Dort wo sich heute die Häuser eines unansehnlichen, fast ärmlichen Stadtviertels herandrängen, befand sich das plebejische Forum, etwas seitwärts das Comitium, von welchem Mitte der Vierziger-Jahre Substructionen ausgegraben wurden.

Der ganze Platz macht also einen sehr ehrwürdigen Eindruck, der noch erhöht wird durch den Anblick der Reste des Theaters, die man ab und zu erkennt. Wann das Zerstörungswerk vor sich gegangen, ist nicht bekannt, doch weiß man, daß im Beginne des XV. Jahrhunderts das antike Material benützt wurde, um einige Neubauten, darunter den Hafenquai und den Repräsentantenpalast, zu errichten. Auch die, die Stadt an der Landseite abschließenden Landmauern dürften ihre Entstehung vorwiegend dem vorhandenen antiken Baumateriale zu verdanken haben. Wie zu Roms Zeiten führen durch diese (jetzt nur mehr theilweise erhaltenen) Mauern drei Straßen, nach Norden, Osten und Süden. Aber nur die mittlere zeigt ihren römischen Ursprung, während die beiden anderen Neuanlagen sind.

Parenzo mag zu Zeiten eine wohlhabende, ja selbst glänzende Stadt gewesen sein, eine bedeutende war es nie. Zwar konnte auch Parenzo —

Parenzo.

wie Pirano — durch Aquilejas Glanz zur Römerzeit und seine Nachblüthe im Mittelalter nur gewinnen. Sie muß namentlich in letzterer Epoche eine hervorragende See- und Landetappe auf dem Handelswege von Aquileja über Pirano und Pola nach Medolino (dem alten Mutila) gewesen sein. In Istrien, zumal an den Küsten, war eben jede Blüthe nur eine vorübergehende. Parteihader und Fehden im Innern, sowie Kriegsstürme von

Rovigno.

Außen ließen an diesen, von Drangsalen so sehr heimgesuchten Küsten, ein Gemeinwesen auf die Dauer zu keiner vollen Entfaltung gelangen. Der erste ausgiebige Schlag für die Stadt war die Vernichtung Aquilejas durch die Hunnen. Von da ab durch ein volles Jahrtausend theilte es die Schicksale mit dem übrigen Istrien, von denen in einem anderen Capitel die Rede sein wird. Einer der härtesten Schläge fällt in das Jahr 1354, wo Parenzo durch den genuesischen Admiral Paganino Doria furchtbar heimgesucht wurde. Damals verlor es fast alle seine Kunstschätze und wenige Jahre

darnach fast seine sämmtlichen Bewohner — diesmal durch die Pest. Die letztere Geißel stellte sich nicht ganz zwei Jahrhunderte später nochmals ein, und nun lag die Stadt in Ruinen und ausgestorben da, denn nur einige Dutzend Menschen überlebten diese furchtbare Katastrophe. Es bedurfte mehrerer Jahrzehnte, um die allgemeine Scheu, die man vor der Ruinenstadt hatte, zu verwischen. Nicht einmal Reisende wagten die Ruinenstadt zu betreten. Als die Zeit die Wunden zu heilen begann, fanden sich fremde Colonisten (Griechen, Albanesen und Slaven) ein, die aber im Laufe der Zeit aus der Stadt verschwanden und diese italienischen Einwanderern überließen.

So wurde Parenzo wieder eine venetianische Stadt und ihre Wohlhabenheit muß immerhin von Belang gewesen sein, da alle aus dieser Epoche herrührenden Baulichkeiten einen vortheilhaften Eindruck machen. Sie sind die Wahrzeichen des Mittelalters, wie es jene antiken Trümmerreste aus Römer-Zeiten sind. An der Schwelle beider Epochen liegt als vorzüglichstes Denkmal aus der Zeit der byzantinischen Invasion, die alte Kathedrale. An diesem altehrwürdigen Denkmale hängt die Erinnerung an keinen Geringeren als Theodorich den Großen. Aus der baulichen Anlage, dem architektonischen Detail und anderen Merkmalen geht hervor, daß dieser Tempel bereits im vierten Jahrzehnt des VI. Jahrhunderts bestand, im Ganzen also die Kleinigkeit von circa eintausenddreihundertvierzig Jahren alt ist. In jeder anderen Stadt wäre er ein Wunder in seiner Art — in dem entlegenen Parenzo zieht er nur wenige Kenner und Liebhaber an.

Durch das von Marmorsäulen und Pfeilern gebildete Atrium betritt man die dreischiffige Basilica, deren Apsis genau nach Osten orientirt ist. Von dem einst so herrlichen Bodenmosaik ist nichts mehr vorhanden, da eine erhöhte Steinlage darüber zu liegen kam. Prachtvolles Marmorgetäfel aber findet man im Allerheiligsten, wo ein uralter Altar, den ein Marmorbaldachin mit Mosaikschmuck und von vier schlanken Säulen getragen, überschattet. An dem Halbrund der Apsis, die um den Hochaltar herumläuft, und noch seine alten marmornen Chorstühle besitzt, sieht man höchst alterthümliche Mosaiken, dem Style nach sehr den Wandbildern in der Krypta

des Aquilejer Domes ähnlich. Der Boden der Apsis zeigt theilweise Marmorschmuck.

Im Großen und Ganzen macht dieser Abschnitt des Domes einen weit einheitlicheren Eindruck, als dessen innerer Hauptkörper, wo zumal das Gemisch von verschiedenfarbigen Säulen mit ihren theils antiken, theils byzantinischen Capitälen etwas störend wirkt. Dem Kunstliebhaber und Verehrer von derlei alterthümlichen Bauwerken wird hierbei freilich der antiquarische Genuß bereitet, daß er die verschiedenartigsten Stylmotive in mitunter tadellosem Zustande studiren oder bewundern kann. In diesem Sinne ist die ganze Kathedrale ein großer merkwürdiger Reliquienschrein, den wir bewundernd durchwandeln und uns hierbei, wie zu Aquileja, in längst entschwundene Zeiten zurückversetzt fühlen. Dies wird namentlich dann eintreten, wenn wir das Martyrium, oder die Stelle des alten Baptisteriums betreten, von welch' letzterem nur die Umfassungsmauern erhalten sind. Es liegt am Porticus zunächst des Einganges und zeigt eine achteckige Grundform mit den Fundamentresten des großen Taufbrunnens, in den, wie man weiß, der Täufling hinabsteigen und untertauchen mußte — falls er ein Erwachsener war. Bei Kindern wurde nach altchristlicher Weise das Untertauchen durch den Priester bewirkt.

Es braucht kaum besonders erwähnt zu werden, daß die mannigfachen Schicksale, denen Parenzo unterworfen war, auch auf die Kathedrale von weitgehendster Nachwirkung waren. Die Stylloſigkeit des Architektur-Details hängt mit den, in Folge von Erdbeben und Kriegsgräuel stattgehabten Zerstörungen, beziehungsweise Restaurirungen und Umbauten, eng zusammen. Fast jedes Jahrhundert dürfte an dem Baue irgend eine Erinnerung zurückgelassen haben, wenn man sie auch nicht sofort wahrnimmt, oder vielmehr sich dieselbe nicht wahrnehmbar macht. Von sehr respectablem Alter ist auch die an den Dom angebaute Canonica. Sie steht auf dem Boden des römischen Capitols und ist ein stattlicher Quaderbau mit feinen Marmorgesimsen an den Fenstern. Auch die Stöcke der letzteren sind aus Marmor. Der bischöfliche Palast ist jüngeren Datums.

In neuerer Zeit hat Parenzo wieder sichtbaren Aufschwung genommen, wie man an mehreren stattlichen Neubauten und öffentlichen Gebäuden

wahrnehmen kann. [illegible] reges Leben, namentlich wenn die Landhöfe [illegible] Versammlungsort des istrischen Landtages [illegible] in der Stadt versammelt sind. Auch der Seehandel ist [illegible] dagegen sind von untergeordneter Bedeutung. [illegible] entbehrt nicht an reizenden Punkten, die [illegible] zu Spaziergängen nach dem [illegible] des Landes, die nahe Insel San Nicolò [illegible] Hafenbucht. Auf dieser Insel [illegible] wohl einmal — vielleicht schon in römischer Zeit [illegible] aber arg verfallen ist. Zwischen dem [illegible] Hütten.

[illegible] so hat man einen förmlichen [illegible] entweder kahlen, oder mit niederem [illegible] vor sich, zwischen denen die blauen [illegible] von goldig bethauten Wasseradern [illegible] schwebt. Gerade vor dem Beschauer liegt das [illegible] über die Fluth aufragt. [illegible] dem Meeresspiegel sieht man die [illegible] sogar eiserne Ringe daran und [illegible] von Ankern.

Es ist eine [illegible] der Küstenstrecke zwischen Parenzo und [illegible] Eilande vorgelagert sind, während die nördliche Strecke [illegible] die südliche (bis Pola) nur den kleinen [illegible] aufzuweisen hat. Da jene Eilande, und nicht minder einzelne Küstenstriche, die Spuren und Merkmale einer stattgehabten Bodensenkung tragen, so fragt es sich, ob diese Bodensenkung eine säculare ist, oder in Folge plötzlich eingetretener Elementar-Ereignisse vor sich ging. Der erstere Fall, der bei anderen Küsten zu höchst interessanten Wahrnehmungen geführt hat, erscheint hier gänzlich ausgeschlossen. Es scheint sich also hier einfach um eine sogenannte »instantante« Senkung zu handeln, die häufig als directe Wirkung der Erdbeben erfolgt. Von Erdbeben war die istrische Küste oft genug heimgesucht, und der letztere Erklärungsgrund erscheint demgemäß als sehr plausibel.

Auffällig ist nur, daß die fragliche Niveauveränderung einseitig, d. h. nur nach abwärts, und nicht auch nach aufwärts erfolgte, wie sie der verschiedenartig thätige Vulcanismus bedingen würde. Denn überall, wo man instantane Senkungen beobachtete, machte man auch die Wahrnehmung von temporären Hebungen.

In großartigstem Maßstabe sind solche Doppelwirkungen in diesem Jahrhundert an der chilenischen Küste beobachtet worden, wo einzelne Strecken bedeutende Niveauveränderungen erfuhren, und zwar abwechselnd durch ruckweise Hebungen oder Senkungen. Bekannt ist, daß die Ruinen des Serapistempels bei Puzzuoli am Golfe von Neapel durch die an den drei aufrecht stehenden Cipolin-Säulen sichtbaren Spuren (Bohrmuschel-Höhlungen) den Beweis liefern, daß sie in zwei verschiedenen Zeiträumen mit dem Boden gesunken sind und dann wieder emporgehoben wurden ....

Die früher erwähnte Schnur von Eilanden und Scoglien ist am dichtesten zwischen Parenzo und Orsera, wo das Meer eine größere Bucht bildet, die sich zu einem langgestreckten Canal verengt. Man kann sechs Meilen weit landeinwärts diesen fjordartigen Einschnitt — den größten und tiefsten, den die istrischen Küsten aufzuweisen haben — befahren. Aber wo das Gewässer endet, ist der Spalt selber noch keineswegs abgeschlossen; er zieht vielmehr als schmales, von einem Bächlein bewässertes Thal bis Canfanaro hinauf, biegt dort senkrecht nach Norden ab, um in der Richtung auf Pisino zu verlaufen. Der Canal führt den Namen Leme und ebenso benennt man die untere Hälfte des Thales, während die obere Hälfte nach dem Flüßchen Draga benannt wird.

An dieser merkwürdigen Thalspalte, deren nördlichen Theil wir später noch genauer kennen lernen werden, kleben die Reste von alten Schutzcastellen, welche im Mittelalter den Zugang nach Parenzo zu vertheidigen hatten. Die Seitenränder am Meeresarm steigen schroff und unwirthlich aus der Fluth empor und vervollständigen die Täuschung, als befände man sich auf irgend einem schmalen, aber langgestreckten Gebirgssee. Auch an Grün fehlt es nicht, und wenn man den Endpunkt des Canals erreicht hat (bei Cul di Leme) sieht man auf üppigen Wiesengrund hinüber, von dem die Thalwände fast senkrecht emporsteigen. Oben, auf der Plateauhöhe im Norden,

ist dichter Wald, im Süden liebliches Culturland: die »Campagna von Rovigno«.

Wir erreichen die letztgenannte Stadt nach Passirung des geschilderten Canals. Ihr erster Anblick ist sehr vortheilhaft, zumal der prächtige Dom auf dem höchsten Punkte der Halbinsel, auf der Rovigno sich erhebt. Dort stand einst ein Castell und die Stadt — die eine Inselstadt war — schloß sich kreisrund um dasselbe. Sie war überdies von Mauern umgürtet, deren Anlage man leicht erkennt, wenn man knapp unter der sonnigen Terrasse, auf welcher der Dom liegt, vorübersteuert. Der schmale Canal, welcher das Inselchen vom Festlande trennte, wurde sehr spät (im Jahre 1763) zugeschüttet, worauf die Stadt über dem neugeschaffenen Isthmus sich ausbreitete. Sie ist heute volkreich und handelsthätig, besitzt ihre eigene, wenn auch nicht sehr bedeutende Schiffswerfte und spielt gewissermaßen die Rolle eines Seestapelplatzes für Istrien. Im letzteren Sinne ist für sie die Flügelbahn, welche sie mit der Hauptlinie der istrischen Staatsbahn Pola-Divača verbindet, von ganz besonderer Wichtigkeit. Diese Flügelbahn durchschneidet die lieblichsten Campagnen mit Hainen und Gärten, Rebendächern und Olivengeländen, Landsitzen und schmucken Dörfern.

Auch Rovigno hat — wie Parenzo — zwei Häfen; am nördlicheren (dem größeren) liegt der Bahnhof, den südlichen laufen die Lloyddampfer an. Man übersieht das weite Halbrund der Stadt, mit der kleinen Schiffswerfte zur Rechten und dem Dome zur Linken und betritt einen langen Molo, der vom Quai ausgeht. Von dort steigen wir eine enge Straße zum Dome empor und betreten vorerst dessen seeseits gelegene Aussichtsterrasse.... Es ist der schönste Platz Rovignos. Vor sich hat man das offene Meer, weiter im Norden die Scoglienküste von Orsera, mit dem häuserbesäeten Vorgebirge, das sich vom Süden her gegen die Lemebucht vorschiebt. Gegen Süden ist der Ausblick durch ein kleines Eiland verlegt, das dicht bei der Stadt aus der stahlblauen See auftaucht.... Es ist die Insel Santa Catterina, mit parkartigem Waldschmuck, durch den die braunen Mauerzacken einer Ruine herüberdunkeln. Um dieses malerische Bild zu vervollständigen, muß sich der freundliche Leser einen jener unvergleichlichen Sonnenuntergänge vor Au[illegible]ten, wo der Horizont im Purpur schwimmt

und über die glatte See goldene Streifen bis zur Küste herüberflammen, um die reizenden Buchten magisch zu verklären. Dann glüht auch die hohe gelbe Façade des Domes und funkelt die kolossale Bronzestatue (die Sant' Eufemia, Schutzpatronin der Stadt, darstellend), welche als Windfahne den hohen Thurm ziert. Schwarz ragt die Silhouette der Ruine auf Santa Catterina und nur durch die weiten Breschen fällt glührother Schein .... In wenigen Minuten aber ist alles verblaßt, das Gold verknistert, die See färbt sich milchig, wird in rascher Folge blaugrau, violett und zuletzt schwarzblau, bis die milden Lichter des Sternenhimmels die Spiegelfläche mit Silberfäden bethauen und das Meer seine normale lichtblaue Färbung annimmt ....

Im Innern nimmt sich der Dom sehr stattlich aus, ist aber lange nicht so interessant wie derjenige von Parenzo, mit dem er freilich in keine Parallele zu bringen ist. Jenseits des Domes — nach der Landseite hin — breitet sich die Stadt aus, welche einen sehr vortheilhaften Eindruck macht. Wer sich auf italienische Dialecte versteht, dem wird es sofort auffallen, daß die Rovignesen nicht das gewöhnliche italienische Idiom sprechen. Um zu unterscheiden, ob es an irgend einen der bekannten italienischen Dialecte anklingt, oder aber nur einiges aus dem Wortschatz der römischen lingua rustica conservirt hat, dazu bedürfte es eines längeren Aufenthaltes und eingehender Untersuchung ....

Neben dem Dialecte fällt in Rovigno nichts so sehr auf, wie die Frauentoilette. An milden Sommerabenden sieht man zahlreiche Frauen und Mädchen am Molo lustwandeln, und ihre Erscheinungen präsentiren sich aus der Ferne nichts weniger als malerisch. Man meint, daß sie sammt und sonders Säcke über den Oberkörper gezogen hätten; sieht man aber näher zu, so sind es einfach dunkle Ueberwürfe, welche etwa wie rückwärts gebundene Schürzen emporgezogen und über Kopf und Oberkörper geschlungen werden. Man nennt dieses Kleidungsstück »Vestura«, und durch die Art, wie es getragen wird, erinnert es lebhaft an den venetianischen Kopfschleier, wenn nicht vollends an die spanische Mantilla. Die Tracht mag übrigens häßlich sein, die Rovigneserinnen sind es gewiß nicht. Zwar sieht man unter ihnen lange nicht jene zarten, leichtgebräunten Gesichter mit dem

edlen Schnitt und den mildleuchtenden Augen, nicht jene fein gedrechselten Gestalten, wie beispielsweise in Pirano, dem istrischen Frauenparadiese. Gleichwohl wird kein Reisender unbefriedigt an den verhüllten Rovigneserinnen vorüberwandeln, und zwischen den Falten der Vestura gewiß

Pope aus Petoi.

manch reizendes Gesicht erblicken. Auch an heiterer Ausgelassenheit fehlt es nicht .... Der Rovigneser aber ist ein ernster Geselle. Meist verdingt er sich als Lootse, und er obliegt sodann seinem schweren Berufe mit großer Geschicklichkeit. Früher bestand in Rovigno, oder richtiger auf den exponirten Scoglien unweit der Stadt, ein eigenes autorisirtes Lootsencorps, das lange Zeit treffliche Dienste leistete und erst dann aufgehoben wurde, als die

verschiedenen Hilfsmittel der Navigation (Leuchtfeuer, Seekarten ꝛc.) das Institut als überflüssig erwiesen. Heute besorgen die rovignesischen Lootsen hauptsächlich an den Po-Mündungen ihr Geschäft.

Die Inseln, welche südlich von Rovigno der Küste vorgelagert sind, sehen bei weitem stattlicher und belebter als die nördlichen Scoglien aus. Zwar sind auch ihre Ufer durchwegs nackter Fels, wie es in einem Meere,

Bewohner von Peroi.

dessen Wogen fast ununterbrochen an dem Felsengefüge nagen und meist mit furchtbarer Gewalt ihr Zerstörungswerk besorgen, nicht anders sein kann. Man sieht aber dennoch ab und zu kleine Haine, oder dichtes Buschwerk, oder eine Gruppe von Bäumen, die ein Kirchlein, oder eine Villa, oder ein Landhaus verdecken .... Die stattlichste dieser Inseln ist San Andrea, die wohlbebaut und bewohnt ist. Südlicher liegt San Giovanni, das »Stavoren« von Istrien. Wie an den nun vereinsamten und versumpften Gestaden der Zuyder-See soll nämlich auch hier auf San Giovanni eine

große Stadt — die Sage bezeichnet sie als »Alt-Rovigno« — gelegen, später aber in die Tiefe des Meeres gesunken sein. Daß das alte Arapenum (oder Rubinum) auf keiner Insel, sondern genau auf der Stelle des heutigen Rovigno lag, ist über alle Zweifel erhaben. Sicher hat sich hinsichtlich San Giovanni's die Volkssage an eines jener Naturereignisse angelehnt, von denen früher die Sprache war und die, wie leicht zu erweisen ist, instantante Senkungen der Küste und der ihr vorgelagerten Inselchen zur Folge hatten. Die Fischer behaupten, daß sie wiederholt verschiedene Gegenstände aus dem Meere gefischt hätten, welche die Existenz einer ins Meer gesunkenen Ortschaft außer Zweifel setzen. Die Frage ist nur die: wie die Gegenstände dorthin gekommen und welches Alter ihnen gegebenen Falls zugeschrieben werden könnte.

Wir steuern aus dem kleineren Archipel hinaus und treten in Sicht einer größeren Inselgruppe, welche in einiger Entfernung im Süden der Küste vorgelagert ist und mit ihr einen bequemen, breiten Canal bildet. Die Gruppe ist die der Brionischen Inseln. Sie sind bemerkenswerth durch ihre Lage, sozusagen vor der Eingangspforte zum Hafen von Pola, ferner durch die Fruchtbarkeit, welche die größere der Inseln auszeichnet, und schließlich durch den reichen Ertrag, den die Steinbrüche abwerfen. Der kleine Archipel besteht aus zwei größeren Eilanden und einer Anzahl von Scoglien, von denen der Scoglio San Girolamo der wichtigste ist. Die beiden Inseln heißen Brion grande und Brion minore. Erstere ist derart durchbuchtet, daß sie, je nach dem Standorte, den der Beschauer einnimmt, in eine ganze Reihe von Eilanden auseinander zu fallen scheint, die sich gegenseitig decken. Auf der höchsten Kuppe liegt das starke Fort Tegetthoff, der Schlüssel zum Poleser Hafen. Es beherrscht das ganze Meer ringsum und weite Strecken des anschließenden Festlandes. Man gewahrt alsbald den einzigen Ort der Insel — Porto Brioni — das im Hintergrunde einer kleinen Bucht liegt, und hinter dem ein niederer Hügel aufragt, auf dessen Scheitel man die Reste von Cyklopenmauern gefunden hat. Nun ist die Höhe mit dichtem Buschwerk bestanden und von Schaaren von Vipern bevölkert, die den Besuch des merkwürdigen Platzes nichts weniger als verlockend erscheinen lassen. Die Insel San Girolamo ist interessant durch ihre zum Theil

uralten Steinbrüche. Der Abbau hat im Laufe der Zeit so große Dimensionen angenommen, daß die Insel wie in der Mitte entzwei geschnitten sich ausnimmt. Nur ein niederer Isthmus hält die beiden Theile zusammen. Stellenweise ragen die Bruchflächen fast hundert Fuß senkrecht, oder in unsymmetrischen Absätzen empor. Wenn man die ungeheuern Massen von Quadern und unbearbeiteten Felsbrocken überblickt, dann haftet der Blick staunend an dem Riesenwerk, welches schwache Menschenhände vollbracht. Mancher venetianische Palast, der heute vernachlässigt, vielleicht auch unbewohnt, in den Lagunen zerbröckelt, wurde vor Jahrhunderten aus den Blöcken und Quadern von San Girolamo als stolzes Prachtwerk aufgerichtet. Auch Aquileja bezog von hier seinen Bedarf an Baumaterial, dann Ravenna und manch' andere italienische Küstenstadt. Die Brüche stehen noch immer im Betriebe; bewohnt wird das Eiland nur von einer kleinen Arbeiter-Colonie, die in einer Anzahl von der Unternehmung errichteter Gebäude untergebracht ist ....

Zwischen den Brionischen Inseln und dem Festlande erstreckt sich der Canal von Fasana. Den Namen hat er von dem gleichnamigen Orte, der mit seinen beiden Kirchen auf vollkommen ebenem Gestade liegt und auch im weiteren Umkreise von nur ganz unbedeutenden Uferhöhen umrahmt ist. Landeinwärts geht ein Weg nach Dignano hinauf, dessen Häusermasse vom erhöhten Plateaurücken auf das Gestade von Fasana herabblickt. Der Name Fasana ist seit dem Jahre 1866 auch dem binnenländischen Publikum bekannt, da es der gleichnamige Canal war, in welchem Admiral Tegetthoff unmittelbar vor der Seeschlacht von Lissa seine Geschwader vereinigte und unter Cap Compare in Schlachtordnung rangirte, um dann gegen Lissa abzudampfen. Der Canal war übrigens in früheren Jahrhunderten einmal Zeuge eines höchst erbitterten und folgereichen Seekampfes, und zwar im Jahre 1379, wo die genuesische Seemacht die Geschwader der Venetianer auseinandersprengte und halb vernichtete ....

Nördlich von Fasana liegt das kleine Dorf Peroi, das insoferne merkwürdig ist, als es eine boccheſisch-montenegrinische Bevölkerung beherbergt, die schon vor mehr als zwei Jahrhunderten ins Land kam. Die venetianische Republik, welche schon so oft vorher die, entweder aus Anlaß

darnach fast seine sämmtlichen Bewohner — diesmal durch die Pest. Die letztere Geißel stellte sich nicht ganz zwei Jahrhunderte später nochmals ein, und nun lag die Stadt in Ruinen und ausgestorben da, denn nur einige Dutzend Menschen überlebten diese furchtbare Katastrophe. Es bedurfte mehrerer Jahrzehnte, um die allgemeine Scheu, die man vor der Ruinenstadt hatte, zu verwischen. Nicht einmal Reisende wagten die Ruinenstadt zu betreten. Als die Zeit die Wunden zu heilen begann, fanden sich fremde Colonisten (Griechen, Albanesen und Slaven) ein, die aber im Laufe der Zeit aus der Stadt verschwanden und diese italienischen Einwanderern überließen.

So wurde Parenzo wieder eine venetianische Stadt und ihre Wohlhabenheit muß immerhin von Belang gewesen sein, da alle aus dieser Epoche herrührenden Baulichkeiten einen vortheilhaften Eindruck machen. Sie sind die Wahrzeichen des Mittelalters, wie es jene antiken Trümmerreste aus Römer-Zeiten sind. An der Schwelle beider Epochen liegt als vorzüglichstes Denkmal aus der Zeit der byzantinischen Invasion, die alte Kathedrale. An diesem altehrwürdigen Denkmale hängt die Erinnerung an keinen Geringeren als Theodorich den Großen. Aus der baulichen Anlage, dem architektonischen Detail und anderen Merkmalen geht hervor, daß dieser Tempel bereits im vierten Jahrzehnt des VI. Jahrhunderts bestand, im Ganzen also die Kleinigkeit von circa eintausenddreihundertvierzig Jahren alt ist. In jeder anderen Stadt wäre er ein Wunder in seiner Art — in dem entlegenen Parenzo zieht er nur wenige Kenner und Liebhaber an.

Durch das von Marmorsäulen und Pfeilern gebildete Atrium betritt man die dreischiffige Basilica, deren Apsis genau nach Osten orientirt ist. Von dem einst so herrlichen Bodenmosaik ist nichts mehr vorhanden, da eine erhöhte Steinlage darüber zu liegen kam. Prachtvolles Marmorgetäfel aber findet man im Allerheiligsten, wo ein uralter Altar, den ein Marmorbaldachin mit Mosaikschmuck und von vier schlanken Säulen getragen, überschattet. An dem Halbrund der Apsis, die um den Hochaltar herumläuft, und noch seine alten marmornen Chorstühle besitzt, sieht man höchst alterthümliche Mosaiken, dem Style nach sehr den Wandbildern in der Krypta

des Aquilejer Domes ähnlich. Der Boden der Apsis zeigt theilweise Marmorschmuck.

Im Großen und Ganzen macht dieser Abschnitt des Domes einen weit einheitlicheren Eindruck, als dessen innerer Hauptkörper, wo zumal das Gemisch von verschiedenfarbigen Säulen mit ihren theils antiken, theils byzantinischen Capitälen etwas störend wirkt. Dem Kunstliebhaber und Verehrer von derlei alterthümlichen Bauwerken wird hierbei freilich der antiquarische Genuß bereitet, daß er die verschiedenartigsten Stylmotive in mitunter tadellosem Zustande studiren oder bewundern kann. In diesem Sinne ist die ganze Kathedrale ein großer merkwürdiger Reliquienschrein, den wir bewundernd durchwandeln und uns hierbei, wie zu Aquileja, in längst entschwundene Zeiten zurückversetzt fühlen. Dies wird namentlich dann eintreten, wenn wir das Martyrium, oder die Stelle des alten Baptisteriums betreten, von welch' letzterem nur die Umfassungsmauern erhalten sind. Es liegt am Porticus zunächst des Einganges und zeigt eine achteckige Grundform mit den Fundamentresten des großen Taufbrunnens, in den, wie man weiß, der Täufling hinabsteigen und untertauchen mußte — falls er ein Erwachsener war. Bei Kindern wurde nach altchristlicher Weise das Untertauchen durch den Priester bewirkt.

Es braucht kaum besonders erwähnt zu werden, daß die mannigfachen Schicksale, denen Parenzo unterworfen war, auch auf die Kathedrale von weitgehendster Nachwirkung waren. Die Stylloſigkeit des Architektur-Details hängt mit den, in Folge von Erdbeben und Kriegsgräuel stattgehabten Zerstörungen, beziehungsweise Restaurirungen und Umbauten, eng zusammen. Fast jedes Jahrhundert dürfte an dem Baue irgend eine Erinnerung zurückgelassen haben, wenn man sie auch nicht sofort wahrnimmt, oder vielmehr sich dieselbe nicht wahrnehmbar macht. Von sehr respectablem Alter ist auch die an den Dom angebaute Canonica. Sie steht auf dem Boden des römischen Capitols und ist ein stattlicher Quaderbau mit feinen Marmorgesimsen an den Fenstern. Auch die Stöcke der letzteren sind aus Marmor. Der bischöfliche Palast ist jüngeren Datums.

In neuerer Zeit hat Parenzo wieder sichtbaren Aufschwung genommen, wie man an mehreren stattlichen Neubauten und öffentlichen Gebäuden

wahrnehmen kann. Es herrscht zu Zeiten reges Leben, namentlich wenn die Landboten Istriens in Parenzo, das der Versammlungsort des istrischen Landtages (dreiunddreißig Mitglieder) ist, in der Stadt versammelt sind. Auch der Seehandel ist von Belang, die Werfte dagegen sind von untergeordneter Bedeutung. Die Umgebung der Stadt entbehrt nicht an reizenden Punkten; die schöne Straße nach Sbandati ladet zu Spaziergängen nach dem — allerdings fast schattenlosen — Innern des Landes, die nahe Insel San Nicolo zu einer Bootfahrt über die südlichere Hafenbucht. Auf dieser Insel steht ein altersgrauer viereckiger Thurm, der wohl einmal — vielleicht schon in römischer Zeit — ein Leuchtfeuer barg, nun aber arg verfallen ist. Zwischen dem grünen Strauchwerk liegen einige Hütten.

Tritt man an den Südrand der kleinen Insel, so hat man einen förmlichen Miniatur-Archipel von zahlreichen ähnlichen, entweder kahlen, oder mit niederem Buschwerk überwucherten Eilanden vor sich, zwischen denen die blauen Meeresarme sich winden: ein Netz von goldig bethauten Wasseradern, auf denen ab und zu ein kleines Segel schwebt. Gerade vor dem Beschauer liegt das Inselchen San Pietro, das kaum über die Fluth aufragt. Sie muß einst höher emporgeragt haben, denn unter dem Meeresspiegel sieht man die Reste eines Hafendammes, stellenweise sogar eiserne Ringe daran und zwischen den Blöcken Bruchstücke von Ankern.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß gerade der Küstenstrecke zwischen Parenzo und Rovigno eine Unzahl solcher kleiner Eilande vorgelagert sind, während die nördliche Strecke gar keine, die südliche (bis Pola) nur den kleinen Archipel der Brionischen Inseln aufzuweisen hat. Da jene Eilande, und nicht minder einzelne Küstenstriche, die Spuren und Merkmale einer stattgehabten Bodensenkung tragen, so frägt es sich, ob diese Bodensenkung eine säculare ist, oder in Folge plötzlich eingetretener Elementar-Ereignisse vor sich ging. Der erstere Fall — der bei anderen Küsten zu höchst interessanten Wahrnehmungen geführt hat — erscheint hier gänzlich ausgeschlossen. Es scheint sich also hier einfach um eine sogenannte »instantante« Senkung zu handeln, die häufig als directe Wirkung der Erdbeben erfolgt. Von Erdbeben war die istrische Küste oft genug heimgesucht, und der letztere Erklärungsgrund erscheint demgemäß als sehr plausibel.

Auffällig ist nur, daß die fragliche Niveauveränderung einseitig, d. h. nur nach abwärts, und nicht auch nach aufwärts erfolgte, wie sie der verschiedenartig thätige Vulcanismus bedingen würde. Denn überall, wo man instantane Senkungen beobachtete, machte man auch die Wahrnehmung von temporären Hebungen.

In großartigstem Maßstabe sind solche Doppelwirkungen in diesem Jahrhundert an der chilenischen Küste beobachtet worden, wo einzelne Strecken bedeutende Niveauveränderungen erfuhren, und zwar abwechselnd durch ruckweise Hebungen oder Senkungen. Bekannt ist, daß die Ruinen des Serapistempels bei Puzzuoli am Golfe von Neapel durch die an den drei aufrecht stehenden Cipolin-Säulen sichtbaren Spuren (Bohrmuschel-Höhlungen) den Beweis liefern, daß sie in zwei verschiedenen Zeiträumen mit dem Boden gesunken sind und dann wieder emporgehoben wurden ....

Die früher erwähnte Schnur von Eilanden und Scoglien ist am dichtesten zwischen Parenzo und Orsera, wo das Meer eine größere Bucht bildet, die sich zu einem langgestreckten Canal verengt. Man kann sechs Meilen weit landeinwärts diesen fjordartigen Einschnitt — den größten und tiefsten, den die istrischen Küsten aufzuweisen haben — befahren. Aber wo das Gewässer endet, ist der Spalt selber noch keineswegs abgeschlossen; er zieht vielmehr als schmales, von einem Bächlein bewässertes Thal bis Canfanaro hinauf, biegt dort senkrecht nach Norden ab, um in der Richtung auf Pisino zu verlaufen. Der Canal führt den Namen Leme und ebenso benennt man die untere Hälfte des Thales, während die obere Hälfte nach dem Flüßchen Draga benannt wird.

An dieser merkwürdigen Thalspalte, deren nördlichen Theil wir später noch genauer kennen lernen werden, kleben die Reste von alten Schutzcastellen, welche im Mittelalter den Zugang nach Parenzo zu vertheidigen hatten. Die Seitenränder am Meeresarm steigen schroff und unwirthlich aus der Fluth empor und vervollständigen die Täuschung, als befände man sich auf irgend einem schmalen, aber langgestreckten Gebirgssee. Auch an Grün fehlt es nicht, und wenn man den Endpunkt des Canals erreicht hat (bei Cul di Leme) sieht man auf üppigen Wiesengrund hinüber, von dem die Thalwände fast senkrecht emporsteigen. Oben, auf der Plateauhöhe im Norden,

ist dichter Wald, im Süden liebliches Culturland: die »Campagna von Rovigno«.

Wir erreichen die letztgenannte Stadt nach Passirung des geschilderten Canals. Ihr erster Anblick ist sehr vortheilhaft, zumal der prächtige Dom auf dem höchsten Punkte der Halbinsel, auf der Rovigno sich erhebt. Dort stand einst ein Castell und die Stadt — die eine Inselstadt war — schloß sich kreisrund um dasselbe. Sie war überdies von Mauern umgürtet, deren Anlage man leicht erkennt, wenn man knapp unter der sonnigen Terrasse, auf welcher der Dom liegt, vorübersteuert. Der schmale Canal, welcher das Inselchen vom Festlande trennte, wurde sehr spät (im Jahre 1763) zugeschüttet, worauf die Stadt über dem neugeschaffenen Isthmus sich ausbreitete. Sie ist heute volkreich und handelsthätig, besitzt ihre eigene, wenn auch nicht sehr bedeutende Schiffswerfte und spielt gewissermaßen die Rolle eines Seestapelplatzes für Istrien. Im letzteren Sinne ist für sie die Flügelbahn, welche sie mit der Hauptlinie der istrischen Staatsbahn Pola-Divača verbindet, von ganz besonderer Wichtigkeit. Diese Flügelbahn durchschneidet die lieblichsten Campagnen mit Hainen und Gärten, Rebendächern und Olivengeländen, Landsitzen und schmucken Dörfern.

Auch Rovigno hat — wie Parenzo — zwei Häfen; am nördlicheren (dem größeren) liegt der Bahnhof, den südlichen laufen die Lloyddampfer an. Man übersieht das weite Halbrund der Stadt, mit der kleinen Schiffswerfte zur Rechten und dem Dome zur Linken und betritt einen langen Molo, der vom Quai ausgeht. Von dort steigen wir eine enge Straße zum Dome empor und betreten vorerst dessen seeseits gelegene Aussichtsterrasse.... Es ist der schönste Platz Rovignos. Vor sich hat man das offene Meer, weiter im Norden die Scoglienküste von Orsera, mit dem häuserbesäeten Vorgebirge, das sich vom Süden her gegen die Lemebucht vorschiebt. Gegen Süden ist der Ausblick durch ein kleines Eiland verlegt, das dicht bei der Stadt aus der stahlblauen See auftaucht.... Es ist die Insel Santa Catterina, mit parkartigem Waldschmuck, durch den die braunen Mauerzacken einer Ruine herüberdunkeln. Um dieses malerische Bild zu vervollständigen, muß sich der freundliche Leser einen jener unvergleichlichen Sonnenuntergänge vor Augen halten, wo der Horizont im Purpur schwimmt

und über die glatte See goldene Streifen bis zur Küste herüberflammen, um die reizenden Buchten magisch zu verklären. Dann glüht auch die hohe gelbe Façade des Domes und funkelt die kolossale Bronzestatue (die Sant' Eufemia, Schutzpatronin der Stadt, darstellend), welche als Windfahne den hohen Thurm ziert. Schwarz ragt die Silhouette der Ruine auf Santa Catterina und nur durch die weiten Breschen fällt glührother Schein .... In wenigen Minuten aber ist alles verblaßt, das Gold verknistert, die See färbt sich milchig, wird in rascher Folge blaugrau, violett und zuletzt schwarzblau, bis die milden Lichter des Sternenhimmels die Spiegelfläche mit Silberfäden bethauen und das Meer seine normale lichtblaue Färbung annimmt ....

Im Innern nimmt sich der Dom sehr stattlich aus, ist aber lange nicht so interessant wie derjenige von Parenzo, mit dem er freilich in keine Parallele zu bringen ist. Jenseits des Domes — nach der Landseite hin — breitet sich die Stadt aus, welche einen sehr vortheilhaften Eindruck macht. Wer sich auf italienische Dialecte versteht, dem wird es sofort auffallen, daß die Rovignesen nicht das gewöhnliche italienische Idiom sprechen. Um zu unterscheiden, ob es an irgend einen der bekannten italienischen Dialecte anklingt, oder aber nur einiges aus dem Wortschatz der römischen lingua rustica conservirt hat, dazu bedürfte es eines längeren Aufenthaltes und eingehender Untersuchung ....

Neben dem Dialecte fällt in Rovigno nichts so sehr auf, wie die Frauentoilette. An milden Sommerabenden sieht man zahlreiche Frauen und Mädchen am Molo lustwandeln, und ihre Erscheinungen präsentiren sich aus der Ferne nichts weniger als malerisch. Man meint, daß sie sammt und sonders Säcke über den Oberkörper gezogen hätten; sieht man aber näher zu, so sind es einfach dunkle Ueberwürfe, welche etwa wie rückwärts gebundene Schürzen emporgezogen und über Kopf und Oberkörper geschlungen werden. Man nennt dieses Kleidungsstück »Vestura«, und durch die Art, wie es getragen wird, erinnert es lebhaft an den venetianischen Kopfschleier, wenn nicht vollends an die spanische Mantilla. Die Tracht mag übrigens häßlich sein, die Rovigneserinnen sind es gewiß nicht. Zwar sieht man unter ihnen lange nicht jene zarten, leichtgebräunten Gesichter mit dem

edlen Schnitt und den mildleuchtenden Augen, nicht jene fein gedrechselten Gestalten, wie beispielsweise in Pirano, dem istrischen Frauenparadiese. Gleichwohl wird kein Reisender unbefriedigt an den verhüllten Rovigneserinnen vorüberwandeln, und zwischen den Falten der Vestura gewiß

Pope aus Peroi.

manch reizendes Gesicht erblicken. Auch an heiterer Ausgelassenheit fehlt es nicht .... Der Rovigneser aber ist ein ernster Geselle. Meist verdingt er sich als Lootse, und er obliegt sodann seinem schweren Berufe mit großer Geschicklichkeit. Früher bestand in Rovigno, oder richtiger auf den exponirten Scoglien unweit der Stadt, ein eigenes autorisirtes Lootsencorps, das lange Zeit treffliche Dienste leistete und erst dann aufgehoben wurde, als die

verschiedenen Hilfsmittel der Navigation (Leuchtfeuer, Seekarten ꝛc.) das Institut als überflüssig erwiesen. Heute besorgen die rovignesischen Lootsen hauptsächlich an den Po-Mündungen ihr Geschäft.

Die Inseln, welche südlich von Rovigno der Küste vorgelagert sind, sehen bei weitem stattlicher und belebter als die nördlichen Scoglien aus. Zwar sind auch ihre Ufer durchwegs nackter Fels, wie es in einem Meere,

Bewohner von Peroi.

dessen Wogen fast ununterbrochen an dem Felsengefüge nagen und meist mit furchtbarer Gewalt ihr Zerstörungswerk besorgen, nicht anders sein kann. Man sieht aber dennoch ab und zu kleine Haine, oder dichtes Buschwerk, oder eine Gruppe von Bäumen, die ein Kirchlein, oder eine Villa, oder ein Landhaus verdecken .... Die stattlichste dieser Inseln ist San Andrea, die wohlbebaut und bewohnt ist. Südlicher liegt San Giovanni, das »Stavoren« von Istrien. Wie an den nun vereinsamten und versumpften Gestaden der Zuyder-See soll nämlich auch hier auf San Giovanni eine

große Stadt — die Sage bezeichnet sie als »Alt-Rovigno« — gelegen, später aber in die Tiefe des Meeres gesunken sein. Daß das alte Arapenum (oder Rubinum) auf keiner Insel, sondern genau auf der Stelle des heutigen Rovigno lag, ist über alle Zweifel erhaben. Sicher hat sich hinsichtlich San Giovanni's die Volkssage an eines jener Naturereignisse angelehnt, von denen früher die Sprache war und die, wie leicht zu erweisen ist, instantante Senkungen der Küste und der ihr vorgelagerten Inselchen zur Folge hatten. Die Fischer behaupten, daß sie wiederholt verschiedene Gegenstände aus dem Meere gefischt hätten, welche die Existenz einer ins Meer gesunkenen Ortschaft außer Zweifel setzen. Die Frage ist nur die: wie die Gegenstände dorthin gekommen und welches Alter ihnen gegebenen Falls zugeschrieben werden könnte.

Wir steuern aus dem kleineren Archipel hinaus und treten in Sicht einer größeren Inselgruppe, welche in einiger Entfernung im Süden der Küste vorgelagert ist und mit ihr einen bequemen, breiten Canal bildet. Die Gruppe ist die der Brionischen Inseln. Sie sind bemerkenswerth durch ihre Lage, sozusagen vor der Eingangspforte zum Hafen von Pola, ferner durch die Fruchtbarkeit, welche die größere der Inseln auszeichnet, und schließlich durch den reichen Ertrag, den die Steinbrüche abwerfen. Der kleine Archipel besteht aus zwei größeren Eilanden und einer Anzahl von Scoglien, von denen der Scoglio San Girolamo der wichtigste ist. Die beiden Inseln heißen Brion grande und Brion minore. Erstere ist derart durchbuchtet, daß sie, je nach dem Standorte, den der Beschauer einnimmt, in eine ganze Reihe von Eilanden auseinander zu fallen scheint, die sich gegenseitig decken. Auf der höchsten Kuppe liegt das starke Fort Tegetthoff, der Schlüssel zum Poleser Hafen. Es beherrscht das ganze Meer ringsum und weite Strecken des anschließenden Festlandes. Man gewahrt alsbald den einzigen Ort der Insel — Porto Brioni — das im Hintergrunde einer kleinen Bucht liegt, und hinter dem ein niederer Hügel aufragt, auf dessen Scheitel man die Reste von Cyklopenmauern gefunden hat. Nun ist die Höhe mit dichtem Buschwerk bestanden und von Schaaren von Vipern bevölkert, die den Besuch des merkwürdigen Platzes nichts weniger als verlockend erscheinen lassen. Die Insel San Girolamo ist interessant durch ihre zum Theil

uralten Steinbrüche. Der Abbau hat im Laufe der Zeit ſo große Dimenſionen angenommen, daß die Inſel wie in der Mitte entzwei geſchnitten ſich ausnimmt. Nur ein niederer Iſthmus hält die beiden Theile zuſammen. Stellenweiſe ragen die Bruchflächen faſt hundert Fuß ſenkrecht, oder in unſymmetriſchen Abſätzen empor. Wenn man die ungeheuern Maſſen von Quadern und unbearbeiteten Felsbrocken überblickt, dann haftet der Blick ſtaunend an dem Rieſenwerk, welches ſchwache Menſchenhände vollbracht. Mancher venetianiſche Palaſt, der heute vernachläſſigt, vielleicht auch unbewohnt, in den Lagunen zerbröckelt, wurde vor Jahrhunderten aus den Blöcken und Quadern von San Girolamo als ſtolzes Prachtwerk aufgerichtet. Auch Aquileja bezog von hier ſeinen Bedarf an Baumaterial, dann Ravenna und manch' andere italieniſche Küſtenſtadt. Die Brüche ſtehen noch immer im Betriebe; bewohnt wird das Eiland nur von einer kleinen Arbeiter-Colonie, die in einer Anzahl von der Unternehmung errichteter Gebäude untergebracht iſt ....

Zwiſchen den Brioniſchen Inſeln und dem Feſtlande erſtreckt ſich der Canal von Faſana. Den Namen hat er von dem gleichnamigen Orte, der mit ſeinen beiden Kirchen auf vollkommen ebenem Geſtade liegt und auch im weiteren Umkreiſe von nur ganz unbedeutenden Uferhöhen umrahmt iſt. Landeinwärts geht ein Weg nach Dignano hinauf, deſſen Häuſermaſſe vom erhöhten Plateaurücken auf das Geſtade von Faſana herabblickt. Der Name Faſana iſt ſeit dem Jahre 1866 auch dem binnenländiſchen Publikum bekannt, da es der gleichnamige Canal war, in welchem Admiral Tegetthoff unmittelbar vor der Seeſchlacht von Liſſa ſeine Geſchwader vereinigte und unter Cap Compare in Schlachtordnung rangirte, um dann gegen Liſſa abzudampfen. Der Canal war übrigens in früheren Jahrhunderten einmal Zeuge eines höchſt erbitterten und folgereichen Seekampfes, und zwar im Jahre 1379, wo die genueſiſche Seemacht die Geſchwader der Venetianer auseinanderſprengte und halb vernichtete ....

Nördlich von Faſana liegt das kleine Dorf Peroi, das inſoferne merkwürdig iſt, als es eine boccheſiſch-montenegriniſche Bevölkerung beherbergt, die ſchon vor mehr als zwei Jahrhunderten ins Land kam. Die venetianiſche Republik, welche ſchon ſo oft vorher die, entweder aus Anlaß

ihrer eigenen Mißwirthschaft in Istrien oder in Folge von Kriegen und Epidemien entvölkerten Gebiete mit Colonen aus dem Süden der Balkan-Halbinsel besiedelt hatte, griff auch nach dem furchtbaren Pestjahre 1658 zu diesem Auskunftsmittel und wies der, im übrigen höchst unansehnlichen Gemeinde den Küstenstrich bei Peroi an. In der ersten Zeit ihres Glaubens halber (die Colonen bekannten sich zur griechisch-orientalischen Kirche) verfolgt, hatten die Peroieser mancherlei Bedrückungen zu bestehen, die sie indeß überdauerten und so Sitte und Gewohnheiten, Sprache und Religion bis auf den Tag conservirten. Heute gedeiht das kleine Gemeinwesen vorzüglich und man weiß nur Gutes über dasselbe zu berichten. In der bunten Völkermusterkarte Istriens kommen die Peroiesen — ihrer geringen Zahl wegen — allerdings nicht in Betracht, so wenig wie die andere Montenegriner-Colonie zu Promontore an der Südspitze der Halbinsel ....

Pola.

Ein malerisches Bild, diese weitläufige Perspective des Poleser Hafenbeckens! .... Zu beiden Seiten der Einfahrt abstürzende Felscaps mit mächtigen Forts auf den Scheiteln: rechts »Maria Louise«, links »Christo«; dazwischen ein blauer Meerescanal, von dessen Uferumrahmung mehrere andere Vorgebirge von beiden Seiten zungenförmig vorgreifen, mit Buchten, über die man zu anderen Befestigungen emporsieht. Das Bild ist also vorwiegend militärisch-ernst; es hat auch jenseits — gerade vor dem Beschauer — einen entsprechenden Abschluß, denn dort, an der Scheidelinie zwischen dem »Vorhafen« (oder Canal von Pola) und dem eigentlichen, inneren, Kriegs- und Handelshafen, tauchen drei Inseln aus der Fluth, von denen die mittlere ein starkes Fort trägt.

Das ist die Insel »Franz« — in früherer Zeit San Andrea, auch Napoleone genannt — das stärkste aller Hafenforts; südlich von ihr liegt das Eiland San Pietro, nördlich die kleine grasbewachsene Insel Santa Catterina. Erst wenn man diese Inselschnur, die sich dem ankommenden Schiffe quer vorlegt, hinter sich hat, öffnet sich das weitläufige Poleser Seebecken, mit dem convex vorspringenden Halbrund der Stadt und den niederen Uferhöhen, im Hintergrunde das dominirende Castell, linker Hand die kühnen, grandiosen, dabei aber ungemein leichten Bogen des römischen Amphitheaters, und mitten im Becken die Oliveninsel mit ihren imposanten maritimen Etablissements. Die den niederen Castellhügel hinansteigende Stadt spiegelt ihre gelblichen Häuserreihen in der stillen Fluth wieder und hat ein Mastengewirr vor sich am rechtseitigen (südlichen) Quai, wo die weitläufigen Bauten des See-Arsenals liegen. Denkt man sich dazu den Wechsel von Karstboden und Gartengrün, einzelne üppige Vegetationsinseln, die Regungen eines ungemein reich pulsenden Lebens, Schiffsgewirr und rauchende Essen, dröhnenden Hammerschlag und schrille Dampfpfiffe — Alles vom Lichte der südlichen Sonne verklärt und in den mannigfachsten Farben schwimmend: so hat man eine Scenerie vor sich, die vielleicht nicht groß-artig, immerhin aber außergewöhnlich effectvoll ist.

Jeder Reisende, der heute diesen, erst in den letzten drei Jahrzehnten aus seiner beispiellosen Verwahrlosung zu rascher Blüthe emporgestiegenen Platz besucht, hat nur den einen Gedanken: wie mag es hier zu Roms Zeiten, wie mag die Stadt auf der Höhe ihres antiken Glanzes ausgesehen haben? .... Die Phantasie ist in derlei retrospectiven Dingen willig, sie bedarf aber gar sehr des nüchternen Calcüls, um nicht irre zu gehen. Wenn wir also jenes längst verblaßte Städtebild vor unser geistiges Auge zaubern wollen, müssen wir uns vor Allem mit der antiken topographischen Situation vertraut machen.

Daß das römische Pola eine wesentlich andere Scenerie darbot, wie das dermalige, ist leicht zu erkennen. Vor Allem müssen wir uns das Bild von jenen großartigen modernen Schöpfungen entkleidet denken, die in den letzten Jahren hier die maritime Technik zu Stande gebracht, und die mit Recht der Stolz der jungen aber tüchtigen österreichischen Flotte sind. Auch

an römischen Kriegsfahrzeugen wird es nicht gefehlt haben, aber ein imposantes Bild gaben sie nicht ab. Sie lagen dort vor Anker, wo jetzt fester Boden ist und ansehnliche Gebäude sich erheben: in der südöstlichen Ecke des Hafens, wo an den alten Stadtkern nun die Neuanlagen des Uferrandes (Arsenal) und der dahinterliegenden Küstenhöhe (San Policarpo) sich schließen. Dort zog sich damals ein schmaler Canal landeinwärts und wurde selber gespeist von einem kleinen Bache, der vom Marsfeld herüberströmte und außerhalb der Stadtmauer ins Meer fiel. Der Bach ist noch vorhanden, strömt aber dermalen unter dem Marine-Casino hindurch, um innerhalb des See-Arsenals ins Meer zu treten.

Der Totalanblick des römischen Pola von der See aus muß ein sehr malerischer gewesen sein. Der ganze Canal und der Hafen selber waren von einem Kranz grüner Höhen eingerahmt, von denen helle Landhäuschen und Villen herableuchteten; mit schmucken Landsitzen waren auch die vier Inseln des inneren Hafenbeckens besetzt. War man einmal in diesem letzteren gelangt, dann schweifte der Blick über die Ringmauer, welche das antike und auch das Pola aller späteren Jahrhunderte bis in die neueste Zeit herauf see- und landwärts umgürtete. Vertheidigungsthürme sprangen aus dem Walle hervor, der seeseits von sechs Thoren durchbrochen war. Die Häuser überragten, in Folge des mählichen Anstieges der Küste zum Burgberge, den Wallring, waren aber selber überragt von einer ganzen Reihe von Tempeln, unter denen einer fast unversehrt bis auf den Tag sich erhalten hat. Im nördlichen Winkel des Hafens stand das Heiligthum der Venus, nur durch die Stadtmauer von dem gewaltigen Amphitheater getrennt, das außerhalb lag. Der Name des Thores, welches die Mauer an dieser Stelle durchbrach, ist uns bekannt: es war die Porta Junonia. Etwas südlicher ragte der Giebel des Jupitertempels, und noch weiter herunter das Doppel-Heiligthum des Augustus (und der Roma) und der Diana. Es waren zwei Tempel von gleicher Anlage und gleichen Dimensionen, was architektonisch geboten war, denn zwischen beiden erstreckte sich auf erhöhter Plattform das Forum der Patricier und das Comitium mit seinem herrlichen Schmuck von Kaiserbildern in Marmor, darunter Nero, Claudius, Marc Aurel, Antonius und viele Andere. Zwölf Stufen tiefer lag das weit geräumigere plebejische

Forum, gleichfalls ſtatuengeſchmückt und die übrigen Straßen um zwei Stufen überragend.

Auf dieſem Forum drängte ſich das öffentliche Leben und es war alſo nicht einzig und allein im rein-topographiſchen Sinne das Herz der

Der Triumphbogen der Sergier.

Stadt. Von der See aus war dieſes Leben allerdings nicht wahrzunehmen, denn nur die obere Hälfte der beiden Tempel dürfte den Mauerring überragt haben. Sah man über deren Giebel hinweg, ſo blieb der Blick auf dem Capitol haften, welches die Stelle des heutigen Caſtells einnahm. Das Capitol hatte eine elliptiſche Grundform und beſtand im Weſentlichen aus einem doppelten, durch Thürme verſtärkten und von drei Thoren

durchbrochenen Mauerring. Es lag genau in der Mitte der Stadt, die sich fast kreisförmig um den Burghügel lagerte. Von jenen drei Thoren gingen die Hauptstraßen radialartig ab, durchzogen die Stadt und traten durch die correspondirenden Hauptpforten der Stadtumwallung ins Freie.

Der Tempel des Augustus und der Roma.

Zwei dieser Hauptpforten haben wir im Süden der Stadt zu suchen. Wir lassen also unseren Blick im Geiste über die Tempel des Forums und über das Capitol hinweg nach südlicher Richtung schweifen, wobei wir zunächst einen dritten Tempel — den stattlichsten unter allen — jenen der Minerva, gewahren. Er erhob sich fast knapp am Strande, dort wo sich nachmals die Abtei Vergine del Canneto erhob und heute die Post auf

dem Boden zweier Heiligthümer steht. Von hier trat die Küste — wie dermalen — concav zurück und nahm jenen landeinwärts ziehenden, weiter oben erwähnten Canal auf, an dessen nördlichem Ufer das prachtvolle Südthor Polas, die Porta Minerva (auch Porta Aurea) stand. Es hatte drei Bogen, einen großen in der Mitte für den Wagenverkehr und auf jeder Seite einen kleineren für die Fußgänger. Eine kleine Strecke dahinter, also stadtwärts und innerhalb der Mauer, ragte der zierliche »Triumphbogen der Sergier«. Er hat alle Völkerstämme und alle Katastrophen überdauert und ist heute eine der kostbaren Perlen antiker Architektur, welche Pola sein eigen nennt. Aus dieser topographischen Situation geht übrigens klar hervor, daß dieser Triumphbogen kein Stadtthor des antiken Pola gewesen sein kann. Die Wallmauern der mittelalterlichen Stadt setzten allerdings hier an, d. h. das Denkmal wurde erst in jener Zeit als Stadtthor benützt. Näheres über das Monument später.

Bei der Porta Minerva haben wir bereits den Südrand der antiken Stadt erreicht. Neben ihr, in den Abhang des Monte Zarro eingeschnitten, lag das »Theater Julia« — der Markstein im Süden, wie das große Amphitheater im Norden der Stadt. Folgen wir nun dem Mauerring landeinwärts, so haben wir uns eine Strecke östlich der Porta Minerva ein anderes großes Hauptthor — die Porta Gemina — zu denken. Durch sie führte die Straße vom Capitol herab und schlug die Richtung der Militärstraße nach dem Val d'Arsa ein. Ob das knapp neben dieser Pforte, aber mehr nach Süden hin gerückte »Thor des Herkules« gleichfalls ein Stadtthor oder nur der Eingang zu einem Herkulestempel war, ist vorläufig noch eine offene Streitfrage unter den Archäologen und Localforschern. Kandler erklärt sich für die erstere, Stancovich für die letztere Annahme .... Von der Porta Gemina aus verlief der Mauerring landeinwärts und zwar im Halbkreise um den östlichen Abhang des Burgberges herum, so daß er bei dem Nordthore — der Porta Junonia — wieder mit der anderen Hälfte, welche die See bespülte, zusammentraf.

Die antike Stadtanlage beschränkte sich nicht einzig und allein auf die Niederlassung innerhalb dieses großen Mauerzuges. Auch außerhalb desselben gab es, meist im Grün der Gärten verborgene, Gebäudecomplexe,

also Vorstädte, die aber nur von Sklaven und Freigelassenen bewohnt wurden. Die Wahrnehmung, welche man hierbei gemacht haben will, daß in der Gesammtanlage des römischen Pola eine frappante Aehnlichkeit mit der »Siebenhügelstadt« zu erkennen sei, ist mehr als erzwungen. Wenn man jede Bodenerhebung einen Hügel nennt und — der lieben Analogie wegen — bei diesem Anlasse nach der Zahl Sieben fahndet, dann freilich muß der topographische Vergleich glücken. Es wird dann jede Stadtanlage, die auf einem unebenen Boden liegt, zur Siebenhügelstadt, jeder Terrainbuckel zu einem Aventin, jede Terrainwelle zu einem Janiculus. An hinkenden Vergleichen hat es eben niemals Mangel gegeben.

Nachdem wir uns bestrebt haben, von der topographischen Situation der Römerstadt ein möglichst knappes aber zutreffendes Bild zu entwerfen, überblicken wir, um uns jene dauernd einzuprägen, noch einmal die Gesammtanlage: Vor uns — von der See aus — die westliche Hälfte der Stadt, die sich kreisförmig um den Burghügel herum zieht; das Ganze ist vom Capitol überragt, das zu seinen Füßen das Forum mit seinen beiden Tempeln (im Westen), das Theater Julia, den Triumphbogen der Sergier, das Thor der Minerva und das »Zwillingsthor« (im Süden), den Minervatempel (im Südwesten) und die Heiligthümer des Jupiter (Conservatoris) und der Venus (im Norden) liegen hat. Am Nordrande der Stadt, aber bereits außerhalb der Mauer, ragt der stattliche Bau der Arena. Um sie schließen jene Vorstädte einen weiteren Ring, dessen Hauptschmuck herrliche Gärten mit zum Meere niederrieselnden Bächen sind. Noch schöner ist die Landschaft im äußersten Süden, vor der Porta Minerva und jenseits des Canalhafens, wo längs der Straße, die nach Mutila (jetzt Medolino) führt, reizende Garteninseln mit hellschimmernden Villen und leuchtenden Marmorstatuen im Grün der Orangen und des Lorbeer sich ausbreiten. Dort hatten die Edlen und Vornehmen der Stadt ihre Buen retiros, in einem Paradiese, wo Blüthenduft die frische Seebrise würzte und der südliche Himmel von fast ungetrübtem Glanze war .... Daß dem heute nicht mehr so ist, werden wir alsbald erfahren. Schön muß es auch im Hafenbecken selber gewesen sein, wo die von keinem Seegange und keinem Sturme in ihrem Gleichgewicht gestörte hellblaue Fluth, wie ein stiller italienischer See üppig

grüne Gestade bespülte, oder die hellen Marmorportiken jener schmucken Landhäuschen wiederspiegelte, welche im Pflanzendickicht der vier Eilande des Hafenbeckens lagen. Am Schönsten aber war's, wenn im Morgenlichte die Tempelgiebel flimmerten und der stolze Bau der Arena purpurn glühte, indeß das Forum mit Menschen sich füllte, die stille Bucht von flinken Galeeren durchrauscht wurde. Man weiß, daß mancher römischer Imperator diesen Zauber zu würdigen wußte und in Pola stille, glückliche Tage verbrachte: ...

Wir wenden uns nun dem modernen Pola zu .... Der Dampfer, mit welchem wir die Fahrt längs der Küste Istriens bis hierher bewirkt haben, schwenkt nordwärts um die Oliven-Insel herum und hält an dem gemauerten Quai, der die ganze Stadtlisière am Hafen säumt. Die Landungsstelle liegt im nördlichen Theile der Stadt, da auch nur die nördliche Hälfte des Hafenbeckens als Handelshafen dient, während die südliche Hälfte den Kriegshafen bildet .... Wir sind beim Betreten des Landes dem Amphitheater so verlockend nahe, daß wir uns schier verleitet fühlen, die paar hundert Schritte bis zu dem Wunderbau zurückzulegen. Er soll uns aber als kostbares Schlußstück unter den mannigfachen Poleser Herrlichkeiten reservirt bleiben.

Der Hafenquai ist gleichzeitig Promenade und wir haben wahrlich nichts dagegen beim Betreten dieses hochclassischen Bodens von neugierigen Mädchenaugen beobachtet, von vornehmen Damen — die offenbar aus »Klatschhausen« stammen (so nennt man den Bezirk, wo die Marine-Angehörigen wohnen) — flüchtig gemustert zu werden. Das lohnbedürftige Volk drängen wir bei Seite und eilen in unser Hotel, das einen Katzensprung von der Landungsstelle und gleichfalls am Quai situirt ist. Die Neugierde läßt uns natürlich nicht zu Hause. Wir wandeln den Quai entlang, das Arsenal-Gitter zur Seite, und lenken bald in die Hauptstraße ein, an Bier- und Kaffeehäusern, Weinstuben und an einer Reihe von Zeltbuden vorüber, in denen köstliches Obst feilgeboten wird. Das Alles ist uns wohlbekannt — es hat italienischen Anstrich. Auch die Gebäude, obwohl meist jüngeren Datums, sind derlei Kleinstädten an der Adria typisch. In dieser Straße wird unser Blick durch die Schaufenster einer deutschen Buchhandlung

abgelenkt — das Hotel Polas für geistige Kost, die Herr Schmidt Fremden und Einheimischen zuvorkommend und liebenswürdig servirt. Daß ein Buchhändler in einer Stadt, wie Pola, ein halber oder ganzer Gelehrter ist, versteht sich von selbst. An ausgiebiger Information wird es daher dem Besucher Polas in dem traulichen Locale nicht fehlen. Die alten Römer kann aber auch Herr Schmidt nicht lebendig machen, und so suchen wir wenigstens ihre Denkmäler auf.

Schon bei einem der nächsten Gebäude derselben Straße — dem Postamte — müssen wir anhalten. Zwar ist hier jede antike Spur verwischt; wir wissen aber, daß es dieselbe Stelle ist, auf der sich einst Polas herrlichster Tempel, jener der Minerva, erhob. Später trat die Abtei Vergine del Canneto, die bis auf eine kleine Kapelle, welche sich im Hofe des Postgebäudes befindet, gleichfalls verschwunden ist, an die Stelle des antiken Heiligthums. Ob die Mauerfragmente, welche man dicht beim Postgebäude sieht, Reste der ältesten, also römischen Stadtmauern sind, mag dahingestellt sein; sehr alt aber sind diese Brocken jedenfalls und ihre venetianische Provenienz so viel wie zweifellos. Die früheren Mauern an der Seeseite hatten schon die Franzosen während ihrer Anwesenheit in Pola (1805 bis 1813) niedergerissen; viel später folgte die Demolirung des Wallzuges auf der Landseite, worüber wir übrigens noch berichten werden.

Vorläufig verbleiben wir in jener Hauptstraße — der »Arsenalsstraße« — und betreten jene Stelle, wo sie im Knie nach rechts abbiegt und nach den lieblichen Anlagen von San Policarpo hin verläuft. Dieser Platz ist für uns von großem Interesse, denn auf ihm drängen sich, wenn man den näheren Bereich mit in Betracht zieht, eine ganze Reihe antiker Anlagen zusammen. Hierher müssen wir zunächst das Theater Julia verlegen — jenen ansehnlichen Bau aus der Zeit Vespasians, an dem der Name der Tochter des Augustus haftet.... Die letztjährigen Um- und Neubauten an dieser Stelle haben sehr reichhaltige Fragmente: Säulen, Bogengefüge, Capitäle u. dgl. m., ans Tageslicht gebracht. Der ehemalige Porticus muß dort gestanden sein, wo jetzt die Straße zieht, denn von hier nach dem Hintergrund zu, wo der Abhang des Monte Zarro beginnt, lag die Scene und in den Bergabstieg selbst waren die Sitzreihen eingeschnitten.

Nun steht auf dem alten Theatergrunde das Marine-Casino (s. S. 121), der Mittelpunkt der Geselligkeit, das Rendezvouslocal der Marine-Angehörigen und Militärpersonen des Städtchens. Auch Fremde haben Zutritt, wenn sie von einem Mitgliede des Casinos eingeführt werden. Man betritt zunächst einen herrlichen Vorgarten mit reichem tropischen Pflanzendickicht und glatten Kieswegen, die um den einstöckigen Bau herum und nach dem rückwärtigen Theile des Parkes führen, wo der Musikpavillon, Kegel- und Boccebahn, eine niedliche Volière und manch schattiges trauliches Plätzchen zu finden sind. Die innere Einrichtung des Casinos ist mustergiltig für ein Vereinshaus, das den Beamten und Officieren Alles darbieten soll, was man in einer Kleinstadt von italienischem Typus wie Pola aus naheliegenden Gründen vermißt. Bibliothek und Lesezimmer, Empfang- und Tanzsaal, Speisezimmer, Restauration und Cafélocal — all' dies findet man in praktischer Anordnung und den Bedürfnissen der Casino-Mitglieder in jeder Richtung entsprechend. Es war in erster Linie Admiral Tegetthoff, der die Nothwendigkeit eines solchen Clubhauses erkannte und das auch hauptsächlich durch seine Bemühungen zu Stande kam. Es war daher nur eine sinnige Erkenntlichkeit, daß man den Grundstein zu dem Baue am Jahrestage der Schlacht von Lissa und zwar im Jahre 1870 legte.... Jeder Fremde wird die Gastfreundschaft, die er im Marine-Casino genossen, in dankbarer Erinnerung bewahren.

Wenn wir das Marine Casino umschreiten, gelangen wir alsbald auf einen kleinen Platz, auf welchem sich im braunen Rostton und malerisch verwittert der prachtvolle »Triumphbogen der Sergier« erhebt. Er steht vollkommen frei, mißt zwanzig pariser Fuß in der Höhe und sechsundzwanzig Fuß in der Breite und ist zum Schutze gegen muthwillige Zerstörung mit einem Eisengitter umgeben.*) Den besten Eindruck von diesem römischen Denkmale erhält man, wenn man südlich desselben Stellung nimmt. Dann gleitet der Blick gerade unter der leichten Bogenwölbung hindurch in die düstere und schmale von mehrstöckigen Häusern eingefaßte Hauptstraße. Die Vorderseite ist sowie die Rückseite durch je ein Säulenpaar korinthischer

*) Auf unserem Bilde, Seite 104, ist das Gitter weggeblieben, um die architektonische Wirkung des Bauwerkes nicht zu schmälern

Ordnung mit cannelirten Schäften gegliedert, die von einem stark vortretenden Gesimse überragt werden. Das Ganze ist von einer hohen, in der Mitte und an den Ecken ausladenden Attica gekrönt, in deren Breschen kleines Strauchwerk wuchert. Auf den drei sockelartigen Ausladungen müssen einst die Büsten jener Persönlichkeiten gestanden sein, denen die Pforte gewidmet war. Ihre Namen liest man noch heute auf den Sockeln der Attica: auf dem mittleren Lucius Sergius Lepidus, auf dem linken Lucius Sergius (Sohn des ersteren) und auf dem rechten Cnejus Sergius, Bruder des letzteren.

Diese Triumphpforte ist das älteste römische Denkmal Polas und ward errichtet von jener Salvia Posthumia, die die Gemahlin des Lucius Sergius war. Die Errichtung fällt in die Augustinische Zeit und zwar bald nach der Schlacht von Actium (30 v. Chr.), nach welcher die XXIX. Legion, deren Tribun jener Lucius Sergius war, aufgelöst wurde. Es muß also die Bewahrung von kriegerischen und zwar glorreichen Erinnerungen an die drei Sergier, von denen der zweite der Schwiegervater der Salvia, der dritte der Bruder des Lucius Sergius war, Zweck der Denkmalserrichtung gewesen sein. Die Victorien in den Bogenzwickeln, sowie andere Embleme machen diese Voraussetzung zur Gewißheit.

Die innere Bogenwölbung, die ungemein graziös und leicht ist, zeigt Cassetten und Weinlaubverzierungen und ebenso geschmückt sind die beiden, nicht allzu massigen Pfeiler, welche den Bogen tragen .... Wir haben schon früher einmal erwähnt, daß vor diesem Triumphbogen, d. h. im Süden, das Thor der Minerva, das schönste des römischen Pola, stand. Es hatte goldene Verzierungen und ward deshalb auch »Porta aurea« genannt, ein Name der nachmals auf das Denkmal der Sergier überging und sich im Volksmunde bis auf den Tag erhalten hat. Die Porta Minerva stand, wie man sich erinnern wird, dicht an dem ins Land einschneidenden Canalhafen, wo die römischen Galeeren vor Anker lagen .... Nun ist keine Spur mehr von jenem Thore vorhanden und wo der Hafen war, ist ein ebener Platz — eben der vor der Triumphpforte — den einige neuere Gebäude umgeben. Die Zerstörung des Minervathores verlegt man in das Jahr 1379, wo Pola von den Genuesen furchtbar heimgesucht wurde.

Wir schreiten um den Triumphbogen herum und lenken in die finstere Hauptstraße. Sie ist gut gepflastert und fast durchwegs von neuen Häusern eingefaßt. Bemerkenswerth sind die Kirche Misericordia und das neue Theater. Haben wir dieses hinter uns, so stehen wir auf dem freundlichen mit jungen Anlagen geschmückten Dante-Platz. Von hier lenken wir unsere Schritte abermals nach der Südseite der Stadt, wobei wir eine andere Erinnerungsstätte der Sergier, die minder ruhmvolle Erinnerungen wachruft, betreten. Wir haben ein Privathaus vor uns, dessen Stelle einst die Kirche San Stefano einnahm. Sie war eines der ältesten christlichen Bauwerke in Istrien, und soll schon zu Beginn des VI. Jahrhunderts bestanden haben. In dieser Kirche wurden am Charfreitage des Jahres 1271 alle Mitglieder jener Familie vom Volke meuchlings niedergemacht, mit Ausnahme eines einzigen Sprößlings, der sich in das Kloster San Francesco gerettet hatte ....

Die Familie der Sergier, welche auch nach Roms Untergang in Pola noch eine hervorragende Rolle spielte, hatte die ganze politische Gewalt an sich gerissen und vom Capitol aus Stadt und Bevölkerung außergewöhnlich hart bedrückt. Ihr Untergang war daher eine bald beschlossene Sache. In jener nun längst vom Erdboden verschwundenen Kirche fand das Blutbad statt. Zwar gelangte nachmals die Familie, welche jenem geretteten Mitgliede entsproß, wieder zu Einfluß und Ansehen, bis sie die venetianische Republik für immer aus Pola verbannte. Es ist höchst interessant zu vernehmen, daß in Italien (man nennt Treviso) ein Sprößling dieser Familie noch immer existiren soll, oder wenigstens noch in allerjüngster Zeit existirte. Das wäre ein Stammbaum, der von Polas Colonisirung durch die Römer bis in unsere Tage heraufreicht, und zwar ein Stammbaum ein und desselben Namens!

Nachdem wir am Südrande der Stadt die Plätze besucht, wo das »Zwillingsthor« und das Herkulesthor gestanden, und eine Strecke auf der durch den Erzherzog Ferdinand Max im Jahre 1856 an Stelle der alten venetianischen Stadtmauern ins Leben gerufenen »Ringstraße« promenirt haben, wenden wir uns wieder dem Innern der Stadt zu. Es geht wie vorher um den Castellhügel herum und auf den Hauptplatz hinaus, der

Pola.

im Hintergrunde durch das im maurisch-gothischen Styl aufgeführte Municipalitätsgebäude abgeschlossen ist. Hier stehen wir auf dem Boden des römischen Forums, und zwar des plebejischen. Der Platz nimmt sich heute sehr stattlich aus, muß aber zu Roms Zeit bedeutend größer gewesen sein; denn von ihm stieg man zu dem Forum der Patrizier empor, das sich jenseits an den Tempel des Augustus und der Roma lehnte. Heute aber kann man zu diesem nur mit Benützung eines kleinen Seitengäßchens gelangen, in welchem das herrliche Denkmal zwischen anderen Gebäuden eingekeilt und versteckt liegt .... (S. S. 129.)

Dieser Augustustempel wurde im Jahre 8 n. Chr. Geburt errichtet und ist in seinen Dimensionen ungemein zierlich. Das Ueberraschendste an ihm ist sein guter Zustand. Die Vorhalle wird von sechs korinthischen Säulen gebildet, von denen vier in der Front stehen. In den Flanken schließen die Säulenstellungen mit je einer cannelirten Ante an der Cellafront ab. Die Säulen sind nicht cannelirt. Den Fries zieren Laubzüge, vorne Victorien an den Ecken, zwischen welchen die Widmungsschrift läuft. Der Giebel zeigt höchst zierliche Ornamentik, das Giebelfeld aber einen flachen Schild. Das Innere der Cella dient dermalen als eine Art Museum. Der Raum ist beschränkt und finster. Er wurde zur Zeit der byzantinischen Herrschaft als Kirche, unter der venetianischen Republik als — Kornkammer benützt .... Im Bereiche des Tempels, an den Stufen und in der Vorhalle finden sich mancherlei antike Gegenstände: Statuen, Karyatiden, Säulenstümpfe mit Pinienzapfen, ein riesiger Sarkophagdeckel u. s. w.

Der Platz, wo das Seitenstück dieses Heiligthums — der Dianatempel — stand, wird nun vom Municipalitätsgebäude eingenommen, an dessen rückwärtiger Front man deutlich die Sculpturen des Frieses, sowie andere Reste jenes Tempels erkennt. Wie bereits erwähnt, lag zwischen beiden Tempeln das statuengeschmückte Forum der Patrizier und das Comitium; nun ist alles verbaut.

Man schreitet um den Augustustempel herum und betritt eine breite, vom Quai oder vielmehr der Arsenalsstraße sanft aufsteigende Gasse, die als Fischmarkt benützt wird. Es giebt also hier Leben und Bewegung, Typenfülle und südliche Lebendigkeit. Wir aber setzen unseren Weg fort und

Wir schreiten um den Triumphbogen herum und lenken in die finstere Hauptstraße. Sie ist gut gepflastert und fast durchwegs von neuen Häusern eingefaßt. Bemerkenswerth sind die Kirche Misericordia und das neue Theater. Haben wir dieses hinter uns, so stehen wir auf dem freundlichen mit jungen Anlagen geschmückten Dante-Platz. Von hier lenken wir unsere Schritte abermals nach der Südseite der Stadt, wobei wir eine andere Erinnerungsstätte der Sergier, die minder ruhmvolle Erinnerungen wachruft, betreten. Wir haben ein Privathaus vor uns, dessen Stelle einst die Kirche San Stefano einnahm. Sie war eines der ältesten christlichen Bauwerke in Istrien, und soll schon zu Beginn des VI. Jahrhunderts bestanden haben. In dieser Kirche wurden am Charfreitage des Jahres 1271 alle Mitglieder jener Familie vom Volke meuchlings niedergemacht, mit Ausnahme eines einzigen Sprößlings, der sich in das Kloster San Francesco gerettet hatte ....

Die Familie der Sergier, welche auch nach Roms Untergang in Pola noch eine hervorragende Rolle spielte, hatte die ganze politische Gewalt an sich gerissen und vom Capitol aus Stadt und Bevölkerung außergewöhnlich hart bedrückt. Ihr Untergang war daher eine bald beschlossene Sache. In jener nun längst vom Erdboden verschwundenen Kirche fand das Blutbad statt. Zwar gelangte nachmals die Familie, welche jenem geretteten Mitgliede entsproß, wieder zu Einfluß und Ansehen, bis sie die venetianische Republik für immer aus Pola verbannte. Es ist höchst interessant zu vernehmen, daß in Italien (man nennt Treviso) ein Sprößling dieser Familie noch immer existiren soll, oder wenigstens noch in allerjüngster Zeit existirte. Das wäre ein Stammbaum, der von Polas Colonisirung durch die Römer bis in unsere Tage heraufreicht, und zwar ein Stammbaum ein und desselben Namens!

Nachdem wir am Südrande der Stadt die Plätze besucht, wo das »Zwillingsthor« und das Herkulesthor gestanden, und eine Strecke auf der durch den Erzherzog Ferdinand Max im Jahre 1856 an Stelle der alten venetianischen Stadtmauern ins Leben gerufenen »Ringstraße« promenirt haben, wenden wir uns wieder dem Innern der Stadt zu. Es geht wie vorher um den Castellhügel herum und auf den Hauptplatz hinaus, der

Pola.

im Hintergrunde durch das im maurisch-gothischen Styl aufgeführte Municipalitätsgebäude abgeschlossen ist. Hier stehen wir auf dem Boden des römischen Forums, und zwar des plebejischen. Der Platz nimmt sich heute sehr stattlich aus, muß aber zu Roms Zeit bedeutend größer gewesen sein; denn von ihm stieg man zu dem Forum der Patrizier empor, das sich jenseits an den Tempel des Augustus und der Roma lehnte. Heute aber kann man zu diesem nur mit Benützung eines kleinen Seitengäßchens gelangen, in welchem das herrliche Denkmal zwischen anderen Gebäuden eingekeilt und versteckt liegt .... (S. S. 129.)

Dieser Augustustempel wurde im Jahre 8 n. Chr. Geburt errichtet und ist in seinen Dimensionen ungemein zierlich. Das Ueberraschendste an ihm ist sein guter Zustand. Die Vorhalle wird von sechs korinthischen Säulen gebildet, von denen vier in der Front stehen. In den Flanken schließen die Säulenstellungen mit je einer cannelirten Ante an der Cellafront ab. Die Säulen sind nicht cannelirt. Den Fries zieren Laubzüge, vorne Victorien an den Ecken, zwischen welchen die Widmungsschrift läuft. Der Giebel zeigt höchst zierliche Ornamentik, das Giebelfeld aber einen flachen Schild. Das Innere der Cella dient dermalen als eine Art Museum. Der Raum ist beschränkt und finster. Er wurde zur Zeit der byzantinischen Herrschaft als Kirche, unter der venetianischen Republik als — Kornkammer benützt .... Im Bereiche des Tempels, an den Stufen und in der Vorhalle finden sich mancherlei antike Gegenstände: Statuen, Karyatiden, Säulenstümpfe mit Pinienzapfen, ein riesiger Sarkophagdeckel u. s. w.

Der Platz, wo das Seitenstück dieses Heiligthums — der Dianatempel — stand, wird nun vom Municipalitätsgebäude eingenommen, an dessen rückwärtiger Front man deutlich die Sculpturen des Frieses, sowie andere Reste jenes Tempels erkennt. Wie bereits erwähnt, lag zwischen beiden Tempeln das statuengeschmückte Forum der Patrizier und das Comitium; nun ist alles verbaut.

Man schreitet um den Augustustempel herum und betritt eine breite, vom Quai oder vielmehr der Arsenalsstraße sanft aufsteigende Gasse, die als Fischmarkt benützt wird. Es giebt also hier Leben und Bewegung, Typenfülle und südliche Lebendigkeit. Wir aber setzen unseren Weg fort und

zwar zum Dom hinüber, der uns auf das Gesehene hin nur wenig Interesse ablockt. Es ist nicht der ältere Dom, den wir hier vor uns haben. Jener, dem heiligen Thomas geweiht und auf den Fundamenten des Jupitertempels um 857 aufgeführt, ward im Jahre 1379 vollständig zerstört. Der Neubau erfolgte erst 1451. Noch jüngeren Datums ist der Glockenthurm, welcher erst zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts errichtet wurde. Er steht frei vor der Domfaçade auf der linken Seite (vom Beschauer), also nach der See zu; rechts lag das Baptisterium, welches erst gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts verschwand.

Wenn wir vom Domplatze aus zum Quai herabsteigen, stoßen wir auf das größte Gebäude der Stadt, auf die neue Infanteriekaserne. Sie ist für uns insoferne von Interesse, als ihre Fundamente nun auch die Stelle decken, die einst der Tempel der Venus einnahm. Wie seltsam mitunter der Zufall im Wechsel der Zeiten und Dinge sich geltend macht, ersieht man daraus, daß auf der Stätte des Venustempels sich ein Nonnenkloster erhob, das bis zur Neige des vorigen Jahrhunderts in Benützung stand. Es diente später als Artilleriekaserne. Heute ist natürlich vom Venustempel und Nonnenkloster keine Spur mehr, und wird nicht nur deren Raum, sondern noch ein großes Bodenstück darüber von dem Kolossalbau der Infanteriekaserne eingenommen.

Das nächste Wegstück längst des Quai bringt uns dicht vor das großartige Wahrzeichen Polas — vor das Amphitheater. Gerade vom Meeresufer aus ist der Anblick dieses Denkmales von ergreifender Gesammtwirkung. Man hat von dem riesigen Oval des Arkadenringes den höchsten Theil vor sich und sieht durch zwei Bogenreihen und durch die viereckigen Fenster des obersten Mauerkranzes zum blauen Himmel hinauf, oder nach dem rückwärtigen Arkadenzug, der entlang des Hügelabhanges läuft. Das Amphitheater wurde nämlich nicht auf ebenem Plan, sondern auf der geneigten Fläche der Küstenabdachung aufgeführt. Die Gesammtanlage schmiegt sich überall der Bodenfläche an. Dadurch wurde der Bau vorne viel höher als rückwärts, wo die Höhe des Abhanges in Betracht kommen mußte; vorne kamen zwei Bogengänge übereinander zu stehen, während rückwärts an dem diametral entgegengesetzten Theile, eine ganze Bogenreihe

entfallen mußte. Natürlich geschieht diese Höhenverkürzung allmählich. Wo der Mauerring am höchsten, stehen die mächtigen Pfeiler der unteren Galerie auf breiten Sockeln, die immer kleiner werden und endlich ganz verschwinden. Hierauf verkürzen sich die Pfeiler selber, bis sie auf der Höhe des Abhanges ganz verschwinden und gleich die zweite Bogenreihe (hier die erste, unterste) über dem natürlichen Boden ansetzt.

Steht man bei diesem rückwärtigen Theile, so sieht man in den nun wüsten, zum Theile trümmerbesäeten Innenraum des Theaters hinab, und nimmt ganz deutlich das weite Oval gewahr, welches die eigentliche Arena bildete. Rings herum zogen die Sitzreihen, rückwärts in den Boden eingeschnitten, mit Höhlungen und Kammern darüber, vorne symmetrisch emporgebaut, so daß die ganze erste Bogenreihe auf gleiche Höhe mit dem Zuschauerraum auf dieser Seite zu liegen kam. Zu Häupten der Sitzreihen lief eine Galerie, welche gleichfalls von den Zuschauern benützt wurde, und die von diesem erhöhten Standpunkte aus prächtige Fernblicke durch die viereckigen Fensteröffnungen des obersten Mauerringes genießen konnten. Gegen Regen und Sonnenhitze diente ein riesiger segelartiger Schirm, der über den ganzen Raum gespannt wurde. Man sieht noch Kragsteine und Löcher, welche zur Aufnahme der Sparren zu diesem luftigen Dache dienten.

Von mancher Seite wird behauptet, daß in der Arena auch Wassergefechte (Naumachien) aufgeführt wurden und man will die Merkmale von entsprechenden Vorrichtungen deutlich erkannt haben. Das vertiefte Oval soll zur Aufnahme des Wassers, also als Bassin gedient haben, und demgemäß der Raum vertieft gewesen sein. Für gewöhnlich wurde dieses Bassin mit Balken überdeckt und die Kähne, die ohnedies nicht groß gewesen sein können, gleich auf dem trocken gelegten Boden belassen. Der Wasserzufluß erfolgte vom Hügelhang her und konnte durch Schleußen geregelt oder gänzlich gehemmt werden. Auf der entgegengesetzten Seite — also meerwärts — befand sich der Abflußcanal, der gleichfalls mittelst einer Schleuße zu sperren war ....

Eine andere Eigenthümlichkeit des polaer Amphitheaters sind die vier großen, die ganze Höhe des Mauerringes einnehmenden thurm-

artigen Anbauten, die in dem edlen Linienfluß des Bauwerkes geradezu störend wirken. Was sie eigentlich bezwecken, ist nicht sichergestellt; doch glaubt man annehmen zu dürfen, daß es Treppenhäuser waren, durch welche die Leute, die mit dem Zeltdache zu manipuliren hatten, auf- und niederstiegen. Die Annahme, jene Thürme hätten lediglich zur Erhöhung der Stabilität und Festigkeit des ganzen Baues gedient, ist nicht sehr plausibel.

Viel schwieriger als die Deutung manches Details des poleser Amphitheaters ist die Ermittelung der Zeit seiner Erbauung. Italienische Schriftsteller verlegen dieselbe ans Ende des I. Jahrhunderts nach Chr. G. und nennen als dessen Urheber den Kaiser Vespasian, der in Istrien in verhältnißmäßig jungen Jahren aus dem Leben schied. Damit steht auch im Zusammenhang, daß man das großartige Werk gewissermaßen als ein Denkmal der Kaiser-Favoritin Cenide hinstellt, der zu Ehren es errichtet worden sein soll ... Wir denken aber, daß man sicherer geht, wenn man den Bau in die Zeit der Kaiser Septimius Severus und Caracalla (198 bis 211) verlegt, in der er (ohne Angabe der Gründe in den alten Schriften) in Folge eines Gelübdes von den alten römischen Gemeinden (»Polensis voti sui compotis«) aufgeführt wurde.

Die Dimensionen des Amphitheaters sind sehr beträchtlich; die Gesammtlänge beträgt 400, die Breite 320 pariser Fuß; davon entfällt im Innern auf die Arena selbst ein Raum von 220 zu 140 pariser Fuß. Die Außenseite, 79½ Fuß hoch, hat im untern und ersten Stockwerke je 72 Bogenöffnungen von 16½ Fuß Höhe, im obersten Stockwerke ebenso viele fensterartige viereckige Ausschnitte, zu oberst endlich eine Art Galerie. Im Zuschauerraum war für 22—25.000 Menschen Platz vorhanden. Die Annahme, daß wenigstens ein Theil der Sitzreihen nicht aus Stein, sondern aus Holz war, hat, in Anbetracht, daß sie sozusagen spurlos verschwunden sind, sehr viel für sich. Im übrigen war das Innere des Theaters unter der venetianischen Herrschaft ein förmlicher Steinbruch und einmal sollte sogar der Senat den Beschluß fassen, daß der Bau gänzlich abgetragen und das Material anderweitig verwendet werde. Ein Senator, der in dieser Gesellschaft von kunstverständigen Räthen offenbar ein weißer Rabe war,

rettete durch seine Gegeneinwendungen das antike Denkmal vor dem ihm zugedachten vandalischen Schicksale .... Noch in jüngster Zeit jeder muthwilligen Beschädigung und Besudelung ausgesetzt, hat man neuerdings das Ganze mit einem Eisengitter umgeben und das dazu gehörige Thor gesperrt ....

* * *

Wir wandeln durch dunklen Laubgang sachte bergauf; noch triefen die Blätter vom Morgenthau und eine milde Brise streicht durch die säuselnden Zweige. Man fühlt die Seeluft und feucht weht der Blüthenathem von unsichtbaren Beeten her. Jetzt taucht der Blick durch eine Lichtung zum goldenen Morgenhimmel hinauf, der in der Ferne glüht. Auf flacher Höhe kriechen noch die letzten Nebel, wie die Riesenleiber grauer Schlangen; wo sie aufwallen verglüht der milchweiße Dunst zu Sonnenstaub. Ein einziges Haus — eine »Militärbaracke« — versperrt den Ausblick so lange, bis man um sie herum ist, worauf im Zwielicht des fahlen Morgens ein prächtiges Erzbild als dunkle Silhouette den blauen Himmel durchschneidet. Der treffliche Kundmann hat es geschaffen und auf den vier Sockelfeldern liest man die Inschrift: »Dem Vice-Admiral Wilhelm von Tegetthoff, Kaiser Franz Josef I., 1877 — Tapfer kämpfend bei Helgoland — Glorreich siegend bei Lissa — Erwarb er unsterblichen Ruhm sich und Oesterreichs Seemacht.« (S. S. 133.)

Dieses hehre Standbild steht auf dem Monte Zarro, und wer auf dem weißen Kiesplatze vor dem Denkmale des unvergeßlichen Seehelden steht, der genießt eine Fernsicht, die einzig in ihrer Art ist. Das weitläufige Hafenbecken, krystallhell wie alle Buchten der blauen Adria, liegt in einer weiten Umrahmung von niederen Höhen und Rücken und legt sich weich um die vier Inseln, welche das Hafenrund in mehrere natürliche Abschnitte scheiden. Rechter Hand, wo eben die ersten Strahlenbündel der aufgehenden Sonne durch die weiten Bogenöffnungen des imposanten römischen Amphitheaters brechen und als goldener Funkenregen auf die Azurfläche des Meeres sich herabsenken, ist das Hafenbild todt und einsam. Gerade vor dem Beschauer, über die grauen Dächer Polas hinweg, haftet der Blick auf den weitläufigen Bauten eines kleinen Eilandes, das fast die Mitte

des Bassins einnimmt. Es ist die »Oliven-Insel«, die großartige Werfte der österreichischen Kriegsmarine, deren festländische Etablissements mit einem ungeheuern Bogen von fast einer halben Stunde Länge an der linken Hafenseite das im Dämmerlicht zitternde Meer umspannen.

Wenn der Blick des Beschauers auf diesem Theile des Panoramas länger verweilt, dann löst sich das malerische Chaos wie durch Zauberhand

Die Schiffswerften auf der Oliven-Insel.

und jedes Detail tritt plastisch hervor: zuerst der Kranz der einzelnen Gebäude des Arsenals mit seinen Baumgängen und schmucken Plätzen dazwischen, mit seinen ungeheueren Magazinen und Werkstätten und den prächtigen Quais, woran in stattlicher Reihe Leib an Leib jene modernen See-Ungethüme »vertäut« liegen, die man Panzerschiffe nennt. Auf ihnen herrscht, so viel aus der beträchtlichen Entfernung zu entnehmen ist, da und dort bereits reges Leben, während sonst im weiten Umkreise die Ruhe des Morgens kaum durch einen Laut unterbrochen wird.

Pola: Der Kriegshafen.

Wenige Minuten noch und die Wandlung tritt ein. Ehe noch das grelle Morgenlicht über die Zarrokuppe wie ein funkelnder Feuerstrom über die hellblaue Wasserfluth sich ergießt, tönen Glockenschläge aus der Ferne herüber und die weiten Räume beginnen sich zu beleben. Zunächst wallt ein Menschenstrom durch die Arsenalspforten, Boote schwärmen aus, geschäftig wie flüchtige Wasserinsecten; schon kräuseln ab und zu kleine Rauchpinien empor

Das Marine-Casino. (S. S. 110.)

und pfeilschnell schießen leichte Dampfbarcassen durch die silbern aufschäumende Fluth. Ein schriller Pfiff folgt dem andern. Bald vernimmt man dumpfes Summen wie aus einem riesigen Bienenkorbe, dem nach und nach ein schwaches, später ein intensives Getöse folgt. Die rußigen Essen beginnen zu flammen und wo pechschwarze Rauchwolken aufwirbeln, pocht mächtiger Hammerschlag. Bald rasselt's an allen Ecken und Enden, das Meer schäumt auf und buntes Gewimmel drängt sich von Deck zu Deck, von Gebäude zu Gebäude. Nun hämmert's auch infernalisch auf der Kriegswerfte drüben.

Dort klettert eine Arbeiterschaar zwischen den Verpölzungen einer Corvette, die von dem kolossalen Balancedock über Wasser gehalten wird, als wäre sie eine leichte Barke. Das monotone Geklapper der Kalfaterer und Zimmerleute mischt sich in das dumpfe Gerassel aus der nahen Schiffsschmiede und den dröhnenden Hammerschlägen von den Stapelplätzen. Ueberall Leben und Bewegung! Tausende Hände regen sich und sie meistern den gewaltigen Repräsentanten unseres Jahrhunderts — den Dampf, den dienstbaren Geist der modernen Cyklopen. Er setzt die hundertzwanzig Centner schweren Riesenhämmer in Bewegung, daß die Erde hunderte von Schritte im Umkreise dröhnt; ungeheuere Geschützmonstra versenkt er spielend in den Bauch der Panzerkolosse oder er zieht diese selber mittelst gewaltiger hydraulischer Maschinen aus dem feuchten Elemente ans trockene Land, wo die Ungethüme machtlos, ihrer Gewalt entkleidet sind. Da schneidet er zolldicke Eisenbleche, als wären sie simple Pappe; dort wieder treibt er zolltiefe Löcher in Eisenplatten leicht und geräuschlos, wie eine Näherin ihre Leinwand durchsticht. Und dieser mächtige Geselle ist ein Kind, das von schwachen Menschenhänden gegängelt wird. Ein einziger Fingerdruck hemmt und fördert Kräfte, die tausend Armen äquivalent sind.

Und doch ist der Eindruck, den diese großartige Thätigkeit auf den Beschauer aus der Ferne ausübt, nur ein bescheidener gegenüber den Einzelbildern selbst, wie sie sich an dem Auge in raschem, betäubendem Wechsel vorüberdrängen, wenn man die einzelnen Etablissements in Augenschein nimmt. Das weitläufige Totalgemälde ist unseren Blicken entrückt und das Detail tritt in seine Rechte. Wir stehen nun am Quai innerhalb des nördlichen Arsenalgitters und haben jene Kolosse, die beim Anblicke von luftiger Bergeshöhe aus nicht gar so gewaltig imponirten, unmittelbar vor uns. Nur wenige Schritte vor uns zerren sie an den armdicken Tauen und riesigen Ankerketten. Schwarze Eisenthürme steigen aus der salzigen Fluth. Sie gelten als stoß- und kugelfest, und der Stolz des Marine-Officiers nennt sie die »Unverwundbaren«. Die Medaille hat aber ihre Kehrseite. Wir schreiten durch einen dunklen Thorgang und weiter auf einen freien Platz hinaus, wo große Stücke von Panzerplatten in der Reihe aufgestellt sind: sprechende Zeugen der verheerenden Wirkung des groben modernen

Schiffsgeschützes. Die Projectile stecken tief in dem eisernen Fleische und selbst Rundgeschosse haben die ehernen Wände durchschlagen, wobei sie freilich selber in Splitter gingen. Die Rückwände der Platten zeigen gräuliche Verwüstung; Alles ist zerfetzt, zersplittert und aus den unheimlichen Breschen ragen die Projectile noch ein Stück heraus ....

Wir treten in das nächste Gebäude. Es ist der Waffensaal, angefüllt mit Schieß- und Hiebwaffen, mit Mitrailleusen verschiedener Systeme und niedlichen Landungsgeschützen. Imposanter als dieser Saal ist die große Geschützhalle, wo man die schwarzen Schlangenleiber der Krupp's und Armstrong's friedlich nebeneinander auf mächtigen Holzunterlagen gebettet hat. Zu Häupten sieht man einen Laufkrahn von mehr als achthundert Centner Tragfähigkeit, dazu bestimmt, die kolossalen Mordinstrumente ins Freie zu befördern .... In diesen Waffendepots herrscht fast peinliche Stille gegenüber dem dumpfen Summen, welches die Luft erfüllt, und immer mächtiger ans Ohr schlägt, je weiter wir vorschreiten. Wir passiren ein Gebäude, in dessen erstem Stock ein ungeheuerer Saal sich befindet, geräumig genug, um auf seiner Bodenfläche das größte Segel eines Kriegsschiffes im ausgespannten Zustande aufzunehmen. Die Segelnäher haben schwere Arbeit mit der spröden Leinwand, während in einem Nebenraume hurtige Mädchenfinger gleichsam in einer riesigen Farbentruhe wühlen. Es ist der Saal, wo sämmtliche zum Bedarf der Kriegsschiffe nöthigen National- und Signalflaggen hergestellt und gleichzeitig die einzige Abtheilung des Arsenals, wo weibliche Arbeiter verwendet werden.

Wieder im Freien, treten wir zwischen mehreren Gebäuden, in denen die Kupferschmiede und Feiler hantiren, in das rußige Local der Gießerei, in welcher schwarzer Kohlennebel alle Objecte in gespenstischen Halbschatten hüllt. Man sieht Cupol- und Bronzeschmelzöfen und in der Erde glüht das flüssige Erz wie unterirdisches Höllenfeuer. Die Oefen können circa zweitausend Centner Erz auf einmal schmelzen und aus ihrem glühenden Bauche ist der riesige, zwanzigtausend Kilogramm schwere Ambos hervorgegangen, der etwas weiter vorwärts in der Dampfhammerschmiede aufgestellt ist .... Indem wir uns derselben nahen, fühlen wir den Boden unter unseren Füßen zittern. Schlag auf Schlag in gemessenen Pausen folgt.

Wir schreiten durch das finstere Thor und tauchen den Blick in einen Nebel von Ruß und Staub. Schwarz ist der Boden, auf welchem hier die Cyklopen hantiren. Die ehernen, bis zu hundert Centner schweren Fallklötze dröhnen herab und hämmern kolossale Eisenstücke breit und rund, indeß rings um uns das infernalische Geklapper und Rumoren die Sinne betäubt.

Wir suchen das Tageslicht und athmen wieder in erquickender frischer Seebrise. Die nächste Station ist das großartige Aus- und Abrüstungsmagazin, dessen geräumige Vorhalle uns aufnimmt. In diesem weitläufigen Gebäude befinden sich jene Materialien und Gegenstände, deren ein jedes Kriegsschiff bedarf, wenn es sich im vollständig ausgerüsteten Zustande befindet. Die Reichhaltigkeit der Sammlung und die in ihr herrschende musterhafte Ordnung ist wahrhaft imponirend. Der Führer versäumt nicht, uns auf ein Boot aufmerksam zu machen, das abseits ein bescheidenes Unterkommen gefunden. Es ist nämlich ein »berühmtes Boot«, denn es hat seinerzeit die kühnen Nordpolfahrer Payer und Weyprecht über das eisstarrende Polarmeer getragen, als sie den »Tegetthoff« verlassen und die Rückfahrt nach Nowaja Semlja antreten mußten. Als Reliquien hat man in dem kleinen Fahrzeuge die Zelte und Kochrequisiten der Expedition untergebracht.

Nachdem uns eine Minute der Täuschung von diesem glühenden Boden hinweg nach dem nächtlichen Eispol entrückt hat, werden wir sofort wieder durch Lärm und Getöse aus kurzer Träumerei aufgerüttelt. Wir haben ein riesiges Gebäude vor uns, von dessen Wänden ein eigenthümliches Gemisch von schrillen und dumpfen, von pfeifenden und raschelnden Tönen wiederhallt. Vom Eingangsthore aus durchmißt man mit einem Blicke den ungeheueren Raum — den Maschinensaal des Arsenal-Etablissements. Hier arbeiten die Drehbänke und Bohrmaschinen, surren die Transmissionen und schürft eine mächtige Hobelmaschine Eisenspäne von mehreren Millimetern Dicke von den zu glättenden Erzplatten ab. Ein Krahn, der zu Häupten läuft, ist im Stande, Lasten bis zu hundert Centnern von Ort zu Ort, von Maschine zu Maschine zu rücken. Nicht minder überraschend sind die Einrichtungen der Kesselschmiede nebenan, wo ein sinnbetäubendes Gehämmer den Besucher empfängt. Eine Dampfscheere schneidet

hier Eisenplatten von Zolldicke leicht und spielend entzwei und die Bohrmaschinen schlagen durch gleich dicke Platten fast geräuschlos Löcher vom Umfange eines Vierkreuzerstückes. Kessel von den Dimensionen eines kleinen Hauses stehen in imposanten Reihen, und auf dem Platze dazwischen liegen riesige Röhren. Es sind Theile von Masten, die man neuerdings für Kriegsschiffe (und auch für Passagier- und Handelsdampfer) nicht aus Holz, sondern aus Bessemerstahl erzeugt. Diese hohlen Röhrenmasten sind nicht nur dauerhafter, sondern auch leichter im Gewicht und können überdies als Ventilatoren für die unteren Schiffsräume benützt werden.

Die rastlose, lärmende Thätigkeit der Cyklopen und ihres dienstbaren Geistes, des Dampfes, hat uns schier betäubt, so daß wir gerne dem Führer folgen, der uns nach einem stilleren Winkel des Arsenals geleitet. Dort finden wir das Mastenholzdepot, das Ankermagazin mit seinen Massen von Ketten und Ankern; ferner das interessante Bootsmagazin, wo in Etagen übereinander zahlreiche Kähne, Barcassen, Paradeboote, ja selbst reich ausgestattete Prachtgondeln aufgestapelt sind; die Schiffbauschmiede, die Maschinen-Tischlerei, das Local der Rudermacher, der Mastenmacher, die Bootswerkstätte u. s. w.

Endlich haben wir alle Werkstätten hinter uns und stehen, Licht und Luft mit gierigen Zügen einsaugend, am Quai. Vor uns tritt ein Ungethüm seltsamer Art. Auf drei Riesenbeinen stehend, hält es am Ufer Wacht und reckt seinen erzenen Leib thurmhoch in die Luft. Es ist der gigantische »Scheerenkrahn«, ein Apparat, der im Stande ist, Lasten bis zu zwölfhundert Centner Gewicht vom Lande auf das bereitstehende Schiff zu befördern. Durch seine Dampfmaschine werden die größten Geschützmonstra, Maschinen und eiserne Masten gehoben, und an Ort und Stelle gebracht. Um den Eindruck zu vervollständigen, können wir uns neben den Riesenkrahn eines der großen Panzerungethüme, z. B. den »Tegetthoff«, vertäut liegen denken. Dieses Schiff ist der Stolz und die Krone der österreichischen Kriegsmarine, das stärkste unter allen ihren Schlachtschiffen. Nach den Plänen des Chef-Ingenieurs der Flotte, Ritter v. Romako, von Strudthoff auf dessen Werfte zu San Rocco bei Muggia erbaut, hat es durch den ganz neuen und originellen Typus, den es unter den modernen Schlachtschiffen repräsentirt,

auch die Bewunderung fremder Marinen, namentlich der englischen, geerntet. Der Koloß hat eine Totallänge von über 300 Fuß, ist von Panzer zu Panzer circa 70 Fuß breit und 34 Fuß tief. Das Gewicht des Panzers beträgt die Kleinigkeit von 43.200 Centnern (2160 Tonnen)! Die Dicke desselben mißt 14 Zoll. Die Kosten der ungeheueren Maschine, welche einen Propeller von fast vier Klafter Durchmesser bewegt, betrug allein 800.000 Gulden. In seiner gewaltigen Casematte stehen sechs 28-Centimeter-Krupp-Geschütze.

Wir haben nach dem Besuche all' der geschilderten großartigen Sehenswürdigkeiten einige Minuten der Rast vor uns. Um das Heim dieser Cyklopen in allen seinen Theilen kennen zu lernen, müssen wir uns nämlich nach der Oliven-Insel hinüberrudern lassen und die kurze Bootfahrt giebt unserem Gehirn frische Spannkraft, neue Eindrucksfähigkeit. Bald landen wir an der Quaitreppe und betreten eine kleine Welt für sich. Am überraschendsten präsentirt sich die kolossale, doppelhallige Kriegswerft, die ganz aus Eisen construirt ist. Auf einem Stapel liegt ein neues Kriegsfahrzeug in den Spanten (Rippen), auf dem anderen wird der Kiel zu einer ähnlichen Schlachtmaschine gelegt. Wieder dröhnt infernalisches Gehämmer durch den ungeheueren Raum, aber durch die offenen Stirnseiten des Gebäudes streicht die milde Seeluft und fällt der Glühschein der Sonne wie ein Gruß aus einer anderen Welt. Das Getöse hallt noch geraume Zeit an unser Ohr, wenn wir längst die Werfte hinter uns haben und vor einem neuen Prachtwerke der Oliven-Insel stillhalten. Es ist dies der neue Trockendock, ein riesiges Bassin, zur Aufnahme der größten Panzerschiffe bestimmt .... Am alten Dock, der ganz in der Nähe liegt, genießen wir das seltene Schauspiel, einen der modernen Panzerkolosse auf dem Trockenen zu sehen. Es ist eine Panzerfregatte, die ihren ganzen ehernen Leib den geschäftigen Händen zahlreicher Arbeiter preisgiebt. Tief unten sieht man sie wie Fliegen an der Beplankung oder auf der Schraubenwelle kleben. Andere hocken vollends auf den mächtigen Propellerflügeln — Pygmäen auf dem Leibe eines Riesen!

Durch ein förmliches Labyrinth von Baracken, Materialplätzen, durch Pförtchen und zwischen Einplankungen hindurch, gelangen wir an den Nordrand der Insel und treten dicht vor ein dunkles, unförmiges Ungethüm,

das seinen schwarzen Leib in der silbern erglänzenden See badet. Hoch oben auf der schwarzen Wand, die uns zugekehrt ist, lesen wir in großen Schriftzügen: »Balance-Dock«. Es ist ein merkwürdiger Apparat, ein ungeheuerer schwimmender Kasten mit hohlem Boden und langen, gleichfalls hohlen Seitenwänden. Die Stirnseiten sind offen. Für gewöhnlich schwimmt dieses riesige unförmige Ding wie jedes andere Schiff. Wird aber in die hohlen Innenräume Wasser eingepumpt, so sinkt es abwärts, zuletzt so tief, daß selbst das größte Schiff durch eine der offenen Stirnseiten zwischen die beiden Seitenwände einfahren kann. Nun wird jenes festgemacht und die Pumpen arbeiten von Neuem, um die Wassermassen aus den Hohlräumen zu entfernen.

Allmählich hebt sich das Schwimmdock aus den Fluthen; bald liegt auch sein Boden trocken, und das Schiff steht frei, seinem gewohnten Elemente entrückt und der Arbeiter gewärtig, die an ihm die nothwendigen Reparaturen vorzunehmen haben. Das merkwürdigste an diesem seltsamen Ungethüme ist, daß es seinerzeit die Reise, von zwei Kriegsdampfern geschleppt, von Venedig nach Pola ohne Störung gemacht hat. Von der Größe des Balance-Docks erhält man übrigens annähernd einen Begriff, wenn man erfährt, daß es unter anderen Kriegsschiffen auch das frühere Linienschiff »Kaiser«, vollständig armirt und ausgerüstet, aufnahm und aus dem Wasser hob ....

Wir verlassen auf schwanker Treppenleiter eine Corvette, die eben auf dem Balance-Dock liegt und unter dem Hämmern der Kalfaterer erdröhnt, und lenken unsere Schritte einer ungemein langen Schleifbahn entlang, bis zu einem Schiffscuriosum ganz seltsamer Art. Es ist das merkwürdige Werkstättenschiff »Cyklop«. So wie es auf der Schleifbahn, von mächtigen Pölzungen gestützt, vor dem Beschauer aufragt, nimmt dieser nichts Absonderliches wahr. Es ist ein Schiff von Construction und Aussehen, wie jedes andere. Klettert man aber die schwanke Leiter empor, so wird man bereits auf Deck durch die außergewöhnliche Einrichtung überrascht. Zwischen den Masten sieht man Lauf- und Hebekrahne, und eine Treppe tiefer betritt man im ersten Zwischendeck eine vollständig eingerichtete Schlosserei, weiter eine Schmiede, noch tiefer einen Dampfhammer, dann

vollends eine kleine Gießerei. Es ist ein kleines schwimmendes Arsenal, dazu bestimmt, eine operirende Escadre zu begleiten, um nothwendige Reparaturen entweder in See, oder im Hafen, den man eben angelaufen hat, zu bewirken.

Hält man auf der Oliven-Insel noch einmal Umschau, so ist der Totalanblick nicht minder überraschend, als das Detail. Vor einem Viertel-

Balance-Dock.

jahrhundert war es wirklich noch eine »Insel der Oliven« — ein einsames, bebuschtes Eiland, wie zur Zeit, da noch ein Roxolanen-König hier hauste. Heute erheben sich hier maritime Musteranstalten, die mit einem Kostenaufwand von fast einem Dutzend Millionen zu Stande gebracht wurden. Und bald wird es auch seinen Charakter als Insel einbüßen, denn schon wird an dem Damme gearbeitet, der sie mit dem Festlande verbinden und durch einen Schienenstrang an den Poleser Bahnhof ketten wird. Auf ihre Etablissements aber darf die österreichische Kriegsmarine mit Recht stolz

sein, eingedenk der fabelhaft kurzen Zeit, innerhalb welcher all' die beschriebenen Wunderdinge zu Stande gebracht wurden ....

Am Schlusse unserer Mittheilungen über das k. k. See-Arsenal möchten wir noch des Marine-Museums gedenken. Es ist eine Sammlung von Reliquien und Trophäen, die ein Unicum genannt werden kann. Die Collection ist weder imposant an Zahl der Gegenstände, noch reich in ihren

Hauptplatz — das alte Forum. (S. S. 115).

Einzelheiten. Drei kleine Zimmer haben genügt, um alle Erinnerungszeichen, an denen die Angehörigen der Flotte mit nur allzu gerechtfertigter Pietät hängen, unterzubringen. Und doch ist es ein Stück wilder Seefehde, die von den Wänden dieser beschränkten Räumlichkeiten wiederhallt; andererseits repräsentiren diese ein an Eindrücken überreiches Pantheon, welches Kirchhofsstimmung durchweht. Was die Zeit, der Krieg, der Ocean vernichtet, zerschellt oder verschlungen, prägt sich uns da in sichtbaren, zum Theil erschütternden Zeichen ein .... Ein Mastenstück, an dem der Blitzableiter

rostet, hat einst dem Kriegsdampfer »Maria Anna« angehört, der nun vor dreißig Jahren (4. März 1852) während eines furchtbaren Sturmes auf der Fahrt von Venedig nach Triest untergegangen ist. Wie bekannt sein dürfte, ist das Geheimniß dieser Katastrophe, aus der kein Menschenleben sich retten konnte, nie ganz gelüftet worden. Was die tückische See zurückließ, gleichsam als Erkennungszeichen ihrer grausen That, war jenes Maststück, das sie den Suchenden in die Hände fallen ließ .... Auch von der Fregatte »Radetzky«, die auf friedlicher Fahrt unweit von Lissa in die Luft flog, hat man ein ähnliches trauriges Erinnerungszeichen der Sammlung einverleibt; desgleichen von der im Jahre 1859 nahe bei Lacroma durch eine Explosion zu Grunde gegangenen Segelbrigg »Triton«, von der sich auch ein hübsches Modell im Museum befindet.

An derlei Modellen, welche uns die »Berühmtheiten« der kaiserlichen Kriegsmarine aus früherer, zum Theile längst entschwundener Zeit vorführen, ist überhaupt kein Mangel. Sie sind in ihrer Art Porträtbilder, die mit denen von Personen das Eine gemein haben, daß sie uns stolze Namensträger, die seit Langem Schattenbilder sind, in Erinnerung bringen, ihr einstiges leibhaftes Aussehen uns vor Augen führen. Eine solche längst vermoderte und verschollene Größe ist beispielsweise der große Dreidecker »Cäsare«, dessen wundervoll gearbeitetes Modell aus einem Glasschrein dem Besucher entgegenblickt. Unwillkürlich denkt man sich den Koloß auf die donnernde hohe See versetzt, mit geblähten Segeln und vom Sturme gebeugtem Rumpfe, an dem die Wogen mit mächtigem Schlage branden. Aus den übereinanderliegenden Batterie-Decken konnte der Koloß seine hundertfältige Stimme erschallen lassen, tausendfachen Tod in die Reihen des Feindes schleudern. Der wahre »Cäsare« ist längst nicht mehr und sein getreues Ebenbild ein — niedliches Spielzeug.

Noch andere Größen theilen den Ruhm, von der seefahrenden Nachwelt bewundert zu werden: das alte Linienschiff »Kaiser«, dem bei Lissa so hart zugesetzt wurde, die weltfahrende »Novara« und diverse Zwei- und Dreidecker aus dem vorigen Jahrhundert. Letztere muthen den modernen Menschen, der sich an die schwimmenden Seeschlachtmaschinen — wie man die heutigen Panzerschiffe am liebsten nennen möchte — gewöhnt hat, wie

Fabelbilder aus einer anderen Welt an. So haben jene stolzen, imposanten hochbordigen Riesen ausgesehen, die einst in den Schlachten von Abukir, Sanct Vincent und Trafalgar das große Wort führten! Nun würden sie kaum einem Kanonenboote, das den hölzernen Kolossen in wenigen Minuten die Rippen zerschmettern würde, imponiren.

Gehen wir weiter. Wir haben ein schmutzig-weißes Bugbild vor uns; es hat vor nicht allzu langer Zeit die Segelbrigg »Saida« geziert, die vor sieben Jahren bei stürmischem November-Wetter unweit von Messina auf den Strand gerieth. Die Scylla hatte ihr Opfer verlangt und von dem schönen Schiffe ist nichts geblieben, als jenes wurmstichige Holzbild. In Nachbarschaft desselben gewahrt man die Schiffsbüste der Corvette »Elisabeth« und an anderer Stelle das Bugbild der Corvette »Carolina«, des ersten österreichischen Kriegsschiffes, das in diesem Jahrhundert bis nach Indien gelangte. Das war im Jahre 1820, also vor etwas mehr als sechszig Jahren. Diese Erinnerung hat ihren besonderen Werth, wenn man des gewaltigen Aufschwunges gedenkt, den die österreichische Kriegsmarine innerhalb der letzten Jahrzehnte genommen hat. Daß übrigens diese verhältnißmäßig junge Marine auch in früherer Zeit Ersprießliches geleistet hat, daran gemahnen die Trophäen, die da und dort zwischen die Reliquien eingestreut sind.

Von einer Wand dunkeln rothe Flaggen, deren orientalische Provenienz unverkennbar ist. Zwei davon sind marokkanische, eine ist eine tunisische, die letzte eine ägyptische; jene wurden bei einem Landungsgefechte auf marokkanischem Boden (bei El Araisch) beziehungsweise bei Tunis, diese während des Straßenkampfes in der syrischen Hafenstadt Saida, dem altberühmten Sidon, erbeutet. Die letztere Expedition hatte bekanntlich Erzherzog Friedrich, damals Commandant der Fregatte »Guerreira«, geleitet (1840). Das Bild des nachmaligen Vice-Admirals und Marine-Commandanten ist eine der schönen Porträt-Reliquien, welches das Museum birgt. Von einer Wand blickt, aus dem bleichen Grün längst verdorrter Lorbeerkränze, auch das Bild des Erzherzogs Ferdinand Max; andere Reliquien, die sich auf dessen Person beziehen: der Admiralshut, die Commando-Flagge und der Degen, sind in einem Glasschrein untergebracht. Auch Tegetthoff hat ähnliche

Erinnerungszeichen in dem kleinen bescheidenen Zimmer, in welchem wehmüthige Kirchhofsstimmung brütet. Die stattlichen Lorbeerkränze mit den bleichen Atlasbändern hatte man vor nicht langer Zeit an die Sockel der Monumente beider Seehelden niedergelegt, von denen das eine liebliche Anlagen des Maximilian-Parkes von San Policarpo, das andere die hoch über das bewegte Hafenbild von Pola ragende Zarrohöhe schmückt.

Tritt man von diesen Schreinen hinweg und weiter um den Glasschrank, der das Modell des »Cäsare« birgt, herum, so hat man an einer Schmalwand zunächst des Saaleinganges ein riesiges, unter Glas und Rahmen verwahrtes Document vor sich. Hier ist in wahrhaft gigantischen Schriftzügen zu lesen, wie alle Schiffscommandanten, welche unter Tegetthoff's Befehl bei Lissa fochten, ihrem ruhmreichen Führer das Tapferkeits-Zeugniß ausstellen. Dicht daneben steht auf hohem Sockel ein prachtvoller silberner Tafelaufsatz, Geschenk der Marine-Officiere an ihren Admiral Tegetthoff. Früher im Besitze der Mutter des Seehelden, kam es später nach Ableben Tegetthoff's durch Rückschenkung wieder an die Spender zurück und fand seine Aufstellung im Arsenalmuseum.

Wir befinden uns von nun ab in der Atmosphäre des Seekampfes. Von den staubigen Lorbeerkränzen hinweg fällt der Blick auf eine seidene blau-weiße Flagge. Wenn es wahr sein sollte, daß der Seeheld Don Juan d'Austria dieselbe gelegentlich der Schlacht bei Lepanto auf seinem Commandoschiff führte, dann ist diese Trophäe die Kleinigkeit von über dreihundert Jahren alt und die kostbarste Reliquie des Arsenalmuseums. Der vermittelnde Uebergang aus jener fehdereichen eisernen Zeit auf die Gegenwart wird uns etwas schwer; denn vom Getöse der anrudernden Türkengaleeren müssen wir den Sprung von mehreren Jahrhunderten in den Kanonendonner von Tetuan, Tunis und Saida vollführen. Wir haben der erbeuteten Flaggen aus jener Zeit bereits gedacht. Unserem Interesse näher liegen die Reliquien aus den Seekämpfen der Jahre 1864 und 1866: dort ein Stück Rapertenwand mit dem Splitter einer dänischen Granate, die während des Treffens bei Helgoland in die Deckbatterie der Fregatte »Schwarzenberg« einschlug — hier gewaltige italienische Projectile, welche im Fleische der kaiserlichen Schlachtschiffe stecken blieben.

Als Erinnerungen an Sylt und Föhr figuriren ein dänischer Wimpel und eine dänische Flagge, als Wahrzeichen des glorreichen Seesieges in den dalmatinischen Gewässern die Admiralsflagge, welche Tegetthoff auf der Panzerfregatte »Erzherzog Ferdinand Max« führte .... Von ihr zum »Ré d'Italia« ist's natürlich nur ein Sprung, und wir sehen diesen letzteren zweimal dargestellt: einmal in seiner ganzen unversehrten Herrlichkeit (als prächtiger Kupferstich), das anderemal von seinem Gegner »gerammt« und im Sinken begriffen. Rings um den verlorenen Koloß tobt die furchtbare Schlacht, in der die Kriegsschiffe fast insgesammt Bord an Bord aneinander drängen .... Wir stehen nämlich vor dem Gypsabdruck des Reliefs am Denkmale, welches man den bei Lissa Gefallenen auf der gleichnamigen Insel errichtet hat. Das Modell dieses Grabmonumentes ist gleichfalls vorhanden zwar und im letzten Saal zwischen den italienischen Projectilen und jener Rapertenwand, und im Schatten der rothen türkischen, tunisischen und marokkanischen Flaggen ruht der kolossale Löwe des Denkmals in natürlicher Größe.

Tegetthoff-Monument. (S. S. 119.)

Die kriegerischen Erinnerungen verrauschen, die wilde Waffenfehde verstummt und wieder knistern die dürren Lorbeerblätter der Todtenkränze geheimnißvoll, wie von unsichtbaren Händen berührt. Von draußen, über den Hafen herüber, fällt ein funkelndes Sonnenband in die Säle und streut seine hellen Funken über die stummen Zeugen vergangener Tage. Im grellen Lichte schwimmen die zahlreichen zierlichen Küstenfahrer, die Hochseeschiffe, die modernen Panzerungethüme »Kaiser« und »Erzherzog Albrecht«, die

des Kriegshafens entsprechend — größtentheils mit starken Befestigungen gekrönt sind.

Wer im südlichen Istrien das Wunder eines veritablen Eichenwaldes sehen will, der pilgere hinaus auf der Straße nach dem Monte Daniele und Altura. Er wird nach einer kurzen Wegstrecke in den lieblichen, ein ziemlich weitläufiges Gebiet einnehmenden Kaiserwald eintreten, wo es an schönen Frühlings- und Herbsttagen niemals an heiterer Gesellschaft, an Kinderspiel und Männergesang fehlt. Es ist ein förmlicher Park mit lauschigen Ruheplätzchen, mit Tischen und Bänken und die große »Kaiserwiese« trägt den herrlichsten Schmuck exotischer Bäume, die man hierher verpflanzt hat. Da schatten Tamarinde und Ailanthus, schaukeln australische Tannen und Cypressen in kühler Brise und giebt es Thujen, Pinien und Fieberrindenbäume.

Der Weg nach dem Kaiserwalde zweigt unweit der Arena von der Poststraße ab. Von derselben Stelle ist leicht ein Rundgang auf dem, den Poleser Hafen im Norden einrahmenden Hügelrücken zu unternehmen, der sich noch weit genußreicher wie jener Landausflug gestaltet. Namentlich für den Binnenländer, der sich weniger nach dem Eichen- und Tannendunkel, als nach dem Anblicke des Meeres sehnt, bietet jener Rundgang vielfachen Reiz. Es geht zunächst am Bahnhof des istrischen Schienenwegs vorüber und auf die bebuschten Hügel hinauf, welche die Bucht von San Pietro umrahmen. Weiter folgt die Höhe von Stignano mit dem gleichnamigen Dorfe, das auf der Stelle einer uralten römischen Niederlassung sich erhebt, und zum Fort Munide, von wo aus man einen reizvollen Ueberblick über Pola und seine nächste Umgebung genießt. Weiter passirt man einen von dichtem Buschwerk umwucherten Karsttrichter, in dessen Tiefe ein blauer Teichspiegel dunkelt, und steigt endlich zum Vorgebirge Christo — einem der beiden Eckpfeiler, welche die Einfahrt in den Canal von Pola markiren — hinab, und schließlich ans Gestade selber.

Um den Rundgang fortzusetzen, bedürfen wir eines Kahnes, der uns zu dem gegenüberliegenden Gestade der den Hafen von Pola im Süden begrenzenden Halbinsel bringt, dessen massiges Endstück gerade vor uns liegt. Dort steigen wir zur Höhe empor, auf welcher das Fort Mussil liegt und sehen in die offene See hinaus, die bei Südoststurm oft mit furcht-

barer Gewalt an die senkrechte Stirne der Felsküste andonnert. Ueber hundert Fuß hoch stäubt der Gischt der mit gewaltigem Getöse zusammenbrechenden Brandung .... Vom Fort Mussil führt eine schöne Straße über den mit Kiefern und Platanen bepflanzten Abhang zum Marine-Bauhof hinab und von dort geht's auf der Arsenalsstraße in die Stadt zurück ....

Maximilians-Denkmal.

Auch die südliche Umgebung von Pola bietet mannigfache landschaftliche Reize. Zwar romantische Abwechslung und Perspectiven im großen Style darf man nicht erwarten. Auch fehlt es dort allenthalben an Grün, an freundlichen Dörfern, oder wonnigen Einsiedeleien. Die einzige Oase auf diesem Spaziergange sind die lieblichen Anlagen von San Policarpo, ein Ort, der noch vor wenig über anderthalb Decennien ein wüster, steiniger Karststrich war, in welchem Ziegen umherkletterten. Nun wandelt man dort im Schatten von Fichten und Cedern, unter exotischen Bäumen und an zierlichen Palmbüschen vorüber und kann auf Ruhsitzen, die vom Dickicht umrahmt sind, die würzige Luft dieses kleinen Edens genießen. Die Hauptzierde dieses Parkes, der den Namen des Erzherzogs Ferdinand Max trägt, ist das Denkmal dieses letzteren, im Schattendunkel eines Pflanzenrahmens, dessen Gewächse aus allen Zonen der Erde bezogen wurden. Es ist eine schlanke Säule mit Schiffsschnäbeln, von einer geflügelten Victoria gekrönt

und mit dem Medaillon-Bildnisse des Erzherzogs am Sockel. An bestimmten Tagen concertirt im Parke ein Musikchor und dann beleben sich die Anlagen mit der Elite der Poleser Gesellschaft, die fast ausschließlich durch die Angehörigen der Flotte und ihre Familien repräsentirt wird. Es ist ein Gewoge von blauen Uniformen und hellen Damentoiletten — ein farbiger Contrast zum mannigfachen Grün der die Kieswege säumenden Dickichte.

Der Maximilians-Park gehört zu dem sogenannten »Militär-Pola«, d. h. zu dem Gebäude-Complex von San Policarpo, der fast nur von Marine-Angehörigen bewohnt ist. Diese Gebäude stehen vereinzelt da und dort, meist im Grün der Anlagen versteckt und bilden jedenfalls den malerischsten und gesündesten Theil der Stadt. Hier liegt die Marinekaserne, ein großes Gebäude, in welchem die ausgeschiffte Mannschaft der Kriegsschiffe untergebracht ist, und treten Officiers-Pavillons aus ihrer dunklen Laubumrahmung hervor. Breite Straßen führen zu den Höhen empor und eine derselben bringt uns auf den Monte Capelleto, das große Magazin von Kiessand, der seit Jahrhunderten für die Glasfabriken auf Murano nach Venedig verschifft wird.

Interessanter als diese »Cave di Saldame« (Sandgruben) sind die zum Theil uralten Steinbrüche, deren Bereich man betritt, wenn man auf der eingeschlagenen Straße südwärts vorwärts schreitet, bis zu dem seltsamen Hügelklotz, der die Spuren einer uralten — nach den Resten eines Cyklopenbaues zu schließen — einer vorhistorischen Niederlassung trägt .... Die Poleser Steinbrüche waren einst weltberühmt und man schätzt auch heute noch ihr Material ungemein hoch. Durch mehr als zwei Jahrtausende wurden die Brüche ausgebeutet; manche befinden sich noch ganz in dem Zustande, wie sie zu Roms Zeit verlassen wurden; andere zeigen die Merkmale jüngeren Abbaues und wieder andere sind noch immer im Betriebe. Um dem Leser einen Begriff von der Masse des hier gewonnenen Baumaterials zu geben, braucht es nur einer kleinen Abschweifung in entlegene Gebiete .... Man vergegenwärtige sich das prächtige Aquileja mit seinen Monumentalbauten, seinen Palästen und Tempeln u. s. w. und denke an — Pola. Alles das ist aus Poleser Kalkstein erbaut gewesen. Viele der altersgrauen Paläste, welche von der venetianischen Lagune bespült werden, verdanken denselben

Brüchen ihre Entstehung. Dann wandeln wir auf der Krone der gigantischen ›Murazzi‹, welche die Lido-Dünen säumen und werden abermals an Pola gemahnt. Nicht minder finden wir zu Ravenna prächtige Bauten — wir werden sie ja späterhin noch kennen lernen — zu denen die Baumeister ihr Material aus Pola bezogen. Und erst neuerdings hat man einen Riesenbau aus diesem Material aufgeführt, das herrliche Werk des Dombaumeisters Schmidt — das neue Rathhaus in Wien ....

Hat man die Brüche hinter sich, so tritt das Meer in den Blick, das von Süden her in kleine, sonnige, nur hin und wieder durch einigen Pflanzenschmuck belebte Buchten hereindrängt. Die Scenerie ist hauptsächlich dadurch malerisch, daß sie kaum ein Zeichen von dem in ihr waltenden Leben giebt. Dörfer sieht man nur in größerer Entfernung, da und dort ein Häuschen auf einem Hügel, einen Ruinenklotz hüben oder drüben. Die Bucht, in welche wir zunächst hinabblicken, ist jene von Veruda mit dem gleichnamigen Inselchen davor. Es ist der Hafen für die Verschiffung des Materiales aus den Steinbrüchen, und war zur Zeit der venetianischen Herrschaft befestigt.

Wir wenden zurück und suchen den Feldweg auf, der uns vollends zum Gestade herabführt. Auf dieser einsamen Strecke kann eine Wanderung an einem heißen Sommertage zu einer höchst unerquicklichen Strapaze sich gestalten. Man klettert mühsam vorwärts und steigt zuletzt zur Küste bei Pomer hinab, wo mehrere Buchten tief in das Festland einschneiden. Diese Becken scheinen wie von geschmolzenem Metall ausgefüllt, so regungslos liegt die Fluth zwischen den Küstenrippen in der sommerlichen Sonnengluth. Gerade gegenüber von Pomer liegt das Dorf Promontore, die südlichste Ortschaft Istriens.

Das Gestade ist durch kleine Buchten eingerissen und hat im Osten eine Schnur von Klippeneilanden vorgelagert. Der Felsrücken der Halbinsel ist nur wenig über die See erhöht. Er trägt kein Haus, kaum den Anflug einer Vegetation. Dafür giebt es an nackten Blöcken und Platten keinen Mangel. Nur an windgeschützten Einbuchtungen sieht man gelegentlich einen grünen oder bebauten Fleck, als solcher zu unbedeutend, um das monotone Bild zu beleben .... Zu Zeiten freilich gelangt auch in diese starre, verlassene und verödete Landschaft wilde Lebendigkeit, wenn der Südoststurm

schwere Wogen gegen die Felsküste wälzt und die empörte See an dem Uferpanzer in schäumenden Gischt zerstiebt.

Von ergreifender Großartigkeit ist namentlich das Bild des Wogenkampfes am einsamen Felsenriff Porer, das weit draußen vor der Südspitze Istriens aus der Fluth aufragt. Es trägt einen Leuchtthurm von sechsunddreißig Meter Höhe und markirt als solcher den Scheidepunkt zwischen dem Nordwestgolf der Adria und dem Quarnero. Wenn hier die Wogen andrängen, bäumen sie sich oft haushoch empor und hüllen den Thurm in milchige Schleierfetzen. Ein Verkehr mit dem Festlande ist sodann unmöglich und die Thurmwächter sind oft wochenlang auf sich selbst angewiesen.

Leuchtthurm auf dem Scoglio Porer.

Bauernhof.

Im Inneren von Istrien.

Die istrische Halbinsel, zwischen zwei tief in das Festland einschneidenden Golfen gelegen, war durch länger als ein Jahrtausend der Schauplatz blutigen Völkerringens. Zu Zeiten stießen auf dem verhältnißmäßig beschränkten Raume Stämme verschiedener Racen aufeinander; der Stärkere verschlang den Schwächeren, vernichtete die Merkmale seines früheren Daseins, oder sog seine kärglichen Reste mählich auf. Daß es zumeist barbarische Völker waren, welche den Kampf ums Dasein miteinander ausfochten, liegt in der geographischen Situation. Vor Alters scheinen namentlich Stämme der thrako-illyrischen Familie auf der Halbinsel sich dauernd festgesetzt zu haben, denn ihrer geschieht zuerst bei den Alten Erwähnung. Es waren dies die Liburner im Osten und die Veneter im Westen. Im engeren Sinne gehörten beide Stämme zum illyrischen Großstamme, der mit dem thrakischen Großstamme (im Osten der Hämus-Halbinsel) eng verwandt war. Was über die thrako-illyrische Völkerbewegung hinaufreicht, ist nur Vermuthung oder Sage, denn über das V. Jahrhundert v. Chr. reicht keine verbürgte Nachricht zurück. Die Mythe ist es denn auch, welche die Kolchier in Istrien ankehren läßt, nachdem es ihnen nicht gelungen war, Jason und Medea, die von

ihnen Verfolgten, zu erreichen. Daher der Name »Istrien«, denn die Kolchier waren den Ister, beziehungsweise die von ihnen für jenen gehaltenen Nebenflüsse der Donau, heraufgezogen, waren später in die Laibach eingefahren und hatten so das Meer erreicht, nicht ohne zuvor in mühevoller Landreise den Karst (den man sich für die damalige Zeit noch in urwaldähnlicher Pracht vorstellen muß) überschritten zu haben.

Die alten Illyrier waren, wie man weiß, arge Piraten, welche vom liburnischen Gestade die ganze Küste Dalmatiens entlang bis nach Albanien hinab ihre Schlupfwinkel hatten. Kein Wunder also, daß sie ehestens mit den Römern zusammenstießen, die denn auch den Kampf mit den Illyriern längs der ganzen Front aufnahmen, vorerst im Norden, also in Istrien, unter Consul Claudius (177 v. Chr.), und bald darauf im Süden, unter Consul Aemilius Paulus (168 v. Chr.). Dort wurden die Liburner in die Küstenberge im Bereiche des heutigen Quarnero versprengt und das freigewordene südliche Istrien colonisirt. Von dem Scharfblicke Roms zeugt zunächst die Wahl der Stützpunkte, welche es zur Beherrschung des eroberten Gebietes ausersehen hatte. Es waren dies die Positionen von Triest und Pola, deren geschichtliche Vergangenheit somit mehr als zwei Jahrtausende ausfüllt. An Colonisten scheint aber gleichwohl Mangel gewesen zu sein, denn als die Gepiden von Norden her in Istrien einzuströmen begannen, mußte sich Rom in Concessionen einlassen und sogar Tribut entrichten. Eine Schutzmauer, welche damals parallel zum heutigen Tschitschenboden, und zwar nördlich desselben, aufgeführt wurde und deren Endpunkte in Ober-Laibach und Fiume zu suchen sind, war offenbar von sehr problematischem Werthe. Man weiß von anderwärts her (die sogenannte isthmische Mauer von Korinth, die »medische Mauer« in Mesopotamien, die kaukasische Mauer bei Derbent am Caspi-Meer, der Trajanswall in der Dobrudscha, die Justinianische Mauer auf dem Chersones von Byzanz u. s. w.), daß derlei Vertheidigungswerke niemals ihren Zweck erfüllten. Ein oder der andere Anprall war wohl abzuwehren, niemals aber blieb der dauernde Erfolg auf Seite des Vertheidigers.

Dennoch bezeichnet Roms Herrschaft die Blüthenepoche von Istrien. Handel und Wandel gelangten in geregelte Bahnen, feste, geschlossene

Niederlassungen wurden gegründet und durch schöne, prakticable Straßen mit einander verbunden; daneben wendete Rom seine Sorgfalt dem Schutze des Landes zu und errichtete allerwärts Fortificationen, zumal an der Küste, wo namentlich Pola zu niegeahntem Aufschwunge kam. Es war aber im Laufe der Zeit nicht nur eine bedeutende militärische Seestation geworden, sondern spielte auch eine Rolle als Handelsplatz. Eigenes Verdienst kam indeß hier, wo die natürlichen Vorbedingungen fehlten, nicht zur Geltung, denn Pola gedieh sozusagen unter den Fittigen von Aquileja. Wir haben gesehen, wie diese adriatische Weltstadt zum wichtigsten Emporium Roms im Bereiche der Alpen herangewachsen war, und in sich alle großen west-östlichen und nordsüdlichen Verkehrswege vereinigt hatte. Das, selbst in der Blüthezeit, immer nur kleine und unansehnliche Pola bildete sonach nur eine See-Etappe auf dem levantinischen Handelswege und konnte selber nur wenig Lebenselemente dem allgemeinen regen Verkehre zuführen. Freilich darf man das römische Istrien nicht mit dem heutigen Lande in eine Parallele bringen. Jenes prangte noch im jungfräulichen Kleide und barg Hilfsquellen aller Art; auf seinen Hügeln und Bergen rauschten Eichenwälder und die Thäler deckte triebkräftiger Culturboden; die breiten Römerstraßen durchzogen paradiesische Gefilde, wie man sie sporadisch noch heute findet, wo die geologische Formation von jener der Karstnatur abweicht. Auch wird nicht zu verhehlen sein, daß gerade der Zug einer Welthandelsstraße über Istrien dem Handel und Wandel ein gewisses Gepräge der Rührigkeit und Lebendigkeit aufdrückte und zahlreiche Elemente in Thätigkeit setzte, welche ohne jene Vorbedingung nie und nimmer zur Geltung gekommen wären.

Den Höhepunkt der römischen Cultur in Istrien bezeichnet die Regierungszeit Trajans und der beiden Antonine. Die Bürgerkriege hatten einen Rücklauf der Zustände hervorgerufen und Augustus ließ sogar an Pola Hand anlegen. Es wurde zerstört und wäre vielleicht verschollen gegangen, wenn des Kaisers Tochter Julia sich nicht ins Mittel gelegt und dessen Wiederaufbau veranlaßt hätte. Dann kam Octavianus, der Bezwinger der Japyden, deren Bollwerk Metullum (bei dem heutigen Laas in Krain) in Trümmer sank, und ein neuer Länderring ward an das römische Weltreich

geschmiedet, dessen wichtigster Punkt eben Pola war. Nun folgte jene oben erwähnte Blüthenepoche, deren auf uns gekommene Zeugen wir in einem früheren Abschnitte bewundert haben. Das südlichste Istrien, damals noch ein einziger, herrlicher Garten mit Blüthendickicht und Nachtigallenschlag, schmückte sich mit den Villen römischer Großen, mit den Mußesitzen römischer Kaiser und Kaisersöhne. Eine solche Villenstraße war der Weg, der von Pola nach Mutila (heute Medolino) führte, und auf dem sich der gesammte südistrianische Landhandel im Anschluß an den aquilejisch-levantinischen Seeverkehr bewegte. Von Gartenpracht und Marmorvillen ist heute dort keine Spur mehr; nur graues Karstgestein betritt unser Fuß und die Sonne lodert glühend auf den baumlosen Pfad herab. Die Magazine und Hafenquais von Mutila sind ins Meer gesunken; wenigstens gelten die Mauertrümmer, welche man heute unter dem Wasserspiegel sieht, für Reste jener Bauten.

Auf den Glanz folgte leider alsbald ein rapider Niedergang. Wenn es eines besonderen Beweises bedürfte, um darzuthun, daß Pola eigentlich nur im erborgten Glanze strahlte, so wüßten wir keinen besseren, als den Hinweis auf die rein äußeren Vorgänge, welche die römische Colonie ruinirten. Den ersten Todesstoß erhielt sie durch den Untergang von Aquileja. Der Lebensstrom, der sie so lange genährt, war versiegt und an eigenem Lebensblut litt sie alle Zeit Mangel. Von Pola hörte man nun nur noch vorübergehend; die Theilung des römischen Reiches tauchte es vollends ins Dunkel. Nun schlugen die Lebenspulse nicht mehr im Norden der Adria, sondern im Süden, wo die Brücke von Rom nach Byzanz hinüberführte. Aber römisch in allen Fingerspitzen war Istriens Volk nach wie vor, und als die Gothenfluth in die Halbinsel eingebrochen war, bedurfte es nur eines allgemeinen Aufstandes und der ausgiebigen Nachhilfe byzantinischer Waffen, um die Barbaren wieder hinauszudrängen. Im Lande aber blieb die gothische Erbschaft zurück: das Christenthum, und Belisar benützte die Gelegenheit, um das Volk in den byzantinischen Himmel einziehen zu lassen. Von den römischen Tempeln war nun keine Rede mehr. Die römischen Institutionen verschmolzen rasch mit den byzantinischen, und da Pola seit dem Untergange Aquilejas in materieller

Beziehung unter den Einfluß Ravennas kam, mit dem es einen lebhaften Verkehr eröffnete, gerieth es in medias res der kirchenpolitischen Streit- und Machtfragen, die alsbald im ganzen Lande mächtige Wellen schlugen und es in eine neue bewegte Epoche eintreten ließen.

Wir stehen an der Schwelle des Mittelalters .... Noch während der byzantinischen Herrschaft, die bis zum Jahre 789 währte, traten im Bereiche

Bauern aus Dignano.

der Adria neue Volksstämme in Action: die Serben (Sorben) und Kroaten (Chrobaten). Es kamen also slavische Elemente zu den alt-illyrischen und römischen, und auch Istrien hatte seine slavische Invasion. Mit dieser slavischen Bevölkerung hatte es Pipin, der Sohn Karl's des Großen, zu thun, als er in Friaul und Istrien einbrach und beide Länder unter das fränkische Scepter brachte. Mit der fränkischen Herrschaft tritt das Deutschthum auf die Scene. Der Moment war gewiß günstig, das letztere dauernd an die Gestade der Adria zu ketten, wenn die adeligen Repräsentanten des damaligen

geschmiedet, dessen wichtigster Punkt eben Pola war. Nun folgte jene oben erwähnte Blüthenepoche, deren auf uns gekommene Zeugen wir in einem früheren Abschnitte bewundert haben. Das südlichste Istrien, damals noch ein einziger, herrlicher Garten mit Blüthendickicht und Nachtigallenschlag, schmückte sich mit den Villen römischer Großen, mit den Mußesitzen römischer Kaiser und Kaisersöhne. Eine solche Villenstraße war der Weg, der von Pola nach Mutila (heute Medolino) führte, und auf dem sich der gesammte südistrianische Landhandel im Anschluß an den aquilejisch-levantinischen Seeverkehr bewegte. Von Gartenpracht und Marmorvillen ist heute dort keine Spur mehr; nur graues Karstgestein betritt unser Fuß und die Sonne lodert glühend auf den baumlosen Pfad herab. Die Magazine und Hafenquais von Mutila sind ins Meer gesunken; wenigstens gelten die Mauertrümmer, welche man heute unter dem Wasserspiegel sieht, für Reste jener Bauten.

Auf den Glanz folgte leider alsbald ein rapider Niedergang. Wenn es eines besonderen Beweises bedürfte, um darzuthun, daß Pola eigentlich nur im erborgten Glanze strahlte, so wüßten wir keinen besseren, als den Hinweis auf die rein äußeren Vorgänge, welche die römische Colonie ruinirten. Den ersten Todesstoß erhielt sie durch den Untergang von Aquileja. Der Lebensstrom, der sie so lange genährt, war versiegt und an eigenem Lebensblut litt sie alle Zeit Mangel. Von Pola hörte man nun nur noch vorübergehend; die Theilung des römischen Reiches tauchte es vollends ins Dunkel. Nun schlugen die Lebenspulse nicht mehr im Norden der Adria, sondern im Süden, wo die Brücke von Rom nach Byzanz hinüberführte. Aber römisch in allen Fingerspitzen war Istriens Volk nach wie vor, und als die Gothenfluth in die Halbinsel eingebrochen war, bedurfte es nur eines allgemeinen Aufstandes und der ausgiebigen Nachhilfe byzantinischer Waffen, um die Barbaren wieder hinauszudrängen. Im Lande aber blieb die gothische Erbschaft zurück: das Christenthum, und Belisar benützte die Gelegenheit, um das Volk in den byzantinischen Himmel einziehen zu lassen. Von den römischen Tempeln war nun keine Rede mehr. Die römischen Institutionen verschmolzen rasch mit den byzantinischen, und da Pola seit dem Untergange Aquilejas in materieller

Beziehung unter den Einfluß Ravennas kam, mit dem es einen lebhaften Verkehr eröffnete, gerieth es in medias res der kirchenpolitischen Streit- und Machtfragen, die alsbald im ganzen Lande mächtige Wellen schlugen und es in eine neue bewegte Epoche eintreten ließen.

Wir stehen an der Schwelle des Mittelalters .... Noch während der byzantinischen Herrschaft, die bis zum Jahre 789 währte, traten im Bereiche

Bauern aus Dignano.

der Adria neue Volksstämme in Action: die Serben (Sorben) und Kroaten (Chrobaten). Es kamen also slavische Elemente zu den alt-illyrischen und römischen, und auch Istrien hatte seine slavische Invasion. Mit dieser slavischen Bevölkerung hatte es Pipin, der Sohn Karl's des Großen, zu thun, als er in Friaul und Istrien einbrach und beide Länder unter das fränkische Scepter brachte. Mit der fränkischen Herrschaft tritt das Deutschthum auf die Scene. Der Moment war gewiß günstig, das letztere dauernd an die Gestade der Adria zu ketten, wenn die adeligen Repräsentanten des damaligen

Deutschthums weniger um ihre feudale Herrlichkeit besorgt gewesen wären, und die Landbevölkerung nicht tyrannisirt hätten.

Die ersten deutschen Herzöge, welche in der »Markgrafschaft Istrien« zur Macht gelangten, waren jene von Kärnten. Es wurde eine Secundogenitur ins Leben gerufen, indem immer der Zweitgeborne der kärntnischen Herzogsfamilie den istrianischen Markgrafenstuhl erhielt. An eine vernünftige Germanisirung des Landes, die doch den neuen Machthabern möglich gewesen wäre, dachte Niemand; neben Eifersüchteleien mit dem Patriarchate von Aquileja, dessen Länderhunger ein Stück um das andere der Halbinsel an sich riß, sorgten die Verwandten der Markgrafen untereinander dafür, daß im Lande die Verhältnisse und Ereignisse sich immer turbulenter anließen. Bald trat einer der Markgrafen als ultrafeudaler Zwingherr auf und setzte dem Volke seine festen Burgen auf den Nacken; bald unterwarf sich der andere in christlicher Demuth dem Patriarchat und machte fromme Schenkungen, so daß die Markgrafschaft nicht nur an ihrer inneren Festigung, sondern auch ihrem territorialen Umfange nach Einbuße erhielt.

Zwar gelüstete es ab und zu einem der Feudalherren, wie beispielsweise dem Markgrafen Engelbert von Sponheim-Ortemburg, nach der alten Unabhängigkeit, aber Aquileja und Kärnten schritten dagegen ein und setzten ihren Willen durch. Derselbe Engelbert war es denn auch, der nach der verlorenen Schlacht am Timavus sich damit begnügen mußte, sich von seiner Markgrafschaft depossedirt und zum simplen »Grafen von Istrien« degradirt zu sehen. Damals hatte ein Deutscher das aquilejische Patriarchat inne — Ulrich von Eppenstein; er war ein Bruder des Herzogs Heinrich II. von Kärnten .... Deutsche Herrscher also ringsum, von der Isonzo-Mündung bis zum Monte Maggiore, von der Drau bis Pola! Es war aber keine Herrschaft des Geistes, kaum eine solche des Schwertes.

Die Kirche bewährte ihren alten Appetit und die istrischen Grafen zeigten sich als ihre frommen und willigen Diener. Nach einiger Zeit (1173) räumten die Grafen von Sponheim-Ortemburg das Feld und die Andechs-Meran traten an ihre Stelle; sie waren und blieben Schutzvögte des

Patriarchats. Die slavische misera contribuens plebs verharrte in ihrer Rohheit und das deutsche Licht wollte nicht in die Nacht ihrer Barbarei leuchten .... Freilich war es damals eine Zeit, wo solches Licht nicht immer zu haben war, denn

»Der Mönch und die Nonne zergeißelten sich,
Und der eiserne Ritter turnirte ....«

An die Stelle der römischen Forts waren die deutschen Zwingburgen getreten. Man kennt noch heute ihre Namen: Mahrenfels, Wolkenstein, Raspurg, Sumberg, Wachsenstein u. s. w. Sie sind fast sämmtlich vom Erdboden verschwunden, wie das Deutschthum selber, welches trotz der Machtmittel, über welche es gebot, des slavischen Ländchens nicht Herr werden konnte. Zu Beginn des XIII. Jahrhunderts ward sogar ein »ausländischer« Herzog, Ludwig von Bayern, mit der Grafschaft, die jetzt schlechtweg »Grafschaft Mitterburg« hieß, belehnt. Es handelte sich also damals beileibe nicht mehr um ganz Istrien, sondern nur um ein kleines Gebiet in der Mitte der Halbinsel. Im ganzen XIII. Jahrhundert klingen deutsche Namen an den Gestaden der Adria; Wolfger von Leubrechtskirchen war Patriarch von Aquileja; später folgte ihm in gleicher Eigenschaft Berthold von Andechs (1218) und seine Familie war's, die die istrische Grafschaft inne hatte. Aber von Regieren und Civilisiren war keine Rede, denn das Slaventhum war höchstens zum Aussaugen gut. Der feudale Druck hatte seinen Höhepunkt erreicht, und als die Andechs ausstarben und das istrische Lehen den Grafen von Görz zufiel, welche sich von vornher zum Patriarchat in ein feindliches Verhältniß stellten und die Lehenshuldigung verweigerten, war die Bevölkerung, namentlich aber die italienische der Küstenstriche derart demoralisirt, daß sie die neue Aussicht auf staatliche Unabhängigkeit mit dem größten Gleichmuthe aufnahm.

Und dieser Gleichmuth, von den deutschen Beherrschern des Landes direct verschuldet, ward dem Lande zum Verderben. Pola war die erste Stadt, die abfiel; es begab sich unter das Protectorat von Genua. Dafür züchtigten (1243) die Venetianer die Stadt, die nun verheert, ihrer Befestigungsmauern beraubt wurde. Das Schicksal Polas wurde für alle übrigen Seestädte maßgebend: zuerst unterwarf sich Parenzo den Venetianern

(1267), dann folgten Umago und Cittanuova, Montona und Capo d'Istria, Pirano, Isola, Rovigno u. s. w. Zwar Triest hatte sich (1382) unter den Schutz des Herzogs von Oesterreich begeben, dieser selber konnte aber nur mit Mühe die Herrschaft der Grafen von Görz in der Grafschaft Mitterburg aufrecht erhalten. Eigentlicher Herrscher war die Republik und in allen Häfen prangte der Marcuslöwe als Symbol der venetianischen Macht. Sie hatte auch die weltliche Erbschaft des aquilejischen Patriarchats angetreten, als der italienische Patriarch Lodovico III., Scarampo-Mezzarotta, das Patriarchatsgebiet in aller Form an die Republik cedirte. Und die deutschen Grafen von Mitterburg? Sie bestanden nur noch durch Venedigs Gnaden; sie wurden durch dieses investitirt und mußten die Oberherrschaft der Republik anerkennen.

Was die venetianische Herrschaft für Istrien bedeutete, ersieht man aus dem heutigen Zustande des Landes. Aus dem schönen Lande ward großentheils eine Wüste, denn zu dem Pilotenrost der venetianischen Paläste bedurfte es istrischer Eichen; um eine imposante Galeerenflotte dem Erbfeinde der Christenheit entgegensenden zu können, mußten die Wälder fallen. Als aber die Türken sogar in Istrien einfielen, und z. B. Rozzo im nördlichen Theile der Halbinsel belagerten, war die Republik nicht so rasch bei der Hand und die tapfere Bürgerschaft mußte mit eigener Kraft die Asiaten von den Wällen der bedrohten Stadt abweisen. Auch für die römischen Alterthümer zeigte Venedig wenig Respect und das Materiale manches Denkmales wurde in diesen oder jenen Patricierpalast der Lagunenstadt verbaut ....

Auf die sinnlose deutsche Feudalwirthschaft war die italienische Gewalt- und Mißherrschaft gefolgt und die Verwilderung des Volkes nahm ihren rapiden Fortgang. Wie in den Zeiten vor Roms Herrschaft kam wieder das Piratenunwesen in Blüthe und zu Anfang des XVII. Jahrhunderts trugen die Uskoken den allgemeinen Schrecken von Küstenstadt zu Küstenstadt und selbst in das Innere des Landes. Das Einschreiten der deutschen Kaiser gegen Venedig fruchtete nichts; erst der Friede von Campo Formio (1797) machte der Schandwirthschaft in Istrien ein Ende. In den acht Jahren bis zum Preßburger Frieden, in welchem Oesterreich das

erstemal Herr von Istrien wurde, waren die Zeiten zu bewegt, als daß die neue Regierung sich des Landes hätte annehmen können. Auch das französische Interregnum von 1805 bis 1813 blieb ohne Segen. Die Marschälle Marmont und Bessières hatten ein neues Civilisirungs-Instrument — den Galgen — ins Land gebracht, der namentlich im Innern des Landes seine Schuldigkeit that, wo man Hunderte des Raub- und Mordgelichters der Uskoken aufknüpfte. Erst seit 1813, wo Oesterreich zum zweitenmale und diesmal in dauernden Besitz der Halbinsel gelangte, griffen Gesetz und Ordnung Platz und traten menschenwürdige Verhältnisse ein ....

Eine Wanderung durch Istrien gehört heute zu den genußreichsten Touren im Bereiche der Adria. Diese Wanderung wird seit einigen Jahren wesentlich erleichtert durch die (einhundertdreiundzwanzig Kilometer lange) »Istrianische Staatsbahn«, welche die ganze Halbinsel in nordsüdlicher Richtung durchzieht und so Pola, den Kriegshafen der österreichisch-ungarischen Monarchie, mittelst eines directen Schienenstranges an die Südbahn (bei der Station Divača) knüpft. Da diese Bahn in erster Linie vom militärischen Gesichtspunkte angelegt wurde, hielt man sich bei ihrer Tracirung nicht allerorts an die bedeutenderen Ortslagen des Landes, doch brachte es die topographische Situation mit sich, daß die Hauptpunkte des istrischen Binnenlandes gleichwohl durch die Linie berührt wurden. So ist es mit dem freundlichen Dignano der Fall, mit Pisino (Mitterburg), Rozzo und Pinguente. Aus der centralen Lage der Bahn erwächst überdies der Vortheil, daß sie sich zu einer vorzüglichen Basislinie für seitliche Ausflüge zur West- oder Ostküste der Halbinsel eignet. Bei der Station Canfanaro, im südlichen Drittel der Linie, zweigt überdies eine (einundzwanzig Kilometer lange) Flügelbahn nach dem Haupthandelshafen der Westküste, Rovigno, ab. Von der Station Lupoglava ist's ein Katzensprung zum Golf von Fiume hinab und von der Station Herpelle-Kozina aus ist man in wenigen Stunden in Triest. Ausblicke aufs Meer genießt man im südlichen und nördlichen Drittel; auf das bergerfüllte Innere bis hinab zu den Gestaden des Quarnero, im mittleren Drittel der Schienenstrecke.

Der Hauptreiz dieser lohnenden, von den Binnenländlern indeß leider nur selten ausgeführten Tour, liegt in deren mannigfacher landschaftlichen

Aus den dunklen, stechenden Augen dieser Gesellen spricht Trotz, dabei nicht minder Apathie, Gleichgiltigkeit, stupider Racendünkel. Sie fühlen sich noch immer als »Uskoken«, oder fühlten sich wenigstens als solche bis zu dem Zeitpunkte, da mit der Eröffnung der Bahn, ihrem sauberen Lieblingshandwerke — dem Straßenraube — der Boden entzogen wurde. Daß sie an einer menschenwürdigen Existenz keinen Antheil haben, ersieht man aus ihren Heimstätten: rauchgeschwärzten, entsetzlich verwahrlosten Höhlen, die sich mit den dazu gehörigen Düngerhaufen und Pfützen, mit magerem Hausvieh und verwahrlosten Kindern gerade dort am aufdringlichsten dem Auge des Reisenden präsentiren, wo das Land selber luftig und farbig und die Sonne mit heiterm Lichte Alles überfluthet. Welch' ein Gemisch von Farben auf diesen Plätzen, wo einige knorrige Eichenstämme über den Jammerhöhlen schatten! Im sattesten Purpurhelldunkel hält das schmutzige Borstenvieh Siesta und im breiten Goldband vor der finsteren Pforte balgen sich zu Gerippen abgemagerte Katzen. Auf morschem Sparrenwerk zwitschern die Schwalben und auf dürrem Aste in der luftigen Eichenkrone flötet die Schwarzdrossel ihr Morgenlied. Ueber die Kalkblöcke klingen Ziegenglöcklein aus oder verhallt der heisere Ruf des Hirten .... Der Ackerbau findet hier, wo jeder Culturfleck wie mit Steinen übersiebt erscheint, wenig Pflege. Wohl müht sich der Bauer damit ab, Jahr für Jahr die Klaubsteine zu kleinen Pyramiden zu häufen, aber jedes Umackern fördert eine Legion neuer Findlinge zu Tage und die Danaïden-Arbeit findet keine Ende. Zudem sind diese armseligen Kostgänger, für die die letzte Blume auf dem Felde uskokischer Räuberromantik längst verblüht ist, durchwegs Pächter, sogenannte »Colonni«, die für geringen Pachtschilling das Besitzthum der »Possidenti« bearbeiten, d. h. nach Kräften ausgesogen werden, und so von heute auf morgen leben. Die besitzende Classe ist hier eine armselige, herabgekommene Gesellschaft, die, was Arbeitsscheu anbelangt, vielleicht noch eine Stufe tiefer steht, als die Landbevölkerung. Das Pachterträgniß ist nicht darnach, den stolzen italienischen Herren ein Leben voll Freude und Genuß zu gestatten, obwohl es ihnen besser gehen würde, wenn sie den Pachtwirthschaften Aufmerksamkeit und Theilnahme schenken würden. Dabei haben diese Erben des venetianischen Patrizierthums keine Illusionen, kaum

aus der deutschen Feudalzeit und der venetianischen Dominante. Rings im Kreise aber drängen sich Höhen und Ketten, bewaldete Gipfel und nackte Felshörner, Ring an Ring schließend und so ein riesiges Amphitheater bildend, das gegen den Quarnero zu eine breite Lücke läßt. Ein Wasserspiegel flimmert herüber, milchweiß wie der Bergrahmen, der ihn meerwärts abschließt. Man zieht hoch an der Lehne des Tschitschenbodens und ist schließlich überrascht von dem unerwarteten Anblicke des Triester Golfes mit der sonnigen Seitenbucht von Muggia, die auch noch Capo d'Istria in den Rahmen hereinschiebt ....

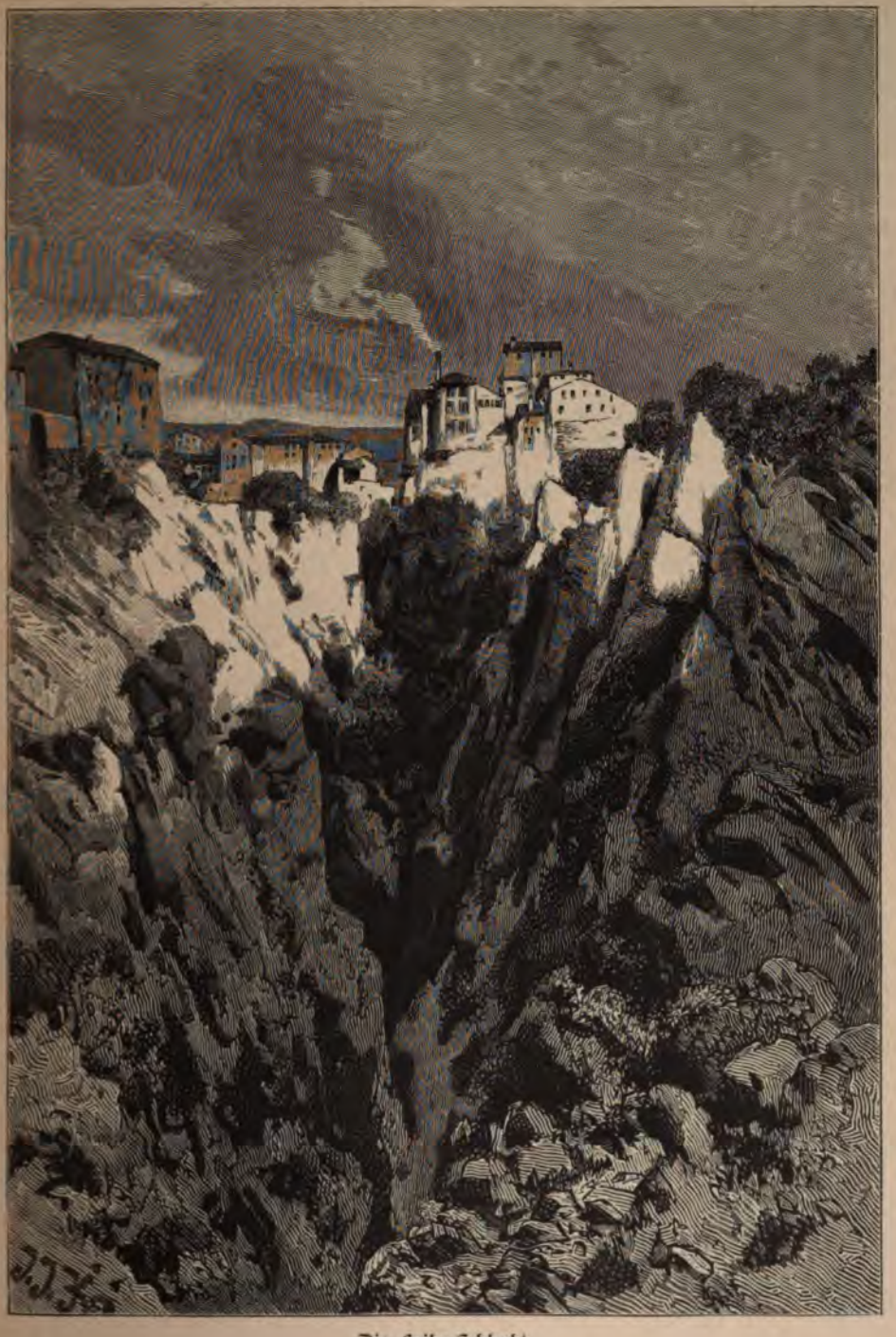
Dann aber ist alle Herrlichkeit jählings verschwunden und der eigentliche Tschitschenboden nimmt uns auf. Die Vegetation verschwindet gänzlich und die Dolinencultur ist das einzige Anzeichen, daß dieses gottverlassene Land überhaupt bewohnt ist. Zwar an landschaftlichen Reizen fehlt es auch hier nicht, aber nur der Naturfreund weiß sie zu würdigen. Den Nationalökonomen wird es bekümmern, wenn er dieser Anhäufung von Felsblöcken gegenübersteht und die eingesenkten Trichter sieht, die von trockenen Mauern umfriedet sind. Die Karstwüste hat aber — wie jede Wüste — eine zauberhafte Mannigfaltigkeit von Farben- und Lichteffecten. Da sind die Felstrümmer bleich und fahl, dort brennen sie im Sonnenpurpur und in dem violetten Schatten glühen grelle Blüthensterne; graublau sind die Runsen, in denen schwarzes Wachholdergesträuch wuchert; weißgelbe Straßenbänder winden sich durch weite Geröllfelder, deren Steinblöcke von Grasbüscheln umwuchert werden. Der Boden flimmert und wallt wie in Wellen, wenn das heiße Licht darüber fluthet. Auch ist die Einsamkeit tonerfüllt, wie von schwachen Echos und an Heerdengeklingel fehlt es selbst in der traurigsten Einöde nicht. Im Geklüfte klettern die Ziegenrudel; jeder Tritt bringt Steinbrocken oder Rollkiesel zu Fall, und in das Geräusch, das sie verursachen, mischt sich der heisere Ruf des Geiers, der in blauer Höhe kreist und vom Sonnendunste umwallt erscheint .... So ist das Land, das wir queren, wenn uns die Locomotive aus dem nordistrischen Bergland in die krainische Karstregion bringt. Weit entfernt ein heimliches Grauen vor dieser sogenannten Wildniß zu empfinden, fühlen wir uns tausendfach angeregt, saugen die balsamische Luft in vollen Zügen ein und bedauern

eingerissen, die sich meilenweit von Nord nach Süd und später von Ost nach West erstreckt und schließlich in eine fjordartige Meeresbucht übergeht. Diese Letztere — der Canal di Leme — ist allein über drei Stunden lang. Es wird versichert, daß vor Alters ein großer Theil des Dragathales vom Meere eingenommen wurde, was nicht ganz klar ist, wenn man erwägt, daß die Westküste von Istrien instantante Senkungen aufweist, folglich weit eher an ein Herein-, anstatt an ein Zurückfluthen der See zu denken wäre.

Due Castelli.

Der Dragabach, der nur den nördlichsten Theil des Thales durchströmt und einige Mühlen treibt, versiegt nach kurzem Laufe; die südlichere Thalhälfte ist wasserlos, wird aber meterhoch von Wildbächen inundirt, die nach ausgiebigen Regengüssen von den kahlen Abdachungen in die Tiefe gehen. Vegetation und Anbau zeigt nur die Thalsohle.

In dieses Thal nun, mit seiner grünen Umrahmung im weiteren Hintergrunde, blickt der Reisende, wie auf ein zierliches Spielzeug hinab. Es verschwindet zeitweilig und tritt wieder in den Rahmen des Bildes ein, je nachdem sich die Bahnlinie von der östlichen Höhekante des Thales entfernt,



Die Foiba-Schlucht.

folgen die ersten Zeichen von Cultur: Saatfelder und Rebendächer, letztere in langen parallelen Reihen angelegt; als natürliche Umzäunung figuriren Oelbäume und Feigensträuche .... Daß wir hier noch immer auf antikem Boden weilen, führt uns der erste Ort, den wir erreichen, zu Gemüthe, Gallesano nämlich, wo in alten Sarkophagen das Tränkwasser für die Viehheerden bereit gehalten wird. Wahrzeichen dieses freundlichen Ortes ist der stattliche Thurm der alten Kirche, der über saubern Wohnstätten und wohlbebautes Land emporragt.

Gallesano ist eine Etappe vor Dignano, das vor Alters eine Hauptgemeinde der römischen Colonie von Pola war. Daran erinnern zunächst seine Bewohner, welche in der Völkermusterkarte von Istrien einen Platz für sich einnehmen. Der italienische Dialect, den die Dignanesen sprechen, weicht von dem gleichen Idiome der Küstenbewohner derart erheblich ab, und enthält so vielerlei fremdartige, an das Lateinische anklingende Laute und Biegungen, daß es gar keiner besonderen antiquarischen oder linguistischen Weisheit bedarf, um die einstige Zugehörigkeit dieses merkwürdigen Stammes zu der Poleser Römer-Colonie herauszufinden. Dignano ist das römische Attinianum, und seine erhöhte Lage mußte schon vor Alters wichtig genug gewesen sein. Es war die erste Station auf der großen Heerstraße, welche das römische Besitzthum durchzog, indem es Pola mit der »istrischen Mauer« nördlich des heutigen Tschitschenboden verband. Sicher stand auch hier oben, wo man so köstlichen Fernblick auf das nahe Meer und die grünen Abhänge der Brionischen Inseln genießt, ein kleiner Tempel, den der Seefahrer viel früher erblicken mußte, als irgend eines der Heiligthümer von Pola. So verhält es sich ja auch heute noch; denn lange bevor dem Seefahrer das im Hintergrunde der weitläufigen Hafenbucht gelegene Pola in den Blick tritt, sieht er Häuser und Thurm von Dignano auf der sonnigen Höhe dort oben über der Rhede von Fasana.

Zur Zeit der Venetianer ward den Dignanesen dieses Fasana als Hafen zugewiesen, später aber wieder abgenommen und diesen der etwas nördlicher liegende Porto Morichio zugewiesen. Der Tausch war vom Uebel, und Dignanos Wohlstand ging erheblich zurück. Immerhin war das Städtchen auch in jener Epoche eines der bevorzugten von Südistrien. In seinem

schließlich des eigenthümlichen Zaubers verlustig zu werden, wenn der Zug in die Station Divača einfährt und unsere sechsstündige Bahntour ihr Ende erreicht ....

Mit diesem in knapper Kürze skizzirten Itinerar ist unsere Tour durch das Innere von Istrien erst flüchtig angedeutet. Was auf ihr zu sehen, zu beobachten ist, geschichtlich, ethnographisch oder landschaftlich interessant ist, soll nun erst in längerer Bilderreihe folgen. Natürlich ist Pola unser Ausgangspunkt; denn von seinem nördlichen Hafenbecken aus (Valle San Pietro) zieht der Schienenweg auf das sanft gewellte Plateau hinauf, als welches sich das ganze südliche Drittel der istrischen Halbinsel darstellt. Es ist eine erquickende Fahrt, zumal an einem schönen Herbsttage, wenn das Goldgelb der Eichenblätter im Sonnenlichte blinkt und im blaugrünen Rebenschatten der Thau verdampft. Auf den blauen Traubenbündeln flimmern strahlenbrechende Diamanten. Blasse Nebelflecken kriechen durchs Eichengestrüpp, aus dem vereinsamter Vogelsang herüberhallt. Die gefiederten Sänger sind zumeist fort und nur etwelche Nachzügler fühlen sich im Sonnendampfe, der Alles umwallt, behaglich.

Wenn die Locomotive die erste Steile hinter sich hat, wirft man den letzten Abschiedsblick auf das Poleser Hafenbecken. Wer diesem Boden fremd ist, dem wird gerade in dieser Scheidestunde, mit der die bewegte Seescenerie mit ihren vielartigen, interessanten Details, wie ein Traumbild hinabsinkt, das Herz schwer. Er möchte noch einmal das melodische Rauschen der Brandung vernehmen, das geschäftige Leben auf dem glatten Wasserspiegel sehen, das Hämmern und Pochen der Cyklopenwerkstätte noch einmal hören und seinen Blick auf den römischen Architektur-Denkmälern haften lassen .... Das Alles füllt in diesem Augenblicke unsere Seele aus .... Der Dampf aber hat Flügel. Wir sind längst der See entrückt und haben mit neuen Eindrücken aufzuräumen. Der stämmige Eichenhain, der uns aufnimmt, ist der Kaiserwald, ein bevorzugter Ausflugsort der Poleser. In seinem Schatten läßt sich's gut weilen, wenn die Sonnengluth jenseits des Monte Zarro brütet. Für uns ist dieser Hain eine grüne Wandeldecoration, die aus den Blicken rückt, wenn das Buschwerk und Knieholz des Petris-Wäldchens in den Rahmen des nächsten Bildes eintritt. Dann

Die Foiba-Schlucht.

Auch das Foibathal hat seine stattlichen Randhöhen, von denen Niederlassungen, Campanilen und Kirchenfronten herabgrüßen; so Lindaro im Süden, Borutto im Norden. Hier legt sich ein Gebirgsriegel querüber, und hart an der Quelle der Foiba gleitet der Zug durch den einzigen Tunnel der Istrianer Bahn, um uns in ein anderes Thalgebiet, in jenes des stattlichen Quieto zu bringen .... Alles ist wie durch Zaubermacht verändert. Man sieht eine graue, hochanstrebende, vom Purpur der sinkenden Sonne verklärte Felswand — einen gigantischen Wall — vor sich: die Randhöhe des Tschitschenbodens. Dort liegt die Natur in Todesstarre. Nur das Farbenspiel in den Felsrunsen, die dunklen Vegetationsinseln im Gegensatze zu den bleichgrauen Schutthalden beleben diese mächtige Gebirgscoulisse. Ein letzter Blick auf das hoch über reizender Gebirgsschlucht thronende Colmo entzieht uns das westliche Culturland. Wir klettern zwischen Felsklötzen und durch mächtige Einschnitte empor, winden uns durch tiefe Spalten im Schiefer- und Karstboden, sehen über unheimlich steile Steinböschungen auf Trümmerhalden hinab, wo zwischen dem Geröll Buschwerk wuchert. Solcher wilder Zauber schreckt nicht ab, er fesselt vielmehr durch den Reiz des Absonderlichen. Wenn dann die erste hohe Vorlehne der Felsbarrière des Tschitschenbodens erklommen ist, kurz bevor die Locomotive die große Serpentine vor der Station Lúpoglava zurücklegt, enthüllt dieses merkwürdige Land abermals eines seiner landschaftlichen Wunder. Diesmal rückt eine ganz neue Welt in den Rahmen des Bildes: das östliche Istrien mit dem blaßblauen Höcker des Monte Maggiore und dem liburnischen Binnenlande, das von dem südlichen Steilfuße des istrischen Bergriesen zum weiten Thalbecken des Cepich-Sees sich hinabsenkt. Der Spiegel des letzteren ist's, der zu uns herüberflimmert; ein dunstiger Thalgrund liegt dazwischen. Dunkle Höhen umgürten die tiefe Einsenkung, über welche matte Sonnenschleier verflüchtigen, wenn das Gestirn drüben im Westen in die blaue Adria hinabzutauchen im Begriffe ist. Im äußersten Süden verschwimmen im violetten Dunste die quarnerischen Küstenberge von Fianona und Moschienizza und blickt noch ein Theil des Inselscheitels von Cherso herüber. Das Alles ist ungemein großartig und jedem Panorama von irgend einem Punkte einer mitteleuropäischen Gebirgsbahn vollkommen ebenbürtig.

Vielleicht liegt ein doppelter Genuß im Anblicke von derlei Landschaften auf istrischem Boden darin, daß sie sich ebenso unerwartet rasch vor dem Reisenden entrollen, wie sie nach einigen Pfadwindungen verschwinden. Die eben skizzirte Rundsicht ist der Zauber weniger Minuten. Eine Wendung gegen Lupoglava hin und von allen Seiten rücken die Wände zusammen; das dazwischen liegende Land verschwindet wie in einer riesigen Versenkung. Zwischen der Felsstirne des Tschitschenbodens und den dürren Karsthalden seines Westfußes ist nichts mehr zu sehen als ein isolirt stehendes schloßartiges Gebäude, der alte Feudalsitz Mahrenfels, in welchem Jahrhunderte lang deutsche Ritter gehaust. Kärntnerische Markgrafen, Görzer Grafen und die Freiherren von Herberstein haben es besessen, dann kam es in die Hände eines Slaven, des Türkenbezwingers Crusich und schließlich erwarben italienische Adelsfamilien den Herrensitz: die Baniſſa und Brigida .... Das Schloß macht übrigens nicht den geringsten romantischen Eindruck. Es sieht wie ein großes Wirthschaftsgebäude von mittlerer Größe aus, und büßt namentlich dadurch an Interesse ein, daß sozusagen knapp an seinen Mauern die gigantische Fels- und Naturbastion des Tschitschenbodens aufragt. Hoch an seinem Steilsturze klebt der mürbe Rest einer Türkenfeste und blicken die Häuser des Dorfes Semmitsch aus luftiger, windumtoster Höhe auf die untere Karststufe hinab.

Diese selber, die wir zwischen Lupoglava und Rozzo der Länge nach von Südost nach Nordwest durchfahren, ist eine traurige Oede. Keine menschliche Wohnstätte drängt sich in das Blockfeld herein. Bäume fehlen ganz, Sträucher wuchern kümmerlich in den engen Spalten, die oft tief in den Boden gerissen sind. Die Scene wechselt erst kurz vor Rozzo, wo der Wanderer von luftiger Höhe in ein grünes Becken hinabblickt, in welchem zwei Sammelbassins, für den Wasserbedarf der Station Rozzo angelegt, das von der Karstmonotonie ermüdete Auge überraschen. Rozzo selber präsentirt sich durch seine Lage auf einer Kuppe ungemein malerisch, ist aber ein sehr verwahrlostes Nest. Es war einst ein venetianisches Bollwerk und noch zu Ende des XV. Jahrhunderts holten sich die Türken an den Wällen, die längst verfallen sind, blutige Köpfe. Daß hier auch eine römische Station gewesen, ist keineswegs ausgeschlossen. Aus Venedigs Zeit sind die

Marcuslöwen, welche über den Stadtthoren verwittern. Der weitere Rahmen von Rozzo ist Wald und Weingebirge, ein grünes Band, das sich um das graubraune Städtebild schlingt. Die Abdachungen des Hügels, auf welchem das ruinenhafte Rozzo liegt, tauchen westwärts terrassenartig ab. Je tiefer es hinabgeht, desto grüner wird das Land. Der Karstfels ist also hier nur auf den Höhen, im Bereiche jener gigantischen Mauer, die uns auch im weiteren Verlaufe der Fahrt zur Seite bleibt.

Wir passiren zunächst Nugta, wo man altslavische Götzenbilder gefunden hat, und ziehen — tausend Fuß über der Thalsohle — am Rande des furchtbaren Steilsturzes der »Raspodalica«. Das giebt einen wunderbaren Blick in die Tiefe! Weit draußen zieht das Silberband des Quieto und füllen sich die Thäler und Thalästungen mit dunklem und lichtem Laubgrün. Um die Bahn über diese gefährliche Stelle hinweg und an der Karstwand emporführen zu können, bedurfte es großartiger Aufmauerungen, Verdämmungen und Entwässerungsarbeiten. Geheuer ist es auf dieser mehr als Tausend Fuß hohen Kante, die den schaurigen Abgrund markirt, niemals. Man vergißt aber derlei Gefahr bei dem Genusse eines Panoramas, dessen sich kaum ein Stationsplatz im mitteleuropäischen Gebiete rühmen dürfte.

Dieser Stationsplatz ist Počekai-Pinguente. Das erstere ist ein armseliges Dorf, letzteres ein von historischen Erinnerungen reich umwobenes Städtchen. Es liegt aber eine Meile weit und tief im Quietothale, denn die Bahn zieht hoch oben an der Schwelle des Tschitschenbodens. Wäre dem nicht so, kein Wanderer würde freiwillig jene Felshöhe erklimmen. Zwar schlängelt sich vom isolirten Felshügel, der Pinguente trägt, die alte Poststraße in die Tiefe herab und diesseits die Felshänge empor, um über den Tschitschenboden zu laufen und schließlich in die alte Fiumaner Poststraße einzumünden. Aber diese Straße wurde bisher fast ausschließlich nur von den Einheimischen benützt. Um so größer daher das landschaftliche Wunder, dessen der fremde Wanderer von jenem Stationsplatze aus theilhaftig wird .... Drei Viertel der istrischen Halbinsel liegen zu seinen Füßen. Er sieht Hügel und Bergzüge, waldige Schluchten und wohlcultivirte T[illegible] Auge überfliegt Dutzende von Ortschaften, darunter Städte,

die, wie Rozzo, Pinguente, Lindaro, Montona und andere, auf isolirten Hügeln liegen und weit ins Land hinauslugen. Wahrhaft bezaubernd sind die immer schwächer werdenden Farbennuancen der hinter einander in stets weiteren Ringen sich erstreckenden Bergketten. Weiße Ortschaften leuchten meilenweit, bis der Dunst der Ferne sie unseren Blicken entrückt. Dieses ganze Land mit seinen wechselvollen Reizen und ein Stück blaugrauer Meeresspiegel dazu, ist der farbige Saum des Tschitschenbodens .... Nur wenige Minuten Fahrt und die Felswand, die uns eine Stunde lang begleitet, und an der sich die Locomotive immer höher emporgearbeitet hat, ist überwunden. Ein tiefer Einschnitt noch und wir sind mitten in der Steinwüste.

Zwar der trostloseste Theil des Karstbodens ist dieser Abschnitt noch lange nicht. Wir sehen über den grauen Felsboden hinweg nach dem flimmernden Meere, das in die Buchten von Capo d'Istria und Muggia hereindrängt und sonnige Gestade bespült. Ist das Wetter klar, so treten sogar noch die Uferhöhen von Triest in das Bild und ein Sonnenblick vermag das weiße Miramar auf die graue Tapete des Hintergrundes zu zaubern: Alles in einer Entfernung von sieben bis acht Stunden von unserem Standpunkte.

Dafür aber verweilen wir hier oben auf einer Strecke von fast fünf Wegstunden in todtstarrer Felswildniß. Das ist die richtige Karstöde, wo es wenig organisches Leben giebt, keine emporsteigende Rauchsäule einen gastlichen Herd verräth, kein Hirtengesang ertönt. Gräser und harte Kräuter sieht man zwischen und neben den Felsblöcken sprießen, die bei Anlage der Bahn gesprengt, zertrümmert, entzweigeschnitten, glatt rasirt werden mußten. Das Auge wird auf die Dauer derart ermüdet, daß selbst die ferne Küste, wo immer grelle Lichtflecke aufliegen, wie in einem bleiernen Nebel zu schwimmen scheint.

Unsere Etappen auf dem Tschitschenboden sind Rakitovič und Podgorje. Zwischen beiden liegt das Tschitschendorf Xaxid, am Fuße eines Felswalles klebend, dem entlang der Schienenweg läuft, um sich weiterhin mittelst eines Einschnittes durch denselben hindurchzuwinden. Endlich sinkt auch das Meer unter den Horizont und nun folgt ein veritabler Oasengürtel, der

zu dem Ueberraschendsten gehört, was dieses Land bietet. In einem tiefeingeschnittenen Thale wogt grüner Baumschmuck. Man sieht von der Höhe sozusagen in die Schornsteine der Dörfer hinein, unter denen beispielsweise Preßnizza von Rebendächern förmlich durchwuchert erscheint. Man sieht keine Höfe, denn die Ranken spannen sich von Mauer zu Mauer und schwingen sich auf die Gäßchen hinaus. Auf jedes Ziegeldach folgt ein Rebendach; natürliche Laubgänge klettern den Hang hinan und verschwinden zwischen den steinernen Hütten. Das ganze Karstbild um uns hat an leuchtender Farbe, an »Stimmung«, wie die Maler sagen, gewonnen und die Contraste sind von wunderbarem Effecte .... So ist's nicht nur bei Preßnizza, sondern auch bei Klanitz. Weiter nach Norden folgt öde Wildniß, die bis zur Südbahnstation Divača und über dieselbe hinaus reicht.

Es war eine flüchtige Fahrt, welche wir soeben vollbracht haben, aber an markanten Eindrücken war sicher kein Mangel. Vier Bilder müssen wir der Erinnerung besonders einprägen. Das langgestreckte Dragathal mit den Trümmern der Due Castelli und den dominirenden Ortschaften, die im Westen von freien Höhenvorsprüngen ins Land lugen, wie jene zusammengesunkenen Feudalsitze im Osten .... Hierauf folgt als zweites Bild der plötzliche Ausblick auf das Thalbecken von Pisino, mit der anmuthigen Stadt selber, dem Foibalaufe und dem Karstloche, in welches das Flüßchen hinabstürzt. Als drittes Prachtgemälde bringen wir das weitläufige Panorama in Erinnerung, das sich kurz vor der Station Lupoglava gegen das liburnische Gestade hin aufrollt, mit dem großartigen Felsrahmen (Monte Maggiore) im Osten und dem flimmernden Seespiegel im Süden. Zuletzt, als Krone von Allen, sehen wir ganz Nord-Istrien zu unseren Füßen wie eine Landkarte ausgebreitet und freuen uns der Herrlichkeit, die man von einem der einsamsten Stationsplätze Mitteleuropas aus genießt, dem aber die Reisenden scheu aus dem Wege zu gehen scheinen, da kein »Bädecker« sich seiner erbarmt hat.

Auf einer Fahrt durch Istrien macht sich neben den landschaftlichen Ueberraschungen und historischen Erinnerungen noch ein drittes Moment geltend — das ethnographische. Im äußersten Süden hatten wir Italiener, darunter den Stamm der Dignanesen mit seinem alterthümlichen Dialecte;

in den nächsten, nach Norden sich hinziehenden Landstrichen war von Slaven die Rede, und zwar von den Abkömmlingen der Uskoken, der Morlachen und Herzegowiner. Auf diese reinen Serben folgen weiter nördlich Serbo-Kroaten, noch weiter Sloveno-Kroaten und schließlich reine Slovenen, die einen großen Theil des nördlichen Istrien besiedeln. Montenegriner fanden wir in Peroi und Promontore. Die sogenannten »Rumanici« (Rumänen oder Wlachen), die für Abkömmlinge dacischer Legionäre gelten, werden

Rozzo.

wir auf unserer Wanderung längs des quarnerischen Gestades in ihren Heimsitzen am Cepich-See aufsuchen.

Damit aber diese Völkermusterkarte eines ihrer merkwürdigsten Elemente nicht entbehre, müssen wir nun auch auf die Tschitschen zu sprechen kommen. Weß' Stammes sie sind, oder welche Völkerverschiebung sie auf den öden Karsthöhen zurückgelassen haben könnte, ist eine offene Streitfrage. Sie von den Skythen abstammen zu lassen, dünkt uns, um keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen, gewagt. Es ist nicht erfindlich, wie das skythische Sarmatenthum einen räumlich so entfernten Ableger gefunden haben könnte.

Zudem begreift die ethnographische Terminologie unter »Skythen« Stämme verschiedener Racen, im engeren Sinne aber ein Volk hochasiatischer Race. Schon die bildliche Darstellung des skythischen Gefangenen auf der Inschrift von Besistan in Persien schlägt aber der Skythen-Theorie ein Loch, da jener Typus die hochasiatische Abstammung ausschließt; um wie viel mehr müßte dies bei einem so verschwindend kleinen Völkchen sein, welches, wie die Tschitschen, weder in einer historischen, noch in einer geographisch-räumlichen Beziehung zu seinen vermeintlichen Stammeltern steht.

Plausibler wäre die Stammesableitung von den Römern, beziehungsweise von den römischen Legionären, eine Abstammung, die man mit dem romanischen oder walachischen Idiome begründen zu müssen glaubte, dessen sich die Tschitschen in früherer Zeit — man sagt vor zwei Jahrhunderten — bedienten. Heute ist dieses Idiom fast ausgestorben und die Tschitschen sprechen einen corrumpirten südslavischen Dialect. Zu bemerken wäre freilich, daß auf linguistischem Wege in dieser Richtung nichts bewiesen wird. Daß auf einem verhältnißmäßig so beschränkten Raume, wie es der Tschitschenboden ist, eine Stammes-Individualität durch Jahrhunderte, ja durch ein Jahrtausend und darüber, sich unbeeinflußt und unvermischt erhalten konnte, wäre eine vollends unsinnige Annahme. Sicher hat in erster Linie die Natur des Heimsitzes seine Bewohner zu dem stupiden, armseligen, halbwilden Geschlechte gemacht, das die Tschitschen repräsentiren. Mögen es nun slavische oder romanische Ableger gewesen sein, welche auf der Karstwildniß haften blieben, die Zeit mußte sie zu den typischen Söhnen jener Felshöhen umwandeln. Dort aufgewachsen in Elend und Rohheit, verloren sie ihre nationalen Erinnerungen, ihre Traditionen und in der Reihe der Geschlechter ging der Faden ursprünglicher Abkunft verloren. Die ethnische Frage ist daher von keiner so großen Wichtigkeit, die man ihr von mancher Seite, die unter jedem Düngerhaufen durchaus einen antiken Knochen wittern will, beimessen möchte.

Anders steht es mit der socialen Seite des Tschitschenthums. Zu ihrer Würdigung bedarf es keiner Hypothesen und keines gelehrten Krams, wohl aber einiger Theilnahme und offener Augen. Daß der Tschitsche der elendeste Mensch auf österreichischem Boden ist, weiß man seit Langem. Diese lang-

jährige und ausgiebige Kenntniß hat gleichwohl nicht vermocht, eine Existenz, die in einem großen Culturstaate für undenkbar gehalten werden sollte, menschenwürdiger zu gestalten. Hier versiegt und versumpft und verkommt ein Volk unter den Augen einer weisen Obrigkeit .... Man wird freilich einwenden, daß die Philanthropie hier etwas bei den Haaren herbeigezogen erscheine. Das ist aber keineswegs der Fall; denn nur derjenige, der vor einer Tschitschenhütte gestanden, der die wilden Kohlenbrenner hungern und die abgehärmten Gesichter der zu Hausthierdiensten verwendeten Weiber nie von einem Lächeln verklärt gesehen hat, kennt das Tschitschenelend .... Dies zu ändern, ist nie einer Verwaltung in den Sinn gekommen.

Der Tschitschenboden erstreckt sich vom krainischen Karst an in südöstlicher Richtung und reicht bis zur Randhöhe der istrischen Küste des Quarnero. Nach Südwesten hin wird er durch die hohe, mehrfach erwähnte Felsstirne begrenzt. Die nordöstliche Begrenzungslinie ist schwer zu ziehen, doch dürfte dieselbe annähernd richtig in einer Linie zu finden sein, welche in einer Entfernung von zwei bis drei Stunden mit der istrischen Nordostgrenze parallel läuft. Die größeren Ortschaften liegen meilenweit auseinander. Das Zwischenland — oft ein bis zwei Quadratmeilen groß — zeigt häufig weder Anbau noch Spuren von menschlichen Wohnungen. Kein größerer Contrast läßt sich beispielsweise ersinnen, gleich jenem am südöstlichen Ende des Tschitschenbodens, wo auf die öde, vegetationslose und menschenleere Steinwüste des Sweti Vrch (nördlich des Monte Maggiore) der Küstenabhang von Veprinaz Rukavaz folgt. Ein förmliches Häusermeer mit grünen Inseln dazwischen bietet sich den Blicken des überraschten Wanderers dar. Dicht aneinander sind da Dörfer und Weiler gedrängt, der einzeln stehenden Gebäude nicht zu gedenken .... Oben, auf der Höhe des Tschitschenbodens beschränken sich die menschlichen Niederlassungen auf eine Gruppe von Hütten da oder dort. Und was für Hütten! An Baumaterial kann es selbstverständlich nicht fehlen. Aus rohen Steinblöcken werden die Wände dieser Behausungen aufgeführt, als Decke Stroh oder Reisig verwendet. Eine Betschuana-Hütte muß sich diesen Troglodytenlöchern gegenüber wie ein Palast ausnehmen. Im Umkreise sprießt einiges Gras zwischen dem Geröll, und magere Ziegen oder Schafe schnuppern nach dem spärlichen

Futter. Hauptbeschäftigung der Tschitschen ist aber die Erzeugung von Holzkohlen, ein Erwerbszweig, dem das wenige Buschwerk und einzelne verkrüppelte Bestände zum Opfer fallen. Auch Baumwurzeln werden als Brennmaterial zu Markte geschleppt. Man sieht die verlumpten, aber stämmigen und ungemein hochgewachsenen Gesellen mit ihren breitschulterigen Weibern häufig in Triest, wie in Fiume. Kleine, starkknochige und sicher tretende Pferde tragen die Last hinunter und was dem mageren Thiere über seine Leistungsfähigkeit geht, nimmt das abgehärtete Tschitschenweib auf seine Schultern.

Der Quarnero.

Die ganze Südostküste von Istrien in ihrer Ausdehnung von Promontore bis in den Winkel des Fiumaner Golfes, wo die Lorbeerhaine von Abbazia schatten und das freundliche Fischerstädtchen Volosca am sonnigen Gestade liegt, ist das eine der Begrenzungsgestade jener See, welche man »Quarnero« nennt. Dieser hochinteressante Abschnitt des Adriatischen Meeres wird uns reichlich Gelegenheit bieten, von der bisherigen Art der Schilderung abzuweichen und eine Reihe von physikalischen Erscheinungen zur Sprache zu bringen,

ohne welche eine genaue Kenntniß der Quarneriſchen See und des ſie umgebenden Feſtlandes, einſchließlich der Inſeln, nicht denkbar iſt.

Soweit indeß iſtriſcher Boden in Betracht kommt, möchten wir an der Continuität unſerer Landſchaftsbilder feſthalten. Die ſchönſte, lohnendſte Reiſeroute iſt mit dem herkömmlichen Seewege identiſch, der um die Südſpitze von Iſtrien nach Fiume führt. Mit dem Seewege allein aber, der dem Beſchauer nur den Geſtaderand vorführt, iſt's freilich nicht abgethan. Hinter den zum Theile ſteilen Uferhöhen bergen ſich Landſchaften, Thäler, Ebenen und Höhenzüge mit allerlei intereſſanten Ortſchaften, alten Schlöſſern und Ruinen, deren Beſuch dringend geboten erſcheint, will man von dem iſtriſchen Theile des alten Liburnien eine richtige Vorſtellung gewinnen.

Wie bekannt ſein dürfte, beſtand zwiſchen den römiſchen Beſitzungen auf iſtriſchem Boden und dem Gebiete der Liburnier eine natürliche Grenze. Dieſe Grenze war das merkwürdige Arſa-Thal, merkwürdig durch ſeine fjordartige, tief ins Feſtland einſchneidende Geſtalt. Nach dieſem Thale brechen wir auf, und zwar von Pola, oder Promontore, oder Medolino, wo ſich gerade eine Fiſcherbarke auftreiben läßt .... Denn die Lloyddampfer ſteuern auf hoher See vorüber, in der Richtung auf das ſteil abfallende, landeinwärts in einen ziemlich hohen Gebirgsrücken übergehende Cap (Punta) Negra — »das ſchwarze Vorgebirge« — und laufen zunächſt den Hafen von Rabaz, jenſeit der Arſa-Höhen, an.... Der kleine Schifferkahn alſo, mit ſeinem breiten Gaffelſegel trägt uns zur Mündung des Arſa-Canals hinüber. Wenn einige Zeit vorher die Bora geweht hat, die Luft balſamiſch weich und das Meer tiefblau und glatt iſt, dann geſtaltet ſich eine ſolche Fahrt ungemein reizvoll. Alle Uferhöhen ſchwimmen in rauchblauem Duft und wo der Fels frei zu Tage liegt, was auf weiten Strecken der Fall iſt, verglühen goldene Lichter zu förmlichen Gloriolen, die die Höhenzacken umſtrahlen .... Bei Punta Ubaz treten wir in die Canalmündung. Die Spitze iſt nieder und bis hinauf bebuſcht, desgleichen das gegenüberliegende Feſtland, in das eine ſchöne Hafenbucht tief einſchneidet. Solche natürliche Anlaufplätze für Küſtenfahrer giebt es an der Oſtküſte von Iſtrien verhältnißmäßig weit weniger als an der buchtenreichen Weſtküſte. Hinter dem Porto Fianona, im Canal von Farafina, und der Nordſpitze der Inſel Cherſo gegenüber, hören

die Einbuchtungen fast ganz auf; die Lloydstationen Moschienizza und Ika haben nur unsichere Rheden.

Wir legen das grünumrahmte Thor des Arsa-Canals zurück und steuern mit mäßigem Winde aufwärts, das heißt nach Norden. Bald werden die Ufereinfassungen höher. Der Canal windet sich bald rechts, bald links und zweigt sich in kleine Porti aus, auf die ein kleiner Weiler, eine einsame Kirche, eine malerische Häusergruppe herabsieht. Höher hinauf werden die Ufer steil und tragen Buschwerk, das sich zwischen den bleichen Kalkflächen fast schwarz ausnimmt. Beim Kirchlein San Antonio hören die Niederlassungen eine Strecke weit gänzlich auf und der Canal erscheint völlig vereinsamt. Nur die rauhere Luft, ein dichter Tannicht da und dort, oder hochgelegene Schnee- und Eisfelder fehlen, um die Täuschung zu vervollständigen, als befänden wir uns mitten in einem norwegischen Fjord. Die laue Luft, die grellen Farben, ab und zu ein Fleck immergrüner Vegetation erinnern uns an den Süden. Die Stelle, wo die Arsa in den langgestreckten Canal mündet, ist nicht auch der Endpunkt dieses letzteren, der noch eine Strecke weiter gegen Nordosten reicht und dort Porto Carpano heißt. An seiner Wurzel setzt das kleine gleichnamige Thälchen an, durch das man emporsteigen muß, um das hochgelegene Albona zu erreichen.

Wir steigen an der Mündung des Arsaflüßchens ans Land. Unser erster Landweg ist ein schöner Spaziergang nach dem eine schwache Stunde auf mäßiger Höhe gelegenen Barbana, einem sauberen Städtchen, das die mittelalterliche Romantik so wenig abgestreift hat, wie die übrigen istrischen Binnenstädte. Daß auch hier durch Jahrhunderte venetianische Satrapen gehaust, daran erinnert uns zunächst das Wappen der Loredan auf dem Stadtthore, durch welches wir eintreten. Dann fällt uns das alterthümliche Rathhaus mit seiner Loggia und dem Uhrthurme auf; in der Kirche des Ortes haben sich die Loredan gleichfalls verewigt und zwar durch die Altäre und den reichen Sculpturschmuck, mit welchem sie jene schmückten .... Von einer Kapelle, die am Rande der Höhe steht, übersieht man eine weite Strecke des Arsa-Thales und des eben zurückgelegten Canals. Es ist ein ungemein anmuthiges, friedliches Bild, wie geschaffen zum längeren Verweilen, zum Verträumen anregender Stunden des Schauens und Beobachtens.

In diese Gegenden aber verirrt sich selten ein Wanderer aus dem Norden. Für ihn existieren höchstens die westlichen Küstenstädte, oder Pola, dann geht es weiter nach dem Süden. Andere klettern vielleicht von Volosca oder Castua den Monte Maggiore — den »König der istrischen Berge« — empor und nehmen ein großartiges Panorama, wie man es selbst in den Alpen von ähnlicher Pracht nicht findet, mit, vergessen aber das Detail, die sonnigen, menschenleeren Thäler, die grünen Triften, die waldfreien Plateaux mit ihren stillen Weilern. Gerade diese Einzelbilder aber geben dem Ganzen

Uferfelsen bei der Punta Nigra.

einen unbeschreiblichen Reiz und bleiben länger im Gedächtnisse haften, als das farbige Gesammtgemälde, der »plastische Eindruck in Bausch und Bogen«.

Freilich kann auch eine Wanderung durch istrische Gefilde langwierig und ermüdend werden. Das Arsa-Thal seiner ganzen Länge nach zu durchstreifen, dürfte beispielsweise nicht Jedermanns Sache sein. Es geht stundenlang auf elendem Karrenwege längs des Flusses, den keine Niederlassungen säumen. Bei einsamen Mühlen halten wir Rast und suchen mit Wonne die grünen Buschflecken, welche den Abhängen das Aussehen eines Tigerfelles geben. Zu förmlichen Wäldern versteigt sich hier die Vegetation kaum, öfter wohl weiter landeinwärts; es sind aber selten etwas anders als schüttere Eichenhaine, von der Art, wie wir sie von unserer Tour

Tersato. 12

auf der istrianischen Bahn her kennen .... Ueberraschender als Baumschatten und Kronenrauschen sind für den Wanderer die deutschen Ortsnamen, denen er im Verlaufe seiner Tour begegnet. Da ist zunächst Sumberg (oder Schomberg), ein Ort mit längst verfallenem Schlosse, in welchem einst ein deutscher Gaugraf und Lehensherr der istrischen Grafschaft hauste. Sumberg liegt fast knapp am nördlichen Eingange zum Asarthale, auf mäßig erhöhter Thalstufe. Wenn man nach dem heutigen Besitzer der Schloßtrümmer frägt, so wird Einem der Name eines Bauern — Satte — genannt. Der Bauer ist also Herr geworden und die Erinnerung an die harte Feudalzeit längst verwischt.

Von Sumberg aus wird uns das Wandern leichter. Wir ersteigen die Anhöhe und nehmen im Dörfchen einen Wagen, der uns auf der alten Poststraße nach dem malerisch gelegenen Bergstädtchen Pedena hinüberbringt. Waldparcellen, namentlich aber frische, weitausgedehnte Wiesen — eine erquickende Oase in diesen Karstlandschaften — nehmen uns vorerst auf, und dann geht's steil hinan, bis unter den Felsvorsprung, der die Südmauer des romantischen Städtchens emporhebt. Romantisch ist in der That Alles, was wir hier antreffen. Das Stadtthor zeigt noch immer den Marcuslöwen, aber arg von Gebüsch umwuchert; davor schattet eine stattliche Baumkrone und auf den Steinbänken darunter ist gut ruhen. Die Stadt selber ist in einem mittelalterlichen Mauerring eingeschnürt und im Innern voller Schutt; ja, manche Häuser sind gänzlich verlassen und über die rostbraunen Trümmer wuchert Buschwerk.

Einst war Pedena berühmt als erster Bischofssitz in Istrien, der schon durch Constantin gegründet worden sein soll — also vor mehr als 1550 Jahren! Erster Bischof war jener hochgefeierte Nationalpatron St. Hermagora, der in der Kirche von Pedena seine Ruhestätte gefunden hat. Dort werden seine sterblichen Reste noch immer als hochgehaltene Reliquie verehrt — sonst aber haben die Bewohner nichts von ihren alten Erinnerungen gerettet. Für den Wanderer aber hat das ruinenhafte Städtchen seinen besondern Reiz. Auch läßt sich leicht denken, daß demselben einst nicht all zu leicht beizukommen war, und daß mancher Uskokensturm an den festen Mauern, zumal im Süden, wo der Fels abtaucht, zerschellte.

ohne welche eine genaue Kenntniß der Quarneriſchen See und des ſie umgebenden Feſtlandes, einſchließlich der Inſeln, nicht denkbar iſt.

Soweit indeß iſtriſcher Boden in Betracht kommt, möchten wir an der Continuität unſerer Landſchaftsbilder feſthalten. Die ſchönſte, lohnendſte Reiſeroute iſt mit dem herkömmlichen Seewege identiſch, der um die Südſpitze von Iſtrien nach Fiume führt. Mit dem Seewege allein aber, der dem Beſchauer nur den Geſtaderand vorführt, iſt's freilich nicht abgethan. Hinter den zum Theile ſteilen Uferhöhen bergen ſich Landſchaften, Thäler, Ebenen und Höhenzüge mit allerlei intereſſanten Ortſchaften, alten Schlöſſern und Ruinen, deren Beſuch dringend geboten erſcheint, will man von dem iſtriſchen Theile des alten Liburnien eine richtige Vorſtellung gewinnen.

Wie bekannt ſein dürfte, beſtand zwiſchen den römiſchen Beſitzungen auf iſtriſchem Boden und dem Gebiete der Liburnier eine natürliche Grenze. Dieſe Grenze war das merkwürdige Arſa-Thal, merkwürdig durch ſeine fjordartige, tief ins Feſtland einſchneidende Geſtalt. Nach dieſem Thale brechen wir auf, und zwar von Pola, oder Promontore, oder Medolino, wo ſich gerade eine Fiſcherbarke auftreiben läßt .... Denn die Lloyddampfer ſteuern auf hoher See vorüber, in der Richtung auf das ſteil abfallende, landeinwärts in einen ziemlich hohen Gebirgsrücken übergehende Cap (Punta) Negra — »das ſchwarze Vorgebirge« — und laufen zunächſt den Hafen von Rabaz, jenſeit der Arſa-Höhen, an .... Der kleine Schifferkahn alſo, mit ſeinem breiten Gaffelſegel trägt uns zur Mündung des Arſa-Canals hinüber. Wenn einige Zeit vorher die Bora geweht hat, die Luft balſamiſch weich und das Meer tiefblau und glatt iſt, dann geſtaltet ſich eine ſolche Fahrt ungemein reizvoll. Alle Uferhöhen ſchwimmen in rauchblauem Duft und wo der Fels frei zu Tage liegt, was auf weiten Strecken der Fall iſt, verglühen goldene Lichter zu förmlichen Gloriolen, die die Höhenzacken umſtrahlen .... Bei Punta Ubaz treten wir in die Canalmündung. Die Spitze iſt nieder und bis hinauf bebuſcht, desgleichen das gegenüberliegende Feſtland, in das eine ſchöne Hafenbucht tief einſchneidet. Solche natürliche Anlaufplätze für Küſtenfahrer giebt es an der Oſtküſte von Iſtrien verhältnißmäßig weit weniger als an der buchtenreichen Weſtküſte. Hinter dem Porto Fianona, im Canal von Faraſina, und der Nordſpitze der Inſel Cherſo gegenüber, hören

es vor Alters im Bereiche des Sees keinen Mangel gab. Auch im Süden des Sees, dort, wo die Ortschaft Chersano von mäßiger Höhe freundlich herabsieht, liegen die Trümmer eines solchen Schlosses. Sicher wurden diese Burgen von den Uskoken und anderen Slaven zu Zeiten hart bedrängt, als jene noch trotzig auf dem Nacken des Volkes saßen; ein inniger Contact zwischen diesen und den deutschen Edlen hat, wie wir ja zur Genüge wissen, eben nie bestanden. Die Fremden waren nie beliebt und verstanden es auch nicht, ihre Herrschaftsrechte den landesüblichen Verhältnissen anzubequemen.

Das deutsche Feudalwesen ward dem slavischen Istrien künstlich aufgepfropft und trug dieser Art den Keim des Zerfalls in sich, ganz abgesehen von den verhängnißvollen Parteifehden und dem unausgesetzten Familienhader, Uebelstände, die von einem dritten — dem Egoismus der einzelnen Lehensherren — vielleicht noch überboten wurden .... Nur auf historischem Umwege hat sich die Erinnerung an deutsches Besitzthum in diesem Gebiete erhalten. Die Ruine Wachsenstein, sowie der Cepichsee selber und manches Stück Land in seinem Bereiche, gehören nämlich heute abermals einem Repräsentanten des deutschen Hochadels — dem Fürsten Auersperg.

Wir haben uns lange auf der Höhe von Pedena aufgehalten und müssen nun in das Tiefbecken hinab. Den See erreichen wir bei dem Dorfe Cepich, dessen gleichnamiges Schloß spurlos vom Erdboden verschwunden ist. Die Häuser des Dorfes liegen auf einem Hügel, wo mancher schöne Baum schattet. Man kann also auch hier rasten und auf den See, der uns knapp zu Füßen liegt, hinabblicken; leider verliert das Wasserbecken in solcher Nähe ganz erheblich, und vollends vermissen wird man jene wirkungsvollen Halbtöne, welche den Binnensee aus größerer Entfernung zu einem reizenden Landschaftsbilde gestalten. Wir passiren das Dorf und verfolgen die dammartige Straße, die nordwärts ins Thal der Bogliunschitza führt. Ueber eine Stunde bleiben die saftigen Weideplätze zur Rechten und wenn das Auge durch längere Zeit das frische Grün auf sich hat wirken lassen, erscheinen die Felsen des Monte Maggiore dahinter von fast blendender Weiße. In Wahrheit aber ist dort im Hintergrunde alles grau; grau ist die ansteigende Terrasse, grau der Fuß des gewaltigen Felsenberges, grau

In diese Gegenden aber verirrt sich selten ein Wanderer aus dem Norden. Für ihn existiren höchstens die westlichen Küstenstädte, oder Pola, dann geht es weiter nach dem Süden. Andere klettern vielleicht von Volosca oder Castua den Monte Maggiore — den »König der istrischen Berge« — empor und nehmen ein großartiges Panorama, wie man es selbst in den Alpen von ähnlicher Pracht nicht findet, mit, vergessen aber das Detail, die sonnigen, menschenleeren Thäler, die grünen Triften, die waldfreien Plateaux mit ihren stillen Weilern. Gerade diese Einzelbilder aber geben dem Ganzen

Uferfelsen bei der Punta Nigra.

einen unbeschreiblichen Reiz und bleiben länger im Gedächtnisse haften, als das farbige Gesammtgemälde, der »plastische Eindruck in Bausch und Bogen«.

Freilich kann auch eine Wanderung durch ostistrische Gefilde langwierig und ermüdend werden. Das Arsa-Thal seiner ganzen Länge nach zu durchstreifen, dürfte beispielsweise nicht Jedermanns Sache sein. Es geht stundenlang auf elendem Karrenwege längs des Flusses, den keine Niederlassungen säumen. Bei einsamen Mühlen halten wir Rast und suchen mit Wonne die grünen Buschflecken, welche den Abhängen das Aussehen eines Tigerfelles geben. Zu förmlichen Wäldern versteigt sich hier die Vegetation kaum, öfter wohl weiter landeinwärts; es sind aber selten etwas anders als schüttere Eichenhaine, von der Art, wie wir sie von unserer Tour

Terſato. 12

auf der istrianischen Bahn her kennen .... Ueberraschender als Baumschatten und Kronenrauschen sind für den Wanderer die deutschen Ortsnamen, denen er im Verlaufe seiner Tour begegnet. Da ist zunächst Sumberg (oder Schomberg), ein Ort mit längst verfallenem Schlosse, in welchem einst ein deutscher Gaugraf und Lehensherr der istrischen Grafschaft hauste. Sumberg liegt fast knapp am nördlichen Eingange zum Asarthale, auf mäßig erhöhter Thalstufe. Wenn man nach dem heutigen Besitzer der Schloßtrümmer frägt, so wird Einem der Name eines Bauern — Satte — genannt. Der Bauer ist also Herr geworden und die Erinnerung an die harte Feudalzeit längst verwischt.

Von Sumberg aus wird uns das Wandern leichter. Wir ersteigen die Anhöhe und nehmen im Dörfchen einen Wagen, der uns auf der alten Poststraße nach dem malerisch gelegenen Bergstädtchen Pedena hinüberbringt. Waldparcellen, namentlich aber frische, weitausgedehnte Wiesen — eine erquickende Oase in diesen Karstlandschaften — nehmen uns vorerst auf, und dann geht's steil hinan, bis unter den Felsvorsprung, der die Südmauer des romantischen Städtchens emporhebt. Romantisch ist in der That Alles, was wir hier antreffen. Das Stadtthor zeigt noch immer den Marcuslöwen, aber arg von Gebüsch umwuchert; davor schattet eine stattliche Baumkrone und auf den Steinbänken darunter ist gut ruhen. Die Stadt selber ist in einem mittelalterlichen Mauerring eingeschnürt und im Innern voller Schutt; ja, manche Häuser sind gänzlich verlassen und über die rostbraunen Trümmer wuchert Buschwerk.

Einst war Pedena berühmt als erster Bischofssitz in Istrien, der schon durch Constantin gegründet worden sein soll — also vor mehr als 1550 Jahren! Erster Bischof war jener hochgefeierte Nationalpatron St. Hermagora, der in der Kirche von Pedena seine Ruhestätte gefunden hat. Dort werden seine sterblichen Reste noch immer als hochgehaltene Reliquie verehrt — sonst aber haben die Bewohner nichts von ihren alten Erinnerungen gerettet. Für den Wanderer aber hat das ruinenhafte Städtchen seinen besondern Reiz. Auch läßt sich leicht denken, daß demselben einst nicht all zu leicht beizukommen war, und daß mancher Uskokensturm an den festen Mauern, zumal im Süden, wo der Fels abtaucht, zerschellte.

In diese Gegenden aber verirrt sich selten ein Wanderer aus dem Norden. Für ihn existiren höchstens die westlichen Küstenstädte, oder Pola, dann geht es weiter nach dem Süden. Andere klettern vielleicht von Volosca oder Castua den Monte Maggiore — den »König der istrischen Berge« — empor und nehmen ein großartiges Panorama, wie man es selbst in den Alpen von ähnlicher Pracht nicht findet, mit, vergessen aber das Detail, die sonnigen, menschenleeren Thäler, die grünen Triften, die waldfreien Plateaux mit ihren stillen Weilern. Gerade diese Einzelbilder aber geben dem Ganzen

Uferfelsen bei der Punta Nigra.

einen unbeschreiblichen Reiz und bleiben länger im Gedächtnisse haften, als das farbige Gesammtgemälde, der »plastische Eindruck in Bausch und Bogen«.

Freilich kann auch eine Wanderung durch ostistrische Gefilde langwierig und ermüdend werden. Das Arsa-Thal seiner ganzen Länge nach zu durchstreifen, dürfte beispielsweise nicht Jedermanns Sache sein. Es geht stundenlang auf elendem Karrenwege längs des Flusses, den keine Niederlassungen säumen. Bei einsamen Mühlen halten wir Rast und suchen mit Wonne die grünen Buschflecken, welche den Abhängen das Aussehen eines Tigerfelles geben. Zu förmlichen Wäldern versteigt sich hier die Vegetation kaum, öfter wohl weiter landeinwärts; es sind aber selten etwas anders als schüttere Eichenhaine, von der Art, wie wir sie von unserer Tour

Terſato. 12

auf der istrianischen Bahn her kennen .... Ueberraschender als Baumschatten und Kronenrauschen sind für den Wanderer die deutschen Ortsnamen, denen er im Verlaufe seiner Tour begegnet. Da ist zunächst Sumberg (oder Schomberg), ein Ort mit längst verfallenem Schlosse, in welchem einst ein deutscher Gaugraf und Lehensherr der istrischen Grafschaft hauste. Sumberg liegt fast knapp am nördlichen Eingange zum Asarthale, auf mäßig erhöhter Thalstufe. Wenn man nach dem heutigen Besitzer der Schloßtrümmer frägt, so wird Einem der Name eines Bauern — Satte — genannt. Der Bauer ist also Herr geworden und die Erinnerung an die harte Feudalzeit längst verwischt.

Von Sumberg aus wird uns das Wandern leichter. Wir ersteigen die Anhöhe und nehmen im Dörfchen einen Wagen, der uns auf der alten Poststraße nach dem malerisch gelegenen Bergstädtchen Pedena hinüberbringt. Waldparcellen, namentlich aber frische, weitausgedehnte Wiesen — eine erquickende Oase in diesen Karstlandschaften — nehmen uns vorerst auf, und dann geht's steil hinan, bis unter den Felsvorsprung, der die Südmauer des romantischen Städtchens emporhebt. Romantisch ist in der That Alles, was wir hier antreffen. Das Stadtthor zeigt noch immer den Marcuslöwen, aber arg von Gebüsch umwuchert; davor schattet eine stattliche Baumkrone und auf den Steinbänken darunter ist gut ruhen. Die Stadt selber ist in einem mittelalterlichen Mauerring eingeschnürt und im Innern voller Schutt; ja, manche Häuser sind gänzlich verlassen und über die rostbraunen Trümmer wuchert Buschwerk.

Einst war Pedena berühmt als erster Bischofssitz in Istrien, der schon durch Constantin gegründet worden sein soll — also vor mehr als 1550 Jahren! Erster Bischof war jener hochgefeierte Nationalpatron St. Hermagora, der in der Kirche von Pedena seine Ruhestätte gefunden hat. Dort werden seine sterblichen Reste noch immer als hochgehaltene Reliquie verehrt — sonst aber haben die Bewohner nichts von ihren alten Erinnerungen gerettet. Für den Wanderer aber hat das ruinenhafte Städtchen seinen besondern Reiz. Auch läßt sich leicht denken, daß demselben einst nicht all zu leicht beizukommen war, und daß mancher Uskokensturm an den festen Mauern, zumal im Süden, wo der Fels abtaucht, zerschellte.

Als finstere, trotzige Warte nimmt sich der Ort namentlich von Südosten aus, von wo wir ihn zuerst sahen.

Was Pedena in zweiter Linie interessant macht, das ist die unvergleichliche Fernsicht, die man von der Stadthöhe aus genießt. Mittelpunkt des Bildes ist die rings von Bergen umschlossene, weitläufige Einsenkung im Osten, deren südöstlichen Winkel ein liebliches blaugrünes Wasserbecken einnimmt. Das ist der Cepich-See. Sein Hintergrund ist graue, nackte Steilwand, eine Rippe des gewaltigen Monte Maggiore, der mit seinem Doppelgipfel im Nordosten ins Bild hereinragt. Der Nordrand des Sees ist grüne, herrliche Trift, von einem Flüßchen — der Bogliunschitza — durchädert. Auch diese Wasserader hat mitunter die grüne Farbe der Wiesen und Weideplätze, wenn sie die Hochfluthen durch die Niederung wälzt und den gewöhnlich ungemein seichten und verschlammten See speist. Ob der See wirklich das Sammelbecken für die Arsa (mit unterirdischem Abfluß) ist, als welcher er von Manchen angenommen wird, bedarf noch der näheren Untersuchung. Die Niveauverhältnisse bestätigen eine solche Annahme keineswegs, ganz abgesehen davon, daß die eigentlichen und wahren Arsaquellen in den Gebirgen westlich des Sees, bei Pedena und Galignano, und nördlicher hinauf, liegen.

Wenn man in später Nachmittagstunde auf der Höhe von Pedena steht, dann hat die ganze Landschaft wunderbaren Reiz. Wer durch den Quarnero, speciell durch den Canale di Farasina, steuert, der würde die Existenz eines grünen, heiteren Seebildes in einer Entfernung von höchstens einer deutschen Meile hinter dem Küstenrande nimmer vermuthen. Der Contrast, der zwischen dem blaugrünen See, den saftigen Wiesengründen und der dürren Bergumrahmung im Hintergrunde besteht, ist ganz besonders effectvoll. Wenn auf diesen, wie in unserem Falle, das volle Sonnenlicht oder die abendliche Purpurgluth liegt, dann lohen diese Zacken und die massigen Gipfel des Monte Maggiore wie Fackeln in der trüben Luft. Der Monte Sissol — die Felsrippe unmittelbar im Hintergrunde des Sees — wirft überdies seine breiten Reflexlichter auf einen Kranz von Ortschaften, die zwischen Gebirg und See kleben. Dort ragt auch, auf der Lehne gerade über dem See, die Ruine Wachsenstein, ein alter Feudalsitz, an welchen

es vor Alters im Bereiche des Sees keinen Mangel gab. Auch im Süden des Sees, dort, wo die Ortschaft Chersano von mäßiger Höhe freundlich herabsieht, liegen die Trümmer eines solchen Schlosses. Sicher wurden diese Burgen von den Uskoken und anderen Slaven zu Zeiten hart bedrängt, als jene noch trotzig auf dem Nacken des Volkes saßen; ein inniger Contact zwischen diesen und den deutschen Edlen hat, wie wir ja zur Genüge wissen, eben nie bestanden. Die Fremden waren nie beliebt und verstanden es auch nicht, ihre Herrschaftsrechte den landesüblichen Verhältnissen anzubequemen.

Das deutsche Feudalwesen ward dem slavischen Istrien künstlich aufgepfropft und trug dieser Art den Keim des Zerfalls in sich, ganz abgesehen von den verhängnißvollen Parteifehden und dem unausgesetzten Familienhader, Uebelstände, die von einem dritten — dem Egoismus der einzelnen Lehensherren — vielleicht noch überboten wurden .... Nur auf historischem Umwege hat sich die Erinnerung an deutsches Besitzthum in diesem Gebiete erhalten. Die Ruine Wachsenstein, sowie der Cepichsee selber und manches Stück Land in seinem Bereiche, gehören nämlich heute abermals einem Repräsentanten des deutschen Hochadels — dem Fürsten Auersperg.

Wir haben uns lange auf der Höhe von Pedena aufgehalten und müssen nun in das Tiefbecken hinab. Den See erreichen wir bei dem Dorfe Cepich, dessen gleichnamiges Schloß spurlos vom Erdboden verschwunden ist. Die Häuser des Dorfes liegen auf einem Hügel, wo mancher schöne Baum schattet. Man kann also auch hier rasten und auf den See, der uns knapp zu Füßen liegt, hinabblicken; leider verliert das Wasserbecken in solcher Nähe ganz erheblich, und vollends vermissen wird man jene wirkungsvollen Halbtöne, welche den Binnensee aus größerer Entfernung zu einem reizenden Landschaftsbilde gestalten. Wir passiren das Dorf und verfolgen die dammartige Straße, die nordwärts ins Thal der Boglunschitza führt. Ueber eine Stunde bleiben die saftigen Weideplätze zur Rechten und wenn das Auge durch längere Zeit das frische Grün auf sich hat wirken lassen, erscheinen die Felsen des Monte Maggiore dahinter von fast blendender Weiße. In Wahrheit aber ist dort im Hintergrunde alles grau; grau ist die ansteigende Terrasse, grau der Fuß des gewaltigen Felsenberges, grau

sein hochragender Doppelscheitel und ebenso grau fast das Stück Himmel, das sich darüber spannt.

Wer also vom Monte Maggiore ein möglichst vortheilhaftes Bild gewinnen will, muß tiefer ins Thal der Boglinnschitza hinein, wo der Fluß brausend aus der engen Klamm hervorbricht. Ein grünes Wasserbad in der Tiefe und zwischen den Uferfelsen weiße Sturzbäche, die niedergleiten; die Luft ist von köstlicher Frische und wirkt auf den, der aus der Cepichniederung kommt, wahrhaft erquickend. Das Dorf aber — Susgnewitza — das am Wege liegt und in das man nach Querung des Gebirgsflüßchens eintritt, ist minder bezaubernd. Die Leute sehen ungemein verwahrlost aus und selbst die Gewißheit, daß wir es hier mit Abkömmlingen römischer Colonisten zu thun haben, läßt sie in unseren Augen keine Gnade finden. Das verschollene Römerthum scheint übrigens den biederen Bewohnern selber wenig zu imponiren, da sie es grundsätzlich verschmähen, ihre Muttersprache — ein verdorbenes Latein mit italienischen Zusätzen — zu sprechen, sobald ein Fremder in ihrer Mitte sich befindet. Malerisches findet man hier nichts, die Tracht der Frauen etwa ausgenommen, die ein Tuch turbanartig um den Kopf schlingen und die schönen braunen Haare stellenweise hervorquellen lassen, als dränge der üppige Haarwuchs durch die enge Hülle.

Bei Susgnewitza hat man den Monte Maggiore gerade vor sich. Wer von Süden kommt, besucht vor dem Aufstiege noch das gegenüberliegende fürstlich Auersperg'sche Schloß Bellay, von dessen Fenstern, namentlich im Morgenlichte, der vorliegende Felsberg wie verklärt aus den färbigen Nebeln taucht. Dann spielt, lange bevor noch das Licht in das Thal herabfluthet, der Sonnenzauber um den hohen kahlen Scheitel und übertüncht die todte Masse mit dem reinsten funkelnden Golde. Zuerst erglüht die höchste Spitze wie ein Karfunkel, dann der ganze Sockel von Villa Monte aufwärts, zuletzt die gesammte Bergmasse mit ihren Wänden und Spalten und den langgestreckten Terrassen, die sich gegen die See hinabstufen.

Wir haben den ersten Anstieg hinter uns und sehen von Villa Monte aus auf den Spiegel des Meeres, das in ungetrübter Bläue heraufleuchtet. Nichts Schöneres als dieser erste Anblick des Quarnero! Wahrhaft bezaubernd ist das große Seebecken im Südosten, wo die spiegelglatte Fluth

mit ihren vibrirenden Silberstreifen tief zwischen die Inseln Cherso und Veglia hineingreift und von schön geschwungenen Berglinien eingerahmt ist. Das ist der gefürchtete Quarnero nicht, von dem es anderwärts heißt, er sei eine heimtückische See, die alljährlich ihre Opfer fordere. Die sogenannten Schrecken des Quarnero sind überhaupt eine Fabel, die ein Tourist dem andern nachzuplappern pflegt und welche dieses liebliche Becken bei den Binnenländlern in üblen Ruf gebracht hat. Zwar die Bora, welche zu Zeiten namentlich heftig von Zengg her — also von Osten — über Veglia hinwegbraust und meist mit voller Wucht an die Ostküste von Cherso anprallt: diese Bora, mit ihren jähen Sturmstößen, kann dem sorglosen Schiffer gefährlich werden. Wie belebend aber wirkt sie in heißen Sommertagen, wenn der Sciroccodunst bis zur Unerträglichkeit auf Land und Wasser tagelang gebrütet hat! In wenigen Stunden ist alles rein gefegt. Der Himmel wird tiefblau, das Meer nimmt den Farbton des reinsten Ultramarin an und alle Berge und Höhen scheinen in schärfere Linien geschwellt.

Nach so einer energischen Luftreinigung mag man am besten bei Villa Monte weilen. Großartiger aber gestaltet sich diese kleine Welt vom Scheitel des Monte Maggiore selber, dessen Ersteigung nicht ganz mühelos ist. Wahrhaft deprimirend wirkt übrigens die vollkommene Sterilität und Nacktheit des Felsberges. Stundenlang nichts als grauer todter Stein; kein Halm, kein Zweig, kein Blümchen: Alles Leben ist hier erstarrt. Die Felsen aber geben Leben von sich, wenn sie im Sturmanpralle melodisch erklingen. Freilich heißt es dann festen Fußes vorwärts schreiten und auf den beschwerlichen Pfad Acht haben. Endlich aber ist das Schwerste überwunden und von der Kammhöhe in mehr als 1400 Meter Seehöhe überblicken wir ein Naturgemälde von großartiger Weite des Horizonts. Ganz Istrien, deutlich seiner eigenthümlichen keilartigen Form nach zu erkennen, liegt uns zu Füßen. Seine Küsten, ab und zu im Purpurnebel oder Sonnendampf verschwimmend, sehen wir von Städten, Märkten, Dörfern, Villen und Kirchen gesäumt, seine Gestadehöhen von Lorbeer- und Olivenhainen beschattet, seine nördlichen Thäler von Wäldern erfüllt. Städte, auf Kegelbergen gelegen, nehmen sich wie Hochwarten aus, die weites Land

beherrschen. Schön ist namentlich das Land zu Füßen der starren Felsmauer, welche den öden, dürren Tschitschenboden über die tieferen Gebiete der Halbinsel emporhebt. Schön ist ferner das buchtenreiche Südende, wo Medolino und Pomer in sonnigen Canälen versteckt liegen und das weite Rund des Poleser Hafens von den Brionischen Inseln wie mit einem natürlichen Damm abgeschlossen erscheint. Am schönsten aber und zugleich

Fischerhütte im Quarnero.

am imposantesten gestaltet sich der Fiumaner Golf mit dem kroatischen Karst im Hintergrunde und der Schnur heller Uferstädte von Volosca angefangen bis in den Winkel hinein, wo der Meerescanal von Mal Tempo das Festland von der Insel Veglia scheidet. Auf diesem Bilde liegt fast so viel Farbe, wie auf jenem des neapolitanischen Golfes. Großartiger aber ist das weite Golfrund jedenfalls hier am »liburnischen Gestade«, wenn auch die imposante Staffage des Vesuv fehlt. An Neapel mag auch das liebliche Abbazia erinnern, das uns fast zu Füßen, in den nordwestlichen Winkel

des Golfes hineingerückt und im üppigsten Gartengrün versteckt in den Blick tritt. Selbst die nackten Höhen, welche das hohe Plateau landeinwärts überragen und deren Fuß theilweise von Wald umgürtet erscheint, wirken nicht störend. Sie vervollständigen dieses imposante Naturgemälde, welches kein Maler der Welt wiederzugeben vermöchte.

Vom Gipfel des Monte Maggiore nehmen wir Eindrücke mit, die uns im Vorhinein ein lebendigeres Interesse für den Quarnero sichern. In der Nähe wird Manches noch viel hübscher, viel stimmungsvoller, wenn auch das Ganze ergreifender sein mag, und die Phantasie dauernd erregt. Schon von der Scheitelhöhe des Felsberges haben wir eine Schnur von Küstenpunkten überblickt, die vom Canale di Farasina bis Fiume das sonnige Gestade säumten. Diese Punkte sind: ziemlich weit im Süden Fianona, noch landeinwärts gelegener und mit dem Meer durch einen langgestreckten Canal in Verbindung stehend; weiter folgen gegen Norden Moschienitza, Lovrona, darüber hinaus Ika, Abbazia, Volosca und zuletzt Fiume. Moschienitza und Ika sind Lloydstationen, aber der Besuch von der See her ist nicht lohnend. Dagegen bietet ganz Istrien keine reizvollere Wagentour, gleich jener auf der Poststraße längs des Gestades, knapp über dem Meere, die ganze lange Strecke von Moschienitza bis Fiume. Freilich ist der Abstieg von Villa Monte nach dem Ausgangspunkte dieser Fahrtour (durch die Dragaschlucht) eine harte Aufgabe. Sie läßt sich aber überwinden, um so wanderfreudiger,

Karsttrichter auf Cherso.

da man das Meer, das zwischen den Thalwänden des Abstieges sich weit draußen quer vorlegt, nie aus den Augen verliert. Wenn an heißem Sommertage die Bora durch den Spalt hereinweht, dann um so besser.

Endlich hören wir das Rauschen der Brandung; wir erreichen die Poststraße eine halbe Stunde nördlich von Moschienitza und müssen also dorthin zurück, um das nothwendige Gefährt aufzutreiben. Später legen wir die Strecke im Schatten der Gestadehöhe zurück, während auf dem kroatischen Ufer die Sonne noch in breiten Bändern liegt und die Hafeneinbuchtungen von Porto Ré und Buccari mit goldigem Dampfe füllt. In der Mitte des Quarnero schweben einige Segel, weiß leuchtend oder phantastisch bemalt, je nachdem eine istrische oder chiozzotische Barke sie trägt. Es geht an Fischerhütten vorüber, die so tief liegen, daß die Brandung fast bis zum Herdfeuer heraufreicht. Hohe, schiefgeneigte Leitern, mit Spähern darauf (siehe die Titelvignette dieses Capitels) verrathen uns, daß die Thunfischer bei der Arbeit sind. Die Thunfische finden sich nämlich ungemein zahlreich in den Buchten ein. Die Züge finden oft in drei, vier Reihen übereinander statt und zur Signalisirung des Zuges sind eben jene Späher bestellt. Sie geben von ihren hohen Leitern das Zeichen zum Auswerfen der schneckenförmig gebogenen Netze und die Beute ist immer von Belang.

Endlich treten wir in den Lorbeerschatten von Abbazia und athmen balsamische Düfte ein. Man hat diesen reizenden Fleck Erde das »Nizza Oesterreichs« genannt; der Vergleich ist nicht zutreffend, sofern man blos das landschaftliche Moment vor Augen hat. Nizza stellt sich zu Abbazia etwa wie eine herausgeputzte stolze Salonkönigin oder Modedame zu einem — reizenden, anmuthigen Landmädchen. Dort die aufdringliche Fashion, welche jeden Naturgenuß verkümmert — hier die idyllische Einsamkeit, wo der Schlag der Nachtigall nicht profanirt wird durch das Drommetengeschmetter einer verehrlichten Curkapelle. Abbazia ist gleichwohl kein Stiefkind, wenn es auch vorwiegend mit wilden Reizen prunkt. Was hier die Hand des Künstlers geschaffen, ist nebensächlich. Hauptschmuck bleibt, was die Natur in ihrem wilden, heißen Triebe hervorgebracht hat. Wie sich hier das künstlerische Auge erquicken kann, wird man inne, wenn man unter eines der immergrünen Laubdächer tritt und so einen Theil des Fiumaner Golfes

in üppiges Blätterwerk, wie in einen Rahmen gefaßt sieht. Der weiße Streifen im Hintergrunde ist Fiume; blauer Himmel bricht in azurnen Flecken zwischen den Aesten hindurch, so daß diese scharfe Silhouetten zeigen. Der weite Mittelgrund ist glatte Wasserfläche mit vereinzelten Segeln darauf .... Ob es im Golfe von Neapel schöner ist? ....

Wir kommen in der Folge nach Volosca, dem rührigen Schiffer- und Fischerstädtchen, und blicken zur Anhöhe hinauf, wo hinter Fels und Buschwerk Castua — das man aber von hier aus nicht sieht — liegt. Das Städtchen hat noch alte Mauern und eine römische Wasserleitung. Schöner aber ist der Wald, der alles Land im Norden erfüllt und in vereinzelten Parcellen das Ufergehänge schmückt, so daß der Schienenweg, der oberhalb der Straße zwischen den Felsspalten vorwärts kriecht, streckenweise im Schatten herrlicher Laubkronen liegt. Auch von jener Schienenstraße öffnen sich köstliche Durchblicke übers Meer zur gegenüberliegenden istrischen Küste, die wir eben verlassen haben. Straße und Bahn convergiren zu einander und erreichen sich endlich kurz vor Fiume, dem aufstrebenden, zweitgrößten Emporium Oesterreich-Ungarns an der Adria.

Ehe wir uns mit Fiume selber beschäftigen, erscheint es nothwendig, uns ein wenig mit den physikalischen Verhältnissen des Quarneros vertraut zu machen. Fachmännisch ist dieser Gegenstand längst erschöpft und namentlich von J. R. Lorenz interessant und gründlich behandelt worden. Indeß ist der Stoff für den Laien keineswegs übermäßig spröde und was ihm mundgerecht gemacht wird, muß auch sein Interesse erwecken. Es ist ein Commentar, ein Schlüssel zu den verschiedenartigen Erscheinungen, der dem Wanderer mitgegeben wird. Natürlich ist es das Land, das zunächst seine Neugierde wachruft. Man hat da ein merkwürdiges Stück Küstenland vor sich. Sieht man vom Meere aus nach Osten, also dorthin, wo die kroatische Karstbahn in kühnen Serpentinen die Uferhöhen hinanklettert, so gewahrt man deutlich die Terrassen, welche zu dem Plateau emporsteigen. Höhe und Ausdehnung der Stufen sind verschieden und eben so mannigfaltig ist die Pflanzendecke, die sie überkleidet. Die unterste Stufe hat immergrüne Vegetation, höher folgt Laubwald, zuletzt dunkler Tannicht. Zwischen der untersten und mittleren Stufe erstreckt sich eine fast geschlossene Reihe von Thälern

und Mulden, welche im Nordwesten mit der Thalspalte der Rečina beginnt, mit der Dragamulde und der Senkung des Buccaraner Hafenbeckens fortsetzt und schließlich mit dem langgestreckten Vinodol (Weinthal) in der Richtung gegen Novi endet. Merkwürdig für den, mit Karstgegenden weniger vertrauten Wanderer ist die mittlere Stufe mit ihrem Gewirr steiler Rücken, spitzer Kegel und Zacken, den weiten trümmerbesäeten Steinflächen, in die zahlreiche kleine aber tiefe Karsttrichter eingesenkt sind .... Das ganze Gebiet ist unter dem Namen des »liburnischen Küstenkarstes« bekannt. Er ist fast ganz entwaldet, von den Borastürmen stellenweise wie rein gefegt, von den Regengüssen glatt gescheuert. Das Ganze ist von Gipfeln überragt, welche bis auf 6000 Fuß aufragen und dem Bilde einen imposanten Hintergrund verleihen. Die außerordentliche und mannigfaltige Zerklüftung der obersten Schichten, die auf großen Strecken ein wahres Trümmerchaos bilden, läßt die Schichtenlage nur schwer erkennen. Immerhin verräth die Oberfläche selber, wie jene geartet ist. Wo nämlich die Schichten mit ihren Stirnflächen zu Tage treten, erscheint die Oberfläche klippenartig zerklüftet, da die Schichtenköpfe pyramidenartig aufstreben. Trümmersturz findet sich wohl auch hier, doch ist daselbst diese Art von Karstlandschaft nicht typisch. Sie wird es dort — auf den entgegengesetzten Abhängen — wo die Schichten mit der Richtung der Böschung laufen, und deren oberste durch Berstung in ein Trümmerfeld aufgelöst erscheint. Oft reicht diese Zertrümmerung bis zur zweiten oder dritten Schichte hinab und die Blöcke sind lose übereinander gethürmt, so daß jeder Wassertropfen einsickert und der landschaftliche Charakter demnach ein ganz besonders wüster und trostloser wird. Erwähnen wir noch, daß nur auf »rechtsinnigen« Abhängen, also dort, wo die Schichten parallel zur Oberfläche des Bodens laufen, Einstürze möglich sind, so haben wir auch die Entstehungsursachen der Trichter oder sogenannten »Dolinen« zur Hand. Man sieht scharfkantige Ränder und die untereinanderliegenden Schichtenköpfe, hat also im Kleinen ein Bild von der »widersinnigen« Lagerung, die ja gerade durch derlei vortretende Schichtenköpfe charakterisirt ist. Einer der merkwürdigsten und größten dieser Trichter ist der hier abgebildete (Seite 185) Dirupo di Smergo an der Nordküste von Cherso, dessen Umfang circa zwölfhundert Meter

beträgt; seine Tiefe von der höchsten Randstelle mißt etwa fünfundsiebzig Meter. Auf dem Festlande ist die interessanteste und größte solcher Vertiefungen jene von Ponikve, nördlich von Buccari. Sie hat den Umfang von 2500 Meter und auf ihrem Grunde liegt ein ganzes Dorf. Die Bahn führt hart an diesem kolossalen Trichter vorbei, indem sie ihm mittelst einer großen Curve ausweicht.

Wie man weiß, haben die Karsthöhen selten Quellen und Bäche. Auf dem liburnischen Plateau versickern selbst beträchtliche Niederschlagsmengen spurlos. Selbst das Abschmelzen einer meist mächtigen siebenmonatlichen Schneedecke ändert an der Sache nichts, denn nur wenige Schneelöcher bleiben über den Sommer gefüllt. Dagegen ist der lange Sandsteinstreifen im Grunde der früher genannten Thäler ein quellenführendes Gebiet. Die unterste Gehängstufe des liburnischen Karstes entbehrt gleichfalls, und zwar bis unmittelbar zum Meeressaume, der Quellen. Da aber am Ufer neuerdings eine Sandsteinschichte unter dem Kalke hervortritt, so genügt dies, um auf einer Länge von mehr als sechs Meilen am Meeresufer hin zahlreiche Quellen herauszuleiten. Angenommen wird, daß diese Quellen ein Sammelgebiet auf dem Platean in einer durchschnittlichen Höhe von 3500 Fuß haben, da sie nur nach größeren, auf jenem Plateau stattfindenden Niederschlägen anschwellen, während die am Küstensaume niedergehenden Regen nicht den geringsten Einfluß auf das Wasserquantum jener Quellen ausüben.

Immerhin ist es eine auffallende Erscheinung, daß diese Quellen, trotz der reichlichen jährlichen Niederschläge, in ihrer Gesammtheit eine verhältnißmäßig geringe Wassermenge repräsentiren. Man erhält über diesen Punkt Aufklärung, wenn man erfährt, daß ein großes Quantum des auf den Höhen versickernden und durch unterirdisches Canalsystem des Höhlenkarstes dem Meere zuströmenden Wassers nicht oberirdisch, sondern unterirdisch, das heißt *submarin*, in das Meer tritt. So strömt beispielsweise unweit von Moschienizza aus einer Spalte des Meeresgrundes eine Quelle hervor, die nach ausgiebigen Regengüssen ein solches Wasserquantum führt, daß das Meer mächtig aufwallt und eine Barke die Strecke ungefährdet nicht passiren kann.

Im Gegensatze zu dem Quellenreichthum des liburnischen Karstes in seinen unteren Regionen ist dieses Landgebiet arm an fließenden Gewässern. Der einzige Fluß ist die Recina. Sie hat, den Bach Suschitza ausgenommen, keine nennenswerthen Zuflüsse, nimmt aber kurz vor ihrer Mündung einen bedeutenden Grottenbach auf. Von dieser Quelle an erhielt der Fluß den Namen Fiumara, und von hier an ist sein Flußbett nie trocken. Die Wassermenge, welche die Recina jährlich ins Meer führt, beträgt beiläufig 303 Millionen Kubikklafter; an seinem Sand und Schlick werden jährlich bei 600.000 Centner ins Meer getragen.

Was die klimatischen Verhältnisse des Quarnerogebietes anbetrifft, entnehmen wir Daten hierüber einer Fachschrift, welche aus Anlaß der XIV. Versammlung ungarischer Aerzte und Naturforscher in Fiume herausgegeben wurde. Diese Angaben sind sehr lehrreich und zeigen im Großen und Ganzen, wie sehr das fragliche Gebiet, namentlich soweit die untere Küstenstufe in Betracht kommt, von der Natur begünstigt ist. Im Ganzen lassen sich im Karstgehänge drei klimatische Stufen unterscheiden. Die unterste hat höchst selten Schneefall; die Schneedecke dauert nie länger als einige Stunden und fehlt in den meisten Wintern ganz; die nächtliche Abkühlung der Luft ist unbedeutend, die Regen sind selten, nur im Frühjahre und Herbste etwas heftig. Der Frühling beginnt hier schon im letzten Drittel des Februar, der Sommer längstens Mitte Mai, der Herbst im October, der Winter mit Ende November, so daß der Sommer fast die Hälfte des Jahres einnimmt. Diese klimatischen Verhältnisse reichen von der Seeküste bis auf die untersten gegen Süden abdachenden Höhen der zweiten Gehängestufe; die unterste klimatische Stufe fällt also nahezu mit der untersten geographischen zusammen .... Die mittlere klimatische Zone des Gehänges erstreckt sich bis nahe an das Plateau, so daß für die dritte nur ein schmaler Streifen übrig bleibt. Das Klima dieser zweiten Zone wird schon etwas rauher; im Winter fällt häufig Schnee, nicht selten bis zum März; er bleibt aber nur wenige Tage liegen und bildet nur stellenweise eine zusammenhängende Decke oder dichtere Verwehungen. Die nächtliche Ab-[illegible]hlung der Luft ist nur gering. Regen fällt kaum häufiger als an der [illegible]eküste, Nebel tritt fast gar nicht auf. Der Frühling beginnt durchschnitt-

lich um die Mitte März, der Sommer Ende Mai, der Herbst gegen Ende September, der Winter gegen Ende November; der Sommer aber zeichnet sich in Folge der Nacktheit des Gesteins durch weit größere Hitze aus und erreicht fast die Temperatur der untersten Stufe .... Die oberste klimatische Zone zieht sich als klimatische Uebergangsstufe bis an den Rand des Plateaus hinauf. Während einerseits der häufige Schneefall im Winter, die durch drei bis vier Monate anhaltende Schneedecke, die rasche Abkühlung der Luft am Abend (auch im Sommer), die Nebelzüge, die häufigen aber wenig ausgiebigen Regen den Einfluß des benachbarten Plateaus verrathen, tritt andererseits in der noch immer sehr bedeutenden Sommerwärme eine Wirkung der von den unteren Zonen aufsteigenden stark erhitzten Luftsäulen hervor. Der Frühling macht sich hier erst im April entscheidend geltend, der Sommer Ende Mai, der Herbst schon Anfangs September, der Winter in den ersten Tagen des November. Alle drei Stufen haben einen verhältnißmäßig sehr frühen Anfang und eine sehr hohe Temperatur des Sommers, große Trockenheit und zu allen Jahreszeiten rasche Erwärmung der Luft bei heiterem Himmel.

Wer die Vegetationsverhältnisse des Fiumaner Gehänges kennen lernen will, ohne die Sache fachmännisch anzufassen, der thut am Besten, mittelst Bahn auf kroatischer Seite eine Spazierfahrt bis zur Station Plase zu machen. Die Tour an sich ist reizend und reich an landschaftlicher Abwechslung. Es ist ein förmliches Emporschweben, wie auf Flügeln: bald über grünes Thalland, bald über tiefe Karsttrichter, bald über tiefeinschneidender Bucht, die rauhe Karstwand zwischen Schienenweg und weißgesäumtem Uferrand. Die Bucht — langgestreckt und bis auf ein Einlaßthor fast ganz geschlossen — ist jene von Buccari, einer der schönsten Häfen von Europa. Zwischen Fiume und Buccari liegt aber noch Anderes, was unserer Beachtung werth erscheint, um so mehr, wenn wir oberflächliche Pflanzenstudien machen wollen. Hat man den Tunnel, mittelst welchen die Bahn einen Theil der Stadt unterfährt, hinter sich, so öffnet sich links das Thal der Fiumara. Es hat fast die Enge einer Schlucht; das alte Gemäuer des Schlosses Tersato mit seinem Mantel von Schling- und Wucherpflanzen ragt malerisch zur Seite. Des Morgens spielen die Lichter um die alters-

grauen Mauerfluchten, um Thurmzinnen und schattendes Astwerk, indeß in der Tiefe noch matte Dämmerung brütet. Auf dem der Sonne zugekehrten Hange aber verdampft der kaum sichtbare Nebel, welcher die Terrassen umschleiert, die dort ansteigen. Terrassencultur ist dem untersten Küstenhange ganz besonders charakteristisch; am häufigsten kommt sie zwischen Fiume und Castua, dann auch noch zwischen Cerkwenica und Novi vor. Man sieht Feigen- und Mandelbäume in langen Reihen in den Weingärten, die einige Schattenflecke auf den sonnigen Boden breiten.

Aber das fliegt Alles nur so vorüber und wenige Minuten genügen, um uns aus dem Halbdunkel der Fiumeraschlucht auf die fast schattenlose Lehne von Martinschitza hinüberzuführen. Wie leuchtet da das Meer und zerstiebt der Sonnendampf in den kleinen Einbuchtungen! Weiße Häuser hängen darüber; auf den flachen Wellen, die so weich wie Oel auf- und niederwallen, tummeln sich Kähne, und ein Fischerboot, das mit geblähtem Segel dazwischen liegt, nimmt sich so stattlich aus, als wäre es eine Fregatte. Solche Detailbilder sind ganz besonders malerisch und immer interessant, weil keines dem anderen gleicht. Man mag derlei Barken wo immer sehen, immer geben sie ein anderes Bild, entweder durch ihre eigene Gestalt, oder durch die Stellung zu einander, oder durch den wechselnden Hintergrund, durch die Farbe des Meeres, durch Licht oder Schatten, Segelstellung oder Segelform u. s. w. Man wird nie müde, derlei maritime »Genrebilder« zu betrachten. Sie sind das Wechselnde im Dauernden, das Flüchtige im Unwandelbaren. Selbst Sonnenauf- und Niedergänge können monoton werden; nie aber die Staffage auf der an sich doch so einförmigen Meeresfläche.

Bleiben wir vorläufig beim Gegenstande. Oberhalb von Martinschitza wendet die Bahn landeinwärts und wir verlieren das Meer aus den Augen. Dafür ändert sich die Landschaft so rasch und so vollständig, daß man in eine andere Welt sich versetzt meint. Wir sind im Dragathal, also auf Sandsteinboden, und die Vegetation ist bei weitem frischer, als anderwärts. Die saftigen Wiesen mit reicher Blumenzier überraschen eben so sehr, wie die langgestreckten Felderstreifen, die Weinlauben und die herrlichen Gruppen von Oliven- und Feigenbäumen, welche die Gärten schmücken. Das Ganze ist eine üppige Oase mit lebhaftestem Grün. Nur geschlossener

Fiume.

grauen Mauerfluchten, um Thurmzinnen und schattendes Astwerk, indeß in der Tiefe noch matte Dämmerung brütet. Auf dem der Sonne zugekehrten Hange aber verdampft der kaum sichtbare Nebel, welcher die Terrassen umschleiert, die dort ansteigen. Terrassencultur ist dem untersten Küstenhange ganz besonders charakteristisch; am häufigsten kommt sie zwischen Fiume und Castua, dann auch noch zwischen Cerkwenica und Novi vor. Man sieht Feigen- und Mandelbäume in langen Reihen in den Weingärten, die einige Schattenflecke auf den sonnigen Boden breiten.

Aber das fliegt Alles nur so vorüber und wenige Minuten genügen, um uns aus dem Halbdunkel der Fiumeraschlucht auf die fast schattenlose Lehne von Martinschitza hinüberzuführen. Wie leuchtet da das Meer und zerstiebt der Sonnendampf in den kleinen Einbuchtungen! Weiße Häuser hängen darüber; auf den flachen Wellen, die so weich wie Oel auf- und niederwallen, tummeln sich Kähne, und ein Fischerboot, das mit geblähtem Segel dazwischen liegt, nimmt sich so stattlich aus, als wäre es eine Fregatte. Solche Detailbilder sind ganz besonders malerisch und immer interessant, weil keines dem anderen gleicht. Man mag derlei Barken wo immer sehen, immer geben sie ein anderes Bild, entweder durch ihre eigene Gestalt, oder durch die Stellung zu einander, oder durch den wechselnden Hintergrund, durch die Farbe des Meeres, durch Licht oder Schatten, Segelstellung oder Segelform u. s. w. Man wird nie müde, derlei maritime »Genrebilder« zu betrachten. Sie sind das Wechselnde im Dauernden, das Flüchtige im Unwandelbaren. Selbst Sonnenauf- und Niedergänge können monoton werden; nie aber die Staffage auf der an sich doch so einförmigen Meeresfläche.

Bleiben wir vorläufig beim Gegenstande. Oberhalb von Martinschitza wendet die Bahn landeinwärts und wir verlieren das Meer aus den Augen. Dafür ändert sich die Landschaft so rasch und so vollständig, daß man in eine andere Welt sich versetzt meint. Wir sind im Dragathal, also auf Sandsteinboden, und die Vegetation ist bei weitem frischer, als anderwärts. Die saftigen Wiesen mit reicher Blumenzier überraschen eben so sehr, wie die langgestreckten Felderstreifen, die Weinlauben und die herrlichen Gruppen von Oliven- und Feigenbäumen, welche die Gärten schmücken. Das Ganze ist eine üppige Oase mit lebhaftestem Grün. Nur geschlossener

Fiume.

grauen Mauerfluchten, um Thurmzinnen und schattendes Astwerk, indeß in der Tiefe noch matte Dämmerung brütet. Auf dem der Sonne zugekehrten Hange aber verdampft der kaum sichtbare Nebel, welcher die Terrassen umschleiert, die dort ansteigen. Terrassencultur ist dem untersten Küstenhange ganz besonders charakteristisch; am häufigsten kommt sie zwischen Fiume und Castua, dann auch noch zwischen Cerkwenica und Novi vor. Man sieht Feigen- und Mandelbäume in langen Reihen in den Weingärten, die einige Schattenflecke auf den sonnigen Boden breiten.

Aber das fliegt Alles nur so vorüber und wenige Minuten genügen, um uns aus dem Halbdunkel der Fiumeraschlucht auf die fast schattenlose Lehne von Martinschitza hinüberzuführen. Wie leuchtet da das Meer und zerstiebt der Sonnendampf in den kleinen Einbuchtungen! Weiße Häuser hängen darüber; auf den flachen Wellen, die so weich wie Oel auf- und niederwallen, tummeln sich Kähne, und ein Fischerboot, das mit geblähtem Segel dazwischen liegt, nimmt sich so stattlich aus, als wäre es eine Fregatte. Solche Detailbilder sind ganz besonders malerisch und immer interessant, weil keines dem anderen gleicht. Man mag derlei Barken wo immer sehen, immer geben sie ein anderes Bild, entweder durch ihre eigene Gestalt, oder durch die Stellung zu einander, oder durch den wechselnden Hintergrund, durch die Farbe des Meeres, durch Licht oder Schatten, Segelstellung oder Segelform u. s. w. Man wird nie müde, derlei maritime »Genrebilder« zu betrachten. Sie sind das Wechselnde im Dauernden, das Flüchtige im Unwandelbaren. Selbst Sonnenauf- und Niedergänge können monoton werden; nie aber die Staffage auf der an sich doch so einförmigen Meeresfläche.

Bleiben wir vorläufig beim Gegenstande. Oberhalb von Martinschitza wendet die Bahn landeinwärts und wir verlieren das Meer aus den Augen. Dafür ändert sich die Landschaft so rasch und so vollständig, daß man in eine andere Welt sich versetzt meint. Wir sind im Dragathal, also auf Sandsteinboden, und die Vegetation ist bei weitem frischer, als anderwärts. Die saftigen Wiesen mit reicher Blumenzier überraschen eben so sehr, wie die langgestreckten Felderstreifen, die Weinlauben und die herrlichen Gruppen von Oliven- und Feigenbäumen, welche die Gärten schmücken. Das Ganze ist eine üppige Oase mit lebhaftestem Grün. Nur geschlossener

Fiume.

stoßartigen Angriffe des Windes überrascht; kleine Segelbarken können kentern, Ruderboote weit abgetrieben werden. Durch den ungeheuern mechanischen Druck auf die Meeresoberfläche wird sie in kürzester Zeit bewegt; aber die Wellen verlaufen selten nach einer Richtung, sondern taumeln gegeneinander, und erheben sich bis zu acht Fuß Höhe mit schäumenden Spitzen. Der höchste Wellengang bei Borawetter herrscht an der Ostküste von Veglia, also in der Straße Maltempo und im Canale della Morlacca, dann im Canale di Mezzo zwischen Veglia und Cherso, und im Canale di Farasina, zwischen dem istrischen Festlande und dem Nordende der Insel Cherso. Im Bereiche von Fiume ist das Borawetter weniger fühlbar; aber selbst an der Küste, also im Schutze der aufsteigenden Stufen, kann es durch Heftigkeit und Kälte im hohen Grade empfindlich werden.

Dennoch ist das Borawetter lange nicht so lästig, wie der zweite Hauptwind dieses Gebietes, der gleichzeitig einer der herrschenden in der ganzen Adria ist — der Scirocco. Er kündigt sich im Quarnero durch Windstille oder wechselnde leichte Winde aus verschiedenen Strichen bei langsam aufsteigenden Schicht- und Haufenwolken am südlichen und südöstlichen Horizont an. Er bricht nie plötzlich los, wie die Bora, steigert sich nie sehr rasch, geht aber nach kürzerer oder längerer Dauer, im Herbste und Winter fast immer, im Sommer nur bisweilen, in Sturm über und erstirbt allmählich, wenn er nicht plötzlich von der Bora abgelöst wird. Besonders lästig ist der »Scirocco Marzo«, das heißt todte Windstille mit fortdauernder Scirocco-Witterung. Die Temperatur ist hierbei noch höher und schwüler als bei wehendem Scirocco — dem Scirocco Fresco — welch' letzterer von niedrig ziehenden blaugrauen schweren Wolkenmassen begleitet ist, aus denen reichlicher Regen niederströmt. Der Seegang ist in diesem Falle viel bedeutender, als bei Borawetter. Wellen bis zu zehn Fuß Höhe sind selbst im Quarnero nichts Seltenes. Bei beträchtlicher Breite (zwanzig bis dreißig Fuß) nehmen diese Wellen eine Länge von oft über hundert Fuß ein. Daß die Inseln, welche den Quarnero im Süden abschließen, den bei allgemeinem Scirocco auf offener See sehr bedeutenden Wellengang erheblich abschwächen, liegt in der Natur der Sache. Der Scirocco kommt aus Südost, und verliert auf seinem Wege zwischen den zahlreichen Inseln

erheblich an Intensität. Während die Bora erfahrungsgemäß eine bestimmte Dauer hat (drei, neun und fünfzehn Tage), entzieht sich der Scirocco jeder Calculation und ist an keinen Zeitabschnitt gebunden. Wer je seine erschlaffende Wirkung empfunden, wird sicher mit Freude den Moment begrüßt haben, wenn sein Gegner, die Bora, über den matten Gesellen den Sieg davon trug, den Himmel rein fegte und die schweren Dunstmassen auseinander blies.

Endlich sind wir mit unserem Rundblicke auf den Quarnero fertig und stehen am Hafenquai von Fiume. Was dem Fremden besonders auffällt, das ist ein unleugbarer Mangel an Leben und Bewegung. Zwar ein neuer Hafen, der seit 1847 in Construction ist, und für den in den letzten Jahren von der Central-Seebehörde Tausende verwendet wurden, füllt sich zu Zeiten mit einem stattlichen Mastenwalde. Dampfer aber lassen sich wenig blicken, und wer das Gedränge der großen Lloydschiffe zwischen den Molen San Carlo und Giuseppina in Triest gesehen hat, wird hier in Fiume ein ähnliches Seebild schmerzlich vermissen. Wie die Dinge liegen, steht Fiume noch immer am Beginne seines maritimen und commerciellen Aufblühens, und es ist ein großer Vortheil, daß der Ehrgeiz der Fiumaner und ihrer officiellen und nichtofficiellen Protectoren dieses Aufblühen beschleunigen. Eine gewisse Eifersucht gegenüber von Triest ist nicht zu verkennen. Man erklärt unumwunden, daß die Vorbedingungen zur Prosperität bei Fiume in weit höherem Grade vorhanden sind, als bei Triest. »Die wichtigsten Elemente des Wohlstandes für Küstenstädte: Handel, Schiffbau und Maschinen-Industrie, letztere begünstigt durch den wohlfeilen Seetransport der Rohproducte, sowie der daraus erzeugten, zu exportirenden Fabricate — Elemente, deren eines allein unter günstigen Umständen hinreicht, um eine Seestadt emporblühen zu machen — treffen in Fiume in solcher Weise zusammen, daß sie bei entsprechender Entwicklung, die hier weit weniger künstlicher Nachhilfe bedarf, als bei irgend einer anderen Seestadt, einen Totaleffect von großer maritimer Bedeutung hervorbringen müssen, kaum geringer als Triest sie besitzt. Was den Handel anbetrifft, so ist Triest zwar der natürliche Exporthafen für Industrie-Erzeugnisse, Fiume dagegen für die weit massenhafteren und ausgiebigeren Bodenproducte. Die hinter Fiume liegenden Agriculturländer Ungarns und des Banates und die Wälder

Kroatiens bilden einen unerschöpflichen Grundstock von Bodenproducten, wie ihn die Hinterländer Triests nicht im entferntesten aufzuweisen haben.«

Eine zweite Quelle, welche den Strom der Wohlhabenheit Fiumes zu bereichern bestimmt ist, bildet der Schiffbau. Die Bevölkerung Fiumes, das im Alterthume einer der größten Orte Liburniens war, beschäftigte sich, soweit die historische Forschung constatiren kann, bereits im hohen

Schloß Buccari.

Alterthume mit Schiffbau. Heute nun bildet der Schiffbau Fiumes das einträglichste Gewerbe der Stadt und deren nächster Umgebung, und unter den Baumeistern giebt es einige (wie beispielsweise die Brüder Schiavon), die bereits die achte Generation einer Familie sind, die sich ausschließlich mit Schiffbau befaßt. Erklärlich wird die Vorliebe für dieses Gewerbe durch das milde Klima, durch die guten Stapelplätze und Werften, die, obwohl sämmtlich unter freiem Himmel und knapp am Strande gelegen, weder durch anhaltendes Regenwetter, noch durch heftigen Wellenschlag oder

gefährliche Brandung in ihrer Arbeit gestört werden. Es sollen jährlich zwischen zwanzig und dreißig wohlgezimmerte Quersegelschiffe von Stapel gehen. Vor zehn Jahren besaß Fiume 149 solcher Schiffe, während Triest nur 129 sein Eigen nannte. In einer sehr lichtvollen Arbeit H. v. Littrows wird auf die hervorragenden Eigenschaften Fiumes als Stapelplatz aufmerksam gemacht, Eigenschaften, die den Anforderungen der Neuzeit im vollen Maße genügen. Eine fachmännische Beurtheilung seiner maritimen Ver-

Schloß Porto Ré.

hältnisse, seiner herrlichen Lage wird dem berühmten Hydrotechniker Pascal, dem genialen Schöpfer des großartigen Kunsthafens von Marseille, in den Mund gelegt, der beim Anblick dieses schönen Golfes ausrief: »Ce n'est pas la mer, c'est un lac magnifique!«

Zu solchen fachmännischen Auslassungen haben wir nichts hinzuzusetzen. Der Rivalitätsstreit zwischen Fiume und Triest kann im Großen und Ganzen für beide Hafenstädte nur von Vortheil sein, und sicher ist, daß ersteres im Laufe der Zeit eine gesteigerte Entwicklung finden wird und muß. Es wäre zum mindesten sehr merkwürdig, wenn Oesterreich-Ungarn

mit seinem herrlichen, hafenreichen Küstenlande, nicht die Mittel und Befähigung besäße, außer Triest maritime Emporien großzuziehen und die Zahl seiner großen Handelshäfen nach Möglichkeit zu vermehren. Daß Triest vorläufig noch obenan steht und sich gerne das »Hamburg der Adria« nennen läßt, kann nimmer ausschließen, daß Fiume ihm mit der Zeit nachgerathen und die Bezeichnung — wenn es auf eine solche überhaupt ankommen sollte — das »Bremen der Adria« erringen könnte. Die Folie Triests ist und bleibt der Lloyd mit seinem imposanten Flottenstande, mit seinen Etablissements u. dgl. Wenigstens gewinnt der Reisende diesen Eindruck und ganz unzweifelhaft ist, daß vorwiegend der nie ruhende Dampferverkehr die Rivalin Fiumes äußerlich so stattlich erscheinen läßt.

Vielleicht genügen diese wenigen Bemerkungen, um die maritime Lage Fiumes zu charakterisiren. Die Stadt selber kann sich natürlich mit Triest nicht messen. Es ist eine typische Kleinstadt. In wenigen Minuten kann man von einem Endpunkte derselben zum anderen gelangen. Tagsüber sind die Straßen fast ausgestorben und selbst auf dem »Corso«, der bedeutendsten Pulsader Fiumes, drängt sich das Leben nicht übermäßig. Auf den kleinen Plätzen, denen es nicht an Grün fehlt, wandelt man mitunter mutterseelenallein. Was sie anziehend macht, das sind die stattlichen Gebäude, von welchen sie rings eingeschlossen sind. Allerorts öffnen sich Ausblicke aufs Meer und zu den Hafenmolen hinüber, an denen wohl viele Quersegelschiffe aber wenige oder gar keine Dampfer vor Anker liegen. Der Corso überrascht durch die Eleganz seiner Auslagen und Kaufläden. Malerischer aber ist es drüben auf dem »Fiumera«- oder »Jellačić«-Platz, hart an der Fiumera, und draußen auf dem »Scoglietto«, der Promenade der Fiumaner Welt. Hier schatten prächtige Platanen und im »Porto di Cabotaggio« herrscht reges farbiges Leben. Dieser Hafen ist dadurch entstanden, indem man die Fiumera in ein neues Bett seitwärts ablenkte und die alte Flußmündung ausbaggerte. Der hierdurch gewonnene Raum kann leicht bei 130 Fahrzeuge aufnehmen.

Nichts bietet dem Fremden in Fiume ähnlichen Genuß, wie ein Morgenspaziergang vom reizenden, wenn auch kleinen Park des »Uerméný-Platzes« längs dem Cabotage-Hafen flußauf der Fiumera. Wo das eigent-

liche Thal dieser letzteren beginnt führt eine Brücke aufs jenseitige Ufer. Dort steht man zunächst vor einem thorartigen Durchgang, zu dem Stufen emporführen. Sie sind der erste Ansatz eines Treppenweges, der mit mehr als vierhundert Stufen zur Höhe von Tersato hinaufsteigt. Diesen Kletterstieg muß man an einem duftigen Herbstmorgen zurücklegen, wenn tief unten im Platanenlaub des Scoglietto leichte Nebel hängen und ein schönes Rauchblau die Schlucht erfüllt. Wo die Stufen aussetzen ist Pflasterweg. Da die Höhe von Tersato eine Ortschaft, eine berühmte Wallfahrtskirche und ein altes Schloß hat, so fehlt es auf jenem Treppenwege fast nie an Staffagen. Lauscht man ihren Gesprächen, so nimmt man wahr, daß das slavische Idiom überwiegt. Das italienische Element beschränkt sich eben nur auf die Stadt und einzelne Küstenpunkte. Das Hinterland ist durchwegs slavisch (kroatisch). Ungarisch sind nur — die Straßenaufschriften und einige Geschäftsleute. Das deutsche Element ist verhältnißmäßig viel zahlreicher vertreten wie in Triest, und giebt einzig und allein den Ton an.

Doch das interessirt uns vielleicht weniger, als das malerische Landschaftsbild, in das wir mehr und mehr eintreten. Schon sehen wir den Bergsockel aufragen, der das uralte Schloß der Frangipany trägt und unser Auge erquickt sich an dem grünen Mantel, der die alten Mauern stellenweise umschlingt. Um das Bild künstlerisch verfeinert auf sich wirken zu lassen, ist es gut, wenn man unter einen der stattlichen Nußbäume tritt, die den Aufstieg säumen. Man hat dann das, in diesem Augenblicke von der emporgestiegenen Sonne beschienene Schloß wie von einem grünen Blätter- und Astrahmen eingefaßt und empfindet die Täuschung, ein kolossales Gemälde vor sich zu haben. Das Thal in der Tiefe ist noch ohne Sonnenlicht; der Schattenkegel des Berges dämpft vollends die kaum wahrnehmbaren Localfarben ab. Auf der jenseitigen Höhe — Tersato gegenüber — spielen die Lichter auf wohlbebauten Terrassen und blinken weiße Häuserfronten. Dabei ist die Luft würzig und kräftig, die allgemeine Stille kaum durch einen Laut gestört. Auf der Höhe des Weges endlich sehen wir gerade auf das Schloß hinüber und haben die Wallfahrtskirche rechter Hand, auf den Sattel der die Höhe von Tersato mit dem Küstenhange verbindet, herabgerückt. Auf der Stelle dieser Kirche, welche im Jahre 1291 errichtet wurde,

hat sich bekanntlich jenes Wunder mit dem Wohnhause der heiligen Maria zugetragen. Um es der Profanation durch die Ungläubigen zu entziehen, trugen es Engel von Nazareth über Land und Meer hieher. Es verblieb neun Monate, dann hoben es die Engel abermals in die Lüfte und trugen die kostbare Last nach dem italienischen Gestade hinüber, wo es zuerst nahe des Strandes ein provisorisches, zuletzt aber auf dem lauretanischen Berge ein definitives Plätzchen fand. Dort, in der Basilica von Loreto, werden wir später vorsprechen und hierbei namentlich den mit herrlichen Sculpturen von Sansovino reich geschmückten Marmormantel, der die »Santa Casa« umschließt, zu bewundern Gelegenheit finden.

Das Schloß Tersato ist der Typus einer mittelalterlichen Burg. Dicke Mauern umschließen enge Höfe und finstere Gänge. Die Zimmer sind beängstigend klein. Wenn man aber an eines der Fenster tritt, umwallt uns Blumenduft. Im Frühjahre berauscht der Flieder, der sich am alten Gemäuer emporrankt. Nicht ohne Interesse sind die hier aufgehäuften Sculpturen: griechische, römische, etruskische und ägyptische Büsten, die Triumphsäule, die sich Napoleon I. in Marengo errichtete, und Anderes. Jene Ausgrabungen sind Alterthümer aus der einst blühenden Stadt Minturnum, und Geschenk des Königs Ferdinand I. von Neapel. Das Burgverließ ist nun die Familiengruft der Grafen Nugent. Was die Oertlichkeit besonders reizvoll macht, das ist der unvergleichliche Ausblick von hier oben zwischen den thorartigen Wänden der Fiumeraschlucht auf das zu Füßen liegende Fiume. Des Morgens, wie in unserem Falle, erscheint die ganze Umgebung unseres Standpunktes in Schatten gehüllt, während über die Stadt das volle Sonnenlicht hinwegwogt. Der Contrast ist ungemein wirkungsvoll, das Farbenspiel auf dem sonnbeleuchteten Theile des Bildes geradezu bezaubernd.

Bei Tersato giebt es übrigens einen zweiten Platz, der noch besuchenswerther ist. Den Quarnero kann man sich nicht oft genug von hohen Küstenwarten besehen, denn die Bilder, alle gleich prachtvoll in ihrer Totalität, haben so reichliches Detail, daß eine andere Gruppirung derselben immer willkommen ist. Vom Monte Maggiore aus haben wir den herrlichen Golf in der Richtung gegen Osten überblickt, von Plase aus in der Richtung nach Westen. Jetzt treten wir von Tersato auf den Küstenhang

hinaus und umfassen mit unseren von Licht und Farben fast geblendeten Augen das weite Golfrund gegen Süden. Dort schließen die Inseln Cherso und Veglia so dicht zu einander, daß man sie für zusammengewachsen hält. Von der Bucht von Castelmuschio bis zur größeren von Malinska (beide auf Veglia) und hinüber zum hohen Syss (auf Cherso) und zum istrischen Küstenhange bei Moschenitza, ist das Meer beckenartig geschlossen. Selbst der Canal von Farasina gestattet keinen Ausblick in die offene See. Man könnte stundenlang in dieses, wie von sattem Ultramarin erfüllte Wasserbecken hinabsehen und würde trotz des Sonnenbrandes auf steiniger Höhe nicht ermüden.

Am Strande leuchtet das weiße Fiume und flimmern die auf der Uferhöhe gleichsam hingestreuten Landhäuschen wie helle Punkte zwischen bleichem Immergrün. Die weite Wasserfläche ist da und dort von einem hellen Segel unterbrochen, das scheinbar regungslos auf der Stelle verharrt. In der Ferne dunkeln die kroatischen Gebirge und die aufruhenden weißen Haufenwolken verkünden einen erfrischenden Borino. Der erquickende Hauch aber, der uns auf sonniger Halde Kühlung zufächelt ist die ersterbende Tramontana. Die Sonne steht bereits hoch und übergießt mit ihrer Lichtfluth die niederen Uferhöhen linker Hand. Das weite Seethor, das in die Küste gerissen ist, führt in die stille Hafenbucht von Buccari. Dort ist's ganz besonders schön und so wollen wir uns nun in ihrem Bereiche und in dem des alten »Königshafens« (Porto Ré) etwas näher umsehen ....

Es geht zunächst zur Bucht von Martinschitza hinab, wo sich mustergiltige Quarantaine-Anstalten befinden. Halbwegs — also noch auf der Bergesabdachung — stoßen wir auf die Poststraße, die uns ins Dragathal hinüber bringt. Wir kennen es von einer früheren Eisenbahntour her. Auch während dieses zweiten Besuches wird es nicht an Anregung fehlen und frohgemuth wandern wir bis zur Weghöhe, wo die Chaussee vom Schienenweg geschnitten wird. Dort liegt das Dorf Sweti Kusma und wenn wir den Seitenweg einschlagen, der im Zickzack zwischen Waldparcellen hinabläuft, sehen wir bereits den obersten Theil des Städtchens Buccari mit dem alten, epheuumrankten Schlosse der Frangipany. Im Bereiche von Fiume drängt sich dieser Name allerorts vor, und wenn es hier nichts

Anderes zu denken gäbe, würde er ausreichen, um dem Landschaftsbilde romantischen Reiz zu verleihen.

Auf der Weghöhe, knapp vor dem Bogenthore Vela Vrata, sieht man gleichzeitig einen Streifen der blauen Bucht, die sich, lang gestreckt und von steilen Ufern eingefaßt, bis Porto Ré hinab erstreckt. Die Burg selber, die durch Rundthürme verstärkt ist, hat eine unregelmäßige Grundfläche und düstere, im übrigen uninteressante Innenräume. Wenn man aber an eines der Fenster des oberen Stockwerkes tritt, wird man überrascht von dem Farbenglanze der weitläufigen Küstenscenerie. Die terrassirten Bergabhänge mit ihren grünen Waldflecken, die Rebendächer und der bleiche Fels, mit den natürlichen Kränzen von Eichen, Buchen oder Bergahorn, dazu das hellblaue Meer und die Pappeln an der Marina des Städtchens: das Alles ist so südlich stimmungsvoll, so farbenheiter und malerisch, daß man sich in eine Bucht des — Bosporus versetzt fühlen könnte. Nur die schlanken Minarets und verwahrlosten mohammedanischen Friedhöfe mit hochragenden ernsten Cypressen fehlen, um die Täuschung zu vervollständigen. Auch das enge Gassennetz des Städtchens, in das wir unmittelbar hierauf eintreten, mit den vertrödelten Häuschen, den Freitreppen und vortretenden Dachstübchen, die halsbrecherischen Treppengäßchen nicht zu vergessen, könnten aus dem Orient bezogen sein.

Der Kern des Städtchens mit der hübschen Kirche Sant Andrea liegt auf einer Art Plattform. Der Rest steigt einen sanften Abhang hinab und besteht aus mehreren Quartieren, unter denen einige malerisch verwahrlost sind. Man athmet freier auf, wenn man den letzten finsteren Viccolo hinter sich hat und auf die mit Pappeln geschmückte Piazza Marina hinaustritt. Dicht daran stößt der kleine Hafen mit seinen malerischen Staffagen. Solche Bilder müssen dem Wanderer besonders willkommen sein, denn jeder Blick in das Schalten und Walten des Schiffers enträthselt ihm eines der kleinen Geheimnisse des maritimen Lebens. Die kleinen Segelbarken schließen dicht aneinander und liegen zum Theil im Schatten eines halb gerefften Segels. Auf Deck klappern die schweren Holzschuhe oder macht sich ein schmutziger Bauernspitz geschäftig, der sicher manche harte Borafahrt mit seinem Herrn mitgemacht hat. Dieser und seine Genossen kauern auf einem Tauballen und

lassen sich schwarzen herben Küstenwein bei gebratenem Fisch oder einer zähen Schafskeule wohlschmecken .... Das Ganze ist eines jener ansprechenden Genrebilder, wie sie sich an Küsten in tausend Variationen vorfinden.

Von der Piazza di Marina kommt man auf den Corso, wo ein merkwürdiger Quellenteich, und in der Folge auf die Riva alla Marina (die Kroaten sagen: Primorje, was dasselbe bedeutet), wo unter schattigen Pappeln das eigentliche Hafenleben sich abspiegelt. Auch sonst fehlt es nicht an typischen Staffagen. Vielleicht lockt uns der volle Fruchtkorb einer Traubenhändlerin, denn das Gewächs sieht sich prächtig an. Nach Sonnenuntergang können wir auf dem Corso an der »Passeggiata« — der Promenade — theilnehmen, und das eine oder andere hübsche Buccaraner Mädchen bewundern. Der Abend bringt Gesang, Dudelsackmusik und vielleicht auch den Kolo, jenen seltsamen Rundtanz, ohne welchen es unter Südslaven keine Belustigung giebt. Wenn die Dämmerung auf der stillen Bucht liegt, und die Wellen leise an die Marina anplätschern, dann giebt das Ganze immerhin ein effectvolles Bild. Es sind Scenen, die sich dauernd der Erinnerung einprägen, vielleicht gerade ihrer Anspruchslosigkeit halber, oder wegen des Localtons, der das Genrebildchen zu einem typisch originellen macht. Ein künstlerisch geschultes Auge gehört freilich dazu, gerade so wie in unseren großen Gemäldegalerien, wo es nicht immer die pompösen Historienbilder sein müssen, die das Interesse des Besuchers gefangen nehmen. Eine Bettlertype Murillo's findet dort mehr Bewunderung, als der wildeste Gigantenkampf, oder die bestrickendste Nudität ....

Um die Buccaraner Bucht kennen zu lernen, ist es von Vortheil, dieselbe mittelst Barke zu durchrudern. Das ist ein ganz besonderer Genuß, zumal in den Nachmittagsstunden, wenn auf den östlichen Gestadehängen das volle Sonnenlicht liegt und die hellen Felsen der Terrassen in einem mystischen Silbergrau schwimmen. Die erste Berghöhe linker Hand ist der Klanac, die nächste der Rebar, wo der dürre Fels nur wenige, von Dornenbüschen eingehegte Gartenflecke zeigt. An ihnen vorüber und die steile Lehne hinan, zieht die Poststraße nach Karlsstadt. Unser Kahn kommt an eine Stelle, wo es nicht an malerischen Eichengruppen fehlt. Auf dem einen oder anderen dürren Wipfel sitzt ein Raubvogel und über der spiegelglatten

Anderes zu denken gäbe, würde er ausreichen, um dem Landschaftsbilde romantischen Reiz zu verleihen.

Auf der Weghöhe, knapp vor dem Bogenthore Vela Vrata, sieht man gleichzeitig einen Streifen der blauen Bucht, die sich, lang gestreckt und von steilen Ufern eingefaßt, bis Porto Ré hinab erstreckt. Die Burg selber, die durch Rundthürme verstärkt ist, hat eine unregelmäßige Grundfläche und düstere, im übrigen uninteressante Innenräume. Wenn man aber an eines der Fenster des oberen Stockwerkes tritt, wird man überrascht von dem Farbenglanze der weitläufigen Küstenscenerie. Die terrassirten Bergabhänge mit ihren grünen Waldflecken, die Rebendächer und der bleiche Fels, mit den natürlichen Kränzen von Eichen, Buchen oder Bergahorn, dazu das hellblaue Meer und die Pappeln an der Marina des Städtchens: das Alles ist so südlich stimmungsvoll, so farbenheiter und malerisch, daß man sich in eine Bucht des — Bosporus versetzt fühlen könnte. Nur die schlanken Minarets und verwahrlosten mohammedanischen Friedhöfe mit hochragenden ernsten Cypressen fehlen, um die Täuschung zu vervollständigen. Auch das enge Gassennetz des Städtchens, in das wir unmittelbar hierauf eintreten, mit den vertrödelten Häuschen, den Freitreppen und vortretenden Dachstübchen, die halsbrecherischen Treppengäßchen nicht zu vergessen, könnten aus dem Orient bezogen sein.

Der Kern des Städtchens mit der hübschen Kirche Sant Andrea liegt auf einer Art Plattform. Der Rest steigt einen sanften Abhang hinab und besteht aus mehreren Quartieren, unter denen einige malerisch verwahrlost sind. Man athmet freier auf, wenn man den letzten finsteren Viccolo hinter sich hat und auf die mit Pappeln geschmückte Piazza Marina hinaustritt. Dicht daran stößt der kleine Hafen mit seinen malerischen Staffagen. Solche Bilder müssen dem Wanderer besonders willkommen sein, denn jeder Blick in das Schalten und Walten des Schiffers enträthselt ihm eines der kleinen Geheimnisse des maritimen Lebens. Die kleinen Segelbarken schließen dicht aneinander und liegen zum Theil im Schatten eines halb gerefften Segels. Auf Deck klappern die schweren Holzschuhe oder macht sich ein schmutziger Bauernspitz geschäftig, der sicher manche harte Borafahrt mit seinem Herrn mitgemacht hat. Dieser und seine Genossen kauern auf einem Tauballen und

lassen sich schwarzen herben Küstenwein bei gebratenem Fisch oder einer zähen Schafskeule wohlschmecken .... Das Ganze ist eines jener ansprechenden Genrebilder, wie sie sich an Küsten in tausend Variationen vorfinden.

Von der Piazza di Marina kommt man auf den Corso, wo ein merkwürdiger Quellenteich, und in der Folge auf die Riva alla Marina (die Kroaten sagen: Primorje, was dasselbe bedeutet), wo unter schattigen Pappeln das eigentliche Hafenleben sich abspiegelt. Auch sonst fehlt es nicht an typischen Staffagen. Vielleicht lockt uns der volle Fruchtkorb einer Traubenhändlerin, denn das Gewächs sieht sich prächtig an. Nach Sonnenuntergang können wir auf dem Corso an der »Passeggiata« — der Promenade — theilnehmen, und das eine oder andere hübsche Buccaraner Mädchen bewundern. Der Abend bringt Gesang, Dudelsackmusik und vielleicht auch den Kolo, jenen seltsamen Rundtanz, ohne welchen es unter Südslaven keine Belustigung giebt. Wenn die Dämmerung auf der stillen Bucht liegt, und die Wellen leise an die Marina anplätschern, dann giebt das Ganze immerhin ein effectvolles Bild. Es sind Scenen, die sich dauernd der Erinnerung einprägen, vielleicht gerade ihrer Anspruchslosigkeit halber, oder wegen des Localtons, der das Genrebildchen zu einem typisch originellen macht. Ein künstlerisch geschultes Auge gehört freilich dazu, gerade so wie in unseren großen Gemäldegalerien, wo es nicht immer die pompösen Historienbilder sein müssen, die das Interesse des Besuchers gefangen nehmen. Eine Bettlertype Murillo's findet dort mehr Bewunderung, als der wildeste Gigantenkampf, oder die bestrickendste Nudität ....

Um die Buccaraner Bucht kennen zu lernen, ist es von Vortheil, dieselbe mittelst Barke zu durchrudern. Das ist ein ganz besonderer Genuß, zumal in den Nachmittagsstunden, wenn auf den östlichen Gestadehängen das volle Sonnenlicht liegt und die hellen Felsen der Terrassen in einem mystischen Silbergrau schwimmen. Die erste Berghöhe linker Hand ist der Klanac, die nächste der Rebar, wo der dürre Fels nur wenige, von Dornenbüschen eingehegte Gartenflecke zeigt. An ihnen vorüber und die steile Lehne hinan, zieht die Poststraße nach Karlsstadt. Unser Kahn kommt an eine Stelle, wo es nicht an malerischen Eichengruppen fehlt. Auf dem einen oder anderen dürren Wipfel sitzt ein Raubvogel und über der spiegelglatten

See schwebt ein Mövenpaar. Es herrscht eine so friedliche Stille, daß man ab und zu das Flügelrauschen der Vögel vernimmt, wenn sie ihre Kreise näher am Kahne ziehen.

Die westliche Einfassung der Bucht ist steiles, zum Theile bewaldetes

Mädchen von der Insel Veglia.

Gehänge von geringerer Höhe, als das gegenüberliegende. Endlich haben wir zwei Drittel der langgestreckten Bucht zurückgelegt und gelangen auf die Höhe der Einfahrt. Mehrere Vorgebirge springen coulissenartig vor und nehmen kleine Buchten zwischen sich, in denen wir die Vorrichtungen der Thunfischer — Tonnara genannt — erblicken. Die Uferberge sind felsig und dürr. An der inneren Grenze des Einfahrtscanals ist es der Gavranič,

Norddalmatinische Volkstrachten. 14

der durch sein ödes Aussehen auffällt. Seine Spitze müßten wir umschiffen, wenn wir den Wasserweg nach Porto Ré, das in einer südlichen Seitenbucht des Einfahrtscanals gelegen ist, erreichen wollten. Wir ziehen es aber vor, die Kahnfahrt nach dem südöstlichen Drittel des Buccaraner Golfes fortzusetzen. Das Einfahrtsthor entschwindet unseren Blicken und die schmale, von Felshängen eingerahmte Bucht von Buccaritza nimmt uns auf.

Der Ort selber liegt am innersten Golfende und hat zum Hintergrunde ein langgestrecktes stellenweise pflanzengrünes Thal (Potok), auf dessen rückwärtiger Höhe die Kirche Sweti Troica liegt. Sie wird überragt von der weitläufigen Ruinenstätte von Gradina. Hier stand einst die starke Burg von Buccaritza, und ragt nun Trümmerwerk auf, das von Unkraut überwuchert ist. Wenn man durch eines der grasbewachsenen Fenster blickt, dann giebt das Gemäuer einen prächtigen Rahmen zu der stillen Landschaft davor ab. Solche Durch- und Ausblicke benehmen den Ruinenplätzen selber ihre traurige Verödung. Ein Stück blauer Himmel oder heller Seespiegel vergrößern den malerischen Effect und mildern die melancholische Gesammtstimmung der betreffenden Gegend.

Von Gradina steigen wir nach Sweti Troica hinab, ruhen im Schatten der pfeilergetragenen Vorhalle und kehren dann nach Buccaritza zurück. Schon beim Betreten des Festlandes haben wir den Kahn voraus nach Porto Ré geschickt. Uns selber führt die an der Küstenhöhe hinansteigende Dalmatiner Straße hinüber. Von der Höhe des »Passes« erblicken wir zum erstenmale die kleine Bucht von Porto Ré und die Häusergruppen des Ortes, die auf der östlichen Lehne kleben. Es ist ein heiterer Abstieg auf der wohlgebauten Straße, denn von allen Seiten fluthet das Meer herein, und alle Höhen schwimmen im Abendpurpur, der den weiten Quarnero draußen überflammt. Ein wesentlich anderes Bild ist es, wenn von den kroatischen Bergen die Bora mit wilden Sturmstößen hervorbricht und die ganze Buccaraner Golffläche in wilden Wassergischt auflöst. Dann ist dieses sonst so friedlich stille Gewässer, das man am liebsten mit einem italienischen See vergleichen möchte, ein windgepeitschter brodelnder Schaumkessel, von wild kreischenden Möven überflattert. Selbst die Gestade erscheinen bis hoch

hinauf in milchweißen Dunst gehüllt. Auf den Höhen klirrt es im Felsgeklüft und der Bergahorn ächzt unter dem Anpralle der Sturmstöße.

Anders jetzt, wo kein Lüftchen sich regt und die Bucht von Porto Ré wie mit flüssigem Silber erfüllt scheint. Wir verlassen die Chaussee und steigen auf einem Seitenwege direct zum Gestade hinab, zunächst bis zur Plattform, die von dem stattlichen Schloß der Frangipany gekrönt ist. Wir haben ein weitläufiges Mauerrechteck mit mächtigen Rundthürmen an den Ecken vor uns. Das Bauwerk macht einen plumpen, mittelalterlichen Eindruck. Zwei Fensterreihen ziehen übereinander. An einer Cisterne im Hofe sieht man noch das Doppelwappen der Frangipany und Zriny. Ringsum laufen Pfeilergalerien. . . . . Auch die Zriny haben an diesem Gestade eine Erinnerung hinterlassen. Es ist dies das »Castel vechio«, ein dreistöckiges Gebäude am Nordeingange zu dem Städtchen. Malerisches ist nichts daran; immerhin weilt man gerne einige Minuten auf der sonnigen Terrasse, wo Blumen sprießen und in das Grün der Rebendächer die goldenen Lichter des Abends spielen. Von hier haben wir einige hundert Schritte zurückzulegen, um ans Südende des Hafens zu gelangen. Porto Ré spielte, wie man weiß, in früherer Zeit eine Rolle als Schiffbaustation. Die gemauerten Stapel sind noch vorhanden. Auf ihnen wurde im Jahre 1836 der erste österreichische Staatsdampfer gebaut, jene »Maria Anna«, welche (wir haben darüber bereits an anderer Stelle berichtet) im Jahre 1852 während eines Sturmes auf der Fahrt von Venedig nach Triest spurlos in den Wogen versank. . . .

Es ist einer der Vorzüge des Quarnero, daß man nicht nur seine festländische Umrahmung, sondern auch seine großen Inseln besuchen kann, ohne selbst im letzteren Falle an irgend eine bestimmte Dampferroute sich halten zu müssen. Ein Segelboot genügt, um sich von Insel zu Insel bringen zu lassen. Ist man in Porto Ré, so liegt die Verlockung ungemein nahe, eine solche Tour zu machen. Bei gutem Winde, etwa bei auffrischender Tramontana ist man selbst von Fiume aus in längstens anderthalb Stunden im nördlichsten Hafen von Veglia. Von Porto Ré aus kann man die Ueberfahrt sogar in der Ruderbarke wagen. Man hat keine Seemeile bis zum Scoglio (Felseneiland) San Marco, und erreicht nach einer weiteren

halben Seemeile die Nordspitze von Veglia, wo sogar ein vortrefflicher Ankerplatz vorhanden ist.

Wir fahren also in die Bucht von Castelmuschio ein und steigen ans Land. Zur Linken, auf mäßiger Uferhöhe, liegen die Trümmer einer Burg der Frangipany. Sie ist also seit Tersato die vierte, welche wir kennen lernen. Einst gehörte die ganze Insel Veglia dem Geschlechte der Frangipany und sie beherrschten sie bis ins XV. Jahrhundert hinein, zu welcher Zeit sie in den Besitz Venedigs gelangte .... Wir lassen das morsche Mauergerümpel unbesucht und schicken uns an, die Insel von Norden

Cherso.

nach Süden — von Meer zu Meer — ihrer ganzen Länge nach zu durchreiten. An einem tüchtigen Pferde kann es uns nicht fehlen, denn Veglia zieht eine feurige Race, deren Exemplare lebhaft an die weltberühmten, im Ueberwinden von Terrainschwierigkeiten unerreichten türkischen Ponies erinnern, mit denen man ungefährdet die albanesische Gebirgswildniß durchreiten kann.

Der Ritt von Castelmuschio nach Süden geht knapp an dem Gestade, meist zwischen Wald, thalauf, thalab. Zunächst erreicht man die schöne Bucht von Malinska, die auch von den Lloyddampfern angelaufen wird. Ueber sie hinweg sieht man die Nordspitze von Cherso und hat den rauchgrauen Monte Maggiore im Hintergrunde. Der Meeresarm zwischen

Anderes zu denken gäbe, würde er ausreichen, um dem Landschaftsbilde romantischen Reiz zu verleihen.

Auf der Weghöhe, knapp vor dem Bogenthore Vela Vrata, sieht man gleichzeitig einen Streifen der blauen Bucht, die sich, lang gestreckt und von steilen Ufern eingefaßt, bis Porto Ré hinab erstreckt. Die Burg selber, die durch Rundthürme verstärkt ist, hat eine unregelmäßige Grundfläche und düstere, im übrigen uninteressante Innenräume. Wenn man aber an eines der Fenster des oberen Stockwerkes tritt, wird man überrascht von dem Farbenglanze der weitläufigen Küstenscenerie. Die terrassirten Bergabhänge mit ihren grünen Waldflecken, die Rebendächer und der bleiche Fels, mit den natürlichen Kränzen von Eichen, Buchen oder Bergahorn, dazu das hellblaue Meer und die Pappeln an der Marina des Städtchens: das Alles ist so südlich stimmungsvoll, so farbenheiter und malerisch, daß man sich in eine Bucht des — Bosporus versetzt fühlen könnte. Nur die schlanken Minarets und verwahrlosten mohammedanischen Friedhöfe mit hochragenden ernsten Cypressen fehlen, um die Täuschung zu vervollständigen. Auch das enge Gassennetz des Städtchens, in das wir unmittelbar hierauf eintreten, mit den vertrödelten Häuschen, den Freitreppen und vortretenden Dachstübchen, die halsbrecherischen Treppengäßchen nicht zu vergessen, könnten aus dem Orient bezogen sein.

Der Kern des Städtchens mit der hübschen Kirche Sant Andrea liegt auf einer Art Plattform. Der Rest steigt einen sanften Abhang hinab und besteht aus mehreren Quartieren, unter denen einige malerisch verwahrlost sind. Man athmet freier auf, wenn man den letzten finsteren Viccolo hinter sich hat und auf die mit Pappeln geschmückte Piazza Marina hinaustritt. Dicht daran stößt der kleine Hafen mit seinen malerischen Staffagen. Solche Bilder müssen dem Wanderer besonders willkommen sein, denn jeder Blick in das Schalten und Walten des Schiffers enträthselt ihm eines der kleinen Geheimnisse des maritimen Lebens. Die kleinen Segelbarken schließen dicht aneinander und liegen zum Theil im Schatten eines halb gerefften Segels. Auf Deck klappern die schweren Holzschuhe oder macht sich ein schmutziger Bauernspitz geschäftig, der sicher manche harte Borafahrt mit seinem Herrn mitgemacht hat. Dieser und seine Genossen kauern auf einem Tauballen und

Ausdehnung. Kein Grün schmückt seine Hänge, die kraterartig durchfurcht und ungemein steil sind. Endpunkt unseres Rittes ist das alterthümliche Ossero, wo eine alte Kathedrale auf flacher Höhe steht und alle Gebäude, der ehemalige Bischofspalast voran, in argem Verfall begriffen sind. Ein Hauch von Romantik liegt auf dieser einsamen Küstenstadt. Vor sich im Meere hat sie eine Drehbrücke, die auf die Insel Lussin hinüberführt, so schmal ist der beide Inseln trennende Meeresarm. Die Annahme, daß Cherso und Lussin einmal zusammengehangen und eine einzige Insel bildeten, hat sonach sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich .... Fast am Südende der langgestreckten, scharfrückigen Schwesterinsel liegt in herrlicher Bucht das durch seine Rhedereien weit über die Adria hinaus berühmte Lussin piccolo, eine freundliche Stadt auf sonnigem Hange mit immergrünen Gärten voll der schönsten Myrthen, Lorbeern, Feigen- und Johannisbrotbäume. Selbst an Citronen- und Orangenbäumen und kümmerlichen Palmen fehlt es nicht. Die Hafenbucht, an deren südlichstem Ende die Stadt liegt, ist das historisch berühmte »Val d'Augusto«, in welchem die Flotte des Kaisers Augustus einen ganzen Winter hindurch, heftiger Borastürme halber, vor Anker gelegen haben soll. Die Rheder von Lussin sollen über hundert Schiffe größerer Gattung besitzen. Auf den beiden Werften herrscht fast das ganze Jahr hindurch emsige Thätigkeit. Die Frauen der Schiffer aber sind übel daran und sie selber nennen eine hohe Küstenwarte, von der sie oft stundenlang auf das Meer hinaussehen, in der Hoffnung der langersehnten Schiffe, welche die Theuren in ihre Arme zurückbringen sollten, den »Seufzerberg« — Monte dei Sospiri.

Stattlicher, aber bei weitem minder regsam, ist Lussin grande, die Hafenstadt auf der entgegengesetzten, also östlichen Inselseite. Hier überraschen die vielen alterthümlichen venetianischen Paläste, verwitterte Bauwerke aus einer längst entschwundenen Glanzepoche. Der Hafen, welcher gleichfalls eine Schiffswerfte besitzt, ist wenig belebt. Von der Uferhöhe nächst der Stadt überblickt man südwärts einen großen Theil des norddalmatinischen Archipels: die Inseln Selve, Premuda, Ulbo ꝛc. und das langgestreckte Pago im Osten mit den kahlen, grauverschwommenen Festlandsbergen im Hintergrunde. Es ist eine völlig andere Welt, als jene im Bereiche von

Fiume. Zwar sind auch hier alle Canäle zwischen den Inseln und die einzelnen Abtheilungen des Quarnerolo von herrlicher Bläue. Die geschlossene, linienschöne Begrenzung aber fehlt. Der weite Rahmen zerfällt gleichsam in Stücke. Wollte man diese Inselsee bildlich darstellen, genau so, wie sie ist, so würde das Gemälde des einheitlichen Gepräges vollständig entbehren. Nur an Farben gäbe es keinen Mangel. Aber auch sie bedürften des Meisters, um in das blendende Gewoge Stimmung zu bringen, die vielen störenden Nuancen abzutönen und jene breiten Flächen von sattem Purpur, duftigem Blaugrau und glänzendem Gold, welche im Bilde hauptsächlich wirken, zur Geltung kommen zu lassen .... Gleichwohl ist ein solches Bild niemals gemalt worden, denn auch der Quarnerolo ist — so wenig wie der Quarnero — bei den Malern populär genug, um Beachtung zu finden ....

Ein Zoppolo.

Landschaft bei Zara.

Von Fiume nach Zara.

Brunnen in den Scopern.

Der Hafen von Fiume nimmt uns noch einmal auf, ehe wir die große dalmatinische Tour antreten. Die verschiedenen Dampferrouten, welche bald diesen, bald jenen Küstenpunkt anlaufen, machen es möglich, daß der Reisende nach Wunsch und Laune sowohl in den wichtigeren derselben, wie auf den größeren Inseln Halt machen und in einem beschränkten Bereiche seinen Studien nachgehen kann. Das oftmalige Verlassen des Dampfers hat freilich den Uebelstand zur Folge, daß die Tour selber eine ganz unverhältnißmäßig lange Zeitdauer in Anspruch nimmt, denn mit den Anschlüssen oder Retourfahrten klappt unser Reiseprogramm in den allerseltensten Fällen. Zum Glücke kann Derjenige, der über Zeit und Geld (letzteres braucht nicht übermäßig reichlich vorhanden zu sein) verfügt, sich in Geduld üben, denn kein Tag, auf dalmatini-

schem Boden zugebracht, sei's wo immer, ist ein verlorener. Wo das historische Interesse versagt, oder es an Anhaltspunkten fehlt, giebt die Natur, oder der Mensch, ein Dorf, eine einsame Insel mit spärlichem Oelwald, oder einzelne Pinien, die eine stille Bucht beschatten, mancherlei Anregung. Nie zu kurz kommt bei solchen Anlässen die Reflexion, der es in diesem Lande nimmer an entsprechendem Stoff fehlen kann. Obwohl Dalmatien und seine Inseln zu einem hochentwickelten Culturstaate gehören, ist das Meiste gleichwohl von befremdender Eigenart, ein Stück Orient bis auf den Breitegrad von Florenz hinaufgerückt. Dazu ist dieses Land, oder richtiger das Volk, welches es bewohnt, im Großen und Ganzen so elend, daß jedes Studium desselben zu einer Art Passion wird, die häufig mächtig in die Seele greift, und nur zu oft sie erschüttert. Dies gilt namentlich vom nördlichen Theile Dalmatiens, wo sich der Ton unserer Schilderungen von selber herabstimmt. Auf alle Fälle müssen wir vom »Zauber der Adria-Gestade« auf einige Zeit Abschied nehmen.

In Fiume besteigen wir diesmal den Dampfer, der die norddalmatinische Küstenroute einschlägt. Man lernt hiebei fast alle einigermaßen hervorragende Punkte kennen: die Küstenpunkte der kroatischen Steilküste und nicht weniger als vier Inselhäfen, zwei auf Veglia, dann Arbe und Pago. Die Fahrt selber geht kreuz und quer in Canälen und zwischen Inseln, und zwar mit solch' raschem Wechsel der Scenerie und Verschiebungen der Insel- und Festlands-coulissen, daß man ohne Benützung einer Karte leicht die Orientierung verliert .... Früh morgens geht es zum Canale di Maltempo hinüber, hart am Gestade von Porto Ré vorbei, dessen stattliches Schloß aus seiner Uferumrahmung herüberschaut. Die Ruine von Schertitza liegt auf der entgegengesetzten, der nördlichen Seite, der Hafeneinfahrt. Eine leise Tramontana kräuselt die See, die unter dem Schatten der Küstenberge noch eine dunkelblaue Färbung hat. Tiefer im Golf spielen die ersten Sonnenlichter und röthen die geblähten Segel, die lautlos dahinschweben. Beim Scoglio San Marco, der an der Einfahrt zum Canal von Maltempo liegt, sehen wir ein merkwürdiges Fahrzeug auf dem Wasser tanzen. Von primitiver Construction, wie ein Indianer-Canoe, ungemein schmal, mit tief-gehendem Kiel, fällt dieses Boot, in welchem zwei Menschen kaum Platz

haben, durch eine lange, quer über die Bordwände gelegte Stange auf, an deren Enden die ungemein langen Ruder befestigt sind. Das Ganze macht einen abenteuerlichen Eindruck. Man nennt solche, in den norddalmatinischen Gewässern fast allgemein in Gebrauch stehenden Kähne, »Zoppolo«. (Siehe die Schlußvignette des vorhergehenden Capitels.) Die Stabilität, welche der Zoppolo besitzt, erhält er eben durch jene merkwürdige Rudervorrichtung, die eine weite Verwandtschaft zu den sogenannten »Auslegern« der polynesischen Segelboote verräth. Malern, welche Vorliebe für absonderliche Kahntypen haben, sei der Zoppolo bestens empfohlen. Er giebt eine prächtige Staffage zu den landschaftlichen Motiven dieser Küste ab, zumal wenn diese ein einsames ödes Gestade darstellen mit Felswänden und einigen verkrüppelten Steineichen darauf, oder magerem Lorbeergesträuche neben verwahrloster Fischerhütte. Im Kielwasser des Dampfers wird der Zoppolo jämmerlich herumgeworfen. Den Ruderer bekümmert dies nicht. Er hat seine Nußschale unzählige Male bei Borawetter zum Ziegeneiland San Marco, oder vollends nach Veglia hinübergesteuert und niemals Schaden genommen.

Der Canal von Maltempo führt nicht umsonst diesen ominösen Namen. Wenn die Bora wüthet — und sie ist hier, wo die Küste zum ärgsten Windloche derselben, Zengg, hinabläuft, gewissermaßen zu Hause — erscheint der ganze Meeresarm in schäumenden milchweißen Gischt aufgelöst. An die Steilküste von Veglia prallt der Sturm mit wildem, markerschütterndem Geheul an. Keine Baumvegetation kann in diesem Canal bestehen. Selbst das braune Buschwerk ist zerzaust, seines Blattschmuckes beraubt und ragt gleich dürren Besen zwischen den Kalkblöcken empor. Den Rest der Verwüstung besorgen die Ziegen, welche die einzig triebkräftigen Zweige abnagen. Ein Wunder also, daß überhaupt noch da und dort ein grüner Fleck vorhanden ist.

Am Ende des Canals erweitert sich das Meer beckenartig und gewinnt an landschaftlichem Reiz, zumal auf der Seite Veglias, wo die weite Bucht von Verbenitza sich öffnet. Dort kehren wir zuerst an und erfreuen uns an etlichen Waldflecken, welche die Hänge schmücken. Sicher hat auch hier vor Zeiten ein mächtiger Eichenwald gerauscht, denn Veglia war einst bekannt

beiden Inseln ist der gefährliche Canale di Mezzo, wo die Bora am grimmigsten wüthet und gegen die Felswände der Ostküste von Cherso weißschäumende Brandung haushoch emporhebt .... Von Malinska aus reiten wir weiter durch die Insel, und zwar eine große Strecke durch Lorbeer- und Olivenhaine und sehen endlich das südliche Meer — den sogenannten »Quarnerolo« — hereindrängen. Zu Füßen der letzten Anhöhe liegt Veglia, ein stilles Städtchen mit ehrwürdigem alten Dome und Bischofspalast. Alle Gehänge prangen im Grün der Rebendächer. Etwas zur Seite — im Meere draußen — ragt der Scoglio Plaunich aus der klaren Fluth, noch weiter westlich sieht man Cherso. Von Veglia ist die Insel in zwei Stunden mittelst Barke zu erreichen, doch erfordert die Ueberfahrt Vorsicht, da man die Spazierfahrt mit dem Leben bezahlen kann, wenn die Bora sich ins Mittel legt.

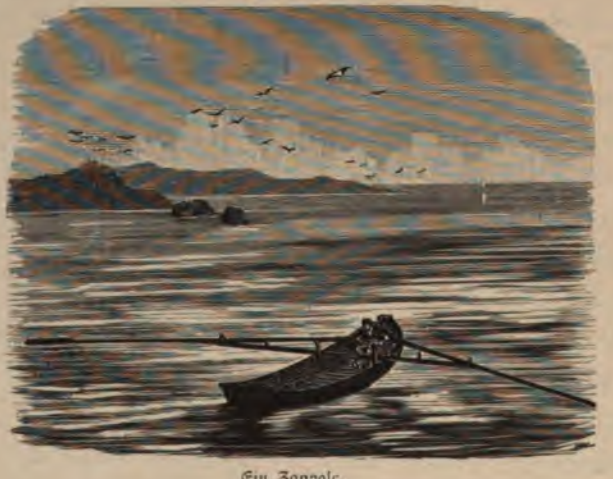
Man landet am besten im Porto di Smergo — also unweit jenes, bereits früher einmal erwähnten merkwürdigen Karsttrichters (siehe Seite 185) und klettert auf holprigem Ziegenpfad auf den Höhenrücken der Insel hinauf, von dem man auf das Städtchen Cherso hinabblickt. Ein Gürtel von Rebendächern liegt dazwischen und legt sich als grüner Schmuck um die ganze eiförmige Bucht. In der Stadt selbst, die eng und winkelig, ist nichts zu sehen; merkwürdig aber ist der im Süden von ihr auf der Hochfläche der Insel kraterartig eingeengte Vrana-See, von dem behauptet wird, daß er sein Wasser gar nicht von der Insel Cherso, sondern vom Festlande her, und zwar (nach seiner niedrigen Temperatur zu schließen) nur von einer der höchstgelegenen Gegenden des Velebit oder des Monte Maggiore erhalten könne, so daß es unter dem Meeresgrunde durchfließt und durch irgend eine Bodenspalte in jenem Becken aufsteigt. Ist die Behauptung richtig, was unbestreitbar, da sie wissenschaftlich begründet wurde, so haben wir es hier einfach mit einer jener submarinen Quellenphänomene zu thun, deren andernorts bereits gedacht wurde.

Man berührt den Vranasee, wenn man von Cherso aus auf elendem Saumwege und über meist kahle Hochflächen die Insel in südlicher Richtung durchreitet. Bei dem Kirchlein des Dorfes Vrana, das auf dem Steilhange im südöstlichen Winkel des Sees klebt, überblickt man diesen in seiner ganzen

Ausdehnung. Kein Grün schmückt seine Hänge, die kraterartig durchfurcht und ungemein steil sind. Endpunkt unseres Rittes ist das alterthümliche Ossero, wo eine alte Kathedrale auf flacher Höhe steht und alle Gebäude, der ehemalige Bischofspalast voran, in argem Verfall begriffen sind. Ein Hauch von Romantik liegt auf dieser einsamen Küstenstadt. Vor sich im Meere hat sie eine Drehbrücke, die auf die Insel Lussin hinüberführt, so schmal ist der beide Inseln trennende Meeresarm. Die Annahme, daß Cherso und Lussin einmal zusammengehangen und eine einzige Insel bildeten, hat sonach sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich .... Fast am Südende der langgestreckten, scharfrückigen Schwesterinsel liegt in herrlicher Bucht das durch seine Rhedereien weit über die Adria hinaus berühmte Lussin piccolo, eine freundliche Stadt auf sonnigem Hange mit immergrünen Gärten voll der schönsten Myrthen, Lorbeern, Feigen- und Johannisbrotbäume. Selbst an Citronen- und Orangenbäumen und kümmerlichen Palmen fehlt es nicht. Die Hafenbucht, an deren südlichstem Ende die Stadt liegt, ist das historisch berühmte »Val d'Augusto«, in welchem die Flotte des Kaisers Augustus einen ganzen Winter hindurch, heftiger Borastürme halber, vor Anker gelegen haben soll. Die Rheder von Lussin sollen über hundert Schiffe größerer Gattung besitzen. Auf den beiden Werften herrscht fast das ganze Jahr hindurch emsige Thätigkeit. Die Frauen der Schiffer aber sind übel daran und sie selber nennen eine hohe Küstenwarte, von der sie oft stundenlang auf das Meer hinaussehen, in der Hoffnung der langersehnten Schiffe, welche die Theuren in ihre Arme zurückbringen sollten, den »Seufzerberg« — Monte dei Sospiri.

Stattlicher, aber bei weitem minder regsam, ist Lussin grande, die Hafenstadt auf der entgegengesetzten, also östlichen Inselseite. Hier überraschen die vielen alterthümlichen venetianischen Paläste, verwitterte Bauwerke aus einer längst entschwundenen Glanzepoche. Der Hafen, welcher gleichfalls eine Schiffswerfte besitzt, ist wenig belebt. Von der Uferhöhe nächst der Stadt überblickt man südwärts einen großen Theil des norddalmatinischen Archipels: die Inseln Selve, Premuda, Ulbo 2c. und das langgestreckte Pago im Osten mit den kahlen, grauverschwommenen Festlandsbergen im Hintergrunde. Es ist eine völlig andere Welt, als jene im Bereiche von

Fiume. Zwar sind auch hier alle Canäle zwischen den Inseln und die einzelnen Abtheilungen des Quarnerolo von herrlicher Bläue. Die geschlossene, linienschöne Begrenzung aber fehlt. Der weite Rahmen zerfällt gleichsam in Stücke. Wollte man diese Inselsee bildlich darstellen, genau so, wie sie ist, so würde das Gemälde des einheitlichen Gepräges vollständig entbehren. Nur an Farben gäbe es keinen Mangel. Aber auch sie bedürften des Meisters, um in das blendende Gewoge Stimmung zu bringen, die vielen störenden Nuancen abzutönen und jene breiten Flächen von sattem Purpur, duftigem Blaugrau und glänzendem Gold, welche im Bilde hauptsächlich wirken, zur Geltung kommen zu lassen .... Gleichwohl ist ein solches Bild niemals gemalt worden, denn auch der Quarnerolo ist — so wenig wie der Quarnero — bei den Malern populär genug, um Beachtung zu finden ....



Ein Zoppolo.

Landschaft bei Zara.

Von Fiume nach Zara.

Brunnen in den Scopcen.

Der Hafen von Fiume nimmt uns noch einmal auf, ehe wir die große dalmatinische Tour antreten. Die verschiedenen Dampferrouten, welche bald diesen, bald jenen Küstenpunkt anlaufen, machen es möglich, daß der Reisende nach Wunsch und Laune sowohl in den wichtigeren derselben, wie auf den größeren Inseln Halt machen und in einem beschränkten Bereiche seinen Studien nachgehen kann. Das oftmalige Verlassen des Dampfers hat freilich den Uebelstand zur Folge, daß die Tour selber eine ganz unverhältnißmäßig lange Zeitdauer in Anspruch nimmt, denn mit den Anschlüssen oder Retourfahrten klappt unser Reiseprogramm in den allerseltensten Fällen. Zum Glücke kann Derjenige, der über Zeit und Geld (letzteres braucht nicht übermäßig reichlich vorhanden zu sein) verfügt, sich in Geduld üben, denn kein Tag, auf dalmatini-

Fiume. Zwar sind auch hier alle Canäle zwischen den Inseln und die einzelnen Abtheilungen des Quarnerolo von herrlicher Bläue. Die geschlossene, linienschöne Begrenzung aber fehlt. Der weite Rahmen zerfällt gleichsam in Stücke. Wollte man diese Inselsee bildlich darstellen, genau so, wie sie ist, so würde das Gemälde des einheitlichen Gepräges vollständig entbehren. Nur an Farben gäbe es keinen Mangel. Aber auch sie bedürften des Meisters, um in das blendende Gewoge Stimmung zu bringen, die vielen störenden Nuancen abzutönen und jene breiten Flächen von sattem Purpur, duftigem Blaugrau und glänzendem Gold, welche im Bilde hauptsächlich wirken, zur Geltung kommen zu lassen .... Gleichwohl ist ein solches Bild niemals gemalt worden, denn auch der Quarnerolo ist — so wenig wie der Quarnero — bei den Malern populär genug, um Beachtung zu finden ....

Ein Zoppolo.

Landschaft bei Zara.

Von Fiume nach Zara.

Brunnen in den Scopen.

Der Hafen von Fiume nimmt uns noch einmal auf, ehe wir die große dalmatinische Tour antreten. Die verschiedenen Dampferrouten, welche bald diesen, bald jenen Küstenpunkt anlaufen, machen es möglich, daß der Reisende nach Wunsch und Laune sowohl in den wichtigeren derselben, wie auf den größeren Inseln Halt machen und in einem beschränkten Bereiche seinen Studien nachgehen kann. Das oftmalige Verlassen des Dampfers hat freilich den Uebelstand zur Folge, daß die Tour selber eine ganz unverhältnißmäßig lange Zeitdauer in Anspruch nimmt, denn mit den Anschlüssen oder Retourfahrten klappt unser Reiseprogramm in den allerseltensten Fällen. Zum Glücke kann Derjenige, der über Zeit und Geld (letzteres braucht nicht übermäßig reichlich vorhanden zu sein) verfügt, sich in Geduld üben, denn kein Tag, auf dalmatini-

schem Boden zugebracht, sei's wo immer, ist ein verlorener. Wo das historische Interesse versagt, oder es an Anhaltspunkten fehlt, giebt die Natur, oder der Mensch, ein Dorf, eine einsame Insel mit spärlichem Oelwald, oder einzelne Pinien, die eine stille Bucht beschatten, mancherlei Anregung. Nie zu kurz kommt bei solchen Anlässen die Reflexion, der es in diesem Lande nimmer an entsprechendem Stoff fehlen kann. Obwohl Dalmatien und seine Inseln zu einem hochentwickelten Culturstaate gehören, ist das Meiste gleichwohl von befremdender Eigenart, ein Stück Orient bis auf den Breitegrad von Florenz hinaufgerückt. Dazu ist dieses Land, oder richtiger das Volk, welches es bewohnt, im Großen und Ganzen so elend, daß jedes Studium desselben zu einer Art Passion wird, die häufig mächtig in die Seele greift, und nur zu oft sie erschüttert. Dies gilt namentlich vom nördlichen Theile Dalmatiens, wo sich der Ton unserer Schilderungen von selber herabstimmt. Auf alle Fälle müssen wir vom »Zauber der Adria-Gestade« auf einige Zeit Abschied nehmen.

In Fiume besteigen wir diesmal den Dampfer, der die norddalmatinische Küstenroute einschlägt. Man lernt hiebei fast alle einigermaßen hervorragende Punkte kennen: die Küstenpunkte der kroatischen Steilküste und nicht weniger als vier Inselhäfen, zwei auf Veglia, dann Arbe und Pago. Die Fahrt selber geht kreuz und quer in Canälen und zwischen Inseln, und zwar mit solch' raschem Wechsel der Scenerie und Verschiebungen der Insel- und Festlands-coulissen, daß man ohne Benützung einer Karte leicht die Orientierung verliert .... Früh morgens geht es zum Canale di Maltempo hinüber, hart am Gestade von Porto Ré vorbei, dessen stattliches Schloß aus seiner Uferumrahmung herüberschaut. Die Ruine von Schertitza liegt auf der entgegengesetzten, der nördlichen Seite, der Hafeneinfahrt. Eine leise Tramontana kräuselt die See, die unter dem Schatten der Küstenberge noch eine dunkelblaue Färbung hat. Tiefer im Golf spielen die ersten Sonnenlichter und röthen die geblähten Segel, die lautlos dahinschweben. Beim Scoglio San Marco, der an der Einfahrt zum Canal von Maltempo liegt, sehen wir ein merkwürdiges Fahrzeug auf dem Wasser tanzen. Von primitiver Construction, wie ein Indianer-Canoe, ungemein schmal, mit tief-gehendem Kiel, fällt dieses Boot, in welchem zwei Menschen kaum Platz

haben, durch eine lange, quer über die Bordwände gelegte Stange auf, an deren Enden die ungemein langen Ruder befestigt sind. Das Ganze macht einen abenteuerlichen Eindruck. Man nennt solche, in den norddalmatinischen Gewässern fast allgemein in Gebrauch stehenden Kähne, »Zoppolo«. (Siehe die Schlußvignette des vorhergehenden Capitels.) Die Stabilität, welche der Zoppolo besitzt, erhält er eben durch jene merkwürdige Rudervorrichtung, die eine weite Verwandtschaft zu den sogenannten »Auslegern« der polynesischen Segelboote verräth. Malern, welche Vorliebe für absonderliche Kahntypen haben, sei der Zoppolo bestens empfohlen. Er giebt eine prächtige Staffage zu den landschaftlichen Motiven dieser Küste ab, zumal wenn diese ein einsames ödes Gestade darstellen mit Felswänden und einigen verkrüppelten Steineichen darauf, oder magerem Lorbeergesträuche neben verwahrloster Fischerhütte. Im Kielwasser des Dampfers wird der Zoppolo jämmerlich herumgeworfen. Den Ruderer bekümmert dies nicht. Er hat seine Nußschale unzählige Male bei Borawetter zum Ziegeneiland San Marco, oder vollends nach Veglia hinübergesteuert und niemals Schaden genommen.

Der Canal von Maltempo führt nicht umsonst diesen ominösen Namen. Wenn die Bora wüthet — und sie ist hier, wo die Küste zum ärgsten Windloche derselben, Zengg, hinabläuft, gewissermaßen zu Hause — erscheint der ganze Meeresarm in schäumenden milchweißen Gischt aufgelöst. An die Steilküste von Veglia prallt der Sturm mit wildem, markerschütterndem Geheul an. Keine Baumvegetation kann in diesem Canal bestehen. Selbst das braune Buschwerk ist zerzaust, seines Blattschmuckes beraubt und ragt gleich dürren Besen zwischen den Kalkblöcken empor. Den Rest der Verwüstung besorgen die Ziegen, welche die einzig triebkräftigen Zweige abnagen. Ein Wunder also, daß überhaupt noch da und dort ein grüner Fleck vorhanden ist.

Am Ende des Canals erweitert sich das Meer beckenartig und gewinnt an landschaftlichem Reiz, zumal auf der Seite Veglias, wo die weite Bucht von Verbenitza sich öffnet. Dort kehren wir zuerst an und erfreuen uns an etlichen Waldflecken, welche die Hänge schmücken. Sicher hat auch hier vor Zeiten ein mächtiger Eichenwald gerauscht, denn Veglia war einst bekannt

für seinen Waldreichthum. Eichenhaine sind noch immer vorhanden, aber nur im Innern der Insel, wo die barbarische Verwüstung der Venetianer ein Regulativ in den mangelhaften Straßen fand, die die Fortschaffung des Schiffbauholzes erschwert oder vollends unmöglich gemacht haben mochten. Da Verbenitza ein kleines Schifferdorf ist, so hat der Reisende Gelegenheit, mit seinen Studien, zu welchen er fortan reichlich Stoff finden wird, zu beginnen. Am besten freilich wär's, die Feder wegzulegen, und den Griffel in seine Rechte treten zu lassen. Eine graubraune Häusergruppe, die mit dem Localtone der Felsumrahmung zusammenstimmt, einige Segelboote, ein steiniger Strand, mit Netzen darauf, die in der Sonne trocknen, faulenzende Schiffer, welche mit schweren Holzschuhen einherwackeln, halbnackte Kinder, die im Schaume der Brandung nach Muscheln suchen: dazu gehört der Pinsel, nicht die Feder.

Uebrigens erhalten derlei Bilder auf die Dauer etwas Schablonenhaftes. Wenn wir das früher erwähnte Becken queren und nach Novi, einem kleinen Städtchen an der kroatischen Küsten-Chaussee, hinüberdampfen, finden wir dieselbe Scenerie in etwas vergrößertem Maßstabe. Es ist auffällig, wie hoch herauf, am illyrischen Gestade, das levantinische Wesen reicht. Eine Stadt, wie Novi, oder Zengg, oder Carlopago, könnte ebensogut in irgend einem Küstenwinkel Albaniens oder Griechenlands liegen. Vielleicht daß dort der Mangel an Grün einigen Eintrag thut; man darf aber nicht vergessen, daß auch dort unten, wo der »classische Orient« seine häufig fragwürdigen Reize entfaltet, nicht allerorts die Paradiesesgärten der Hesperiden schatten. Höchstens, daß die Localfarben energischer aufgetragen erscheinen und die Halbtöne weicher gestimmt sind, was man von Küstenstrichen, deren nackte Häfen jahrein und jahraus von der Bora rein gefegt werden — auch in Bezug auf Farbenwirkung — nicht verlangen kann.

Von Novi geht es, längs der rauhen Steilküste, nach Zengg, einer Stadt, die einst als Hauptsitz der Uskoken im ganzen Bereiche der Adria den denkbar übelsten Ruf genoß. Die Uskoken haben zu Zeiten viel Unheil angerichtet. Selbst Venedig, die Beherrscherin der Adria, war vor ihnen nicht sicher. Bekannt ist, wie einst diese verwegenen Piraten während des venetianischen Madonnenfestes dreihundert Bräute raubten, die an

diesem Tage, nach altvenetianischem Brauche, sammt ihrer Mitgift nach einer Marienkirche in den Lagunen wallfahrteten. Da sich unter den geraubten Bräuten Mädchen aus den angesehensten Familien befanden, mußte das geforderte Lösegeld hoch genug ausfallen. Mit der Zeit hatten die Uskoken ungeheuere Reichthümer zusammengeraubt und so erklärt sich die Sage, welche auch heute noch von vergrabenen Uskokenschätzen wissen will .... Oberhalb Zengg mündet eine lange, ziemlich steil abfallende Thalschlucht (Bratnik) keilförmig von Ost nach West ins Meer. Durch diese Terrainformation wird die Bora, die im übrigen Bereiche des Quarnero bekanntlich in der Regel aus Nordost bläst, in östliche Richtung gepreßt und stürzt sich mit außergewöhnlicher Gewalt ins Meer. Nirgends tobt die Bora so furchtbar wie hier. Dieser Theil des Quarnero ist häufig völlig unfahrbar, selbst für große Dampfer. Die Rhede von Zengg ist die unsicherste weit und breit, und verliert nicht selten die bestverankerten Schiffe. Oft wenn ringsum Windstille herrscht, kann der Lloyddampfer die Station Zengg nur mit großer Mühe anlaufen. Eine Geschichte, welche man dem Verfasser dieses Buches einst erzählte, charakterisirt vielleicht die Annehmlichkeiten dieses Sturmloches. Ein schwedisches Barkschiff wurde bei infernalischer Bora und eisigem Winterwetter von der Boje losgerissen und aus dem Hafen getrieben. Beabsichtigte Rettungsversuche scheiterten an dicht einfallendem Nebel; überdies kenterte das Schiff und verschwand dann den Blicken. Am nächsten Tage, als das Unwetter sich gelegt und der Nebel verzogen hatte, gewahrte man auf der Hafenboje einen unförmlichen Körper. Es war die, mit dickem Eise überkrustete Leiche eines der Matrosen des verunglückten Fahrzeuges. Der Arme hatte sich offenbar an der Boje festgeklammert und wäre sicher gerettet worden, wenn Nebel, Sturm und Kälte dies nicht verhindert haben würden.

Wir gelangen im Verfolge unserer Route in den kleinen Hafen von San Giorgio, wo einst eine römische Colonie war, eine Strecke südlich von Zengg und queren hierauf abermals den zwischen dem Festlande und den Inseln sich erstreckenden Meeresarm — von Novi bis über Arbe hinaus Canale della Morlacca genannt — um den südlichsten Hafen von Veglia, Bescanuova, anzulaufen. Ein langgestrecktes Torrenten-Thal mit

Rebendächern auf den Gehängen, öffnet sich nach Nordwesten. Im Hintergrunde sieht man Wald, links am Hafen das verfallene Schloß San Cosmo, rechts das langgestreckte Städtchen. Auf dessen Regsamkeit deutet die kleine Schiffswerfte, deren man ansichtig wird. Der Hafenbucht liegt im Süden der Scoglio Pervichio vor und schließt mit dem südlichsten Cap der Insel Veglia — Punta Scuglia — den ungemein schmalen Canal Bocca di Segna ein. Durch ihn müssen wir in den Quarnerolo hinaus, wenn wir die Reise nach Arbe fortsetzen. Die graue Felsmasse des Scoglio bleibt ostwärts liegen. Er ist unbewohnt und kein Baum, kaum ein dürrer Strauch mildert die Starrheit dieses Felseilandes. Was ihn belebt, das ist die milchweiße Brandung, die an den südlichen Steilsturz anschlägt und deren Geräusch ab und zu vom heiseren Gekreisch der Möven unterbrochen wird. Vielleicht löst sich, da die Sonne eben am westlichen Himmel hängt, von weißem Gischt ein dünner Schleierfetzen los, um auf der Felshöhe in irisirende Tropfen zu zerstäuben. Dort auf der Zackenhöhe schwimmen die Schattenflächen ohnedies in tiefstem Purpur, wie alle derartigen Felspartien, die knapp neben grell beschienenen Steinflächen liegen. Auch silbergraue und rauchblaue Töne fehlen nicht, und der Farbenzauber mag uns für die Todesstarre, in der derlei Felsinseln liegen, einigermaßen entschädigen.

Nach einigen Stunden — die Sonne neigt eben zum Untergange — lenken wir in einen geräumigen Hafen ein und haben eine verwitterte Stadt vor uns. Auf der schmalen Landzunge, welche zwei Buchten von einander scheidet, drängt sich ein Häuserknäuel beängstigend eng zusammen, da und dort von einem Kirchengiebel oder einem Campanile überragt. Alle Mauern tragen die Spuren hohen Alters, mitunter wohl auch die des Schmutzes und der Verwahrlosung. Es ist Arbe, der Hauptort der gleichnamigen Insel, die wir in den heißen Nachmittagsstunden von Nord über West umschifft haben. Die glatte See mit ihrem Farbenspiel, das heimliche Stillleben auf Deck, vielleicht ein gutes Buch, das uns von längstvergangenen Geschehnissen an diesen Küsten berichtet, ließen uns vergessen, daß wir Land vor uns hatten. Jetzt, da wir dieses Land betreten, rückt die reale Welt wieder in den Vordergrund. Daß sie einen prächtigen Commentar zu jener Lectüre abgiebt, ist uns besonders willkommen. Auch hier in dem

nun düsteren Arbe machte sich vor Zeiten Venedigs Glanz und Macht besonders bemerkbar. Selbst verwitterte Paläste sind noch zur Stelle, Zeugen einer anderen Zeit. Das Mauerwerk ist zerbröckelt und aus den Fensterhöhlen gähnt die Langeweile. Man wandelt winkelige Gassen auf und nieder und schnappt nach Luft, wie ein Fisch auf dem Trockenen. Wenn es hier immer so ausgesehen hat, dann begreifen wir, daß die Pest im Jahre 1456 die Stadt in kürzester Zeit furchtbar veröden konnte.

Wenn uns hier etwas fesselt, so ist es sicher nur die alte Domkirche, deren Erbauung bis ins XIII. Jahrhundert hinaufreicht. Den Wandel der Zeiten erkennt man an den mannigfachen Umbauten. Im Innern wird man nicht verfehlen, sich die Arca anzusehen, in welcher der mit goldener und silberner Reifkrone geschmückte Kopf des heil. Christoph aufbewahrt wird. Die Arca zeigt hübsche Reliefdarstellungen aus vergoldetem Silberblech, Arbeiten die sicher so alt sind, als der Dom selber. Dieser ist eine dreischiffige Basilica mit großem Radfenster am Giebel der Hauptfaçade; der Glockenthurm, ein massiger romanischer Quaderbau, steht in einiger Entfernung vom Dome .... Wenn wir aus demselben hinausgetreten sind, lockt uns der herrliche Abend zu einem Spaziergange ins Freie, zu welchem uns der längere Aufenthalt des Dampfers Gelegenheit und Zeit giebt. Am besten ist's, wenn man einen der Steilpfade einschlägt, die auf die Küstenhöhe emporführen. Man hat dann grüne Waldflecken hinter sich, Olivengebüsch zwischen den trockenen Mauern, die den Pfad säumen, und glänzendes Meer im Abendschimmer zu Füßen. Außer der Vesperglocke, die eintönig in die Landschaft hinausbimmelt, ist alles todt und ausgestorben — eine wahre Friedhofsstimmung. Der Mangel an Leben macht sich umso empfindlicher bemerkbar, als uns die classische Erinnerung, diese Trösterin in der Noth, nirgends beizuspringen vermag. Höchstens, daß der purpurrothe Streifen Land gegenüber — die langgestreckte Insel Cherso — über deren Felskuppen das Abendroth in Feuergarben aufflammt, uns eine Gestalt aus grauem Alterthume vergaukelt. Dort nämlich — auf Absyrtides, wie die Insel vor Zeiten hieß — landeten der Sage nach die Kolchier und tödtete Medea ihren Bruder Absyrtus. Die Erinnerung hieran macht übrigens wenig Eindruck in einer Gegend von im Allgemeinen so geringem historischen Interesse.

Auf unseren Dampfer zurückgekehrt, erwarten wir auf Deck den Eintritt der Nacht, deren Schatten uns vielleicht willkommen sind, um unsere Gedankenarbeit durch keine Aeußerlichkeiten beirren zu lassen. Wir schlagen ein Buch auf — Engels »Philosophie für die Welt« — und vernehmen eine Stimme, die förmlich aus der uns umgebenden Natur hervorzuklagen scheint .... Was sie sagt? .... »Alles, alles in der Natur ist nur angelegt auf Verderben, Zerstörung, Vernichtung. Der Engel der Schöpfung geht nur voran, und erweckt Leben, damit der Engel des Todes, der hinter ihm drein geht, zu würgen finde. Hoffnungen von Glückseligkeit machen uns das Leben nur schätzbar, damit der Schauder vor der Vernichtung uns desto schrecklicher fasse. Und wenn ich nun den ganzen namenlosen Jammer betrachte, das bange Händeringen aller Sterbenden, Verlassenen, Verwaisten; wenn ich zu jeder Spanne Land sage, auf die mein Fuß tritt: du bist Grabstätte von Tausenden, die sich krümmten, zu leben rangen und starben! zu jedem Staube sage, der vor mir auffliegt: du warst Nerve eines empfindenden Wesens und erzitterst vor dem Tode! wenn ich in der Natur lebe, wie in einem weiten allgemeinen Behältniß von Leichnamen und Todtengebeinen; wie können sie wollen: daß ich noch Freude habe, noch lächle?« ....

So schlimm ist es nun freilich nicht. Nichts wäre sträflicher, als im Anblicke des leisepulsenden Meeres sich dem pessimistischen Schaudervorstellungen hinzugeben. Der Sterblichen Einer — und er war einer der Größten — hat eine mildere Sentenz aufgestellt. Sie ist unser Canon, der uns in jeder Lage zu trösten weiß. Goethe meint: die Natur sei Alles. »Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihre Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele, und am besten ist's ihre List nicht zu merken. Sie ist ganz, und doch immer unvollendet. Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen, und ist immer dieselbe. Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch hinausführen. Sie mag mit mir schalten, sie wird ihr Werk nicht hassen« ....

Zara.

Seltsames Gedankenspiel, das einem Reisenden in stiller Hafenbucht im Angesichte der dalmatinischen Felsberge überkommen kann. Man sollte sich solchem Sporte nicht allzusehr hingeben, denn die Weisheit der Menschen ist ein Chaos von Irrpfaden, die weit von der realen Wirklichkeit abführen. Klappen wir also dies Buch zu und blicken wir in die Runde. Nichts stört uns mehr, nichts bekümmert unsere Seele, da der laute Tag hinabgesunken, alles im rosigen Lichte der verflackernden Dämmergluthen schwimmt und selbst die bleichen Felswände im Farbenzauber prangen. Ein Kahn schneidet die Bucht, die sich mit Schatten füllt. Er gleitet nicht zur Unterwelt, denn auf dem Charon kannte man keinen Gesang. Dieser Gesang, eine rhythmisch weiche Canzone chiozzotischer Fischer, die zu ihrer Segelbarke hinüberrudern, klingt noch in unserem Ohre, wenn wir im behaglichen Verdecksalon zur realen Welt zurückkehren und bei fröhlichem Schmause den Jammer dieser Welt vergessen.

Am nächsten Morgen steuern wir in einen engen Canal und haben ein wildes Gebirge vor uns. Es ist der Velebit, bekannt für die Sterilität und Oede seiner Landschaften, berüchtigt für das romantische Räuberunwesen, das zu Zeiten dort oben spukt. Die Uskoken-Romantik ist noch lange nicht ausgestorben. Sagen und Wunderglaube finden immer wieder neue Belebung. Ihre Gestalten schweben von den bleichen Zinnen herab, denn unverwüstlich ist die Märchenwelt, die in der melancholischen Felswüste eine einsame Stätte gefunden hat. Der heulende Oststurm ist ein entfesselter Höllendämon, und wenn die Felsblöcke klirren und Riesenstämme in klaffende Felstrichter stürzen, bekreuzt sich der abergläubische Gebirgsbewohner, um die Schrecken der »wilden Jägerin« zu bannen .... Dann wird's wieder stille. Schwarzes flammendurchzucktes Gewölk klebt an den Höhenzacken des Velebit. Drüben bauen sich weißliche Dunstmassen auf, gleich phantastischen Schlössern und das sind die »Wolkenburgen der Wila«.

Sie ist der gute Genius dieser urwüchsigen Menschen; ebenso für den rohen Felsnomaden, wie für den Musensohn Ragusas, der, liebbegeistert, ihr strahlend Bild zwischen blüthenlodernden Hecken zauberhaft winken sieht .... Der Sturm aber fegt jene Wolkenschlösser von hinnen und nichts bleibt zurück, als grauer Dunst, wie Schemen einer anderen Welt. Es kann

uns derlei Wahnglaube nimmer befremden, wenn wir erwägen, wie jedes ursprüngliche Volk die Naturkräfte in Personificationen, in wesenartige Elementargeister umsetzt. Hier im Süden waltet ab und zu derselbe Geist, wie im Sulitelma-Geklüft Norwegens oder in den Schluchten des Oeröfja-Jökul auf Island. Der alte Götterglaube mag dort wie hier erstorben sein; durch die wilde Natur aber geht ein Odem der Allgewalt, dessen Erkenntniß veralteten Dämonenglauben wieder wachruft.

In der Vorstellung von den »Wolkenschlössern« finden wir ohne Schwierigkeit eine Anlehnung an die Wohnungen der altnordischen Götter .... Nachdem Odin, Wili und We die Schöpfung der Welt vollendet hatten, schaarten sich um den ersteren die übrigen Götter, welche Asen hießen und gemeinschaftlich die Burg Asgard bewohnten. Von dort führte eine farbenprächtige Brücke zur Erde herab, von ihnen Bifrost, von den Menschen aber »Regenbogen« genannt: ein Götterwunder mit glührothen Streifen ewiglodernden Feuers, um den Riesen das Ersteigen des Himmels zu verwehren. Dort, in Asgard, wohnten die Götter in ihren goldenen, von Edelgestein kunstvoll zusammengehaltenen Feenpaläſten, von deren goldflammigem Getäfel, Gewölben und Portalen ein Lichtstrom, gleich jenem der Sonne, niederfloß, um Alles im Bereiche Asgards in unübertreffliche Pracht zu hüllen .... Das waren im Grunde nichts weiter als »Wolkenschlösser«, denn auch die südslavische Vorstellung will mit diesen keine feuchten Dunstgebilde gemeint wissen; die Einbildungskraft zaubert hinter jene weißen Wolkenthürme unsichtbare Prunkgemächer, die von juwelenfunkelnden Sonnenschleiern umwoben und vom Dufte der Blumen aus den Wundergärten der weißhändigen Wila durchhaucht sind. Die alten Götter sind verschollen, die Höhen und Tiefen befruchtet nur mehr die in »Gott Vater« personificirte Allgewalt. Um aber seine Wahngebilde zu erhalten, baut der südslavische Volksgenius seinem Schutzgeiste den leuchtenden Wolkenthron. Selbst in sein Gebet flicht er Dank- und Bittworte an sein Sagengebilde, die zaubervolle Wila, die halb Fee, halb Mensch ist.

Vom Meere aus — es ist der Canale della Montagna — stellt sich der Velebit als reichgegliederte, in seiner Gesammtheit aber fast mauerartige Gebirgsschranke dar. Nun, da wir in den ersten Morgenstunden vorüber-

ſteuern, iſt die eherne Wand im Hintergrunde in einen grauſchwarzen Schleier gehüllt. Anders, wenn die Sonne über die höchſten Zacken ſteigt, die ſie lange vorher vergoldet hat. Durch die Felsrunſen fällt das Licht wie in Feuerbächen herab und verdampft in den tieferen, ſchattendunklen Schluchten. Das Bild iſt von packender Schönheit, und man empfindet nichts von der Todesſtarre, in der ſich dieſe majeſtätiſche Felswelt befindet. Im Uebrigen mag das Felſengefüge immerhin durch ſeine Starrheit befremden: an Leben fehlt es ihm nicht.

Einer jener gewaltigen Bora-Angriffe, denen man hier im Canale zwiſchen dem Feſtlande und der Inſel Pago zu jeder Zeit, namentlich aber im Winter, ausgeſetzt iſt, wirft alle unſere Vorſtellungen von Todesſtarre und Abgeſtorbenheit über den Haufen. Wie das heult und wettert, in wilden Sturmſtößen niederraſt, daß die See in ein ſchneeweißes Schaummeer ſich auflöſt! Tauſendſtimmig iſt dieſer gräuliche Chor, der wie die Trompeten des jüngſten Tages durch unzählige Felsklammen hervorbrauſt. Jammertöne wechſeln mit ſchrillen Pfiffen, dumpfer Donner mit ſeltſamem Raſſeln. Die Schiffsplanken krachen, aber das Ohr vernimmt nur das grauſe Geklirr an den Uferfelſen.

Am Schlimmſten wüthet das Wetter in der Regel bei Carlopago, einem ſchmutzigen Städtchen hart unter der grauen Felsſtirne der Steilküſte. An ihr hinauf und über den Küſtenpaß hinweg windet ſich das gelbweiße Band der Poſtſtraße nach Gospitſch hinüber. Ehe ſie die weite Binnenebene erreicht, läuft ſie (jenſeits des Kammes) zwiſchen herrlichen, faſt urwaldähnlichen Beſtänden, in denen es weder an Quellengerieſel noch an mooſsbedeckten Waldeinſamkeiten fehlt. Dort, in der tiefen Senkung des Thales (bei Bruſchane), hat die Bora übrigens keine Gewalt. Sie fegt nur die höchſten Zinnen des Gebirges rein, und ſtürzt ſich dann zur Küſte herab, in den Hexenkeſſel des Canale della Montagna, wie drüben bei Zengg in den des Canale della Morlacca. Zum Glücke iſt die Küſte reich an Ankerplätzen und während unſer Dampfer mit den Wellen kämpft, ſehen wir in den vielen kleinen Buchten des Geſtades ab und zu Segelboote, welche ſich unter die ſteilen ſchützenden Felsſtirnen geborgen haben. Die Brandung aber iſt dort nicht minder ſtark, wie an der, dem Sturme direct ausgeſetzten

Ostküste von Pago; denn der schmale Meeresarm ist mächtig durchwühlt und die Wellen tanzen nach allen Weltrichtungen.

Die Leiden einer solchen Fahrt bei Borawetter finden ihr Ende, wenn der Dampfer die schmale Einfahrt zur Binnenbucht von Pago — Vallone di Pago — hinter sich hat und in dem windgeschützteren Hafen der gleichnamigen Stadt vor Anker geht. Die Stadt ist womöglich noch enger und verwahrloster als Arbe. Küstenplätze von solchem Typus sind, wie bereits einmal erwähnt, dankbare Motive für den Pinsel, nicht aber für die Feder. Man verschmäht es, enge, winkelige Gassen zu durchpilgern, ins Gewühl der Fischer und Schiffer sich zu mengen, oder zwischen triefenden Netzen über holpriges Pflaster zu wandern, Alles um den fragwürdigen Gewinn, das Geruchsorgan in empfindlichem Grade afficirt zu haben. Der malerische Totaleindruck ist aber schlechterdings nicht zu leugnen. Man verbleibe an Bord des Dampfers, und die Wirkung des Ganzen, sowie des mannigfachen Details wird sich alsbald ergeben. Zunächst als Grundstock des Bildes und dessen Mittelgrund, die Stadt selber: graues und braunes Mauerwerk eng ineinandergefügt, mit höher ragenden Wänden oder Dächern, auf denen hin und wieder grelle Lichtflecken liegen. Tiefe Schlagschatten finden sich nur in den innersten Winkeln zwischen den Häusern; wo sonst das directe Licht fehlt, ist es namentlich ein tief violettes Helldunkel, das wir wahrnehmen. In dieses Helldunkel hinein, sowie in die sonnenbeschienene Bucht — den Vordergrund — sind die Staffagen hineingesetzt: Fischertypen von bekannter Art, große und kleine Segelbarken mit weißen oder ockerrothen Segeln, die Bordwände schwarz mit weißen oder rothen Streifen darauf, ab und zu ein verwittertes Bugbild am Sterne. Auf Deck ist alles in ein mattes Erdbraun gehüllt. Die Steuer, aus ihren Angeln ausgehoben, liegen quer über dem Achter. Manche sind vom Element noch feucht und die Sonnenstrahlen werfen ein klebrichtes Luster darauf. In runden niederen Körben liegt die Beute aufgespeichert: Sardellen, Branzine, Aale, Scombri, Meeräschen, daneben große Exemplare von Thunfischen auf den Dielen. Von Barke zu Barke liegen Bretter über, die sich unter der Last der hin- und hereilenden nacktbeinigen Fischer biegen oder in schwingende Bewegung gerathen. Das Treiben der Menge ist lärmend, hin und wieder hallt ein

Ruf, ein Name, ein Scherzwort oder dergleichen hinaus und erstirbt im Gemurmel der vorüberwallenden Menge. In dem Zwischenraume bis zum Dampfer liegt ein Stück ölglatten Meeresspiegels, mit Schaumbläschen darauf, Binsenstücken oder Fischabfällen. Flache Wellen schlagen mit leisem Gurgeln an die abtauchende Bordwand. Der weite Hintergrund ist hellgrauer Fels oder dunkler Olivenhain, oder weißer Steinbruch, darüber tiefblauer Himmel, der die Plastik des Ganzen ungemein fördert. Wo das Sonnenlicht breite Flächen einnimmt, reflectirt es so grell und intensiv, daß die Augen schmerzen. Das schwarzblaue Meer dämpft den Reiz ab. Nimmt man noch die über das Städtchen dahingleitende Rauchwolke des Dampfers dazu, die unbestimmte Schatten nach abwärts wirft, oder sich als zerflatternder Schleier an eine Dachkante festnestelt: so ist das Bild fertig. Was ihm in dieser Skizze fehlt, das ist das Nebeneinander von Farben und Formen, wozu die Feder eben nicht ausreicht.

Nach einiger Zeit geht es wieder aus der Bucht von Pago hinaus und zurück in den Canale della Montagna. Die Bora hat ausgetobt und kräuselt nur mehr leise die See. Einzelne Sturmstöße (Refoli) machen sich unangenehm bemerkbar. Von köstlicher Frische aber ist die Luft und unter ihrem Einflusse verlieren wir rascher als zu erwarten war, die anhaltende Affection des Geruchsorgans, die wir uns im Hafen von Pago zugezogen. Diese Reinheit der Luft bewirkt auch eine merkwürdige Deutlichkeit aller Detailformen des Velebit. Die Contouren sind von erstaunlicher Schärfe; Felszacken und Abstürze deutlich umrissen, selbst Blockaufhäufungen bis in die kleinen Schlagschatten hinein sichtbar. Weiße Runsen gehen wie Silbercascaden zu Thal. Die höchsten Zinnen sind graugelb und scheinen im Sonnenbrande wie Phosphor zu verglimmen. Wenigstens empfindet man die Täuschung, als ob über die bleichen Gipfel ein ähnlich bleicher Dunst wie eine verwehende Lichtwelle schwebte ....

Einen ähnlich majestätischen Rahmen hat kein anderer Abschnitt der Adria aufzuweisen, nicht einmal das albanesische Gestade, wo das Hochgebirge viel zu tief im Hintergrunde aufragt. Die sogenannten »Keraunien«, im Norden von Korfu, lassen sich in Formen und Farben viel milder an. Die bergerfüllten Buchten von Cattaro endlich geben keine eigentliche

seinen krassesten Formen oft haarsträubender Aberglaube. Es schalten Hexen und Besessene, Vampyre und andere Dämonen, und wer dagegen gefeit sein will, bedarf wunderthätiger Talismane. Alles in Allem: ein ergreifender Jammer in allen Gestalten!

Es wäre wünschenswerth, mit anderen Gedanken, als den vorstehenden, die Landeshauptstadt des Königreiches zu betreten. Es ist sicher erfreulich, daß diese letztere uns heiterer stimmt, ja, in vielen Dingen sogar befriedigt. Was in Zara zunächst überrascht, das ist die große Sauberkeit, welche in den Gassen und auf den Plätzen herrscht. Reingefegtes, fast hell schimmerndes Pflaster, gescheuerte Plätze mit wohlerhaltenen, zum Theile altehrwürdigen Gebäuden zum pittoresken Rahmen, mehrstöckige Häuser ohne die anderwärts üblichen ausladenden, die Gassen verengenden und verfinsternden Altane: das Alles macht den besten Eindruck. Sieht man sich Zara von außen, am besten vom Hügel des öffentlichen Gartens an, so gewinnt das helle, auf drei Seiten vom Meere bespülte Städtebild noch wesentlich in unseren Augen. Von jenen hübschen, wenig über fünfzig Jahre alten Anlagen aus, umfaßt der Blick überdies einen großen Theil ihrer Umgebung: den starren Velebit, eine grauweiße Mauer, mit tiefen, schattendunklen Runsen, die alle Hänge durchfurchen; davor eine steinige Fläche mit grünen Flecken darauf, einem Pantherfelle zu vergleichen; auf der entgegengesetzten Seite den blauen Meeresarm, der das Festland von der Insel Ugliano trennt, und zuletzt diese selber, mit dem Steilsturze am Gestade, den bebuschten Hängen und den Trümmern eines venetianischen Castells auf der höchsten Kuppe.

Im Jahre 1868 wurde Zara als Festung aufgelassen; die Bauthätigkeit ist aber gering und der alte Mauerring umschnürt noch allenthalben die Stadt. Mit den Mauern sind auch die interessanten Thore stehen geblieben: die Porta Marina, in der sich römische Fragmente verbaut finden; die Porta terra Ferma, ein Werk des Baumeisters Sammichieli, dessen Namen man hier des öftern begegnet; das Thor des San Grisogono, mit flachen Pilastern korinthischer Ordnung und einer Art Attica über dem Gesimse ꝛc. . . . . Von und zu diesen Thoren ziehen die Hauptstraßen, von denen wir die Calle larga und del Duomo, dann die Calle Marina nennen. Im Innern der Stadt münden die Hauptgassen auf mehrere Plätze. Der

freundlichste ist die Piazza dei Signori, auf deren glattem Steinpflaster beim Klange einer Militärkapelle die ungemein zahlreich vertretenen Beamten und Officiere mit ihren Damen und die Elite der Gesellschaft lustwandeln. Eingerahmt ist dieser Platz von der stattlichen Loggia Sammichieli's, in der sich die Bibliothek befindet, von Arcaden und dem Gebäude der Hauptwache mit schlankem Uhrthurm. Nicht minder freundlich und etwas größer ist der »Grünplatz« (Piazza dell' Erbe) mit seiner antiken Säule und dem erzbischöflichen Palais. Wer sich an dalmatinischem Markttreiben ergötzen will, findet hier vollauf Gelegenheit. Wir erwähnen noch die Piazza San Simeone, wo eine freistehende korinthische Säule an das römische Alterthum erinnert. Unweit hiervon und in unmittelbarer Nachbarschaft des Regierungspalastes erkennt man in dem mächtigen, fünfeckigen Thurme, einem solideren Quaderbaue, genannt »Bovo d'Antona«, gleichfalls einen Ueberrest aus alter Zeit. Von hier ist es nicht weit zu den merkwürdigen »fünf Brunnen« (I cinque Pozzi), einer riesigen Cisterne, in deren Tiefe man die unterirdischen Wasser mächtig rauschen hört.

Zara besitzt auch eine Anzahl interessanter Kirchen, doch möchten wir uns diesfalls nicht mit eingehender Schilderung befassen. Beschreibungen dieser Art haben das Mißliche, daß sie höchstens dem Fachmanne ein oberflächliches Bild gewähren, nicht aber dem Laien in der Kirchenarchitektur. Die älteste Kirche Zaras ist die des San Donato, ist aber ihrer Bestimmung längst überhoben. Sie stammt urkundlich aus dem IX. Jahrhundert und ist ein massiger Rundbau mit drei Apsiden und einer umlaufenden Pfeilergalerie. Man vermuthet, daß der Bau auf den Fundamenten des Tempels der Juno Augusta steht, was immerhin möglich. Die älteste Stadtanlage war eine liburnische; als Jadera ward sie eine römische Colonie und zwar unter Kaiser Augustus, und zu Ehren seiner Gemahlin Livia ward eben jener Tempel erbaut .... Ein Bau von hervorragendem antiquarischen Interesse ist der heutige Dom, eine große dreischiffige Basilica mit Säulen- und Pfeilerstellungen, einer geräumigen Apsis und sehr interessanten Krypta. Die Hauptfaçade zeigt einen hochragenden, von einem romanischen und einem gothischen Radfenster durchbrochenen Mittel- und zwei pultartige Seitengiebel. Der Mittelgiebel ist durch vier Reihen von flachen Blend-

Gesichter eingegraben ist. Sie kauern abseits, neben ihren bunten Säcken (Torbas) und stricken, unbekümmert um alles, was um sie vorgeht, an ihren Strümpfen oder Gamaschen. Man sagt, daß nie ein Lächeln um ihre Züge spielt. Was auch, in der That, mag diesen Helotinnen die Freude sein! In der Steinwildniß aufgewachsen, auf sturmgepeitschten Scopcen in elenden Steinhütten schaltend, wo sie jeden Winkel mit dem lieben Vieh

Porta di Terra ferma in Zara.

theilen, haben sie keinen Antheil an den Silberblicken dieses Lebens. Selbst das tägliche Brod ist ihnen ein vager Begriff, da der Hunger beständig bei ihnen zu Gast ist. Auf Hunger läuft in diesem Lande ohnedies alles hinaus. Den Dorfhunden klappern die Rippen, den Trageseln brechen die Knochen durch die Haut, die Hühner sind wandernde Skelette und der Schafe und Ziegen Magerkeit verbirgt sich nur hinter dem Fell. Als die genügsamsten Geschöpfe dieser Erde suchen sie stundenlange zwischen den Felssplittern nach Grashalmen oder wühlen mit den Schweinen im dürren

Stroh. Im ganzen Hinterlande von Zara findet man keine eigentliche Trift, keinen Weideplatz, der diesen Namen verdiente. Selbst die spärlichen Culturen sind mit Steinen besäet, trotzdem der Bauer sie Jahr für Jahr in Massen über die Einfriedigungsmauer auf die Wege hinauswirft. Daß man in Folge dieses Brauches auf weiten Strecken des Landes auf keinem Pariser Asphaltpflaster wandelt, versteht sich wohl von selbst. Was die einförmigen

Piazza dei Signori in Zara.

Daseinszirkel dieser Leute stört, ist das unausrottbare Räuberunwesen. Neben einzelnen Strichen bei Cattaro ist kein Gebiet Dalmatiens so verwildert, verwahrlost und versiecht, wie der nördlichste Theil des Königreiches. Wer nur einige Stunden in das Innere des Landes eindringt, wird sicher einem Gendarmen begegnen, der einen gefesselten Dieb, oder Räuber, oder Brandleger escortirt. Kugelwechsel gehört in den Gebirgen zu den Alltäglichkeiten, denn so bescheiden sind die Leute selber genug, um das Menschenleben möglichst nieder anzuschlagen. Dazu gesellt sich ein finsterer, in

seinen krassesten Formen oft haarsträubender Aberglaube. Es schalten Hexen und Besessene, Vampyre und andere Dämonen, und wer dagegen gefeit sein will, bedarf wunderthätiger Talismane. Alles in Allem: ein ergreifender Jammer in allen Gestalten!

Es wäre wünschenswerth, mit anderen Gedanken, als den vorstehenden, die Landeshauptstadt des Königreiches zu betreten. Es ist sicher erfreulich, daß diese letztere uns heiterer stimmt, ja, in vielen Dingen sogar befriedigt. Was in Zara zunächst überrascht, das ist die große Sauberkeit, welche in den Gassen und auf den Plätzen herrscht. Reingefegtes, fast hell schimmerndes Pflaster, gescheuerte Plätze mit wohlerhaltenen, zum Theile altehrwürdigen Gebäuden zum pittoresken Rahmen, mehrstöckige Häuser ohne die anderwärts üblichen ausladenden, die Gassen verengenden und verfinsternden Altane: das Alles macht den besten Eindruck. Sieht man sich Zara von außen, am besten vom Hügel des öffentlichen Gartens an, so gewinnt das helle, auf drei Seiten vom Meere bespülte Städtebild noch wesentlich in unseren Augen. Von jenen hübschen, wenig über fünfzig Jahre alten Anlagen aus, umfaßt der Blick überdies einen großen Theil ihrer Umgebung: den starren Velebit, eine grauweiße Mauer, mit tiefen, schattendunklen Runsen, die alle Hänge durchfurchen; davor eine steinige Fläche mit grünen Flecken darauf, einem Pantherfelle zu vergleichen; auf der entgegengesetzten Seite den blauen Meeresarm, der das Festland von der Insel Ugliano trennt, und zuletzt diese selber, mit dem Steilsturze am Gestade, den bebuschten Hängen und den Trümmern eines venetianischen Castells auf der höchsten Kuppe.

Im Jahre 1868 wurde Zara als Festung aufgelassen; die Bauthätigkeit ist aber gering und der alte Mauerring umschnürt noch allenthalben die Stadt. Mit den Mauern sind auch die interessanten Thore stehen geblieben: die Porta Marina, in der sich römische Fragmente verbaut finden; die Porta terra Ferma, ein Werk des Baumeisters Sammichieli, dessen Namen man hier des öftern begegnet; das Thor des San Grisogono, mit flachen Pilastern korinthischer Ordnung und einer Art Attica über dem Gesimse ꝛc. . . . . Von und zu diesen Thoren ziehen die Hauptstraßen, von denen wir die Calle larga und del Duomo, dann die Calle Marina nennen. Im Innern der Stadt münden die Hauptgassen auf mehrere Plätze. Der

freundlichste ist die Piazza dei Signori, auf deren glattem Steinpflaster beim Klange einer Militärkapelle die ungemein zahlreich vertretenen Beamten und Officiere mit ihren Damen und die Elite der Gesellschaft lustwandeln. Eingerahmt ist dieser Platz von der stattlichen Loggia Sammichieli's, in der sich die Bibliothek befindet, von Arcaden und dem Gebäude der Hauptwache mit schlankem Uhrthurm. Nicht minder freundlich und etwas größer ist der »Grünplatz« (Piazza dell' Erbe) mit seiner antiken Säule und dem erzbischöflichen Palais. Wer sich an dalmatinischem Markttreiben ergötzen will, findet hier vollauf Gelegenheit. Wir erwähnen noch die Piazza San Simeone, wo eine freistehende korinthische Säule an das römische Alterthum erinnert. Unweit hiervon und in unmittelbarer Nachbarschaft des Regierungspalastes erkennt man in dem mächtigen, fünfeckigen Thurme, einem solideren Quaderbaue, genannt »Bovo d'Antona«, gleichfalls einen Ueberrest aus alter Zeit. Von hier ist es nicht weit zu den merkwürdigen »fünf Brunnen« (I cinque Pozzi), einer riesigen Cisterne, in deren Tiefe man die unterirdischen Wasser mächtig rauschen hört.

Zara besitzt auch eine Anzahl interessanter Kirchen, doch möchten wir uns diesfalls nicht mit eingehender Schilderung befassen. Beschreibungen dieser Art haben das Mißliche, daß sie höchstens dem Fachmanne ein oberflächliches Bild gewähren, nicht aber dem Laien in der Kirchenarchitektur. Die älteste Kirche Zaras ist die des San Donato, ist aber ihrer Bestimmung längst überhoben. Sie stammt urkundlich aus dem IX. Jahrhundert und ist ein massiger Rundbau mit drei Apsiden und einer umlaufenden Pfeilergalerie. Man vermuthet, daß der Bau auf den Fundamenten des Tempels der Juno Augusta steht, was immerhin möglich. Die älteste Stadtanlage war eine liburnische; als Jadera ward sie eine römische Colonie und zwar unter Kaiser Augustus, und zu Ehren seiner Gemahlin Livia ward eben jener Tempel erbaut .... Ein Bau von hervorragendem antiquarischen Interesse ist der heutige Dom, eine große dreischiffige Basilica mit Säulen- und Pfeilerstellungen, einer geräumigen Apsis und sehr interessanten Krypta. Die Hauptfaçade zeigt einen hochragenden, von einem romanischen und einem gothischen Radfenster durchbrochenen Mittel- und zwei pultartige Seitengiebel. Der Mittelgiebel ist durch vier Reihen von flachen Blend-

arcaden gegliedert. Das Innere des Domes birgt einen Schatz in den Gemälden von Palma dem Jüngeren und Vittore Carpaccio, also aus dem Cinquecento. Bei den Gläubigen und Frauen steht ein anderer Schatz in höherem Ansehen, nämlich die aus getriebenem Silber mit vergoldeten Figuren versehene Capsa des heil. Jacobus. Auch andere kostbare Geräthe finden sich vor. Das älteste Stück im Inneren ist aber der altbyzantinische Ciborienaltar, ein Werk aus dem XIII. Jahrhundert .... In noch höherem Ansehen als der Dom steht bei der Bevölkerung die Kirche des heil. Simeon, welche die sterblichen Reste dieses »heiligen Juden« birgt. Der mächtige Sarkophag ist ganz aus Silber, und hat erhabene Arbeit in getriebenem Edelmetall. Das Ganze trugen vordem vier Engel aus massivem Silber, die gelegentlich einer Geldnoth von den Venetianern eingeschmolzen wurden. An ihre Stelle sind Stein- und Bronzeträger getreten. Der Sarkophag ist laut Inschrift ein Geschenk der Königin Elisabeth, Gemahlin Ludwigs des Großen von Ungarn.

Wenn Zara einen durchwegs italienischen Eindruck macht, so fällt dies lediglich auf Rechnung des architektonischen Momentes. Im Grunde ist Zara eine Beamtenstadt mit überwiegend italienischem Bevölkerungs-Element. Das Slaventhum aber drängt sozusagen zu den Thoren herein, denn italienisches Wesen und italienisches Uebergewicht reichten selbst in früherer Zeit nie über die Küstenstädte hinaus. Sicher ist es von allgemeinem Interesse, die jahrhundertelangen Beziehungen zwischen Italienern und Slaven auf dalmatinischem Boden näher ins Auge zu fassen. Wenn wir hierbei räumlich etwas ausgreifen, und auch Gebiete, die nicht eigentlich zum Gegenstande, das heißt zu dem vorstehenden Capitel gehören, berühren, so dürfte dies Verfahren der Sache weiters keinen Eintrag thun.

Geht man bis auf die römische Eroberung zurück, so ist das romanische Element gerade tausend Jahre länger in Dalmatien als das slavische. Im Anfange hatte das Auftreten von slavischen Stämmen im Küstenbereiche (im VII. Jahrhundert) keinen weiteren Einfluß auf die Machtstellung der venetianischen Republik. Als aber die Könige von Ungarn unausgesetzt nach der Küste der Adria hin drängten und in dieser Richtung dauernde Erfolge erzielten, machte die Signoria große Anstrengung jene Bestrebungen zu

paralysiren. Selbst der Bund mit dem Erbfeinde der Christenheit und dem Abendlande — den Osmanen — wurde nicht verschmäht. Egoistische Interessen-Politik drängte die venetianischen Kaufherren zu schlauen Abmachungen, denen eventuellen Falls durch Vordrängen des vorhandenen Machtfactors Nachdruck verliehen werden konnte. Solche Interessen-Politik pflegt, wie wir ja von anderwärts her wissen, selten auf die materiellen und moralischen Verhältnisse der hierbei in Mitleidenschaft gezogenen Völkerschaften Rücksicht zu nehmen. Kein Wunder also, daß Venedig sein eigenes Besitzthum, namentlich dort wo das slavische Element in Betracht kam, mit seltener Rücksichtslosigkeit ausbeutete, für seine Zwecke ausnützte, und die Bewohner, wie es bei solchem Verfahren selbstverständlich ist, ohne Staatshilfe ließ, ja sie vollständig der Verwahrlosung preisgab.

Das Land war zur Zeit der venetianischen Herrschaft in drei Theile getheilt. Unter »Dalmatien« begriff man damals überhaupt nur die Gebiete von Zara und Spalato, die Inseln des Quarnero und die Insel Curzola. Dies war das »Vecchio Acquisto« (die alte Erwerbung). Der Besitzstand war durch den Friedenstractat von Candia (1669) garantirt .... Das Nuovo Acquisto, das mit Waffengewalt eroberte Gebiet, fiel der Republik im Frieden von Carlowitz (1699) zu und umfaßte einen großen Theil der Districte Sebenico und Trau, die Districte Knin und Dernisch, einen bedeutenden Abschnitt der Districte Scardona, Spalato, Sinj und Gebietstheile von Almissa, Makarska und Narenta .... Das Nuovissimo Acquisto endlich fiel der Republik gegen die Abtretung Moreas im Friedensschlusse von Passarowitz (1718) zu, und enthielt einen Theil der heutigen Districte Knin und Sinj, einen kleinen Gebietsantheil an den Districten Almissa und Makarska und den Ort Imoski mit seiner Umgebung. Das venetianische Dalmatien erstreckte sich also zur Zeit seiner größten Ausdehnung von der Insel Cherso und dem quarnerischen Gestade bis zur Narenta hinab. Ragusa war Republik und befand sich unter türkischem Schutze; Cattaro, wenngleich Republik, stand unter einem venetianischen Provedditore.

Bei allen Friedensschlüssen tritt ein sehr beachtenswerther, für die außerordentliche Vorsicht der Republik sprechender Vorgang zu Tage: jedes früher erworbene Stück Land durch eine nachfolgende Erwerbung zu arron-

diren, durch entsprechendes Hinterland zu decken. Man sucht den Raum zwischen Küste und Hinterland zu vergrößern, wobei immer irgend ein hoher Gebirgszug als Grenze gewählt wird, um vor dem gefürchteten türkischen Nachbar gesichert zu sein. Allerdings blieb diese letztere Maßregel jederzeit wirkungslos, denn ein Gebirge, wie die dinarischen Alpen, konnte nie und nimmer die Eigenschaften besitzen, so unternehmende Eroberer, wie die Osmanen, aufzuhalten. Sie haben Dalmatien unzähligemale heimgesucht, verwüstet, einzelne Punkte dauernd erobert, und den Feuerbrand bis in die Küstenstädte getragen.

Jene früher skizzirte Dreitheilung war übrigens nicht blos eine geographische, oder historische, sondern war auch in administrativer Beziehung vorhanden. Die Bewohner des Vecchio Acquisto behielten ihre alte Municipal-Verfassung und waren zehentfrei; die des Nuovo und Nuovissimo Acquisto aber wurden ganz nach Willkür regiert und mußten den Zehent leisten. Die Berggegenden waren aber ausschließlich von Slaven bewohnt. Es versteht sich von selbst, daß sämmtliche Beamtenstellen in den verschiedenen Zweigen der Regierung bis auf die untersten Stufen herab mit Venetianern besetzt waren; die Amts- und Dienstsprache war durchwegs die italienische, die Administration eine unnachsichtlich strenge. Man könnte vielleicht einwenden, daß die alten Beamtenlisten gar viele slavische Namen aufweisen und hervorragende Familien durch lange Zeit Regierungsposten einnahmen. So waren die Posten der Ober-Intendanten von Vergorac in der Familie Deskovič von Almissa, jene der Narenta in der Familie Nonkovič erblich. Man würde aber sehr fehl gehen in den Trägern dieser slavischen Namen gleichzeitig Slaven von Gesinnung und Racenreinheit zu erblicken. Wer zu Amt und Einfluß gelangen wollte, mußte sich den Herrschern anschließen, ihre Sitten, ihre Sprache annehmen, mit ihnen in directen Verkehr treten u. s. w. So wurden diese Streber ihrem eigenen Volksthum entfremdet, und schlossen sich als Renegaten den Machthabern aufs innigste an. Von Beziehungen zu ihren ehemaligen Stammesbrüdern war keine Rede mehr. Ja, in vielen Fällen wurden gerade sie die ärgsten Bedrücker des slavischen Elementes, und dieses stand machtlos denen gegenüber, die ihr eigenes Fleisch und Blut waren, dasselbe aber schmachvoll verleugneten.

Diese traurigen Verhältnisse hatten zur nächsten Consequenz, daß die Slaven, die ohnedies unfähig waren, durch eigene culturelle Entwicklung den fremden Einfluß wett zu machen, nach und nach in einen Zustand völliger Sklaverei versanken. Alle dalmatinischen Slaven waren um jene Zeit rechtlose Heloten, deren nationales Bewußtsein so weit herabsinken konnte, daß sie ihren Bedrückern noch obendrein Kriegsdienste leisteten. Es gab elf Regimenter »Schiavoni«, welche einfach angeworben wurden und sich national kleiden und bewaffnen mußten. Die Officiere aber waren Venetianer, mitunter auch Ausländer, zumal Deutsche. Diese Truppe war übrigens schlecht besoldet, wenig disciplinirt und häufig zu Ausschreitungen geneigt, namentlich, wenn der karge Sold ausblieb, was bei der chronischen Geldverlegenheit der Signoria häufig genug der Fall war. Die Leute waren auf Nebenverdienste angewiesen, und betrieben in ihren Stationen allerlei Handwerke. Die Wachtposten an den Stadtthoren wurden oft jahrelang nicht abgelöst (wie etwa die türkischen Zaptiehs) und benützten die Wachtlocale als stabile Wohnungen. Außer jenen elf Schiavoni-Regimentern gab es übrigens noch eine »Forza territoriale«, eine Art Pandurencorps, in den Grenzdistricten angeworben und deshalb ausnahmslos gegen die Türken in Verwendung stehend. Die Angehörigen dieser Territorialmiliz erhielten nur im Kriegsfalle Löhnung und Verpflegung. Dagegen durften sie die gemachte Beute behalten, wodurch sie sich über die mageren Friedensjahre hinüberhelfen konnten. Noch in den letzten Tagen der Republik kämpften »slavonische« Regimenter gegen Napoleon. Damals hatte man zehntausend Dalmatiner, meistentheils Morlaken, nach Venedig gezogen und sie im dortigen Arsenal bewaffnet. Die siegreichen Franzosen schickten sie im Mai 1797 wieder in ihre Heimat zurück, wobei ihnen die Waffen belassen wurden. Sie begingen arge Excesse, denen erst die bald hierauf erfolgte österreichische Occupation ein Ende bereitete.

Diese letztere erfolgte auf Grund des Präliminarvertrages von Leoben (18. August 1797). Der Friede von Campoformio (17. November desselben Jahres) bestätigte das Besitzrecht der Oesterreicher auf Istrien und Dalmatien und fügte auch noch Venedig mit einem Theile des Hinterlandes hinzu. Leider war dieser Besitzwechsel nicht von langer Dauer, denn schon im Jahre 1805

mußte Oesterreich die früher erhaltenen Gebiete räumen und an das durch Napoleon neugeschaffene »Königreich Italien« abtreten.... Mit den Franzosen kamen circa zehntausend Mann. Sie reorganisirten das Panduren-corps »Mousquetaires«, beließen ihnen aber ihr Nationalcostüm. Der commandirende General Marmont nahm zugleich die Verwaltung des Landes in die Hand, die noch heute in gutem Andenken steht. Es wurden Straßen gebaut, die Jahrzehnte lang die einzigen in dem verwahrlosten

Wohnhaus in Dernisch.

Lande blieben; es wurden Befestigungen errichtet, die bis auf den Tag ihre Zwecke erfüllen. Unter Marmont wurde für die bis dahin verwahrlosten Griechisch-Orientalischen in Dalmatien ein Bisthum mit Domcapitel zu Sebenico errichtet und dasselbe reichlich dotirt; auf Kosten der französischen Regierung erschien ein illyrisch-italienisch-lateinisches Wörterbuch in drei Folianten, die Lebensarbeit des Ragusaners Stulič.

Kein Wunder also, daß die einheimische Bevölkerung den Franzosen große Sympathie entgegenbrachte, eine Sympathie, die derart nachhaltend war, daß noch in späteren Decennien, als längst das österreichische Regime

platzgegriffen hatte, sie nicht ganz verwischt werden konnte. Nach 1814 kamen abermals die Oesterreicher und mit ihnen beginnt eine neue Verwaltungsgeschichte, über deren Werth wir einem anonymen Politiker das Wort lassen ....

»Nachdem Oesterreich nicht wie Venedig, oder selbst wie bis zu einer gewissen Grenze auch die adelige Handelsrepublik Ragusa das dalmatinische Land und Volk keineswegs als Colonie mit vorwaltendem Helotenthum betrachten konnte, sondern logischerweise bestrebt sein mußte, die in vieler Hinsicht verwahrloste Provinz in einen menschenwürdigen Zustand zu versetzen, so wäre es doch vor Allem nothwendig gewesen, der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung die volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, umsomehr als es doch für Jedermann nahe lag, daß diese weit nach Süden gestreckte Provinz mit den slavischen Bewohnern auch in Bezug auf den Gang der Dinge in den benachbarten türkischen Slavenprovinzen ihre Bedeutung haben mußte.

Ueber die Regierungsfähigkeit des slavischen Volkselementes konnte aber Angesichts der Erfahrung in Ragusa ebensowenig ein Zweifel obwalten, als auch mit Rücksicht auf die Verwendbarkeit des serbo-kroatischen Idioms in den Kreisen der unteren Verwaltung nicht die mindeste Schwierigkeit vorhanden war. Und dennoch! Dalmatien mochte um das Jahr 1814 ungefähr 400.000 (heute 474.000) Einwohner gehabt haben. Davon waren etwa 40.000, das ist zehn Procent, Italiener oder italienisirte Dalmatiner (heute etwa zwölf Procent), 360.000 aber reine Slaven. Was that die österreichische Regierung? Führte sie etwa das Deutsche als »Reichssprache« in die Administration ein? Oder ließ sie mindestens die unteren Behörden mit dem Volke in dessen Muttersprache verkehren? Keines von beiden. Die Amts- und Gerichtssprache war und blieb die italienische. Anstatt also daran zu gehen, die Masse des Volkes zu civilisiren, damit dieselbe dem Reiche gewonnen und fruchtbar gemacht werde und dann auch für die benachbarten Slavenstämme zum Anreiz diene; statt slavische Volksschulen zu errichten, in den Mittelschulen die slavische Sprache zu pflegen und daneben das Deutsche als Sprache des Reiches und der Armee von jedem Gebildeten, insbesondere auch von jedem Subalternbeamten zu fordern,

verharrte die österreichische Regierung bei dem ausschließlichen Gebrauche der italienischen Sprache.

Die Folgen davon blieben nicht aus. Dalmatien ist von Natur aus ein armes Land. Will Jemand, der nicht Handels- oder Geschäftsmann ist, sich über das Niveau der reinen Natürlichkeit erheben, so ist er zu dem Eintritt in den Staatsdienst gezwungen. Dieser Eintritt war für den begabten slavischen Jüngling aber nur möglich, wenn er sein Volksthum abstreifte und sich in einen Italiener verwandelte. Auf solche Weise wurden dem slavischen Volke gerade seine besten Kräfte entzogen. Da kam zum Beispiel der Dorfjunge nach Spalato oder Zara in die Schule, hier hörte er acht bis neun Jahre lang blos italienisch sprechen. Auf das Gymnasium folgte die Universität; diese mußte die dalmatinische Jugend in Padua absolviren. Was wurde aus dem Slaven? Ein Italiener, der für Petrarca und Metastasio schwärmte, sein eigenes Volksthum verachtete, oft seinen eigenen Namen verwälschte (zum Beispiel aus Gundulić — Gondola, aus Pučić — Pozza ꝛc.) und mit seinen italienischen Commilitonen auch die Freiheitslieder mit dem Refrain »Tod den Oesterreichern« sang. Der Mann dachte, sprach, fühlte nur — italienisch. Was Wunder, wenn er bei seiner Rückkehr in die dalmatinische Heimat sich auch hier den Italienern anschloß und von der slavischen Zugehörigkeit nichts mehr wissen wollte! War doch auch sein Amt nur die Fortsetzung des italienischen Umganges!

Und dieser ganz widernatürliche Zustand erhielt sich bis auf unsere Zeit. Blieb doch selbst die Amtsbenennung in Dalmatien bis zum Jahre 1866 die alte venetianische. Es erscheint wie ein Fatum, wenn man dies Verhalten der österreichischen Regierung beobachtet. Ohne jeden zwingenden Grund, ja mit offenbarer Verletzung der einheimischen Bevölkerung, zum Schaden des Staatsinteresses und zum Nachtheile der Verwaltung wird ein Amtssystem beibehalten, das in berechneter Weise die Söhne ihrem Volke, die Männer dem Lande und der Monarchie entfremdet, ja sie in das Lager der Feinde treiben muß« ....

Nur in zwei Dingen hatte Dalmatien damals noch eine besondere Aufmerksamkeit seitens der Regierung zu erfahren. Es genoß einmal des zweifelhaften Vorzuges, von Militär-Statthaltern verwaltet zu werden, und

dann mußte es auch die katholisirende Propaganda über sich ergehen lassen. Was die militärischen Statthalter anbelangt, so wollen wir nicht leugnen, daß es auch unter ihnen ausgezeichnete Administratoren geben kann; gerade in Dalmatien hat dies der französische General Marmont bewiesen. Aber Marmont und seines Gleichen bilden doch nur seltene Ausnahmen. Von allen österreichischen Militär-Statthaltern in Dalmatien gilt diese Ausnahme nicht; sie haben sämmtlich (etwa den einzigen Vetter von Lilienberg ausgenommen) daselbst nichts Fruchtbares geschaffen. Die meisten dieser Statthalter betrachteten ihren Posten als bequeme Ruhestelle, belästigten die Regierung niemals mit Reformprojecten und schützten sich dadurch vor der Gefahr, daß dieselben abgelehnt würden. Man lebte auf diese Weise bei der notorischen Wohlfeilheit in Dalmatien vor 1848 ein bequemes Leben. Regierungsbefehle brauchten damals von Wien bis Zara bei gutem Wetter volle acht Tage; wie leicht war da jedwede Art von Verschleppung und Verzögerung! Kam ab und zu eine controlirende Inspection, so war es auch nicht schwierig, durch Hinweis auf das zufriedene Leben der Bevölkerung, auf die herrschende Wohlfeilheit, Ruhe und Behaglichkeit in den Küstenstädten, alle weiteren Regierungssorgen zu beschwichtigen.

Man fürchtete Neuerungen und Umstürze. Letztere traten aber gleichwohl ein, als das Jahr 1848 auch in Dalmatien bedeutungsvolle Symptome zu Tage förderte. Wie die Dinge lagen, würden die Italianissimi damals ohne Zweifel losgeschlagen haben, wenn die slavischen Elemente nicht durch ihre Treue und Abneigung gegen die italienischen Freiheitsströmungen die Gefahr paralysirt hätten. Die italienischen Demonstrationen zeigten übrigens deutlich genug, welchen Dank die Regierung dafür erntete, daß sie das italienische Element im Lande protegirte. Nun waren bei den Schreiern und Freiheitshelden die fürsorglichen Protectoren plötzlich zu — »Fremden« geworden, und an Pereats für dieselben fehlte es nicht.

Nach dem Jahre 1859 wendete die Regierung endlich auch den slavischen Elementen größere Sorgfalt zu. Man gab dem Lande einen Statthalter von slavischer Abkunft, den Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn von Mamula. Seine Thätigkeit im Sinne der slavischen Strebungen war so geringfügiger Natur, daß sie kaum der Rede werth ist. In der Verwaltung

blieb aber Alles beim Alten. Sehr ergötzlich ist, was der früher citirte anonyme Politiker (dem wir vorstehend gefolgt sind) in dieser Richtung erzählt .... »Was für Elemente in den Aemtern saßen, davon konnte der Statthalter bald nach seinem Amtsantritte die Ueberzeugung gewinnen. Mamula war eine noble Natur, ledig, ohne Bedürfnisse, frei von Diäten- und Reisepauschalienhunger, zudem ein Freund der Geselligkeit; deshalb gab er zu Beginn seiner Verwaltung Abendgesellschaften, wozu nebst den hervorragenderen Personen der Zaraer Gesellschaft auch Beamte mit ihren Frauen und Töchtern geladen wurden. Wie war der Statthalter jedoch erstaunt, als ihm nach der zweiten Soirée die eingeladenen Beamtenfrauen ihre Toilettenrechnungen zur — Saldirung zuschickten! Das ging selbst dem gutmüthigen und splendiden Mamula über den Spaß und er gab keine Abendgesellschaften mehr« ....

Die Kerka-Fälle bei Scardona.

Von Zara nach Spalato.

Die tiefe Eindrucksfähigkeit der dalmatinischen Natur führt uns nur zu häufig zu philosophisch-naturwissenschaftlichen Betrachtungen. Wie würde zum Beispiel ein Goethe, der unübertreffliche Virtuose in geistiger Naturanschauung, über ein Land sich ausgelassen haben, wo der Zauber der Landschaft meist im grellsten Contrast zu den übrigen Lebenserscheinungen steht? .... Häckel sagt an irgend einer Stelle seiner »Natürlichen Schöpfungsgeschichte«: alle Natur sei für uns belebt, sei vom göttlichen Geiste, von Gesetz, von Nothwendigkeit durchdrungen. »Wir kennen keine Materie ohne diesen göttlichen Geist, keinen Geist ohne Materie. Wer von einer geistlosen Materie spricht, der beweist damit nur die Geistlosigkeit und Rohheit seiner eigenen Anschauung von der Materie .... Stumpf für den unendlichen Adel der sogenannten »rohen Materie« und der aus ihr entspringenden herrlichen Erscheinungswelt, unempfindlich für die unerschöpflichen Reize der Natur, wie ohne Kenntniß von ihren Gesetzen, verketzern die sogenannten Anhänger des »sittlichen« Materialismus (der beiläufig gesagt, mit dem naturwissenschaftlichen gar nichts gemein hat) die ganze Naturwissenschaft« .... Es war der geistreiche Fr. Schlegel, der gelegentlich sagte: das Vorrecht der Natur sei ihre Fülle und das unendliche Leben. Schiller meinte: dem Griechen ist die Natur nie

blos Natur; darum darf er auch nicht erröthen, sie zu ehren. Natur und Sittlichkeit, Materie und Geist, Erde und Himmel fließen wunderbar schön in seinen Dichtungen zusammen. »Er führte die Freiheit, die nur im Olymp zu Hause ist, auch in die Geschichte der Sinnlichkeit ein und dafür wird man es ihm hingehen lassen, daß er die Sinnlichkeit in den Olymp versetzte« ....

Es ist der herrliche Sommermorgen, im Angesichte der reichgegliederten und farbigen Küste, an der wir vorübersteuern, der uns zu solchen Betrachtungen führt. Dieses Meer ist schäumendes Leben, Leben ist der Grashalm, der in der Sonne lechzt, ein unbegrenztes Weltall sind die unzähligen Organismen, die in der Sonnenlohe des südlichen Tages athmen.

Sie denken, fühlen, leben wie der Mensch;
Und ihre Liebe und ihr Haß erzeugt,
Wie bei dem Menschen, das Gesetz,
Das all' ihr Thun beherrscht;
Und die geringste Wallung,
Die ihren zarten Leib
Unmerklich fast durchzuckt,
Ist unerläßlich und bestimmt,
Wie das erhabene Gesetz,
Das jene Sonne lenkt ....

(Shelley, Queen Mab.)

Ein schriller Dampfpfiff reißt uns aus unseren Träumen. Wir blicken auf und sehen vor dem Bug eine Segelbarke, die dem Dampfer quer vorliegt und mit schlaffem Segel nicht von der Stelle kann. Bei Nacht und Nebel müßte die Situation bedenklich werden, jetzt genügt eine leichte Drehung unseres Steuers, um der hilflosen Barke beizuspringen. Sie bleibt in unserer Courslinie unthätig liegen, indeß wir mäßig gegen die Insel Pasman abschwenken. Der Canal, der zwischen ihr und dem fast kahlen Festlande liegt, ist von tiefstem Ultramarin förmlich gesättigt und einzelne Silberstreifen durchfurchen die ölglatte Fläche bis zu einigen grauen Felseilanden, die im Süden vorliegen. Es sind die »Schkoljaritschi«: Scoglio Ricci etwas nach links gerückt, mit dem weißen Dorfe Torrette dahinter, vor uns der Scoglio Santa Catterina. Hinter ihm verbirgt sich Zara Vecchia, das Biograd der kroatischen Könige, mit einigen weißen Häusern und mäßigem Grün dazwischen und im weiteren Rahmen. Es hat harte Schicksalsschläge

über sich ergehen lassen müssen. Eine venetianische Kriegsflotte schoß es gelegentlich zu einem Trümmerhaufen zusammen, denn die aufstrebende Macht der ungarischen Könige konnte der venetianische Egoismus auf die Dauer nicht vertragen. Man sieht auf dem entgegengesetzten Ufer (auf der Insel Pasman) ein stattliches Kloster, das ein Denkmal aus jener Zeit ist, denn es bestand schon unter König Kreschimir III. Der Ort Pasman selber liegt, in Häusergruppen aufgelöst, am flachen Gestade, mit spärlich bewaldeten Höhen über sich. Die ganze Küstenstrecke zwischen Zara und Zara Vecchia ist auffallend nackt. Olivenbäume treten nur in langen bleichgrünen Streifen auf und säumen gewissermaßen die reichgeformten Hügellehnen. Der starre Velebit ist gänzlich unseren Blicken entschwunden; nur im Nordosten, aber tief im Hintergrunde, ragen noch einige Zacken empor; südlicher wogt die heiße Luft bis zum tiefblauen Hintergrund, welchen nicht die kleinste Wolke trübt.

Hinter Zara Vecchia füllt sich der Horizont neuerdings mit hohen kahlen Bergen. Das ist die Dinara, oder wie man sie auch noch nennt, die »Dinarischen Alpen«, deren Aehnlichkeit mit dem nördlichen Küstengebirge, dem Velebit, unverkennbar ist. Nur die eingerissenen Thalschluchten sind etwas flacher, die Gipfel weniger wild zerzackt, die Kammlinie nicht wie dort, in horizontaler Richtung verlaufend.

Bei der Insel Morterra, wo eine Drehbrücke aufs Festland hinübersetzt, treten die Dinarischen Alpen scheinbar viel näher heran, doch mag dies nur eine Täuschung in Folge der reinen Tramontanaluft sein, die wunderbar erquickt. Unwillkürlich erinnern wir uns der köstlichen Morgenfahrt von Fiume aus nach dem Porto Priluka hinüber, am grünen Gestade von Volosca und Abbazia, wo wir mit diesem köstlichen Morgenwinde zuerst Bekanntschaft machten. Leider ist die Küste vor uns grauer Steilsturz, ohne jede grüne Belebung. Auf einem Hügel im Innern einer Bucht leuchtet der Obelisk eines Kirchthurmes; daneben säumen einige weiße Häuserreihen das Gestade und auf den Hängen kleben graue Oelbüsche. Die hohe Warte im Hintergrunde — ein anderer Thurmobelisk auf kahler Höhe — ist die Kirche Madonna del Carmine. Ein Trabaccolo durchfurcht die stille Bucht und hat einen schaukelnden Kahn im Schlepptau. An Stelle

der Inseln aber sind nackte, niedere Felseilande getreten, die gleich großen Fischrücken aus der blauen Fluth ragen.

Endlich haben wir dieselbe hinter uns und gewahren auf der Höhe der Insel Slarina die weiße Front eines Inselforts, das eine fjordartige Einbuchtung sperrt. Dieses Fort — San Nicolo — ist ein Werk des mehrfach erwähnten Kriegsbaumeisters und Architekten Sammichieli, und erfüllt längst seinen Zweck nicht mehr. Immerhin trägt es zum Malerischen der ganzen Küstenscenerie wesentlich bei. Hauptstück derselben ist aber der enge, von Felsen umstarrte Canal, dem sie vorliegt, und in den unser Dampfer

Fischerbarke bei Tramontana-Wetter.

mittelst scharfer Biegung einlenkt .... Es ist in der That ein imposantes Seethor. Ueberraschend prächtig tritt aus dem Hintergrunde der weiten Bucht, mit der der Canal zusammenhängt, das in Terrassen die Uferhöhe hinankletternde Sebenico, mit den altersgrauen Forts (Il Barone, San Giovanni und M. Tartaro) darüber. Es ist zweifellos das pittoreskeste Städtebild, das Dalmatiens Küste aufzuweisen hat. Die meiste Aehnlichkeit hat die Lage mit der merkwürdigen Häuserpyramide von Syra. Es ist also wieder die Levante, an die wir hier erinnert werden. Levantinisches Gepräge haben auch diese Felsen, die wie der Trümmersturz eines riesigen Bauwerkes übereinander gethürmt sind. Einige sind in die See gestürzt und werfen tiefe Schatten. Fast geisterhaft schweben einige weiße Segel über die glatte

Dowell & Co.

Meeresfläche. Wir steuern an einer einsamen Kapelle vorüber, die linker Hand zwischen den Blöcken klebt, und zu der einige Stufen hinaufführen. Ein freistehendes Kreuz ragt dahinter und sieht über das steile Firstdach herüber. Wenn Fischer hier vorübersteuern, lüften sie ihre Mützen oder

Frau aus Sebenico.

schlagen ein Kreuz. Sie haben ein schweres Handwerk, zumal die Korallenfischer von Slarina, der Insel vor dem Einfahrtscanal zu Sebenico.

Das Felsenthor verengt sich noch im letzten Augenblicke, fällt aber hierauf auf beiden Seiten ab, und eine der schönsten Buchten der Welt nimmt uns auf. In der gelben Häusermasse, die vor uns liegt, fällt uns namentlich eine hochragende Kuppel auf, die des altehrwürdigen Domes,

Meeresfläche. Wir steuern an einer einsamen Kapelle vorüber, die linker Hand zwischen den Blöcken klebt, und zu der einige Stufen hinaufführen. Ein freistehendes Kreuz ragt dahinter und sieht über das steile Firstdach herüber. Wenn Fischer hier vorübersteuern, lüften sie ihre Mützen oder

Frau aus Sebenico.

schlagen ein Kreuz. Sie haben ein schweres Handwerk, zumal die Korallenfischer von Slarina, der Insel vor dem Einfahrtscanal zu Sebenico.

Das Felsenthor verengt sich noch im letzten Augenblicke, fällt aber hierauf auf beiden Seiten ab, und eine der schönsten Buchten der Welt nimmt uns auf. In der gelben Häusermasse, die vor uns liegt, fällt uns namentlich eine hochragende Kuppel auf, die des altehrwürdigen Domes,

der Perle von Sebenico. Der Quai, wo wir die Stadt betreten, liegt ganz im Süden derselben und von dort müssen wir streckenweise steile Treppengassen emporklettern, um den Domplatz zu erreichen. Er ist nicht geräumig, berührt aber angenehm durch seinen Rahmen von merkwürdigen Bauten, unter denen das alte Rathhaus mit seiner Loggia das meiste Interesse erweckt. Die Baugeschichte der Kathedrale umfaßt nahezu ein volles Jahrhundert (1443—1536). Der Styl ist, wie dies auf Grund der langen Bauperiode leicht erklärlich, kein ausgeprägter, doch überwiegt die venetianische Gothik. Die Kirche hat die Form eines lateinischen Kreuzes, mit Säulenstellungen im Innern, die ein ungemein hohes Mittelschiff von den Seitenschiffen trennen. Darüber ragt die aus mächtigen Steinplatten zusammengefügte Kuppel — über hundert Fuß hoch. Das Baptisterium ist sehenswerth seiner hübschen Basreliefs halber. Der Schmuck an der Hauptfaçade besteht im wesentlichen aus zwei übereinander stehenden Radfenstern, aus Ornamenten und Sculpturen (Löwen und Statuen), welche die beiden Portale zieren.

Wer über den Domplatz in einer Stunde wandelt, wo er wenig besucht ist, der wird unbewußt jenen Hauch mittelalterlicher Romantik verspüren, der so manche alte Stadt Dalmatiens umweht. Der beschränkte Raum, den unser Blick durchmißt, die altehrwürdigen Arcaden der Loggia, die Front der Kathedrale, sowie die finsteren Treppengassen, welche die förmlich aufgethürmten Bergviertel durchschneiden, muthen seltsam und fremdartig an. Immerhin ist die Stadt nicht ohne Leben. Auch an interessanten Typen fehlt es nicht. Riesenhafte Recken, mit enganliegenden Beinkleidern nach ungarischem Schnitte, knappem Spenser und kleiner rother Mütze, die landesüblichen Waffen im Gürtel, fallen uns zunächst auf. Es sind Leute der städtischen Sicherheitswache. Schmucke Dirnen, in malerischer Tracht, die Spindel in der Hand, schreiten an uns vorüber. Andere kauern bei ihren Fruchtkörben, oder steigen zum Borgo di Mare, zum Hafenquartier hinab, wo Handel und Wandel lebhafter als irgend sonstwo im Stadtgebiete sich gestalten. Der Unterschied zwischen den stumpfsinnigen, träge einherschreitenden Morlachen-Weibern, wie wir sie auf der Marina von Zara getroffen, und den saubern, fast immer vortheilhaft gekleideten Sebenicaner

Mädchen und Frauen, ist auffallend genug. Es ist ein lebendiges Völkchen, voll Beweglichkeit und Temperament. Man sieht sich gerne diese braunen Gesichter, diese feingeschnittenen Köpfe an, auf deren Scheitel die Mütze kokett balancirt.

Von der Stadt selber erhält man das wirkungsvollste Bild, wenn man eine der seitlichen Höhen besteigt, welche die Citadellenkuppe Il Barone flankiren. Man findet dort sicher ein grünes Plätzchen zwischen Olivengebüsch, auf natürlicher Plattform, die hoch über dem Meere ragt. Nun hat man das ganze malerische Städtebild vor sich: gerade links, in der Flanke, die dunkle Masse des Castellhügels Il Barone; dann, durch eine Schlucht getrennt, in der einige Sonnenstreifen flattern, den scharfprofilirten Felsklotz von San Giovanni, und als letzte Stufe endlich die Stadt mit der dunklen Bleikuppel der Kathedrale und den hellen Terrassen, die zum Meer abtauchen. Während die Felsberge im Vordergrunde, sammt deren alten Befestigungen, vorwiegend im Schatten liegen, leuchtet die Stadt im Sonnendampf, der sie fast magisch verklärt. Dazu das hellblaue Hafenbecken mit dem Felskranze ringsum, und weit draußen die offene See in rauchgrauer Ferne verdämmernd, rosige Wolken darüber und Purpurstreifen, wo der Schatten von Küstenrändern sich vorlegt .... Ein Künstler, der sich diese Scenerie als Vorwurf zu einem farbigen, dabei reichformigen und architektonisch interessanten Gemälde erwählen würde, hätte diese Wahl sicher nicht zu bereuen. Vielleicht regt das beigegebene, an Ort und Stelle vom Verfasser skizzirte Bild zu solchem Beginnen an ....

Wer die Pracht des Hafenbildes von Sebenico genossen, die Steilhänge zu den alten Befestigungen hinauf- und niedergeklettert, und sich mit dem Zauber eines Sonnenunterganges, dessen Flammenbäche zum Hafeneingange hereinfluthen, vollgesogen hat, den wird es zu einem anderen, wo möglich noch romantischeren Naturwunder dieser Gegend ziehen — zu den Fällen von Scardona .... Dort, in engem, fjordartigem Felsspalt, von kolossalen Wänden eingeschlossen, gehen in fünf breiten Stufen die Wasser der Kerka nieder, bald in breiterem Schwall, bald mannigfach verästet, frei über Felsrippen und Blöcke donnernd, oder in Silbercascaden zwischen triefenden Laubdächern niedergleitend: ein Schäumen und Rauschen, belebend

durch Wasserkühle und Baumschatten, Alles in Allem: ein Wunder, wie man es in Dalmatien nimmer vermuthen würde ....

Der Weg, der uns zu diesen Fällen führt, ist im Wesentlichen ein Wasserweg. Von Sebenico geht es in die Bucht von Proclian hinauf, an deren Steilhange das uralte Scardona klebt. Davor ist grüner Thalgrund und höher hinauf windet sich der fjordartige Spalt bis zu dem Wassersturze. Einige Mühlen stehen in der Tiefe, die von thaufeuchter, köstlicher Luft durchweht wird. Das Rauschen des Wassers ist aus weiter Ferne vernehmbar. Endlich hat man die blendenden Silberbogen des Kataraktes vor sich. Von der Tiefe aus glaubt man einen einzigen, von bedeutender Höhe nieder gehenden Sturz vor sich zu haben. Anders, wenn man sich die Situation von der Uferhöhe ansieht. Dann nimmt man deutlich die fünf Stufen wahr: die weißen Schaumstürze mit je einer blauen, beckenartigen Schale davor, in treppenartiger Anordnung. Felsrippen trennen die einzelnen Stufenabsätze.

Der Sturz ist in seiner Gesammtheit getheilt durch dazwischen liegende Felsmassen, oder Blöcke, oder Klippen — so, daß er wie die Garten-Cascade eines Ziergärtners in zahlreiche Einzelfälle sich auflöst. Unter dem Einflusse des Elementes, das Luftdruck und Wind selbst auf entferntere Plätze verpflanzen, entwickelt sich eine parkartige Vegetation. Wir treten unter eines der feuchten Laubdächer und sehen zu den verwehenden Dunstschleiern hinüber, die der Luftzug vom Katarakte loslöst. Blauer Himmel, von Sonnengluth erfüllt, liegt darüber. Im Hintergrunde — also vor den Fällen — ist die Kerka beckenartig erweitert. Rechts windet sich ein anderer Fluß, die Cikola herüber. Alle Felseinfassungen sind kahl, aber am Flußrande grünt es in üppiger Fülle und die hochragenden Pappeln, welche die Landschaft beleben, lassen die graue Monotonie ringsum vergessen. Mitten in diesem See liegt das Kloster Bissowac — vereinsamt, trotz des belebenden Elements, trotz des Waltens der nie erlahmenden Naturkraft. Das Kloster hat Türkengräuel erlebt, die den traurigsten Theil seiner Chronik bilden. Es ist erst seit etwas mehr als zweihundert Jahren (seit 1676) wieder bewohnt und hütet nun ein Gnadenbild — »Christus am Kreuz« — als einzigen Schatz, den die Mönche hier besitzen.

Auch der Oberlauf der Kerka hat seine Wasserfälle: einen bei Roncislap, und einen zweiten höher oben, jenseits des malerischen Klosters San Arcangelo bei Kistanje. Es ist dieser Fall — Mailanovich — namentlich wegen seiner wahrhaft großartigen Felsenpartien sehenswerth. Fast an der Wurzel der Kerka liegt Knin, einst ein wichtiges Grenzbollwerk, um das im Laufe der Jahrhunderte Ungarn, Türken, Venetianer, Franzosen und Oesterreicher rangen. Das alte Schloß oberhalb der Stadt, auf zum Theile unersteiglichem Felsen, ist nun ohne militärischen Werth, trägt aber ganz besonders zur Erhöhung des malerischen Effectes in der Landschaft bei. Die meist nackten Felsberge des Hintergrundes enthalten die Quellen der Kerka und über einem massigen Felspfeiler des Thales geht der Gießbach Kertich nieder. Der Thalgrund zeigt streckenweise üppiges Grün. Wenn die hochaufragenden Thürme und Mauern des Felsenschlosses im Sonnenlichte schimmern, die tieferen Partien des Berges, sowie die Stadt, der Fluß und der Thalgrund aber in rauchgrauen Schatten gehüllt sind, giebt die Gegend von Knin eines der reizvollsten Landschaftsbilder Dalmatiens ab.

Südlich von Knin liegt Dernisch, ein freundlicher Ort in auffallend wohlbestelltem Culturlande. An die Türkenzeit errinnern ein Minaret und ein altes Schloß. Die kleine Kirche war früher eine Moschee .... Von Dernisch — eigentlich schon von Siverich aus — könnten wir unsere Tour nach Spalato auf der dalmatinischen Staatsbahn fortsetzen. Sie würde kaum fünf Stunden in Anspruch nehmen und sich durch den Wechsel der Landschaften immerhin interessant genug gestalten. Für uns aber hat die Küstenstrecke weitaus größeren Reiz, und so kehren wir nach Sebenico (von wo übrigens gleichfalls die Bahn nach Spalato führt) zurück. Früh Morgens, bei anhebender Tramontana, steuern wir aus dem engen Canal in die offene See hinaus. Die Sonne ist noch nicht herauf und das Meer hat einen bleichglänzenden perlmutterartigen Schimmer. In dem Canal zwischen dem Festlande und der Insel Slarina schwebt ein stattliches Quersegelschiff und dahinter dunkeln einige Scoglien, wie die Rücken schlummernder Wale. Das bedeutendste dieser Eilande ist Kagran, von Schwammfischern bewohnt. Die kleinen Felsriffe sind natürlich unbewohnt; am dichtesten lagern sie vor der Punta Planca, wo die Küste jäh in östlicher Richtung

abschwenkt, und dadurch Windwechsel bedingt. Auch die Meeresströmungen sind von dieser Aenderung des Gestadezuges abhängig. Knapp vor dem Vorgebirge öffnet sich linker Hand eine Bucht mit theilweise tiefgrüner Umrahmung und hellem Straßenbande, das sich die Uferhöhe hinanwindet, um landeinwärts zu verschwinden.

Das Leben auf den kleinen Inseln ist von erschrecklicher Einförmigkeit. Die meisten werden nur im Sommer von Schaf- und Ziegenhirten bewohnt, die in höhlenartige Hütten unterkriechen und in der langen Zeit des Exils abwechselnd der Vogeljagd und dem Fischfange obliegen. Zum Glücke machen die klimatischen Verhältnisse dieses armselige Hirtenleben einigermaßen erträglich. Nur der Hochsommer ist bösartig, da die regenlose Dürre selbst die spärliche Vegetation absterben macht. Hohe Mauern umfrieden da und dort einen grünen Fleck und im Schutze dieser Mauern entwickelt sich ein bescheidenes Pflanzenleben. Auch die Thierwelt ist eine fast südliche. Statt der Hauskatze dient eine kleine Natter, die vertraulich ihren Antheil am Mittagsmahle der Weinbauern fordert; die großen Sturmvögel Gabbiani werden zahm wie Hausthiere; im Mauerwerke birgt sich die Tarantel, die besser als ihr Ruf ist, und an sonnigen Stellen kriechen Schildkröten.

Nirgends ist's einsamer und stiller, als gerade an jenen Küstenpunkten, wo Sturm und Wogenbrandung zu Zeiten ihr ärgstes Spiel treiben. Je friedlicher der Gesammteindruck dieser Scoglien und Inselchen ist, desto wilder geberdet sich das Element, welches in langsamem Raube ein Stück um das andere vom Küstenrande wegfrißt .... Köstliche Ruhe ringsum. Flache Wellenringe benetzen den Fuß der Uferfelsen. Die Schwüle des Tages senkt sich auf das Meer und Festland herab und in den sonnigen Buchten sammelt sich die Gluth, wie in einem Hochofen an. Verkrüppeltes Wachholdergesträuch sproßt zwischen klaffenden Steinfugen, und wo verdorrte Zweige in leisem Windhauche über Felsstirnen schwanken, klebt ein verlassener Geierhorst, oder kollert abbröckelndes Gestein mit monotonem Geräusche in die Tiefe. In spröden Kalksteinschichten ist ein Pfad klafterhoch über dem Meeresspiegel eingehauen; er läuft vom flachen Strande über das zerzackte und zersägte Ufer hinweg, um sich in dunklem Piniengestrüpp zu verlieren, das [illegible] einen Grottenschlund um-

wuchert. Das ist die Behausung des Einsamen, und er theilt sie gastfreundlich mit seinen Ziegen und Schafen, wenn die Bora übers Felsgeröll poltert, oder schwere sciroccale Regenschauer niedergehen.

Einen Büchsenschuß südlicher steht eine Hütte. Aus der Dachluke quirlen bläuliche Rauchwolken schnurgerade in die Höhe. Von dort her führt gleichfalls ein Pfad, wie ein weißes Band, und der Puder, der auf den Stachelbeerstauden am Ufer liegt, rührt von den Salzkrystallen her, die die Dunstschleier der Brandung ansetzen. Ueber die von Terrassen unterbrochene Mulde neigen sich spitze Felshörner. Olivengebüsch umzieht einen mageren Weideplatz, indeß in der felsigen Bucht eine braune Segelbarke in gleichförmigen Pausen auf- und niederschaukelt, wie ein artig Spielzeug auf einer sanftwogenden Frauenbrust .... Jetzt bewegt sich das schlaffe Segel im anhebenden Maëstral. Schwere Holzschuhe klappern über das hohltönende Verdeck; von nervigen Armen gerefft, bläht sich das bemalte Gaffelsegel und die breite Schiffsbrust theilt geräuschlos die ölichte Fluth, die weithin in flachen Wellen auszittert .... Dann verrinnen Stunden im einförmigen Geschäft. Ein Gluthenbad ist die Atmosphäre, und der schwüle Hauch hat nicht mehr die Kraft, das schlaffe Segel aufzublähen. Das Meer wird zur endlosen Purpurlohe, von den blendend hellen Felsufern bis zum verdämmernden Horizont, wo Goldnebel über der See verdampfen .... Dann überwältigt die Fischer der Schlaf, aus dem sie erst erwachen, wenn der Abendwind im Takelwerk pfeift und das Segel an den dünnen Mast klatscht. Aus der Tiefe heben sie das schwere Netz und auf dem durchnäßten Verdeck zappeln die erhaschten Opfer. Dann geht es heimwärts, vielleicht an einer »Hexenhöhle« vorüber, wo die Fischer Kreuze schlagen, und hinüber zur einsamen Bucht, wo die Raa vom dünnen Maste fällt und das einförmige Tagwerk seinen Abschluß erhält.

Wir sind um die Punta della Planca herum und haben höhere Uferberge vor uns. Zwischen ihnen und einer Insel mit schroffen Steilküsten, deren Fuß das Silber der Brandung säumt, zieht eine Kette von Riffen, die eine weitläufige Bucht förmlich absperren. Es ist aber keine Bucht, sondern ein langgestreckter Meerescanal, der zwischen dem Festlande und der Insel Bua seine Ausdehnung nimmt. Der Canal ist an einer Stelle

ſo ſchmal, daß ſich mit Benützung eines Inſelchens eine Verbindung von Land zu Land herſtellen ließ. Die Brücke von der Inſel Bua zum Eiland iſt aus Stein, jene vom Eiland zum Feſtland hinüber aus Holz. Das Eiland ſelber aber trägt eine ganze Stadt — Trau — das vielgefeierte

Mädchen aus Sebenico.

Trogir der Slaven, eine der merkwürdigſten Städte Dalmatiens. Von außen ſowohl wie im Innern macht ſie ganz und gar den Eindruck von einer venetianiſchen Stadt aus dem Mittelalter. Der alte Hafenthurm, die verwitterten Thurmbaſtionen am Stadtthore, das Rathhaus, die Loggia, der Palazzo Cippico, vor Allem aber die vielen Kirchen, darunter als wahres Prachtſtück die ehemalige Kathedrale: das alles verleiht der Stadt

ein romantisches, feudal-mittelalterliches Gepräge, wie man es in Dalmatien — Ragusa vielleicht ausgenommen — nirgends sonstwo wiederfindet.

Die alte Kathedrale ist die schönste in Dalmatien. Sie überrascht durch ihren einheitlichen architektonischen Charakter, was bei Kirchenbauten

Obsthändlerin in Sebenico.

in diesem Lande eben nicht allzu häufig vorzukommen pflegt. Rechnet man einige Annexe ab, so erscheint das Ganze wie aus einem Gusse entstanden. Auffällig ist zunächst die stylvolle, durch ihre Proportionen und ganze architektonische Gliederung angenehm wirkende Vorhalle. Darüber zeigt sich, an der Giebelwand des Mittelschiffes, ein kolossales gothisches Radfenster.

Durch ein Prachtthor mit Ornamenten und Figuren-Reliefs tritt man in das Innere des Domes. Er ist eine dreischiffige Basilica mit Pfeilerstellungen in zwei Reihen — vier in jeder Reihe — die das Hauptschiff von den Nebenschiffen scheiden. Der Hochaltar in der Hauptapsis ist ein Ciborienaltar. Ein achteckiger Aufbau überragt ihn. Die achtflächige, von der gleichen Zahl Säulen getragene Kanzel ist ein wahres Prachtstück aus schönstem Marmor. Mehr noch als sie fesseln die alten aus Holz geschnitzten gothischen Chorstühle. Eine eigene Kapelle im Dom, deren Hauptschmuck lebensgroße Apostelstatuen sind, birgt in ihrem Marmoraltar den Leichnam des heil. Johannes Ursinus, der in der Mitte des XI. Jahrhunderts Bischof von Trau war und dessen Leichnam an der Stelle, wo er nun begraben liegt, ein Jahrhundert später (1151) aufgefunden wurde.

Ein Gang durch die Stadt ist äußerst lohnend und nicht minder ein weiterer Spaziergang über die Drehbrücke auf die Insel Bua hinüber mit ihren grünen Geländen. Von einer der flachen Höhen genießt man einen zauberhaften Rundblick über den vorliegenden schmalen Meeresarm, die altersgraue, rings vom Meere umfluthete Stadt und das pflanzengrüne Festlandsgestade, über welches der rissige, tiefer unten von Terrassen besetzte, auf der Kammhöhe aber vollständig nackte Monte Carban emporsteigt .... Auf dem jenseitigen Hange der Insel Bua, hoch über dem Steilsturze und der Brandung emporragend, klebt das Kloster Madonna di Prednitz. Von diesem einsamen Plätzchen aus übersieht man bereits das weite Hafenrund von Spalato, das Wahrzeichen der Stadt: den Glockenthurm, und die ganze Landschaft von Salona, mit dem zerklüfteten Monte Mossor im Hintergrunde.

In Trau verlassen wir den Dampfer und legen die Wegstrecke von hier längs der Küste der »Castelli« bis Salona im Wagen zurück. Das letzte Wegstück endlich, vom Ruinengebiete der alten Römerstadt bis Spalato, wird sich zu einer kurzen Fußwanderung von hohem Genusse gestalten. Der Strand der »Castelli« ist ganz besonders reizvoll. Kein anderer Punkt Dalmatiens, selbst das lachende, blüthenduftige Gestade Gravosas, weist eine ähnliche Ueppigkeit der Vegetation auf, wie der Küstenstreif unter dem steil aufsteigenden Cabaner-Gebirge. Ihren Namen hat diese Küstenstrecke von sieben Trutzburgen, welche venetianische Adelige zum Schutze gegen

Türkennoth aufrichten mußten. Sie erhielten dafür die Ländereien an der Riviera. An Stelle der Caſtelle ſind Ortſchaften getreten, die wie eine helle Schnur das grüne Gelände ſäumen und weſentlich zur Belebung dieſes letzteren beitragen. An der öſtlichen Lehne zieht nun auch die Bahn nach Sebenico hinauf (und von Perkovič-Slivno nach Derniſch), wohin man von Spalato aus in circa fünf Fahrſtunden gelangt. Die Strecke iſt einundneunzig Kilometer lang, und ergaben ſich bei deren Herſtellung ſtellenweiſe große Schwierigkeiten. Tunnelbauten waren unerläßlich, um vom Geſtade auf die Hochebene der Zagorje (jenſeits, das iſt: nördlich des Cabaner-Gebirges) zu gelangen.

Sieht man von der Fahrſtraße in das grüne Gewoge der Riviera, ſo glaubt man, vor ſich ein Gartenland ohne Ende zu haben, einen Strom üppiger Kronen, der unter ſteil aufſteigenden Felswänden nach Oſten hin fluthet. Wenn die Mittagsgluth die weißen Kalkwände röthet, ſind die Farbentöne im Schatten der Oliven- und Mandelbäume wunderbar mild. Selbſt das immergrüne Geranke und die hellen Reben, die ſich von Wipfel zu Wipfel ſpannen, ſind in einen Duft von zartgewebten Silbertönen getaucht. Nur die Feigenbäume, die ab und zu die Felsrunſen hinanklettern, werfen breite Schattenflächen in den warmen Localton der Kalkwände .... Wir kommen an Caſtell Nuovo und Caſtell Vecchio vorüber und gelangen in der Folge nach Caſtell Vitturi und Caſtell Gambio. Ueberall waltet der Zauber des Südens zwiſchen Meer und Himmel, auf den Felshöhen und im Gartengrün. Alle unſere Sinne ſind angeſpannt, um die geheimnißvollen Töne in der Atmoſphäre, den Duft der Blumen, die Lichtfluthen der Ferne aufzunehmen. Es iſt ein Zauber, wie er ſonſt nur in den Lorbeerhainen von Ithaka, oder im pflanzengrünen Meſſeniſchen Golf zu walten pflegt .... Endlich kommt auch etwas Staffage in das Landſchaftsbild. Wir ſtoßen auf eine Karawane, die ſich bei Sutſchurac im Schatten einer Baumgruppe gütlich thut. Die Männer ſehen verwittert und ernſt aus. Der herbe Küſtenwein rinnt faſt unabläſſig durch ihre Gurgeln. Man hat einen ganzen Schlauch von dem Rücken eines Eſels herabgenommen und dem ſeltſamen Behältniß an paſſender Stelle zur Ader gelaſſen. Nun rinnt es hurtig in die Holzſchalen und ſelbſt die buntgekleideten Weiber langen

Durch ein Prachtthor mit Ornamenten und Figuren-Reliefs tritt man in das Innere des Domes. Er ist eine dreischiffige Basilica mit Pfeilerstellungen in zwei Reihen — vier in jeder Reihe — die das Hauptschiff von den Nebenschiffen scheiden. Der Hochaltar in der Hauptapsis ist ein Ciborienaltar. Ein achteckiger Aufbau überragt ihn. Die achtflächige, von der gleichen Zahl Säulen getragene Kanzel ist ein wahres Prachtstück aus schönstem Marmor. Mehr noch als sie fesseln die alten aus Holz geschnitzten gothischen Chorstühle. Eine eigene Kapelle im Dom, deren Hauptschmuck lebensgroße Apostelstatuen sind, birgt in ihrem Marmoraltar den Leichnam des heil. Johannes Ursinus, der in der Mitte des XI. Jahrhunderts Bischof von Trau war und dessen Leichnam an der Stelle, wo er nun begraben liegt, ein Jahrhundert später (1151) aufgefunden wurde.

Ein Gang durch die Stadt ist äußerst lohnend und nicht minder ein weiterer Spaziergang über die Drehbrücke auf die Insel Bua hinüber mit ihren grünen Geländen. Von einer der flachen Höhen genießt man einen zauberhaften Rundblick über den vorliegenden schmalen Meeresarm, die altersgraue, rings vom Meere umfluthete Stadt und das pflanzengrüne Festlandsgestade, über welches der rissige, tiefer unten von Terrassen besetzte, auf der Kammhöhe aber vollständig nackte Monte Carban emporsteigt .... Auf dem jenseitigen Hange der Insel Bua, hoch über dem Steilsturze und der Brandung emporragend, klebt das Kloster Madonna di Prednitz. Von diesem einsamen Plätzchen aus übersieht man bereits das weite Hafenrund von Spalato, das Wahrzeichen der Stadt: den Glockenthurm, und die ganze Landschaft von Salona, mit dem zerklüfteten Monte Mossor im Hintergrunde.

In Trau verlassen wir den Dampfer und legen die Wegstrecke von hier längs der Küste der »Castelli« bis Salona im Wagen zurück. Das letzte Wegstück endlich, vom Ruinengebiete der alten Römerstadt bis Spalato, wird sich zu einer kurzen Fußwanderung von hohem Genusse gestalten. Der Strand der »Castelli« ist ganz besonders reizvoll. Kein anderer Punkt Dalmatiens, selbst das lachende, blüthenduftige Gestade Gravosas, weist eine ähnliche Ueppigkeit der Vegetation auf, wie der Küstenstreif unter dem steil aufsteigenden Cabaner-Gebirge. Ihren Namen hat diese Küstenstrecke von sieben Trutzburgen, welche venetianische Adelige zum Schutze gegen

mit scheelen Blicken verfolgt haben dürfte, sich dadurch übertölpeln ließ, daß Rom mit Illyrien ein Freundschaftsbündniß gegen Macedonien schloß. Zwar der letzte illyrische König Genthios versuchte der gefährlichen Löwenfreundschaft sich zu entledigen und mit dem König Perseus von Macedonien gemeinsame Sache zu machen; dieser Abfall gereichte aber Beiden zum Verderben. In einem Feldzuge von nur dreißig Tagen ging zuerst Illyrien und hierauf Macedonien in römischen Besitz über (168 v. Chr.).

Es wäre ein großer Irrthum, wollte man annehmen, daß die Römer thatsächlich so rasch zu wirklichen Gebietern in jenen Ländern sich emporgeschwungen hätten. Schon die geringen Streitkräfte, welche der Consul Aemilius Paulus (zwei Legionen) zur Besitzergreifung des betreffenden Gebietes zur Verfügung hatte, beweisen, daß es sich hier unmöglich um alles Land zwischen Save und Drin handeln konnte. In der That hatten die Römer nur an einzelnen Küstenstrecken und im westlichen Theile des heutigen Bosnien festen Fuß gefaßt, nicht aber in den entlegeneren Gauen, wo die wilden Skordisker hausten, am allerwenigsten aber in den Felsengebirgen der heutigen Herzegowina und Montenegros. Hier bestand zu jener Zeit eine Art Freistaat der sogenannten »Dalmater«, die, in ihrer Gebirgswildniß unnahbar, trotzig jede römische Ingerenz zurückwiesen. Hierzu kam noch, daß die römischen Seecolonien und die zu ihnen gehörigen Küstengaue von jenen Gebirgsstämmen von Zeit zu Zeit schwer heimgesucht wurden. Auch ist bekannt, daß es den Römern keineswegs gelang, die Dalmater im Handumdrehen zu bezwingen.

Auch hierin liegt ein Fingerzeig für die heutigen Verhältnisse, denn auch in den letzten Jahrhunderten waren die Aufstände in Bosnien lange nicht so blutig und andauernd, wie jene in der Herzegowina und in den an sie grenzenden Gebieten .... Das erste Heer der Römer hatte entschieden Unglück. Ein zweites drang zwar in das feindliche Gebiet ein und zerstörte dessen Hauptstadt Delminium, was zur Folge hatte, daß die Dalmater sich als besiegt erklärten. Aus strategischen Gründen aber mußten die Römer alsbald das Land räumen. Das war das Signal zu einer neuen Erhebung, der sich diesmal auch die nördlichen Skordisker anschlossen. Im Jahre 159 v. Chr. hatten die Dalmater-Kriege begonnen und erst 119 gelang es

dem Feldherrn L. Metellus im Lande der Dalmater gründlich aufzuräumen. Weniger glücklich war das Heer, welches gegen die Skordisker ausgezogen war, die erst nach wiederholten Kriegszügen zu Paaren getrieben werden konnten.

Daß Roms Regiment in den eroberten Gebieten kein dauerndes war, ist begreiflich. Viel störender als die internen Verhältnisse waren für das römische Culturwerk, dessen Spuren wir allerorts in Bauenresten antreffen, die späteren Völkerzüge. In der Mitte des III. Jahrhunderts n. Chr. durchziehen die Gothen die illyrische Halbinsel. Unter Augustus endlich findet eine Theilung des westlichen Illyrien in zwei Provinzen statt. Die nördliche — Liburnien — umfaßte das Küstenland von der heutigen Kerka bis zur Arsa in Istrien, der Grenzlinie Italiens; die südliche — Dalmatien — das Gebiet zwischen Kerka und Drin und dem oberen Mösien (Serbien).

Nachdem Constantin in den Besitz dieser Provinzen getreten, erhielten dieselben auch einen Bischof. Diese Gründung ist äußerst wichtig behufs Beurtheilung der späteren confessionellen Gruppirungen. Von diesem Zeitpunkte an datirt nämlich der mächtige Einfluß des päpstlichen Stuhles über die Völker der westlichen Hälfte Illyriens während der byzantinischen Herrschaft. In Ost-Illyrien ging dieser Einfluß mit dem Schisma des Cäsaropapismus zwar verloren, doch wirkte er in West-Illyrien, tief in die staatlichen Verhältnisse der späteren südslavischen Reiche einschneidend, bis zur osmanischen Invasion fort. Von Quaden, Sarmaten und Gothen verheert und bedrückt, fand endlich, wie bekannt, unter Arcadius und Honorius die Theilung des römischen Reiches statt (395). Dadurch fiel West-Illyrien mit Dalmatien definitiv in die politische und kirchliche Machtsphäre Roms, während das Gebiet der schismatischen Christen dem neuen Herrschaftssitze Constantinopel zufiel.... »Drei verhängnißvolle Städte — sagt Fallmerayer — giebt es auf der Erde, drei Weltreiche, an die sich alle Schicksalsfäden des menschlichen Geschlechtes hängen: Jerusalem, Rom, Constantinopel; das eine die Wiege, das andere der Satz, das dritte der Gegensatz des universellen Christenthums. So lange unser Geschlecht die Erde bewohnt, bleibt es dem magischen Schimmer der drei heiligen Städte unterthan. Alle

Spalato.

Geschichte ist seit achtzehn Aeonen nur Resultat des Kampfes der beiden Grundelemente, in welche diese eine göttliche Urkraft (das Christenthum) von Anbeginn auseinanderging: beweglicher Lebensproceß auf der einen Seite und formlos unausgegohrenes Insichverharren auf der anderen. Sinnbild des ersten ist die ewige Roma, mit dem ganzen dahinterliegenden Occident, Sinnbild des anderen Constantinopel mit dem erstarrten Morgenlande ....

Zu Beginn des VII. Jahrhunderts tauchen neue Völker, darunter die slavischen Chrobaten und Sorben (Serben), in Illyrien auf. Die Avaren hatten nämlich zur Zeit der Regierung des Kaisers Heraklius die nordwestlichen Provinzen des byzantinischen Reiches heimgesucht und so kam es, daß Heraklius außerhalb des Reiches nach Verbündeten suchte, um die Gefahr zu paralysiren. Die Chrobaten oder Kroaten kamen wahrscheinlich von der Nordseite der Karpathen, die Sorben aber, die nur ein Jahrzehnt später ihren Stammverwandten nachfolgten, aus der Lausitz. Während nun die Kroaten in ihren neuen Landsitzen in langwierige Kämpfe mit den Avaren verwickelt wurden, durchwanderten die serbischen Stämme mehrmals die westliche Hälfte der Balkan-Halbinsel — wie es heißt, waren sie nicht sonderlich zufrieden mit den ihnen angewiesenen Ländereien — um schließlich südlich des neuen Kroatenlandes (also in der heutigen Herzegowina) sitzen zu bleiben. Im Gegensatze zu den Kroaten nahmen die Serben die Untugenden ihrer Vorfahren der illyrischen Dalmater — an und bedrückten die romanisirten Küstenbewohner.

So trat Venedig an die Stelle Roms, bei gleicher Lage der äußeren Verhältnisse .... Freilich waren die Süd-Serben nicht lange in der Lage, ihre eigenen Wege zu gehen; aber es ist bezeichnend, daß der kriegerische Geist dieses Stammes, sei es nun entweder durch den Einfluß autochthoner Elemente, oder aus eigener Kraft, sofort bei Beginn seiner ethnischen Existenz zur Geltung kam. Die Kroaten hingegen hatten die, den alten illyrischen Stämmen nichts nachgebenden Avaren vollständig aufgesogen. Dadurch wird auch die Behauptung hinfällig, welche in den heutigen Morlaken Nachkommen der Avaren erkennen will .... Wie sich die Dinge in dem Kampfe zwischen dem romanischen und slavischen Elemente schließlich anließen, haben wir im vorangehenden Capitel ausgeführt.

dem Feldherrn L. Metellus im Lande der Dalmater gründlich aufzuräumen. Weniger glücklich war das Heer, welches gegen die Skordisker ausgezogen war, die erst nach wiederholten Kriegszügen zu Paaren getrieben werden konnten.

Daß Roms Regiment in den eroberten Gebieten kein dauerndes war, ist begreiflich. Viel störender als die internen Verhältnisse waren für das römische Culturwerk, dessen Spuren wir allerorts in Bautenresten antreffen, die späteren Völkerzüge. In der Mitte des III. Jahrhunderts n. Chr. durchziehen die Gothen die illyrische Halbinsel. Unter Augustus endlich findet eine Theilung des westlichen Illyrien in zwei Provinzen statt. Die nördliche — Liburnien — umfaßte das Küstenland von der heutigen Kerka bis zur Arsa in Istrien, der Grenzlinie Italiens; die südliche — Dalmatien — das Gebiet zwischen Kerka und Drin und dem oberen Mösien (Serbien).

Nachdem Constantin in den Besitz dieser Provinzen getreten, erhielten dieselben auch einen Bischof. Diese Gründung ist äußerst wichtig behufs Beurtheilung der späteren confessionellen Gruppirungen. Von diesem Zeitpunkte an datirt nämlich der mächtige Einfluß des päpstlichen Stuhles über die Völker der westlichen Hälfte Illyriens während der byzantinischen Herrschaft. In Ost-Illyrien ging dieser Einfluß mit dem Schisma des Cäsaropapismus zwar verloren, doch wirkte er in West-Illyrien, tief in die staatlichen Verhältnisse der späteren südslavischen Reiche einschneidend, bis zur osmanischen Invasion fort. Von Quaden, Sarmaten und Gothen verheert und bedrückt, fand endlich, wie bekannt, unter Arcadius und Honorius die Theilung des römischen Reiches statt (395). Dadurch fiel West-Illyrien mit Dalmatien definitiv in die politische und kirchliche Machtsphäre Roms, während das Gebiet der schismatischen Christen dem neuen Herrschaftssitze Constantinopel zufiel.... »Drei verhängnißvolle Städte — sagt Fallmerayer — giebt es auf der Erde, drei Weltreiche, an die sich alle Schicksalsfäden des menschlichen Geschlechtes hängen: Jerusalem, Rom, Constantinopel; das eine die Wiege, das andere der Satz, das dritte der Gegensatz des universellen Christenthums. So lange unser Geschlecht die Erde bewohnt, bleibt es dem magischen Schimmer der drei heiligen Städte unterthan. Alle

Spalato.

Geschichte ist seit achtzehn Aeonen nur Resultat des Kampfes der beiden Grundelemente, in welche diese eine göttliche Urkraft (das Christenthum) von Anbeginn auseinanderging: beweglicher Lebensproceß auf der einen Seite und formlos unausgegohrenes Insichverharren auf der anderen. Sinnbild des ersten ist die ewige Roma, mit dem ganzen dahinterliegenden Occident, Sinnbild des anderen Constantinopel mit dem erstarrten Morgenlande ....

Zu Beginn des VII. Jahrhunderts tauchen neue Völker, darunter die slavischen Chrobaten und Sorben (Serben), in Illyrien auf. Die Avaren hatten nämlich zur Zeit der Regierung des Kaisers Heraklius die nordwestlichen Provinzen des byzantinischen Reiches heimgesucht und so kam es, daß Heraklius außerhalb des Reiches nach Verbündeten suchte, um die Gefahr zu paralysiren. Die Chrobaten oder Kroaten kamen wahrscheinlich von der Nordseite der Karpathen, die Sorben aber, die nur ein Jahrzehnt später ihren Stammverwandten nachfolgten, aus der Lausitz. Während nun die Kroaten in ihren neuen Landsitzen in langwierige Kämpfe mit den Avaren verwickelt wurden, durchwanderten die serbischen Stämme mehrmals die westliche Hälfte der Balkan-Halbinsel — wie es heißt, waren sie nicht sonderlich zufrieden mit den ihnen angewiesenen Ländereien — um schließlich südlich des neuen Kroatenlandes (also in der heutigen Herzegowina) sitzen zu bleiben. Im Gegensatze zu den Kroaten nahmen die Serben die Untugenden ihrer Vorfahren — der illyrischen Dalmater — an und bedrückten die romanisirten Küstenbewohner.

So trat Venedig an die Stelle Roms, bei gleicher Lage der äußeren Verhältnisse .... Freilich waren die Süd-Serben nicht lange in der Lage, ihre eigenen Wege zu gehen; aber es ist bezeichnend, daß der kriegerische Geist dieses Stammes, sei es nun entweder durch den Einfluß autochthoner Elemente, oder aus eigener Kraft, sofort bei Beginn seiner ethnischen Existenz zur Geltung kam. Die Kroaten hingegen hatten die, den alten illyrischen Stämmen nichts nachgebenden Avaren vollständig aufgesogen. Dadurch wird auch die Behauptung hinfällig, welche in den heutigen Morlaken Nachkommen der Avaren erkennen will .... Wie sich die Dinge in dem Kampfe zwischen dem romanischen und slavischen Elemente schließlich anließen, haben wir im vorangehenden Capitel ausgeführt.

Salona, schon im Jahre 117 v. Chr. berühmt durch den Widerstand, den es den Römern entgegensetzte, als der Consul L. Metellus hier überwinterte, und nachmals von den Avaren vollständig zerstört (640 n. Chr.), ist nun die hervorragendste historische Stätte Dalmatiens .... Wer übrigens meinen sollte, daß Salona der römischen Epoche allein angehört, der wird zu seiner Ueberraschung erfahren, daß an der Stelle dieser classischen Stadt einst ein uraltes Emporium stand, dessen Traditionen bis in das hellenische Heroenzeitalter hinaufreichen. Apollonius von Rhodus versetzt an die Stelle von Salona Illenis, gegründet von Illo, einem Sohne des Herakles, wie es heißt im XIII. Jahrhundert v. Chr. Erwähnung geschieht dieser Stadt auch während des Argonautenzuges, indem berichtet wird, daß Jason nach seiner Rückkehr von Kolchis über Istrien in Illenis gastliche Aufnahme gefunden und ihr als Anerkennung hierfür einen der Dreifüße verehrte, die er aus dem Tempel des Apollo entwendet hatte. Gelegentlich des Trojanischen Krieges stellte die Stadt siebzig Galeeren den griechischen Heerführern zur Verfügung.

Das Salona, welches die Avaren im VII. Jahrhundert zerstörten, präsentirt sich in seinen Trümmern als ein langgestrecktes, in der Richtung von Ost nach West gezogenes Rechteck, im Süden von einem Flüßchen, im Norden von einem Graben, der am Abhange des Gebirges hinläuft, begrenzt. Der Ruinencomplex ist durch eine Mauer, die durch die Mitte desselben läuft, in zwei, nahezu gleiche Abschnitte getheilt. Die Länge der Ruinenstätte beträgt etwa zwei, die Breite ein Kilometer. Um sie zu umgehen, dürften ungefähr fünf Viertelstunden nöthig sein. Die ganze Umfangslinie besteht aus Befestigungswerken, welche, wie nachweislich, aus vier verschiedenen Epochen herrühren. Die ursprüngliche, viel ältere Ringmauer ist auf der einen Seite mit Pilastern versehen, welche dazu dienten, einerseits die Mauern zu verstärken, andererseits die Vertheidigungslinie zu erweitern, und zwar durch die Brücken und Schwibbögen, welche von Stützpfeiler zu Stützpfeiler sich spannten. Später erhielt Salona eine doppelte Mauer, dann Thürme und schließlich Bastionen.

Schon im Jahre 1847 legte der damalige Musealcustos von Spalato, Dr. Fr. Carrara, achtundachtzig solcher Thürme bloß, nach deren Anlage

die ganze fortificirte Umfassungslinie leicht festgesetzt werden konnte. Gleichzeitig mit der Feststellung der Umfassungsmauer gelangte man auf die Lage der vier großen Stadtthore. Das wichtigste, wenn auch unter allen das am meisten zerstörte, ist das östliche — Porta Andertia — in der Richtung nach Clissa, dem alten Andertium. Das zweite Thor, dessen Lage bis dahin nur vermuthet werden konnte, zeigt noch deutliche Ueberreste der doppelten Flügel für die innere und äußere Pforte. Die zwei achteckigen Vertheidigungsthürme, welche es schirmten, sind verschwunden. Von dieser Stelle sieht man auf den vollkommen kahlen, massigen Mossor hinüber. Seine reichgeformten Steilhänge schwimmen in rauchgrauem Dunst.

Die Ausgrabungen, welche in der Folge durch Carrara und Lanza bewirkt wurden, führten zu sehr beachtenswerthen Resultaten. Vorerst wurde ein Privatbad bloßgelegt, ein Bau von octogonaler Grundfläche, mit sechs Säulensockeln, vier Thürhöhlungen, fünf Nischen und dem Becken in der Mitte, das Ganze von höchster Pracht, aber mit manchem Stylgebrechen behaftet. Von dem Amphitheater im nordwestlichen Theile des Ruinenfeldes entdeckte Carrara zwei seiner Ellipsen, die äußere und mittlere. Vom Podium wurden nur einzelne Stellen bloßgelegt; dagegen wurden vom Trümmersturze befreit: an der Curve der mittleren Umfassung neun Bogen ganz und sechszehn stückweise, ferner ein unterirdischer Gang, der in einer Länge von 126 Fuß fortläuft. Alle diese Ueberreste, besonders jene der Mauern, sind in argem Verfall, da man von dem Baumateriale, welches die Ruinen Salonas darboten, im XVI. Jahrhundert einen großen Theil des Glockenthurmes in Spalato, einige Kirchen in Trau, später mehrere Paläste in Venedig, die Stadtmauer von Spalato und alle Wohnhäuser des heutigen Salona erbaute. Die Materialverschleppung war also eine geradezu kolossale.

Die gelegentlich der Ausgrabungen gemachten antiken Funde sind in den Räumlichkeiten des Localmuseums zu Spalato aufgestellt, dem zuletzt Professor Dr. Glavinić vorstand. Letzterer, ein liebenswürdiger Cicerone allen Jenen, welche in den schmucklosen Räumen des Museums die zahlreichen Objecte: Inschriftentafeln, Stelen, Sculpturfragmente, Mosaiken, Marmortrümmer, Säulenstücke, Urnen, Haus- und Wirthschaftsgeräthe aus Metall, Glas, Terracotta und Elfenbein, Schaukästen mit Münzen u. s. f.

besichtigen wollen, hat sich seine Aufgabe ganz besonders angelegen sein lassen .... Schon einige Jahre vorher entdeckte man, nicht sonderlich tief unter der Erdoberfläche, Reste einer vermuthlich sehr ausgedehnten Nekropole. Zwei prachtvolle Sarkophage, ein christlicher und ein heidnischer, welch' letzterer wegen seiner Sculpturen en relief der »Hippolyt-Sarkophag« genannt wird, waren bei diesem Anlasse die bedeutsamsten Funde. Gelegentlich des Besuches der Ruinenstätte seitens des Verfassers hatte man gerade acht große, aber schmucklose Sandstein-Sarkophage bloßgelegt. Die Erde schien noch zu dampfen, denn sie war erst wenige Stunden vorher ausgehoben worden. Die Leute selber waren aber, obwohl erst jetzt das Vesperglöcklein aus dem nahen Salona herübertönte, schon vor geraumer Zeit verschwunden. Sie hatten, trotz des erlassenen Verbotes, die vorhandenen Sprünge in den riesigen und plumpen Steinsärgen benützt, um die Seitenwände zu zertrümmern und nach — »Schätzen« zu stöbern.

Man kann nicht behaupten, daß der Gesammteindruck von der Ruinenstätte Salonas besonders effectvoll sei. In ein üppig grünes Culturfeld hineinversetzt, müßten diese Mauerrippen und diese Schutthügel, die Bogenzacken, Thurmbasamente und das ganze Blockgeäder der verschiedenen Häuserfluchten, ungleich mehr Wirkung machen, als hier im dalmatinischen Karstterrain, wo an Steinanhäufungen eben kein Mangel ist. Immerhin wird diese denkwürdige Stätte den Besucher befriedigen, aus dem einfachen Grunde, da heute in Europa weitläufige Ruinenfelder — Italien und Griechenland abgerechnet — nicht allzu häufig zu finden sind .... Von besonderer Schönheit ist der weitere landschaftliche Rahmen. Im Osten liegt der starre Mossor, bei Sonnenuntergang wie in eine Purpurwolke getaucht, in Folge des intensiven Lichtscheines, der westwärts die Adria übergießt. Dieser Lichteffect hält übrigens nur wenige Augenblicke an. Kaum ist die Sonne hinunter, so verglühen die Lichtbüschel auf den höchsten Zacken und in die Runsen und Schluchten legen sich blaue Schatten, welche nach und nach auch die Hänge überziehen und das ganze Gebirge gespenstisch dunkel auf die Olivenhaine des Jaderthales niederschatten lassen.

In solchen Dämmerstunden wird die Wanderung hinüber nach Spalato zu einem unvergleichlichen Genuß. Man schreitet von der Stelle der

»Nekropole« (der Fundstätte jener Sarkophage) auf einem Felswege, der mitten durch das Ruinenfeld läuft, zur Jaderbrücke hinab .... Nichts als Steine und Trümmer auf beiden Seiten. Stellenweise ragen Mauerrippen von beträchtlicher Dicke auf. An ihnen wuchert Buschwerk empor und legt sich wohl auch über die zerzackten und zerbröckelten Kammflächen. Daneben stehen großblättrige Feigen- oder feinästige Oelbäume. Auf eine dieser breiten Mauern, die einst möglicherweise einem herrlichen Palast angehört haben könnten, klettern wir noch zu guter Letzt hinauf, um einen Abschiedsblick auf die versunkene Römerstadt, in der die Avaren so furchtbar gehaust, zu werfen .... Feierliche Abendruhe brütet ringsum. Im Geklüft kriechen Nebelstreifen — andere Erlkönige — und in den Olivenzweigen flüstert es seltsam. Der laue Wind, der vom nahen Vranica herüberstreicht, bringt uns die Töne eines ausklingenden Liedes.

Dann ziehen wir bewegt unseres Weges. Die hereinbrechende Nacht ist klar und mild; kein Wölkchen trübt den Himmel, kein Dunstschleier das Gefilde zwischen Salona und dem Meere und die dahinter liegende Landschaft der Castelli. Ab und zu blicken weiße Steinblöcke wie modernde Todtenschädel aus grünen Beeten; halbversiegte Lachen gleichen zerbrochenen Spiegeln, die regungslos das Dämmerlicht wiedergeben. In muldenartigen Vertiefungen stehen Oleanderbüsche im feuchten Dunst und hie und da erbebt im leisen Kusse des Meerwindes die Krone einer Pinie, die vom steilen Hange lechzend zur kühlen Einfriedung sich herabbeugt .... Solche Detailbilder stören keineswegs den nachhaltigen großen Eindruck von Salonas Größe und Bedeutung. Sie halten uns an die Scholle fest und verhindern Abschweifungen, zu welchen die Reflexion uns verleitet. In Betrachtung dieser verschollenen Welt versunken, begreift man Schiller's herrliche Worte: »Der Mensch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen, ihm gehört der Augenblick, aber die Weltgeschichte rollt der Zufall« .... In diesen Gefilden aber war es die rohe Gewalt, die die Ordnung der Dinge auf den Kopf stellte .... »Wenn wir Gutes thun — sagt Burke — sind wir gewöhnlich kalt, matt und träge, und vor allen Dingen in Angst, zu sehr recht zu thun. Aber die Werke der Bosheit und Ungerechtigkeit gehen auf eine ganz andere Weise vor sich. Sie werden

mit kühner Meisterhand ausgeführt, denn es belebt sie der Geist der ungestümen Leidenschaften, welche, so oft wir bedrücken und verfolgen, unsere ganze Thatkraft wachrufen« ....

Mit derlei Gedanken beschäftigt stehen wir unversehens vor einem Kirchlein, knapp am Wege, der von dem Dorfe Salona nach Spalato führt. Es ist die Stelle, wo nach der Legende die Träger der sterblichen Reste des Sanct Doimo, ersten Bischofs von Salona, auf ihrem Begräbnißgange geruht. Von hier übersieht man gegen Osten ein breites Thal mit Buschwerk und Laubkronen, Rebendächern und aufgemauerten Gartenterrassen, auf denen Feigen und Oliven üppig gedeihen. Bis dort hinaus soll einst das stolze Salona gereicht haben. In Ruinen liegendes Gebäu, sowie die zertrümmerten Bogengänge eines Aquäducts bezeichnen jene Stelle.... Wenn der aufsteigende Mond sein fahles Licht auf die Bogenzacken wirft, gedenken wir jener anderen herrlichen Bauwerke — in der römischen Campagna.

Im Hafen von Trau.

Da fällt der Vergleich mit Salona allerdings etwas mager aus .... Dort, in der Campagna sind die monumentalen Wasserleitungen ein wahrhaft classischer Schmuck. Die Bogengänge verlieren sich in schwüler Ferne und sie erhöhen die weihevolle Stimmung, die an dem zaubervollen Bilde haftet. Das Farbenspiel und die Linienharmonie dieses in classischer Ruhe daliegenden Stückes Erde allein geben unvergleichlichen landschaftlichen Genuß. Und dazu der herrliche Rahmen: links das Sabinergebirge mit seiner lichtblauen

Marktscene in Salona.

Abdachung, an der zwei weiße Flecke schimmern — Tivoli und Palestrina — rechts die feingeschwungene Contour des Albanergebirges und dazwischen die Campagna selber, in einen Farbenzauber getaucht und überstrahlt von den unvergleichlichen Beleuchtungseffecten der sie umziehenden Höhen!

Doch wohin schweifen wir ab! Wir sind nicht in Rom, wenn auch auf dem Boden römischer Geschichte. Schon haben wir Spalato erreicht, die ersten Lichter, flimmernde Gassen, und wandern nun zum Hafen hinüber, wo uns mit einem Schlage modernes Leben umgiebt. Aber selbst hier bleibt es bei den alten Eindrücken. Fast die halbe Hafenfronte wird

Sarkophag aus den Ruinen von Salona.

von der hohen braunen Mauerflucht eingenommen, welche einst die Meerseite des riesigen Diocletianischen Palastes bildete .... In der That, hinter dieser Façade des Palastes verbirgt sich halb Spalato und sein Peristyl ist zum Domplatze geworden. Der »Dom« aber, in welchem nun Weihrauchwolken emporquirlen, war einst ein Haustempel, in welchem der grausamste Christenschlächter Stärkung bei den capitolinischen Göttern suchte.

Am frühen Morgen des nächsten Tages besuchen wir zunächst dieses Denkmal. Es empfängt im Innern wenig Licht; überall brüten dunkle Schatten und gegen das weitausladende Kranzgesimse werden sie derart kräftig, daß die Reliefdarstellungen am Fries kaum mehr zu erkennen sind. Umso überraschender ist der Gesammteindruck des Bauwerkes von Außen:

die rostbraunen Mauern, die reizenden Durchblicke in Säulengänge und unter Wölbungen, zumal in der Richtung nach dem Rundgange, der einst den achteckigen Tempel umgab, und von dem noch mehrere korinthische Säulen mit Gebälkresten stehen. Vor dem Tempeleingange kauert eine Sphinx, aus schwarzem Granit, deren Angesicht verstümmelt ist und deren Leib einen Sprung zeigt, den ihm ein vom Blitze getroffenes Thurmstück im Sturze beigebracht hat. An derselben Stelle befand sich in früherer Zeit eine zweite Sphinx aus geblichem Granit, ohne Kopf, mit verstümmeltem Hinterleib und mit einem kleinen Schild mit Hieroglyphen auf der Brust. Sie bildet nun eines der kostbarsten Stücke des Museums von Spalato. Die schwarze Sphinx, die keine Tatzen, sondern Hände hat, bewacht den Aufgang zum alten Tempel.

Treten wir ein. Der octogonalen Grundform entsprechend, ragen zunächst acht mächtige Säulen aus rothem Granit empor, über diesen acht in kleineren Dimensionen gehaltene Säulen, als Gesimsträger, aus grünem Marmor. Der früher erwähnte Fries — der sogenannte »Dianen-Fries« — ist oberhalb der Rundgalerie, die zwischen den Granitsäulen läuft, angebracht und zeigt, nebst dem Kopfe der Diana und zwei Masken im Mittelstücke, Jagdscenen in reichster Abwechslung, welche die Runde füllen. Nicht minder prächtig nehmen sich die Säulenbalustraden, die Altäre und vollends die Kanzel aus, deren feine Ornamentirung den Marmor scheinbar seiner Schwere entkleidet.

Tritt man hierauf wieder ins Freie, um den Bau in seiner Gesammtheit zu bewundern, so würde man in erster Linie wünschen, daß die einengenden Schranken, welche die Gebäude des Domplatzes rings um das herrliche antike Bauwerk ziehen, fielen, um für dieses selber Licht und Luft zu schaffen. Dabei käme freilich auch der ungemein zierliche Glockenthurm — ein Werk aus dem Mittelalter — zu voller Wirkung, die nie zum Vortheile des Tempels ausfallen kann, den man sich ohne diesen Zubau denken muß, um seine Anmuth und Würde ganz zu erfassen.

Der Palast des Diocletian datirt — soweit seine Vollendung in Betracht kommt — aus dem Anfange des IV. Jahrhunderts. Er ist selbst in seinen Resten eines der bedeutendsten Römerwerke, welche auf die Nachwelt gekommen

sind, und jedenfalls das interessanteste im Bereiche des alten Illyrien. Seiner Anlage nach war das Riesenwerk ein Rechteck, mit einer Schmalseite am Meere, also im Süden, mit der anderen landeinwärts. Die beiden Langseiten blickten nach Osten und Westen. Auf der dem Meere zugewandten Seite erhob sich eine, von fünfzig Säulen dorischer Ordnung, welche zwanzig Fuß erhöht über dem Erdboden auf massiven Quadergewölben in Abstand von je sieben Fuß standen, getragene Säulenhalle. Von der Zahl dieser Säulen sind noch vier Fünftel — nämlich vierzig Stück — vorhanden und wir gewahren dieselben heute in die nachmals aufgeführte Stadtmauer verbaut. Flankirt wurde die Südfronte durch zwei viereckige Thürme, und ähnliche Thürme befanden sich auch an den anderen zwei Ecken der riesigen Fronten, von denen die nördliche und östliche noch erhalten sind. Dort — auf der Nordseite — hat man das eine der vier Eingangsthore vor sich. Es ist die Porta Aurea. Sie liegt ziemlich tief unter dem Niveau des Bodens und zeigt oberhalb des Thorsturzes einen durchbrochenen Rundbogen, daneben und höher oben auf der Stirnwand Nischen mit einem Bogenfries darüber. Der Fries ruhte auf dünnen Säulchen und diese auf Consolen (in der Höhe des Thorbogens), die noch vorhanden sind. Das Ganze macht einen sehr vortheilhaften Eindruck und wirkt namentlich durch das altersgraue Aussehen des Mauerwerkes und den braunen Rostton desselben ungemein malerisch.

Von der Porta Aurea führte eine breite Straße bis zur Mitte des Palastes und mündete an der Kreuzungsstelle mit der vom Ost- zum Westthore gehenden Straße in den, in der südlichen Hälfte der Anlage gelegenen Haupthof, der als ein Vorhof der eigentlichen kaiserlichen Wohnung zu betrachten ist. Nach Ueberschreitung desselben trat man durch eine Giebelpforte mit Säulen in das mit einer Kuppel überdeckte Vestibulum, dem sich die Gemächerreihe der Südseite mit der großen Loggia unmittelbar anschloß. Der Vorhof oder Peristyl ist der heutige Domplatz. Auf der Ost- und Westseite stehen noch die korinthischen Säulen mit der bogengestützten Aufmauerung des Porticus, der das Peristyl umgab. Gegenüber im Süden hat man die Façade des Vestibulums vor sich. Dieselbe weist mit dem bogenförmigen Gebälke über der mittleren Thoröffnung auf spätrömische

Zeit, und die Formen der Profilirung wie die theils skizzenhafte, theils derb naturalistische Behandlung des Reliefornaments läßt über die Zeit der Entstehung des Monuments keinen Zweifel offen. Dagegen tritt auch jetzt noch, in der ganzen Anlage sowohl wie in der technischen Ausführung sämmtlicher Theile des Palastes, der große monumentale Sinn der Römer in überzeugender Weise zu Tage.

Das Vestibulum war eine Rotunde mit halbrunden, offenbar zur Aufnahme von Statuen bestimmten Nischen. Das daran stoßende Atrium, sowie die von dem letzteren links gelegene Kaiserwohnung ist zerstört, von den auf der entgegengesetzten Seite liegenden Bädern bestehen nur mehr Bruchstücke .... Was den mehrfach erwähnten romanischen Glockenthurm anbelangt, wäre zunächst zu bemerken, daß derselbe zwischen der östlichen Säulenreihe des Domplatzes und dem Dome selbst, auf den Fundamenten der offenbar zu diesem Zwecke zerstörten Vorhalle und Freitreppe des letzteren steht. Der Thurm, als schön gegliederter romanischer Bau errichtet, ist an und für sich ein Bauwerk ersten Ranges, aber durch die ungünstige Wahl seiner Stellung fielen ihm nicht blos viele Theile des römischen Baues zum Opfer, sondern er hemmte auch den vollen Eintritt des Lichtes durch das einzige Fenster des Kuppelraumes. Die weitere Folge des Thurmbaues war, daß man, um genügendes Licht in den Dom zu bringen, die Umfassungsmauern an mehreren Stellen durchbrach und dabei selbst den figuralen Fries nicht verschonte. Die Bestandtheile des Thurmes bilden die untere Thurmhalle und vier Stockwerke, jedes höhere kleiner als das tiefere, und der später aufgesetzte Thurmhelm. Horizontale Gesimse trennen die Stockwerke von einander; die unteren mit ihren Arcaden sind einfacher, in den oberen beiden wechseln reichlich Doppelfenster, Arcaden und der Rundbogenfries ab. Als Schmuck dienen viele mittelalterliche Basreliefs, zahlreiche antike Säulenschäfte u. s. w.

Neben dem alten Tempel fesselt namentlich der sogenannte »Aesculaptempel«, das jetzige Baptisterium der Kirche. Man steigt über drei Stufen zu ihm hinan und hat ein Prachtthor vor sich mit reichstem Ornamentschmucke. Von diesem Bauwerke hat sich nur die Cella vollständig erhalten. Sie besteht aus einem Tonnengewölbe, das auf einem mächtigen Gesimse

anfruht. Vor dem Tempel — der möglicherweise auch das Mausoleum Diocletians gewesen sein könnte — steht ein prächtiger antiker Sarkophag mit der Jagd des Meleager .... Nimmt man Alles zusammen, so ist es unzweifelhaft, daß der Domplatz von Spalato, mit seinen reizvollen Durch-

Mädchen von Spalato.

blicken nach drei Seiten desselben, auch heute noch, trotz der mannigfachen Zerstörungen, ebenso in kunsthistorischer wie in malerischer Beziehung einer der interessantesten Punkte an dem Gestade der Adria ist. »Hier hat nicht blos die antike — meint ein Fachmann, der Architekt Alois Hauser — es haben auch alle späteren Bauperioden werthvolle Monumente hinterlassen, welche mit ihren verschiedenen Formen und durch die unbeschreiblich reizende,

halb zufällige Gruppirung derselben wie zu einem großen Accorde zusammenklingen.« Unser Bild (S. 280) giebt den Einblick an einer Stelle des Domplatzes, nach der Seite des Tempels hin; durch die Bogenhallen wird der Peristyl des Kuppelbaues auf hohem Podium, links die Ecke des Glockenthurmes sichtbar und im Vordergrunde die Sphinx aus schwarzem Basalt.

Das moderne Spalato ist weitaus die comfortabelste Stadt Dalmatiens. Zwar die Altstadt, welche noch allenthalben von den Mauern des ehemaligen Diocletianischen Palastes eingeschnürt wird, besitzt ein winkeliges Gassennetz, in welchem man Licht und Luft empfindlich genug vermißt. Klettergänge über Treppengassen aber werden Einem erspart, da Spalato in der vollkommen flachen Küstenebene liegt. Weitaus freundlicher ist die in westlicher Richtung hinausdrängende Neustadt mit verschiedenen prächtigen Neubauten und dem breiten Aufstieg von der Riva herauf. Wer diese Straße herabwandelt, hat das Meer vor sich und im Hintergrunde die grüne Insel Solta, wo »Milch und Honig fleußt.« Zwischen der Küste, Solta und der Insel Brazza dehnt sich der fast seeartig geschlossene Meeresabschnitt von Spalato — ein kornblumenblaues Becken mit weißen Segeln darauf, mit den drei Eingangspforten Canale di Spalato (zwischen Bua und Solta), Porta di Spalato (zwischen Solta und Brazza) und Canale della Brazza (zwischen dieser Insel und dem Festlande).

Vor dem breiten Hafenquai liegt in der Regel eine große Zahl von Küstenfahrern vertäut. Keine Stadt in Dalmatien hat eine auch nur annähernd so geräumige Riva, wie Spalato. Wenn sich die Mittagssonne auf die breite, mit der Langseite nach Süden gerichtete Quaistraße legt, und im Schatten der Butiken und Häuser braune, nackbeinige Facchini herumlungern, glaubt man sich in eine süditalienische Stadt versetzt. Die hellen Sonnenflecken auf dem gelben Pflaster, das Mastengewirr davor und die braunen Schattentöne an der Häuserflucht, deren schönste Zierde der rostbraune Mauerrest des Diocletianischen Palastes ist: das Alles ist ungemein farbig, an eine apulische Hafenstadt gemahnend. Hoch auf dem Grate der Mauer wuchert grünes Buschunkraut und darüber ragen die kahlen Fronten einiger Häuser mit braunen Fensterläden und vortretenden Gesimsen zwischen den Stockwerken.

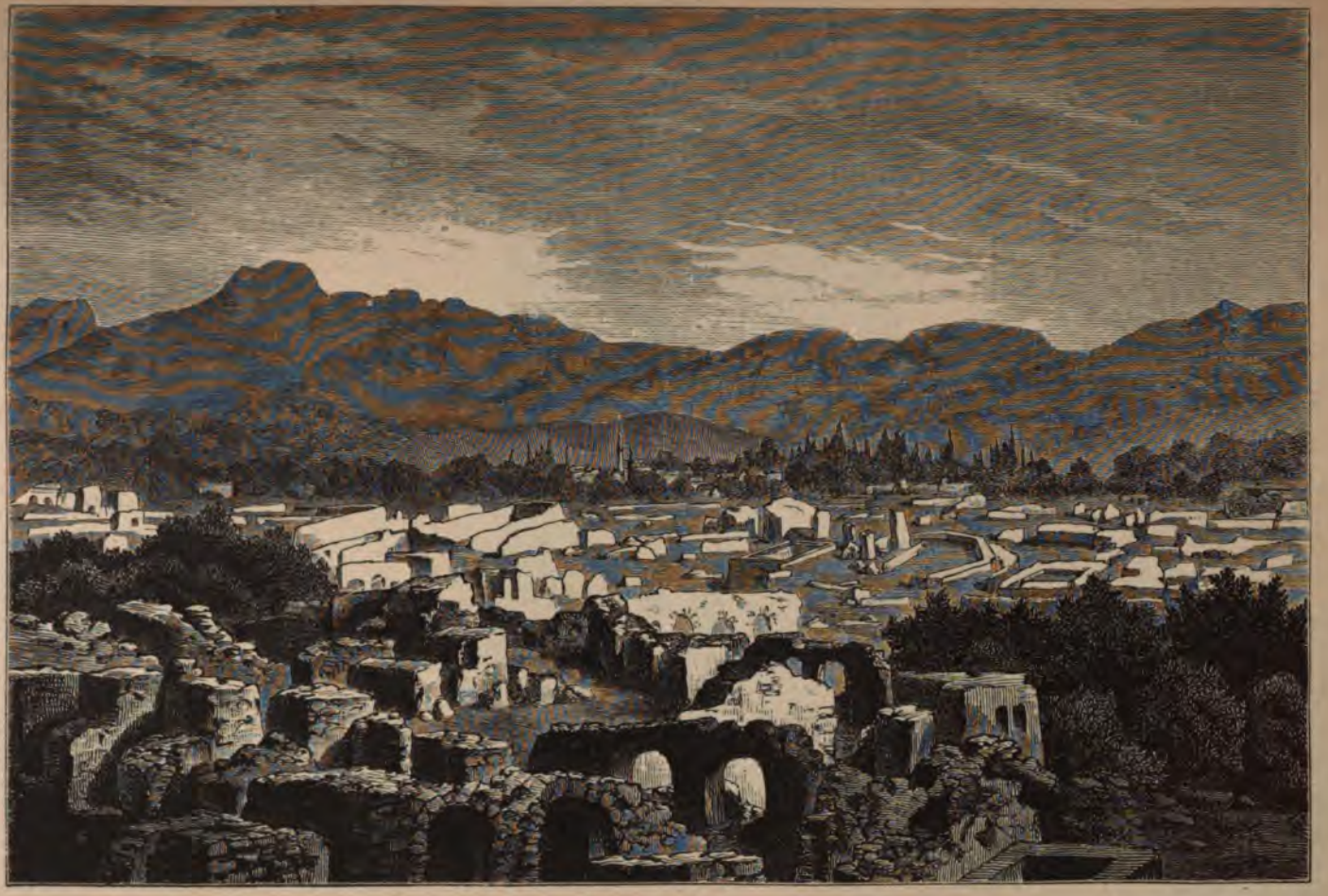
Besonders effectvoll ist die Hafenfronte Spalatos von der See aus. Wir lassen uns hinaussteuern und blicken nach einigen hundert Ruderschlägen zurück. Die lange Häuserzeile schwimmt förmlich in weißem, intensivem Licht. Ueber die dunklen Dächer ragt der braune Campanile mit seinen drei Stockwerken und dem Thurmhelm: eine Hochwarte der herrlichsten Art. Im Hintergrunde ist das Bild von hohen Gebirgen abgeschlossen, rechts von den Zackenhöhen des Mossor, der in graue Schleier gehüllt erscheint, links von dem fast horizontal verlaufenden Felsgrate des Monte Carban. In der Einsattlung dazwischen liegt das Geiernest Clissa auf isolirter Höhe, einst eine wichtige Paßsperre, die schon zur Zeit Salonas von den Römern als solche benützt wurde, heute ohne militärischen Belang, wenngleich noch immer besetzt und armirt. Der Weg — eine prächtige Serpentinenstraße — der sich dort hinaufwindet, führt zunächst nach Sinj hinüber und dann über das Grenzgebirge in die nordwestliche Herzegowina, wo das handelsthätige Städtchen Livno erste Station ist .... Vom Steilhange des Mossor reichen spärlich bewachsene Hänge weit ins Meer hinaus und nehmen kleine Buchten zwischen sich, in deren geräumigster das Städtchen Almissa liegt. Wir werden es später besuchen. Als östlicher Eckpfeiler des Spalatiner Hafens figurirt die Höhe mit dem Fort Grippi; als westlicher die Uferhöhe mit dem Kloster Paludi, von wo sich gleichfalls ein herrlicher Rundblick über Stadt und Umgebung darbietet ....

Ehe wir Spalato verlassen und unsere Reise südwärts fortsetzen, machen wir der nahen Insel Brazza einen Besuch; der Ausflug wird uns Gewinn bringen, denn wir haben bisher noch keine der dalmatinischen Inseln durchwandert. Ohne Beschwerlichkeiten wird es indeß nicht abgehen, da das Innere der Insel gebirgig und streckenweise ganz und gar pfadlos ist. Wir steigen in Spalato zu Schiff und laufen nach zweistündiger Seefahrt den Hafen von Milnà an, wo wir ans Land steigen. Es ist ein helles, freundliches, und wie es den Anschein hat auch äußerst rühriges Städtchen, von grünen Uferhöhen umrahmt, die den Ort fast wohnlich gestalten. Landeinwärts wird die Landschaft allerdings etwas urwüchsiger, das Gebirge höher, die Vegetation auf weite Strecken spärlicher. Durch die größte Thalsenkung der Insel führt ein Weg nach Nereši, das fast im Herzen derselben gelegen

ist. Wenn Sciroccoluft unter diesem Himmelsstriche brütet, dann kann das Thal so heiß und schwül sein, wie irgend eines in Messenien, auf Ithaka oder Korfu. Die grellen Lichtreflexe werden nur durch die lichten Haine von Oelbäumen oder Feigen, oder durch die Rebendächer gemildert, die

Reste des „Jupiter-Tempels" in Spalato.

an den Abhängen kleben. Im Frühling lagern förmliche Dunstnebel in der Tiefe. Alles ist sonndurchtränkt und glüht in bacchantischer Ueppigkeit. Im Schatten einzelner Mandelbäume läßt sich's gut ruhen, auf den Abhängen da oder dort unter dem breiteren aber schütteren Dache der Pinie wohl auch ein Stündchen verträumen.



Die Ruinen von Salona.

Neresi war einst die Hauptstadt der Insel und trägt noch Spuren seiner besseren Vergangenheit. Heute ist es ein kleiner Stapelplatz für die sehr ergiebige Weincultur. In einer Taverne, wo wir rasten, setzt man uns zu dem trefflichen Cievoli von Almissa, feurigen Inselwein — den süßen Bugava vor, der uns noch mehr als die sciroccale Schwüle durchwärmt. Dann geht es wieder hinaus, diesmal über die Höhen nördlich von Neresi. Die Gegend ist stellenweise üppig, der Kletterpfad aber kann namentlich dann unerquicklich werden, wenn die Luft bleiern auf Höhen und Tiefen lagert. Um so erquickender ist's oben, wo man zugleich nach beiden Ufern,

Wohnhaus auf Brazza.

dem nördlichen und südlichen, oder vielmehr südwestlichen, hinabblickt. Das steilere Süduser ist durch einen zweiten höheren Bergrücken verdeckt, der fast bis zur Höhe von zweitausend Fuß ansteigt. Wir steigen von unserem Mulo und treten unter das Dach einiger Steineichen, wo auch ein grüner Rasenfleck. Die Stille ringsum, die Einsamkeit, der Abgang jeder Art von Niederlassung und Staffage macht dieses Landschaftsbild doppelt genußreich. Der Hafenort, der vor uns am nördlichen Inselsaume verdämmert, ist San Pietro — eine in Gehöfte und Häusergruppen aufgelöste Niederlassung auf flachem Gestade. Auf einer Landzunge, die sich in die See hinausschiebt, liegt ein Kirchlein mit hellschimmerndem Thurme. In der Bucht ist das

Meer fast purpurroth gesprengelt und hat am Gestade einen Silberkranz von Stein und Kies vor sich. Weiter draußen leuchtet der Canal von Brazza tiefblau und die glatte Spiegelfläche erscheint augenblicklich durch kein einziges Segel unterbrochen. Wie eine blank polirte Tafel aus Lapis Lazuli liegt sie zu unseren Füßen.

Nun steigen wir, längs eines Mauerzaunes, über den sich verkrüppelte Pinien, Oelbüsche und zerzauste Aeste der Steineichen legen, auf holprigem Pfade tiefer und tiefer hinab. Der Einfluß des nahen Festlandes macht sich durch einen frischen Windhauch geltend, der die Schwüle erheblich abschwächt. Der Hang wird immer grüner und im Herbste mögen die funkelnden Trauben im lichten Blattwerke der Rebendächer einen herrlichen Anblick gewähren. Auf steiniger Halde weiden einige schmutzig-braune Ziegen und der verwahrloste Hirte macht den Eindruck, als wäre er direct aus Arcadien hierher verpflanzt worden. Nur die schmutzig-weiße Fustanella fehlt, um die Täuschung zu vervollständigen. Die vielgefeierten, durch deutsche Poeten zu ungerechtfertigter Popularität gelangten »arcadischen Schäfer« sind nämlich ganz dieselben verwahrlosten und rohen Gesellen, wie man sie anderwärts unter den Hirten der illyrischen Halbinsel vorfindet. Ja, wir werden dem Ziegenhirten Brazzas sicher den Vorzug geben, da die milde Luft, der Anblick des Meeres und manches Andere hier kein rauhes Geschlecht aufkommen läßt.

Es mag überraschen — aber selbst in dem vielverlästerten Dalmatien schwillt die Seele in spontaner Begeisterung. Die Bitterniß drängt sich freilich überall dazwischen, die große Passion eines durch Jahrhunderte niedergedrückten und mißhandelten Volkes. Man ist entzückt und wird gleichzeitig traurig gestimmt, wenn man rings in der herrlichen Natur die Dürftigkeit der Menschen, ihr freudloses Leben, ihre Uncultur und tägliche Noth sieht .... Zu solchen Bildern findet sich leicht ein passender Stoßseufzer .... Wie singt doch Leopardi? ....

»O natura cortese,
Son questi i doni tuoi,
Questi i diletti sono
Che tu porgi ai mortali. Uscir di pena
È di diletto fra noi

Pene tu spargi a larga mano; il duolo
Spontaneo sorge: e di piacer, quel tanto
Che per mostro e miracolo talvolta
Nasce d'affanno, è gran guadagno. Umana
Prole cara agli eterni! Assai felice
Se respirar ti lice
D'alcun dolor; beata
Se te d'ogni dolor morte risana.«

Es ist ein weltschmerzlicher Erguß, der nur durch den milden Rhythmus des italienischen Idioms etwas von seiner erschrecklichen Kälte verliert. Im Deutschen klingt diese verzweifelte Anklage viel härter:

»Wie bist du mild geartet,
Natur! Sind dies die Gaben,
Die Freuden, die du beutst? Dem Schmerz entrinnen,
Ist uns schon Lust. Die Leiden
Streust du mit voller Hand; es nah'n die Schmerzen
Uns ungesucht, und jenes Körnchen Freude,
Das noch wie durch ein Wunder uns bisweilen
Hervorwächst aus dem Leide,
Schon gilt's als herrlicher Gewinn. Wie theuer
Sind wir dem Ewigen — beglückt hinlänglich,
Wenn uns vergönnt ist, einmal aufzuathmen
Vom Schmerz, und hochbegnadet,
Wenn uns von aller Qual der Tod entladet« ....

So schlimm ist's nun in unserem Bereiche freilich nicht. Der Schäfer neben uns, dessen große dunkle Augen so freundlich leuchten, ist mit seinem Schicksale sicher zufrieden. Seine Welt ist das Land um ihn, das funkelnde Meer in der Tiefe, der rosige Himmel in der Höhe — eine Welt, mit der sich manch' lebensmüdes Weltkind zufrieden geben würde, wenn es hier oben auf der Küstenhöhe der Insel Brazza ein trauliches Heim fände. Welch' zarter Duft, welch' erquickende Farbenharmonie! Man schmelze alle Farbenpracht der venetianischen Meister, der Tintoretto, Tizian, Paolo Veroneſe, Bassano, Giovanni und Gentile Bellini zusammen und die künstliche Herrlichkeit wird nur ein matter Abklatsch der Farbengluth in der Natur sein, wie sie dieses Land und dieses Meer ausathmet. Farbenpinsel ist hier die Sonne, welche Feuergarben und Regenbogenlichter über Höhen und Tiefen gießt. Es ist kein Schauen — es ist ein Schwelgen, ein unvergleichliches Genießen. —

In San Pietro angekommen, lassen wir den Ort selber unbesucht und verfolgen den Küstenweg nach Pučišće hinüber. Das ist ein mühsam Klettern; bald hart am Gestade, wo die Wellen melodisch murmeln, bald über Terrassen hinweg, zwischen trockenen Mauern, über die Olivenkronen zusammenschlagen. Das schönste ist der schmale Meerescanal mit den blauen dalmatinischen Bergen im Hintergrunde. Vor den Häusern, die am Strande liegen, sieht man selten eine Barke. Wir passiren eines dieser Häuser und sehen es uns etwas genauer an. Zwischen Olivendickicht gelegen, bemerken wir das Gebäude erst in dem Augenblicke, da wir dicht vor dem Eingangsthore

Almissa.

stehen. Eigentlich ist es eine ganze Gruppe von Gebäuden, aus jenen gelblich-weißen Klaub- und Bruchsteinen aufgeführt, die auch zur Erbauung von Salona und des Diocletianischen Palastes verwendet wurden. Bei Pučišće befindet sich ein Steinbruch, der seinerzeit das Material zu jenen Bauten abgegeben hat .... Das Haus, vor welchem wir stille halten, zeigt eine in der Tiefe eines roh gepflasterten Hofes gelegene Hauptfronte mit Freitreppe zum ersten Stocke hinauf, dann links, im Winkel angebaut, ein Wirthschaftsgebäude, rechts kleine Stallungen. Vor den Eingang legt sich eine niedere trockene Mauer. Von Außen sind die Gebäude durch Strebepfeiler verstärkt. Es sieht hier nicht sehr wohnlich aus, wenn auch das

Anwesen den Eindruck von Solidität macht und ein wahrer Palast im Vergleiche zu den Morlaken-Hütten auf den dürren Scopcen ist.

Bei Pučišće erreichen wir die Küste und vertauschen unser Reitthier mit der Segelbarke. Wir waren einen ganzen Tag von Früh bis Abends unterwegs und haben kein Verlangen nach weiteren Touren nach den östlichen und südlichen Theilen der Insel .... Wohl aber lockt uns das gegenüberliegende Gestade, wo sich das in früheren Zeiten berüchtigte Piratennest Almissa in einer Bucht verbirgt, die rings von hohen Felswänden eingefaßt ist. Bei frischem Südost sind wir in einer halben Stunde über den Canal und laufen in den kleinen Hafen ein. Ein Kranz grüner Kronen hart unter dem Steilsturze der Felswand, auf dessen Zackenrande die Trümmer eines alten Schlosses hängen, belebt das einförmige Bild. Gleichwohl hat die Scenerie etwas Düsteres, und die Phantasie hat wenig Mühe sich diesen Küstenschlupfwinkel mit Piraten bevölkert zu denken, wie es in jenen Tagen der Fall war, da tief unten an der Narenta dieses ehrenwerthe Gelichter ungestraft sein sauberes Geschäft betreiben konnte. Vielleicht ist es gerade der Eindruck von solcher Wildheit, welcher zum Verweilen einladet, und fürwahr, wer sich im Bereiche von Almissa etwas genauer umsieht, der wird mit seiner Zeit nicht zu Schaden kommen. Dort wo die Četina zwischen mächtigen Felswänden zum Meere strömt, geht es in eine Steinwildniß hinauf, die nicht verfehlen wird, auf den Wanderer mächtigen Eindruck zu machen. Noch ehe man Duare, das einzige Dorf in dieser Thalenge, erreicht, sieht man die Četina im Caskadensturz niedergehen. Das ist die »Mala Gubavizza«. Ein mindestens viermal größerer Fall — die »Velika Gubavizza« — stürzt oberhalb des genannten Dorfes, zwischen thurmhohen Felsen, schäumend und donnernd in den steinigen Grund herab. Die nackten Berghöhen, der Silbersturz des Kataraktes, die blaue Himmelsdecke darüber, sowie die menschenleere Einsamkeit gestalten diesen Punkt zu einem der romantischsten in Dalmatien.

Das Gebiet zwischen der Četina und der Černovica (bei Spalato) bildete in früherer Zeit einen kleinen Freistaat mit oligarchischem Regimente, und so unbedeutend das Territorium war, wußte es gleichwohl durch Jahrhunderte jede fremde Beeinflussung abzuwehren. Die Uranfänge dieses Frei-

ſtaates — Poglizza genannt — gehen bis in das XI. Jahrhundert zurück. Seine eigentliche Conſtituirung erfolgte nachweisbar im Jahre 1235. Das erſte Statut wurde 1298 vom Könige Stephan Nemanjić, Herrſcher von Rascien, Dalmatien und Bosnien, beſtätigt und Schutz zugeſagt. Mitte des XV. Jahrhunderts begab ſich die Poglizza freiwillig unter Venedigs Schutz, unter welchem ſie bis zur franzöſiſchen Occupation verblieb. Damals lehnten ſich die Bewohner gegen die von den neuen Herren eingeführte Conſcription auf, was zu bewaffnetem Einſchreiten der Franzoſen führte. Nach harter Züchtigung der Empörer wurde dem kleinen Freiſtaate für immer ein Ende bereitet .... Der letzte Groß-Knez Zović entfloh mit dem Kiſtchen, das die Urkunden des Ländchens enthielt, nach Petersburg, wo er ſtarb.

Von

Spalato nach Ragusa.

Die Fahrt geht im Angesichte des Mossor und an Almissa vorüber durch den engen Canal zwischen dem Festlande und der Insel Brazza nach Makarska. Eine kleine Hafenbucht, die auffällig belebt ist, nimmt uns auf. Die Stadt legt sich um das Halbrund der Bucht und hat kahle, hohe Berge im Hintergrunde. Der grüne Rahmen, der bei Almissa das düstere Küstenbild einigermaßen mildert, fehlt hier. Die Bevölkerung ist aber weitaus reger und der Handel immerhin beachtenswerth. In früheren Zeiten war Makarska

ein Piratennest, doch ist von mittelalterlicher Romantik nichts in Erinnerung geblieben. Dagegen nennt die Stadt mehrere ihrer Söhne, die in verschiedenen Wissenszweigen eine Rolle spielten. Für den Reisenden hat der Ort übrigens wenig Reiz, und auch ein längerer Aufenthalt lockt nicht, da die Stadt keine directe Wegverbindung mit dem Hinterlande hat. Das ziemlich hohe Biokovo-Gebirge ist nur auf Saumwegen, und zwar solchen der elendesten Gattung, zu überschreiten.

Wenn wir dennoch in Makarska ans Land steigen, so geschieht es aus dem Grunde, um das »Primorje« — den Küstenstrich zwischen der genannten Stadt und dem innersten Winkel des Canale della Narenta — etwas genauer in Augenschein zu nehmen, als es auf einer Tour zu Schiffe möglich wäre .... Das erste Wegstück von Makarska bis San Antonio, hart am Meere, läßt sich mit Leichtigkeit zurücklegen, dann aber heißt es einen entsetzlichen Steilpfad bis zur Höhe San Elio hinauf überwinden, von wo der Klettergang zwischen Felsblöcken über Stradinovac nach Rašćiane niedergeht. Das Reisen im Innern von Dalmatien war seit jeher ein mühsam Wandern. Es ist und bleibt eine Strapaze, welcher die Mehrzahl von Jenen, die in den großen Küstenstädten vorgesprochen haben, sich entschlagen zu müssen glauben. Und dennoch werden nur Demjenigen die urwüchsigen Reize dieses Landes erschlossen, der sich ab und zu von den lärmenden Hafenplätzen verabschiedet und seinen Weg landeinwärts sucht.

Von Genüssen, wie sie etwa Reisende aus epikuräischer Schule träumen, ist dann allerdings keine Rede mehr. Die wilde Karstlandschaft wird streckenweise zur completten Felswüste, in der alles Leben erstirbt und nur der einförmige Gesang der Hirten, die mit ihren Ziegen auf zackigen Höhen oder bebuschten Terrassen weilen, die Grabesstille unterbricht. Die Glöcklein von verlaufenem Kleinvieh haben in dieser Einsamkeit eine wunderbare Anziehungskraft. Als ob sie die Nähe eines Eremiten-Heims ankündigten, ziehen sie den irrenden Wanderer an, der weltvergessen, und wohl auch schweißtriefend die Geröllschluchten auf- und niederklettert .... Plötzlich unterbricht ein greller Schrei die Todtenstille. Der Pfadfinder wirft den Kopf in die Höhe, wo in sonnenheller Ferne ein prächtiger Steinadler seine Kreise zieht, scharf begrenzt über einer trichterförmigen Vertiefung im

Boden. Wir klettern die Kraterböschung hinan, um von ihrem Rande plötzlich auf ein grünes Oasenbild hinabzublicken. Das ist die »Dolina«, wo schüttere Steinhäuser stehen und trockene Mauern den kargen Besitz des dalmatinischen »Häuslers« einfrieden.

Bewegung und Leben herrscht übrigens auch auf einer solchen Oase nicht. Die Erwachsenen der Bewohnerschaft sieht man an den Abhängen in unausgesetzter mühevoller Arbeit begriffen, um dem Felsboden jeden Quadratschuh Erde abzuringen und gegen Sturm und Niederschläge zu schützen. Die Kinder dagegen verweilen fast jederzeit daheim, meist unbewacht. Sie sonnen sich in Gesellschaft etlicher abgemagerter Köter auf den Fliesen des Hütteneinganges, oder tummeln sich auf den Düngerhaufen, die neben der Hütte liegen und von dürren Hühnern durchstöbert werden. Etliche Oelbäume beschatten das armselige Anwesen und da und dort rankt sich ein Feigenbaum am Gemäuer empor. Besonders fesselnd ist eine solche dalmatinische Steinwildniß in einer warmen Vollmondnacht.

Auf der Poststraße von Rašćiane nach Vergorac und darüber hinaus bis zur Narenta-Mündung gestaltet sich die Tour unerträglich monoton. Sie erfordert mindestens sieben Stunden — und das in einem Vehikel der primitivsten Art. Bei dem Dorfe Novosela verlassen wir die öden, menschenleeren Districte, um unvermittelt den Ausblick auf die weitläufige Niederung der Narenta zu genießen. Rechter Hand verbleibt die Straße bis knapp vor dem Narenta-Ufer am Gebirgshange; links (das ist östlich) durchmißt aber der Blick die stundenweite Ebene des Norino-Baches, der auf der Höhe des dalmatinisch-herzegowinischen Grenzgebirges entspringt. Dort liegt das Dorf Vido, auf der Stelle des einst glanzreichen Narona. Es ist entschieden ein Irrthum, wenn man gewisse historische und topographische Beziehungen zwischen der alten Stadt und dem heutigen Norino, der Stelle, wo sich der gleichnamige Bach in die Narenta ergießt, zu suchen bestrebt ist. Wo sich heute die flache, fast im Meeresniveau liegende Norino-Ebene dehnt, muß im Alterthume die See gefluthet haben, und zwar bis zum Höhenrande hinüber, wo heute Vido liegt. Daß die vollständig glatte Ebene stellenweise von riffartigen Felsen unterbrochen ist, giebt ein Argument mehr zu obiger Annahme ab;

denn sie gleichen vollkommen denjenigen, welche die Küsten und die Inseln Dalmatiens oft in großer Anzahl umgürten.

Norino, oder correcter Torre di Norino, war aber in früherer Zeit nichts weiter als ein Thurm, den die Venetianer zum Schutze ihres Besitzes an diesem Küstentheile Dalmatiens aufgeführt hatten; eine Gründungszeit, die auch für das Fort Opus gilt, das stromabwärts an jener Stelle gelegen ist, wo die Narenta in ihre Delta-Arme sich spaltet. Dagegen stimmt es nicht, wenn von mancher Seite behauptet wird, die alte Castellruine von Opus rühre von einem bosnischen Könige aus dem Jahre 1370 her. Es wird sich hier wohl nur um das Vorwerk irgend eines herzegowinischen Bans handeln, denn der erste König, der den bosnischen Thron einnahm: Stephan Twartko Kotromanowitsch, wurde erst 1376 im Kloster Miloschewo zum Könige von Bosnien, Rascien und der »Primorje« (dem Theile Dalmatiens zwischen der Četina und der Narenta) gekrönt.

Wer von Vergorac her der Narenta-Mündung sich nähert, der genießt eigentlich keinen vollständigen Ueberblick über das eigenthümliche Wasserland. Anders, wenn man von Neum, der früheren Enclave von Klek, herüberkommt. Zwischen dem ungemein ausgedehnten Binsenwald, der die Delta-Insel bedeckt, sieht man den trüben Fluß in seiner ganzen Ausdehnung bis zu jenem Punkte, wo er aus dem Felsendefilé an der dalmatinischen Grenze hervorbricht. Dort liegt das freundliche Städtchen Metkowič mit seiner schönen griechischen Kirche und einer sehr rührigen Bewohnerschaft, die bisher lebhaften Handel mit dem Hinterlande, namentlich mit Mostar trieb. Gleichwohl war Metkowič vordem ein stiller abgelegener Ort, in den erst mit der Occupation der dalmatinischen Hinterländer durch die Oesterreicher einiges Leben einzog.

Wir verlassen diesen wenig anheimelnden Winkel Dalmatiens, um interessantere Localitäten zu besuchen. Alsbald nimmt uns der Meerescanal zwischen dem narentinischen Litorale und der hochbergigen Halbinsel Sabbioncello auf. Der felsige bleiche Monte Vipera sieht wie ein eherner Wächter aus dem Innern des Landes herüber. Die ganze Bergkette, welche sich in nordwestlicher Richtung mählich abstuft, nimmt sich hart und schroff aus, ganz so wie das gegenüberliegende Küstengebirge zwischen Almissa und

Makarska und darüber hinaus. Ehe die Nordwestspitze der Halbinsel erreicht wird, gewahrt man eine Klosterkirche auf breiter Küstenstufe. Einige schwarze Cypressen stehen herum, und geben so ein Bild von jenen vielen Kirchen im südlicheren Meere, die meist an die Stelle antiker Tempel getreten sind. Die Griechen zumal liebten solche von weitem sichtbare Tempel auf erhöhtem Gestade. Sie waren gewöhnlich die ersten Bauten, die sie vom Meere aus bei Annäherung ans Land erblickten. Es muß also das Bedürfniß groß gewesen sein, nach längerem Fernebleiben vom Festlande zuerst mit den Unsterblichen in Relation zu treten. Solche Heiligthümer gaben überdies Schutz in der Sturmnoth. Auch der schiffbrüchige Odysseus rettete sich aus dem Wogenschwall, nachdem Athene die empörte See beruhigt hatte.

Vor der Nordwestspitze Sabbioncellos liegt ein Felseneiland im Meere »flach wie ein Schild«, um uns eines homerischen Vergleichnißbildes zu bedienen. Die See legt sich weich herum und leuchtet im herrlichsten Blau mit dunkleren Nüancen, wo die Ufer sie begrenzen. Wir haben drei solcher Gestade vor uns: rechter Hand das Festland mit seinen grauen, in der Ferne verschwimmenden Felsbergen; links den niederen Strand von Curzola, der einst waldreichen »schwarzen« Insel; gerade vor dem Buge die Ostspitze von Lesina. Dorthin geht unser Curs, zunächst der Nordküste entlang. Der Canal zwischen dieser Insel und Brazza verengt sich zusehends und wird auf der Höhe von Bol am engsten. Das Gestade ist vielfach durchbuchtet, wie ausgefressen vom Meere. Klippenhänge säumen es. Nicht eine einzige Ortschaft unterbricht die Einöde und wir würden eine sehr unvortheilhafte Meinung von dem Eilande gewinnen, wollten wir diese Vereinsamung als charakteristisches Merkmal auffassen.

Wenn die letzten Uferfelsen im Norden umschifft sind, öffnet sich gegen Südost eine schöne, geräumige Bucht — ein förmlicher Golf — mit der Stadt Cittavecchia (Starigrad) im innersten Winkel. Der Anblick ist überraschend, wenn auch die Stadt wenig bietet. Man denkt unwillkürlich an die illyrischen Piraten, und an ihre Epigonen, die räuberischen Narentiner, denen dieser Schlupfwinkel vorzügliche Dienste geleistet haben mag. Wäre der Golf seeseits — wie es beispielsweise bei der Hafenstadt Lesina am Westgestade der Fall ist — durch einige Klippeneilande abgeschlossen,

so gäbe die so umgeschaffene topographische Situation eine vollständige Copie des Hafens von Navarino in Messenien, seinerzeit, wie bekannt, gleichfalls einer der verrufensten Piratenschlupfwinkel des Peloponnes .... In der Umgebung der Stadt werden mancherlei antike Gegenstände gefunden, selbst griechische, ein Beweis, daß Cittavecchias Vergangenheit bis ins graue Alterthum hinaufreicht. Wir dürfen uns an seiner Stelle eine jener griechischen (korinthischen) Handelscolonien denken, an denen es vor Alters an den illyrischen Küsten keinen Mangel gab.

Eine solche, noch zur Zeit Roms ansehnliche Handelscolonie war auch Pharia — heute Lesina — an der Westspitze der Insel. Von Ungarn, Venetianern und Türken zu Zeiten hart bedrängt, hat es gleichwohl das ältere Cittavecchia überflügelt und ist heute die natürliche Hauptstadt der Insel. Was sie ganz besonders auszeichnet, ist ihr landschaftlicher Rahmen. Hat man das Westcap (Cap Pellegrino) umschifft, so lenkt das Schiff in einen schmalen Canal, der dadurch gebildet wird, daß der Insel eine ganze Schnur von Klippeneilanden vorgelagert ist. Es sind die Inseln Spalmadore; nur die größte — San Clemente — ist bewohnt. Wie niedere schwarze Rücken ragen sie aus der stahlblauen Fluth. Linker Hand öffnen sich mehrere, zum Theile grün umrahmte Buchten, zuletzt der Hafen Lesina selber, mit der weißen Fronte stattlicher Häuser am Meeressaume und stattlichen Fortificationen auf Hügelspitzen dahinter. Knapp vor dem Eingange zum Hafen liegt eine Felsklippe, flach wie eine Schildkröte, mit einer Strandbatterie darauf .... Das Uferbild präsentirt sich im wärmsten Farbenduft, wie ein griechisches Inselstädtchen. Dadurch wird Lesina zu einer der malerischsten Uferortschaften Dalmatiens. Im Innern ist freilich nicht Alles so romantisch-duftig, so idyllisch-anmuthig. Am vortheilhaftesten präsentirt sich noch die Seefronte, mit dem alten Dockgebäude (eine Art Dock nämlich, mit darauf gesetztem Stockwerke), der offenen, frei nach dem Meere sehenden Loggia, zu der Sammichieli die Pläne gemacht, und dem Glockenthurme, der übrigens ein Bauwerk aus jüngerer Zeit ist. Oberhalb der Stadt sieht man zwei Forts: Fort Spagnuolo gerade über der Loggia (wenn man seinen Standpunkt mitten im Hafen hat) und auf einem höheren Berge dahinter im Nordosten das Fort San Nicolò, einst Fort Napoleon, ein Trutzbau aus

der Zeit der französischen Occupation. Das ältere Fort Spagnuolo war ein Werk spanischer Ingenieure, aufgeführt in der Mitte des XIV. Jahrhunderts, also zur Zeit König Ludwigs des Großen von Ungarn. Es flog durch Blitzschlag im Jahre 1579 in die Luft. Kaum hundert Jahre später (1671) beschossen es türkische Piraten, ohne etwas zu erreichen. Dafür steckten sie die Stadt in Brand und damals muß sie bereits das heutige Aussehen gehabt haben, denn Dockgebäude und Loggia waren schon erbaut. Sie scheinen in jenem Brande gar nicht oder nur wenig gelitten zu haben.

Die Stadt legt sich um einen Theil des Hafenrundes und hat nach Süden hin eine schöne Strandpromenade mit einem hübschen Franziskanerkloster als Ziel. An diesem Gestade giebt es ein genußreiches Wandern, zumal des Abends, wenn westwärts die Sonne niedersinkt und die Rosengluth über die Spalmadore-Klippen herüberflammt. Eine Palme steht am Wege — der erste Bote des Südens. Sie steht hier noch vereinsamt, wie jene anderen Exemplare in den Villagärten und auf der Klosterterrasse von San Giacomo bei Ragusa. Selbst Korfu hat nur einige wenige dieser Repräsentanten des subtropischen Klimas. Da der Hafen Lesinas und die Stadt selber gegen jeden noch so rauhen Nordwind geschützt sind, und auch vom Scirocco verhältnißmäßig wenig zu leiden haben, erkannten Fachmänner schon vor längerer Zeit in diesen Eigenschaften die Grundbedingungen zu einem klimatischen Curorte. Der Grazer Naturforscher Oscar Schmidt scheint auf die vorzügliche Lage Lesinas zu dem vorstehenden Zwecke zuerst aufmerksam gemacht zu haben. Professor Franz Unger aber hat die Idee zuerst verwirklicht, indem er eine Curgesellschaft ins Leben rief. So wurde die alte Loggia zum Curgebäude und der Anfang war gemacht. Es scheint aber, daß es an der nothwendigen Energie gebrach, um über den ersten Anlauf hinauszukommen. Vollends gefehlt hat es bisher an der unerläßlichen Reclame. Das zaubervollste Paradies bedarf einer solchen, um in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Man denke nur, welchen geringen Comfort beispielsweise Korfu noch in verhältnißmäßig naher Zeit den fremden Besuchern bot, und wie trotz alledem, einfach auf die anpreisenden Schilderungen hin, der Zug Heilbedürftiger und auch Nicht-Heilbedürftiger nach der Phäaken-Insel drängte. Das war bereits der Fall, als es noch

keinen Schienenweg bis Brindisi gab, der nachmals die Seereise bis auf Stunden abkürzte. Korfu lag also geraume Zeit viel entlegener, war auf weit langwierigerem Wege zu erreichen, als es bei Lesina heute der Fall ist .... Lesina aber ist das dalmatinische Korfu — ein wahres Asyl für Leidende, zumal für Brustleidende — eine Insel, wie es längs dem ganzen Litorale keine zweite giebt, die ihr an landschaftlichem Reiz und Milde der Luft nahe käme.

Im Angesichte von Lesina liegt eine andere interessante Insel dieser Gewässer — Lissa — ein massiges, seiner Form nach fast rectangonales

Makarska.

Eiland mit zwei guten Häfen: San Giorgio an der Nordküste, Comisa an der Westküste. Dem Reisenden bietet Lissa an sich wenig. Sicher ward auch dieses Eiland einst von griechischen Kaufleuten colonisirt, denn solche vorgeschobene Posten in vielbefahrenen Meeren entgingen dem Scharfblicke jener Handelsleute selten. Aber ohne Kampf mit den räuberischen Illyriern ging es nicht ab und schon zur Zeit der römisch-illyrischen Kriege bildete Lissa (damals Issa) eine wichtige Flottenstation, und die Bedeutung als solche vererbte sich bis auf unsere Zeit. Als die Franzosen Dalmatien occupirt hatten, gingen in den Häfen der Insel englische Geschwader vor Anker und im Jahre 1811 ward von ihnen die französische Flotte, welche die Blockade gewaltsam aufheben wollte, total geschlagen.

Im Jahre 1866 waren diese Gewässer, wie man weiß, Schauplatz einer modernen, vorwiegend mit Panzerschiffen geführten Seeschlacht. Sie wurde in dem Raume zwischen Lissa, Lesina und Solta ausgefochten und endete, wie allgemein bekannt, mit dem Rückzuge der italienischen Flotte, die neben dem allgemeinen Mißerfolg auch noch den Verlust von zwei Schiffen zu beklagen hatte. Der glorreiche Seesieg des Admirals Tegetthoff soll denn auch in diesen Blättern einen interessanten und auch sonst bedeutsamen Nachtrag zu jenen Schilderungen bilden, welche wir andernorts über die österreichische Kriegsmarine, speciell über den Kriegshafen Pola, dem Leser entrollt haben. Auch sonst ist uns diese Episode willkommen. Die stille See, welche dem Reisenden als ein Bild heiteren Friedens erscheint, ihn mannigfaltig anregt, seiner Gedankenarbeit einen herrlichen Untergrund giebt, auf dem sich die trauten Bilder der Reflexion fast schemenhaft bewegen: diese stille See wird plötzlich durch hochdramatische Scenen lebendig. Zwar hallt kein Geschützdonner über die Fluth und kein Pulverdampf hüllt Land und Gewässer in undurchdringliche Schleier. Um so willkommener ist uns ein leichter Seegang mit Wogenschlag und grauem Dunst in der Ferne. So und noch ärger war's damals, an jenem denkwürdigen 20. Juli 1866.

Fischerbarken.

»Es heult der Wind — die See in wilden Wogen
Liegt schaumbedeckt in ihrer Höllenpracht,
Der Himmel ist mit Sturmgewölk umzogen — — —«

..... »Am Schlachttage Morgens war der Himmel in dichte Wolken gehüllt, das Wetter stürmisch und die aus Südost hochgehende See ließ Zweifel aufkommen, ob ein Kampf möglich sein würde« .... Tegetthoff war Tags zuvor mit der ganzen Flotte, die auf der Rhede von Fasana sich gesammelt und unter Cap Compare drei Schlachtdivisionen formirt hatte, in See gegangen. Es handelte sich darum, Lissa, das von der italienischen Flotte arg bedrängt wurde, zu entsetzen. Die Aufgabe, welche der jungen österreichischen Marine bevorstand, war schwerwiegend genug, um den Admiral Tegetthoff vollauf zu beschäftigen. Während der Nachtfahrt vom 19. zum 20. Juli arbeitete jener ununterbrochen, »um noch einmal alle Chancen zu studiren, welche der Ausfall eines Treffens mit der überlegenen italienischen Seemacht bieten könnte.« Die Vorsicht des Admirals ging so weit, alle seine Commandanten mit dessen Absichten vollständig vertraut zu machen, damit selbst dann keine Störung in der Gefechtsführung und eventuellen Rückzugs-Disposition eintrete, wenn der Admiral mit Tod abgehen sollte.

Am 20. Morgens nahm der Seegang derart zu, daß die kleineren Panzerschiffe ihre Stückpforten schließen mußten. »Es regnete stramm. Zum Glücke brach eine heftige Bö aus Nordwest theilweise die See und bei allmählicher Annäherung gegen Lissa, welches gegen die See aus südlicher Richtung Deckung bietet, nahmen die Seen nach und nach ab. Gegen elf Uhr hellte das Wetter auf. Man gewahrte auch sofort die Insel Lissa und vor ihr im Halbkreise die italienische Flotte, in zwei Gruppen getrennt, welche, wie es schien, sich zu vereinigen suchten. Nach den späteren Aussagen von Gefangenen waren um diese Zeit die Holzschiffe der Italiener unter Comisa, um die Landungstruppen wieder einzuschiffen, denn der Admiral Persano wußte bereits von der Annäherung der österreichischen Flotte.«

Das Stärkeverhältniß der beiden, nun schlachtbereiten Flotten war folgendes: die Oesterreicher hatten im Ganzen 27 Schiffe mit 526 Kanonen und 7492 Mann zur Disposition; die Italiener 34 Schiffe mit 656 Kanonen und 10.706 Mann. Das Uebergewicht auf Seite der letzteren machte sich namentlich durch die Zahl der Geschütze (um 130 mehr als auf öster-

reichischer Seite) und durch die größere Anzahl von Panzerschiffen — 12 gegen 7 — geltend. Der Ausfall von fast 3300 Mann auf österreichischer Seite kommt bei dem Charakter des Rencontres als Seeschlacht weniger in Betracht. Auch dem Kaliber der Geschütze nach waren die Italiener im Vortheile .... Trotz alledem gab Tegetthoff, dem es offenbar um die moralische Wirkung einer energischen Initiative zu thun war, fast unmittelbar nach dem Eintreffen vor Lissa, das Signal zum Angriff. Es ging vom Admiralschiff aus und lautete: »Klarschiff zum Gefecht, Formation: Angriffswinkel in drei Divisionen,« und für die Panzerschiffe nebenbei: »Den Feind anlaufen, um ihn zum Sinken zu bringen« .... Es war ein frenetischer, tausendstimmiger Jubel, der von den Schiffen über die wogende See hallte, als diese Angriffsdisposition bekannt wurde. Auch die Italiener gingen sofort zum Angriff über, aber nicht in Keilform mit der Anordnung in Treffen, sondern in der »Kielwasserlinie«.

Voran steuerten die Panzerschiffe, acht Fregatten und eine größere Anzahl kleiner Schiffe blieben zurück und bildeten — in nicht zu großer Entfernung — eine Art Reserve-Abtheilung. Unmittelbar vor Beginn des Kampfes hatte sich der Admiral Persano, der für seine Person das Centrum commandirte, vom »Ré d'Italia« auf den »Affondatore«, ein starkes Widderschiff, verfügt. Die Vorhut des italienischen Angriffsgeschwaders befehligte Admiral Vacca, die Nachhut Commodore Ribotty. An der Spitze der ganzen feindlichen Schiffslinie befand sich das Panzerschiff »Principe di Carignano«, welches eine Viertelstunde nach dem Angriffssignal Tegetthoffs den ersten Schuß abgab.

Mittlerweile war das österreichische Geschwader — an der Spitze der »Ferdinand Max« mit Admiral Tegetthoff an Bord — mit voller Dampfkraft an die feindliche Linie herangerückt und hatte diese hinter dem dritten Schiffe durchbrochen. Das war das Signal zum allgemeinen »Breitseitengefecht«. Eine Diversion der hinteren Gruppe der italienischen Schiffe gegen die österreichischen Holzschiffe veranlaßte Tegetthoff nördlich abzufallen, um den Fregatten Luft zu machen .... Ueber den weiteren Verlauf der Schlacht lassen wir einer fachmännischen Stimme Raum, welche denselben wie folgt schildert ....

Die Italiener hatten es zuvörderst auf das Linienschiff »Kaiser« abgesehen; vier Panzerschiffe, unter denen der Widder »Affondatore«, umringten es und gaben eine glatte Lage nach der anderen ab, die vom »Kaiser« erwidert wurden. Bei dieser Gelegenheit gelang es dem »Affondatore« dem Linienschiffe zwei 150-pfündige Hohlgeschosse beizubringen; eines derselben demontirte zwei Geschütze und setzte deren Bemannung außer Gefecht, das andere beschädigte die Mannschaft am Steuer. Der »Ré di Portugallo« versuchte endlich den »Kaiser« zu rammen; der Versuch mißlang jedoch, Dank dem wunderbar schönen Manöver des Commodore von Petz, welcher schließlich, als er sah, daß kein anderer Ausweg übrig blieb, mit dem Linienschiff gegen das Heck des »Ré di Portugallo« rannte und sich so eine Gasse bahnte. Dabei verlor der »Kaiser« aber das Galjon, das Bugspriet brach und der ganze Fockmast stürzte rücklings auf den Kamin. Der Maschinenrauch ohne Schlot machte sofort auf Deck eine furchtbare Wolke, so daß es aussah, als ob das Schiff brenne. Um das Deck zu klaren, damit der gefallene Fockmast sammt seinem ganzen Geschirr, das zum Theile über den zermalmten Rauchfang hingeworfen lag, nicht in Brand geriethe, war der »Kaiser« gezwungen sich aus dem Gefechte zu entfernen. Den Rückzug benützte der »Affondatore« zu wiederholten Versuchen, das Linienschiff zu rammen, wurde aber von dem schwerverwundeten Schiffe dreimal mit concentrirten Breitseiten zurückgeschlagen, wobei ihm einer seiner Drehthürme so verkeilt wurde, daß dieser sich nicht mehr rühren konnte. Darauf fuhr der »Kaiser« langsam dem Hafen von Lissa zu. Der »Ré di Portugallo« ging dann zwischen mehreren österreichischen Schiffen hindurch, welche ihm sein Vordertheil zusammenschossen und seine Bemastung arg beschädigten. Vacca hatte das Signal: »Formate prontamente una linea di fila senza soggezione di posto« geheißt. Nachdem der »Affondatore« seine beiden Projectile dem Linienschiffe beigebracht hatte und nach mehrmaligen Rammversuchen den Angriff auf den »Kaiser« aufgab, dampfte er durch die österreichischen Holzschiffe, welche dem Stoße auswichen, während sie ihm Breitseiten versetzten, zog sich dann unter Schutz des Pulverrauches aus dem Melée und nahm Richtung gegen die italienischen Holzschiffe, am Top die Signale: »Attacate il nemico« und »Doppiate la retroguardia nemica« ....

Indessen tobte das Geschützfeuer unablässig fort. Breitseite auf Breitseite brüllte durch die Luft, die See war bedeckt von dem Pulverrauche der 1182 Kanonen, die Schiffe bewegten sich beständig mit voller Maschinenkraft und warfen aus ihren Schloten kolossale Rauchsäulen empor, so daß der Schauplatz zuweilen ganz bedeckt und verdüstert war, und man, trotzdem beide Flotten die kleine Flaggengala geheißt hatten, Feind und Freund kaum unterscheiden konnte. Admiral Tegetthoff rammte Alles, was er grau angemalt sah. Es ließ sich auch am Ende nichts Passenderes thun; die schweren Panzerschiffe gingen mit ganzer Kraft, sich Seite an Seite legend oder rammend, wenn es anging. Zuweilen waren sie einander so nahe, daß die Vorderladungsgeschütze nicht geladen werden konnten, und das Kaliber der Hinterlader war zu schwach, um von irgend einem Nutzen gegen die Panzerplatten zu sein. Die Italiener feuerten übrigens einigemale mit Kartätschen und Shrapnels gegen Panzerplatten, zuweilen sogar mit blinden Kartuschen; die Verwirrung scheint in der That bei ihnen allgemein gewesen zu sein. Der »Ferdinand Max« rannte mehrere Male gegen italienische Schiffe und brachte ihnen mehr oder minder Schaden bei; einmal streifte er seinen Gegner, so daß beide Schiffe einander passirten. Bei dieser Gelegenheit sah der Steuermann Kerkowitsch eine große italienische Flagge über Deck wehen; er ergriff deren Ende und belegte es. Ein Ruck und das riesige Banner blieb als Trophäe zurück.

Die italienischen Holzschiffe lagen während dessen unter der Küste von Lissa und sendeten von da aus den österreichischen Schiffen ihre Breitseiten zu; es gelang ihnen endlich, mit vereinten Kräften, einem der österreichischen Kanonenboote den Flaggenknopf herunterzuschießen. Der »Affondatore« fuhr immer in großem Bogen herum und versuchte zu rammen, was ja sein eigentlicher Beruf war; allein man merkte stets die Absicht und wich ihm aus. Die Italiener suchten übrigens, statt in die Division der Holzschiffe zu brechen, beständig die österreichischen Panzerschiffe, um diese zuvörderst abzuthun, wurden aber von ihnen auf die eindringlichste Art gemaßregelt. Die kleinen österreichischen Kanonenboote tummelten sich mitten im Kampfgewühl herum, brachten einen guten Schuß an, wo sie konnten, und neckten die schwerfälligen italienischen Ungeheuer. Sah ein

großes Schiff ein kleines in Gefahr, so eilte es schnell herbei und nahm den ungleichen Kampf auf.

Doch dies konnte nicht immer so fortdauern. Die italienische Uebermacht hätte doch endlich einen Vorsprung gewinnen müssen. Da begegneten das österreichische Admiralschiff »Ferdinand Max« und das Panzerschiff »Ré d'Italia« einander. Als der Commandant des »Ferdinand Max« die graue Breitseite in einer ihm passenden Richtung sah, vollführte er ein kühnes und exactes Manöver, um das feindliche Schiff anzurennen. Zwei Auswege standen dem »Ré d'Italia« offen: ein wenig seitwärts zu wenden und damit den Curs mit dem des herankommenden Schiffes fast parallel zu machen, indem er so den Anprall abschwächte; oder sich geradezu gegen den »Ferdinand Max« zu wenden und zu versuchen, wer am besten den Stoß beizubringen vermöge. Der »Ré d'Italia« wählte jedoch keinen dieser beiden Auswege, sondern zögerte, stoppte und versuchte sich zu retten, indem er rückwärts ging. Der Maschinist des »Ferdinand Max« setzte vollen Dampf an und hielt sich bereit, rückwärts gehen zu machen. Das Schiff schoß mit einer Fahrt von $11^1/_2$ Knoten durch das Wasser und rannte sein Vordertheil in der Gegend des Fockmastes gerade in die Flanke des Feindes. Der ganze Bau ächzte und krachte, der Stoß war so gewaltig, daß beide Schiffe sich hoben; der »Ré d'Italia« lehnte sich hinüber, die starke Eisenhülle wendete sich ab und der Bauch hob sich gegen den Angreifer, welcher seinen Bug über ihn schob und dann wieder herunterkam, durch Platten, Planken und Spanten krachend. Der Italiener hatte eine furchtbare Bresche von 132·41 Quadratfuß, wie man später am »Ferdinand Max« genau abmessen konnte, dessen Eisenbug, soweit er in den »Ré d'Italia« eingedrungen war, sich von Farbe entblößt und blank polirt zeigte. Das verletzte Schiff legte sich einen Augenblick auf die Seite, so daß man jeden Mann auf Deck sehen konnte. Man sah die Leute händeringend aus den Luken auf das Deck und in die Takelung eilen. Auf dem »Ferdinand Max« spürte man den Anprall nicht so stark, wie man vermuthet hatte; nur einzelne Personen in den unteren Räumen, die auf den Stoß nicht vorbereitet waren, stürzten zu Boden. Allein das Werk war gethan und als der »Ferdinand Max« langsam zurückging, stürzte das Wasser in die Bresche und vollendete

das furchtbare Werk. Entsetzt blickten die österreichischen Seeofficiere auf das, was sie gethan. Aber es war keine Zeit zum Aufschub; in wenigen Minuten behaupteten Eisen und Wasser ihre Natur und der »Ré d'Italia« versank unter dem Angst- und Hilfegeschrei seiner Bemannung. Eine Minute lang herrschte Schweigen, der Kanonendonner verstummte, als das Wasser das Schiff anfüllte und hinter ihm drein in die Leere rauschte, welche es zurückgelassen hatte; das Wasser wirbelte einige Augenblicke auf und dann war Alles vorbei. Jedermann blickte betäubt in die Tiefe, bis sich die Oberfläche mit ertrinkenden Menschen bedeckte, deren Hilfegeschrei das Ohr zerriß. Der Admiral Tegetthoff befahl die Boote zu streichen und die Maschine zu stoppen und die »Elisabeth« eilte zur Hilfe herbei; aber einige Boote waren zerschossen und von beiden Seiten kamen zwei italienische Panzerschiffe heran, um den Angriff zu erneuern. Menschlichkeit mußte da der Selbsterhaltung weichen; die Italiener verhinderten so die Rettung ihrer eigenen Leute. Die »Elisabeth«, welche gethan hatte, was sie nur thun konnte, entkam mit genauer Noth dem Anprall, indem sie rückwärts ging; die beiden Widder verfehlten sie und wären beinahe in einander gerannt. Die Italiener konnten nicht Viele retten, denn ihre Schiffe gingen, hoffentlich ohne es zu wissen, über den Platz, wo die Unglücklichen mit ihrem Geschicke rangen, und man nahm keine Boote wahr, welche zu ihrer Hilfe gestrichen worden wären.

Die momentane Waffenruhe nach dem Sinken des »Ré d'Italia« war bald vorüber und die Schlacht tobte ärger als zuvor. Da kam der Brand an Bord des »Palestro« zum vollen Ausbruche und er verließ das Melée, Curs Nordwest. Seine Genossen, voraussetzend, daß seine Maschine nicht gestoppt werden könne, umgaben ihn und verfolgten denselben Curs. Sie hatten genug .... Damit war die Schlacht so gut wie beendet. Die Italiener nahmen Curs gegen Ancona. Admiral Tegetthoff formirte wieder seine alte Ordnung und signalisirte: »Dritte Division in Schlachtlinie abfallen nach Lissa; erste und zweite Division allgemein Jagd auf den Feind!« Darauf nahm er ebenfalls Curs nach Nordwest, jedoch zwischen dem Lande und dem Feinde. Einmal glaubte man, daß die italienischen Schiffe neuerdings eine Linie bildeten, allein sie schienen wirklich genug zu haben, während

Admiral Tegetthoff seinen Zweck, Lissa zu entsetzen, erreicht hatte. Um 2 Uhr 15 Minuten wurde das Klarschiff abgeblasen. Die Kanonenboote gingen nach Lissa, die erste und zweite Division blieben noch zwei Stunden in See, um die abfahrende italienische Flotte zu beobachten. Um 2 Uhr

Fischerbarken.

30 Minuten sah man plötzlich eine Riesensäule von Rauch aus dem brennenden »Palestro« senkrecht in die Luft schießen; zehn Secunden später erfolgte ein Donnerschlag: das italienische Panzerschiff war in die Luft geflogen! Darauf liefen auch die erste und zweite Division in den Hafen von Lissa ein, wo sie das Linienschiff »Kaiser« zwar stark beschädigt, aber vollkommen seetüchtig fanden. Es hatte 22 Todte und 82 Verwundete, während die übrigen

Lesina.

Schiffe im Ganzen nur 11 Todte und 42 Verwundete zählten .... Am 21. Juli wurden die Todten begraben. Um 9 Uhr Abends ging das Geschwader in See und lief am nächsten Tage in Pola ein, wo es mit Jubel empfangen wurde .... Der Verlust der Italiener an Todten und Verwundeten war, Angesichts der beiden Schiffskatastrophen (die Mannschaft des »Palestro« wollte das Schiff nicht verlassen und flog mit ihm in die Luft) sehr bedeutend. Persano wurde angeklagt und vom Senate am 15. April 1867 zur Amtsentsetzung verurtheilt. —

Unsere erste Station auf der Fahrt von Lissa nach den süddalmatinischen Gestaden ist die kleine Insel Lagosta. Ein Odyssee-Commentator hat sie für das Ogygia des Homer erklärt. Nach dieser Annahme finden wir also schon in der nördlichen Hälfte des Adria-Beckens eine »odysseeische Landschaft« vor. Die Annahme selber dürfen wir aber nicht ganz kritiklos hinnehmen, denn wenn sich solche Auslegungen einmal im großen Publikum festgesetzt haben, sind sie schwer auszurotten .... Man kennt die Geschichte mit dem irrenden Dulder Odysseus und der Göttin Kalypso. Nach der gefährlichen Passage zwischen der Skylla und Charybdis erreicht das Schiff der Irrenden die Insel Trinakria, also Sicilien. Dort weideten die Rinder des Helios. Hütet euch, diese zu verletzen! hatte Teiresias gerathen und hatte Kirke wiederholt. Dennoch vergriffen sich die Gefährten des Odysseus, als dieser schlief, an der göttlichen Herde. Als dann das Schiff bei günstigem Winde weiter nach Süden fährt (der Südsturm hatte vier Monate gedauert und die Reise verhindert), schlug auf Helios' Klagen der Blitzstrahl des Zeus in dasselbe und Alles geht zu Grunde, bis auf Odysseus. Dieser, an einen Balken des Schiffes sich klammernd, wird durch die Charybdis zurückgetrieben und während der Strudel den Balken verschlingt, bleibt Odysseus an einem großen Feigenbaume darüber hängen, um den Zeitpunkt abzuwarten, bis die Tiefe den Balken wieder hervorwirbelt .... Die Wiederholung dieser ganzen odysseeischen Scene ist für unsere weiteren Auseinandersetzungen absolut nothwendig. Der Text giebt nämlich klar zu verstehen, daß der schiffbrüchige Odysseus durch die Charybdis, die er kurz zuvor mit seinem Schiffe glücklich passirt, zurückgetrieben wurde. Die Irrfahrt auf dem Balken ging also in das Tyrrhenische Meer hinaus, dorthin also, wo der göttliche Dulder die

Abenteuer mit dem Kyklopen, den Läſtrygonen, der Kirke, den Sirenen u. ſ. w. beſtanden hatte. Man mußte alſo auch die Inſel der Kalypſo in dieſem Meere ſuchen, und wenn nicht in ihm ſelber, ſo doch weiter im Weſten, alſo in der Nähe von Spanien. In dieſem Falle wäre alſo eine der Balearen anzunehmen. Als Odyſſeus durch Vermittlung des Hermes von der Kalypſo freigelaſſen wird und nach vier Tagen ſein Floß gezimmert hat, um in See zu gehen, heißt es weiter:

»Und nun ſetzt' er ſich hin ans Ruder, und ſteuerte künſtlich
Ueber die Fluth. Ihm ſchloß kein Schlummer die wachſamen Augen,
Auf die Pleiaden gerichtet, und auf Bootes, der langſam
Untergeht, und den Bären, den And're den Wagen benennen,
Welcher im Kreiſe ſich dreht, den Blick nach Orion gewendet,
Und allein von Allen ſich nimmer im Ocean badet.
Denn beim Scheiden befahl ihm die hehre Göttin Kalypſo:
Daß er auf ſeiner Fahrt ihn immer zur Linken behielte« ....

Nach dieſer Orientirung konnte die Fahrt nur von Weſten nach Oſten ſtattfinden. Dies würde die Lage von Ogygia im Weſten von Scheria (wohin die Fahrt bekanntlich ging) vorausſetzen. Lagoſta liegt aber im Nordweſten, mitten in der Adria, und Odyſſeus würde diesfalls den Orientirungsſtern im Rücken gehabt haben .... Neben Lagoſta wird von den meiſten Commentatoren der Odyſſee das kleine Eiland Fano bei Korfu mit Ogygia identificirt. Auch das iſt nicht möglich, ſchon aus räumlichen Gründen, denn Fano liegt nur wenige Seemeilen von Korfu, und Odyſſeus würde alſo das Ziel ſeiner »Reiſe« von Anbeginn her vor Augen gehabt haben, was ebenſo unſinnig als textwidrig iſt; denn

»Aber des Tages ſaß er auf Felſen und ſandigen Hügeln,
Und zerquälte ſein Herz mit Weinen und Seufzern und Jammern
Und durchſchaute mit Thränen die große Wüſte des Meeres.«

Von Land war alſo bei dieſem Ausblicke keine Rede. Ueberdies iſt die Dauer der Reiſe genau angegeben.

»Siebzehn Tage befuhr er die ungeheuren Gewäſſer.
Am achtzehnten erſchienen die fernen ſchattigen Berge
Von dem phäakiſchen Lande, denn dieſes lag ihm am nächſten;
Dunkel erſchienen ſie ihm, wie ein Schild, im Nebel des Meeres.«

Von Fano aus dauert die Ueberfahrt bei günſtigem Winde keine zwei Stunden! Andererſeits hätte Odyſſeus, falls Ogygia im weſtlichen Mittelmeer

zu suchen, andere Gestade in Sicht bekommen (Sicilien, das südliche Italien), während im Gedichte nur vom »phäakischen Lande« die Rede ist — »denn dieses lag ihm am nächsten« .... Um die Verwirrung zu vervollständigen, können wir nichts Besseres thun, als jene dramatische Scene herbeizuziehen, die sich kurz vor Scheria, durch das Eingreifen eines Gottes abspielt. Poseidon, der eben zeitgemäß vom Opfer der Aethiopen heimkehrt, erblickt den Irrenden von den Bergen der Solymer aus. Diese Berge liegen aber in Lykien, also im südwestlichen Kleinasien. Allerdings könnte man von einem homerischen Gott voraussetzen, daß bei ihm die Entfernungen nichts zur Sache thun, und in diesem Falle auch der Ausblick von Lykien bis Scheria möglich ist. Die Nutzanwendung hierbei ist aber eine andere: die ogygische Insel ist einfach deshalb nirgends zu finden, weil sie eine Phantasieschöpfung Homers ist, so gut, wie das Phäakenland selber. Es ist von anderer Seite höchst schlagend nachgewiesen worden, daß der Dichter alle historischen Plätze als bekannt voraussetzt und sie nur flüchtig andeutet, während er die fabelhaften Localitäten seiner Dichtung sehr ausführlich beschreibt. Dies allein giebt der Vermuthung Raum, daß er beispielsweise das Phäakenland nicht selber gesehen und die ogygische Insel, wie die der Sirenen, des Aeolus, der Kirke — für die Zwecke des Gedichtes erfunden habe.

Die Beschreibung der Insel der Kalypso ist ziemlich weitläufig. Odysseus steigt ans Land und wandelt fort bis zur Grotte der Göttin, die er singend und emsig bei der Wirkarbeit findet.

»Rings um die Grotte wuchs ein Hain voll grünender Bäume,
Pappelweiden und Erlen und düftereicher Cypressen.
Unter dem Laube wohnten die breitgefiederten Vögel,
Eulen und Habichte und breitzüngichte Wasserkrähen,
Welche die Küste des Meeres mit gierigem Blicke bestreiften.
Um die gewölbete Grotte des Felsens breitet' ein Weinstock
Seine schattenden Ranken, behängt mit purpurnen Trauben.
Und vier Quellen ergossen ihr silberblinkendes Wasser,
Eine nahe der andern, und schlängelten hierhin und dorthin.
Wiesen grünten umher, mit Klee bewachsen und Eppich.
Selbst ein unsterblicher Gott verweilte, wenn er vorbeiging,
Voll Verwunderung dort, und freute sich herzlich des Anblicks.«

Und als später Hermes im Namen des Zeus von der Kalypso die Freilassung des Schiffbrüchigen verlangt, führt sie ihn

»An der Insel Gestade voll schattender Bäume,
Pappelweiden und Erlen und wolkenberührender Tannen.«

Auf Fano ist von solcher Vegetation keine Spur. Es ist ein dürrer nackter Fels mit einigen Sträuchern und duftenden Kräutern. Zwar eine Höhle ist vorhanden, aber ihre Existenz berechtigt noch nicht, sie für die Grotte der Kalypso zu erklären. Auf den Inseln der Adria, des Jonischen und Aegäischen Meeres ist an solchen Grotten kein Mangel. Auch Lagosta hat eine Grotte und eine schönere noch findet man auf dem Scoglio Ravnik bei Lissa. Auch der Glaube der Fanoten, daß in ihrer Höhle ein Schatz verborgen liege, den zu »entheben und die wachehaltende Göttin zu entzaubern« ihre einzige Hoffnung sei, entscheidet nichts, da jenes Eiland offenbar erst auf das ältere Bild des Homer hin für die Insel der Kalypso erklärt wurde. Wenn es noch eines weiteren Beweises bedürfte, daß der Dichter eine viel entlegenere, wenn nicht vollends eine Fabelinsel vor Augen hatte, so würden wir einen solchen abermals im Texte finden. Die betreffende Stelle im Gedicht deutet auf eine Insel unweit der Herkules-Säulen, denn

»Rauh ist die Insel von Wald und der Göttinnen eine bewohnt sie:
Atlas' Tochter, des Allerforschenden, welcher des Meeres
Tiefen umher durchschaut und selbst die erhabenen Säulen
Aufhebt, welche die Erd' und wölbenden Himmel sondern.«

So haben wir den homerischen Zauber, den man unberechtigt um die dalmatinische Insel Lagosta gewoben, zerstört, ohne deshalb dem Genusse des Gedichtes Eintrag zu thun .... Bedarf es denn überhaupt eines Commentares zu allen Theilen der Odyssee? Waren die Versuche in dieser Richtung nicht meistentheils Ausflüsse kritischer Haarspalterei, die ohne Kunstverständniß durchaus für die Schilderungen und Scenen Homers der bemalten Tapete bedurfte? Man wird doch nicht behaupten wollen, daß der Dichter beispielsweise an die einäugigen Riesen geglaubt, mit denen er Sicilien bevölkert, oder an die Insel des Aeolus und das Abenteuer mit dem Schlauch voll gebundener Winde. So hat man beispielsweise — immer durch kritisches Bedürfniß — das Land der Lästrygonen an die Küste von Gaëta verlegt. Dort giebt es aber keine »himmelanstrebenden Felsen«, sondern Orangengärten. Weil das Gebirge im Südwesten der Pontinischen Sümpfe ein »kirkeisches

Cap« hat — erklärte man, daß dasselbe vor Alters eine Insel gewesen: jenes Aenäa, auf dem die Zauberin Kirke hauste. Bekanntlich gab es zu Pergamon eine ganze Schule von Homer-Auslegern, und ihr Haupt, Krates, erklärte rundweg, daß die »göttliche Geographie« des Dichters nichts zu wünschen übrig lasse. Man brauche gegebenen Falls die unklaren, fabelhaften Stellen einfach nur — allegorisch zu deuten, und der Schlüssel sei gefunden! ....

Genug der gelehrten Kritik. Wenn Lagosta nicht mit dem Ogygia des Homer sich identificiren läßt, so bleibt es gleichwohl eine reizende Insel, ein Bild, das weder an Formen noch an Farben den vielgerühmten »odysseeischen Landschaften« im Jonischen Meere nachsteht. Die Insel ist nicht schöner, und auch nicht weniger schön, als beispielsweise Ithaka, von dem doch so viel Aufhebens gemacht wird. Die dalmatinischen Inseln haben überhaupt vieles mit den griechischen gemein. Bei Einigen wäre eine Verwechslung nur zu leicht möglich. Ganz abgesehen von dem gleichen geologischen Bau all' dieser Eilande, bedingen die gleichen klimatischen Verhältnisse auch übereinstimmende Vegetationsbilder. Bleichgrüne Olivenhaine, Gruppen von zerzausten, krummästigen Pinien, hochragende Pappeln und üppiges Lorbeerdickicht findet man an den adriatischen Gestaden geradeso wie an den ägäischen. Die Localfarben sind ohnedies dieselben. So könnte denn auch Lagosta — oder Lesina, oder das südlicher liegende Meleda — ein echt griechisches Inselbild abgeben, von einem Meere umfluthet, das hier zu Zeiten denselben matten Perlmutterglanz hat, wie die Jonische See, das ebenso azurblau aufleuchtet, wie die Fluth, die das »heilige Delos«, oder das weingesegnete Thera bespült ....

Was an Lagosta besonders auffällt, ist der Kranz von zerfressenen Klippen, die es im Osten und Westen umschirmen. Die Insel ist massig und hat keine Thaleinsenkungen. Ein Bergklotz von 600 Fuß Höhe ragt aus dem Meere auf. Die größte Bucht, welche das Eiland überhaupt besitzt, ist im Süden eingeschnitten — der Porto Rosso — und dort steht, auf einer der beiden Halbinseln, welche das kleine Becken zangenartig umklammern, ein stattlicher Leuchtthurm mit einer Lichtweite von 25 Seemeilen. Da Lissa und Lagosta die am meisten gegen die Mitte des Adria-

Beckens vorgeschobenen Inseln Dalmatiens sind, so mußten auf beiden Leuchtfeuer eingerichtet werden.

Wer, von homerischem Zauber ergriffen, dieses einsame Inselchen mit Ogygia identificirt hat, mag dies sicher in einer jener unvergleichlichen Dämmerstunden verbrochen haben, welche in diesen Gewässern die Sinne förmlich betäuben. Wie purpurn die kleinen Buchten erglühen, wenn bei Sonnenuntergang die Felsufer ihre breiten Schatten werfen! Im Hintergrunde glänzt das Meer, als wäre es flüssiges Silber. Goldige Dünste umschweben das Eiland und der gelbe Fels wird zu leuchtendem Karfunkel. Einiges Grün belebt die Hänge — aber keine Ortschaft, kein Haus, wenn man von Westen her, von Lissa, heransteuert. Die Phantasie mag also immerhin die »hehre Göttin Kalypso« auf dies Eiland zaubern; sie bedient sich in diesem Falle nur einer greifbaren »historischen Staffage«, um die Einsamkeit zu beleben, dem Bilde einen Zauber zu verleihen, der über den rein landschaftlichen noch um Beträchtliches hinausragt. Die Berechtigung hierzu ist zum mindesten so groß, wie jene andere, welche die homerische Topographie in allen Stücken der Wirklichkeit anzupassen, oder sie vollends, wie jene weisen pergamenischen Kritikaster, zu allegorisiren versucht hat ....

Fischerbarke.

Nördlich von Lagosta stoßen wir auf die Insel Curzola — das Corcyra nigra der Alten — ein Land, das einst von dunklen herrlichen Nadelwäldern erfüllt war, von denen seit der venetianischen Mißwirthschaft leider keine Spur mehr vorhanden ist. Auch Curzola bietet dem Reisenden wenig Interessantes, obwohl wir nicht leugnen wollen, daß die Gestade dieses hochrückigen, massigen Eilandes manch' reizende Bucht mit einsamen

Fischerdörfchen besitzen, das Innere nicht baar aller landschaftlichen Reize ist .... Von welchem Reisenden aber wollte man verlangen, daß er jede der dalmatinischen Inseln nach Kreuz und Quer durchwandere? Die Gewissenhaftigkeit müßte freilich einen derartigen Vorgang beanspruchen. Wenn wir indeß hiervon Umgang nehmen, so geschieht es schon aus rein literar-ästhetischen Rücksichten. Nichts wäre auf die Dauer monotoner, ermüdender,

Curzola.

als eine Reihe von stereotypen Beschreibungen aller dalmatinischen Inseln. Zweck dieses Werkes ist ja ohnedies: den Leser in erster Linie anzuregen, ihn zu bestimmen an der Hand dieser Schilderungen eine Fahrt nach den dalmatinischen Gewässern zu unternehmen, sich von dem Zutreffenden alles Mitgetheilten zu überzeugen und das Fehlende je nach Wunsch und Laune entsprechend zu ergänzen. Eine alle geographischen Elemente in sich schließende Beschreibung müßte durch die Dürre des einschlägigen Materials eher abstoßen, denn anziehen.

Diesem Programme gemäß haben wir uns bestrebt, gerade in Bezug auf die vielen dalmatinischen Inseln, möglichst viel Abwechslung in die Schilderungen zu bringen. Wir haben eines der vielen Eilande besucht und durchwandert. Das war mit Brazza der Fall. Eine andere Insel — Lesina — lernten wir während einer Küstenfahrt kennen. Bei Lissa ergab sich Gelegenheit von dem eigentlichen Gegenstande weitläufiger abzuschweifen und das dramatisch bewegte Bild der denkwürdigen Seeschlacht vom Jahre 1866 zu entrollen. Lagosta vollends führte uns bis in die Mythennebel der Antike zurück und der freundliche Leser wird gestehen, daß auch diese Abschweifung ihm Zerstreuung und Anregung gebracht hat. So folgte ein Bild dem anderen, jedes folgende abweichend von dem vorhergehenden, jedes zur geeigneten Zeit.

Was nun sollen wir von Curzola vorbringen? Wir haben manch' liebliches Bild in Erinnerung. Einiges Nachsinnen, die Zuhilfenahme eines Skizzenbuches, genügt vollkommen, um die großartige dalmatinische Wandeldecoration mit neuen Farben auszustatten .... Die vortheilhafteste Ansicht, welche die Insel bietet, ist die nördliche, also das der Insel Lesina zugekehrte Gestade. Der östliche Theil von Curzola tritt hart an die Halbinsel Sabbioncello heran, so daß zwischen beiden nur ein schmaler Meerescanal freibleibt. In diesem Canal kann eine Seefahrt in früher Morgenstunde wahrhaft herzerquickend werden. Der Verfasser hat eine solche Fahrt noch lebhaft in Erinnerung .... Es sind die Stunden unmittelbar nach Sonnenaufgang. Das volle Licht fluthet wie ein Feuerstrom in den Canal herein, beide Gestade in rosige Gluth tauchend, in der die weißen Häuschen hell leuchten. Die Schluchten des Monte Vipera sind mit rauchgrauen Schatten gefüllt, die höchsten Spitzen von fahlgelbem Nebel umhüllt. Milchweiß, stellenweise perlmutterfarbig, ist das Meer. Es ist fast immer von Schiffen belebt, denn alle Küstenfahrer, die ihren Curs aus den norddalmatinischen Gewässern nach jenen Süddalmatiens nehmen, passiren diesen Canal.

Doch bringen wir Ordnung in die Bilderreihe. Wir haben das Westende der Insel passirt und steuern längs des Hügelgeländes von Blatta. Die Höhen tragen noch immer grünen Schmuck, wie vor Alters, da auf ihnen Fichten und andere Nadelhölzer rauschten. Nun sind es bleiche Oliven-

haine, Myrten, einige Lorbeer und Pinien. Die Küste ist wenig gegliedert. Nur hin und wieder öffnet sich eine oder die andere Bucht, wie bei Račische, wo eine kleine Ortschaft das Beckenrund im Hintergrunde säumt. Umso mannigfaltiger ist die Küstenscenerie linker Hand — im Norden — wo die Steilküste der Halbinsel Sabbioncello aufragt. Zunächst tritt uns das Kloster San Giovanni — auf dem gleichnamigen Vorgebirge gelegen — in den Blick. Die schlanken Cypressen, welche es umstellen, nehmen sich wie schwarze dünne Campanilen aus. Dahinter schwimmt eine Felshöhe im Purpur des Morgenlichts. Auch Baumschmuck, wenn auch spärlich, ist vorhanden. Wo die Küste abtaucht, greifen Felsrippen in die See. Sie sind kahl, grauweiß und haben den Silberschaum der Brandung zu Füßen. Das Gesammtbild ist vorwiegend heiter und ladet zum Besuche ein .... In der That mag sich's auf der Terrasse von San Giovanni gut weilen lassen. Man hat das reichgegliederte Meer vor sich, rechter Hand die hohen Berge des Festlandes, links die grünen Höhen von Curzola, im Angesichte die Insel Lesina. Auch Lissa, wie ein Felsklotz mitten aus der See auftauchend und in den Nebeln der Ferne verschwimmend, tritt noch in den Rahmen des Bildes ein.

In der Folge gelangen wir tiefer in den Canal hinein. Gerade vor dem Buge liegt der graue Häusercomplex der Stadt Curzola. Ein Kirchthurm ragt hoch darüber. Vorwiegend schön aber ist hier das Gestade von Sabbioncello. Gleich hinter San Giovanni, das heißt östlich, gewahrt man eine Reihe von Ortschaften, die, über den Strand erhöht, auf Uferterrassen liegen. Buchten greifen da und dort ins Festland ein. Die ganze Uferscenerie zeigt vier Farbengürtel, die sich, fast ohne alle Zwischennüancen, aneinanderreihen: das blaue Meer, der graue Steilsturz der Küste, das grüne Gelände, auf welchem die Ortschaften kleben- und die gelbweißen Berge des Hintergrundes. Die schwarzen Cypressen, deren man einige gleich links unten am Strande und höher oben bei dem Orte Kučischte sieht, geben dem Bilde einen italienisch-heiteren Anstrich. Ebenso malerisch liegt La Madonna del Rosario, die Kirche knapp am Meeresrande. Es folgt eine Häuserflucht knapp am Meere und das Dorf Zukovac, wo eine zur Küste parallel laufende Straße mählich nach einem Ufersporn aufsteigt, der von einer Kirche mit danebenstehenden, hochragenden Cypressen gekrönt ist.

Heißes Licht liegt auf dem Monte Vipera, dessen Felsrunsen nun in lichtblauem Duft schwimmen.

Wir haben uns in diese Gestadescenerie so liebevoll versenkt, so viel Gefallen an deren mannigfachen Formen und Farben gefunden, daß wir erst in dem Augenblicke aus unserer Betäubung erwachen, da der Dampfer auf der Rhede von Curzola stillehält. Die Stadt macht einen altersgrauen, also keineswegs heiteren Eindruck. Sie ist — ihr weiterer Bereich einbegriffen — der reine Gegensatz zu dem eben genossenen Bilde. Mauern und uralte Schutzthürme sind im Verfall. Im Jahre 1571 füllte sich der Meeresarm vor der Stadt mit den flinken Schiffen des türkischen Piraten Ulun-Ali. Die Venetianer hatten Stadt und Insel aufgegeben und so blieben die Bewohner auf ihre eigene Kraft und Energie angewiesen. In der That gelang es ihnen damals die Gefahr abzuwenden; nach einiger Zeit aber fanden sich die Venetianer ein, um die Insel dauernd unter den ziemlich eigennützigen Schutz des Flügellöwen zu stellen.

Im Osten von Curzola öffnet sich der Porto Pidocchio mit grünem Uferrahmen. Dorthin ist der schönste Spaziergang im Bereiche der Stadt. Cypressen säumen einen Seitenpfad, der zu einem Kirchlein führt, hinter welchem man auf eine Gruppe von Scoglien blickt, deren größte — Petraja — seit ältester Zeit von Steinbrechern durchwühlt und zerspalten worden ist und noch immer wird. Solcher Scoglien giebt es noch mehrere im eigentlichen Schifffahrtscanal: dunkle Punkte in hellblauer Fluth. Jenseits derselben, also an der Küste von Sabbioncello, fällt eine weiße Häuserzeile knapp ober dem Saume des Meeres auf. Es ist das Städtchen Orebić. Wenn die Sonne mit ganzer Licht- und Wärme-Intensität auf den Ort und die kahlen Berge dahinter sich legt, scheint ersterer, infolge einer optischen Täuschung, gleichsam über dem Wasser zu schweben.

Einen ähnlichen Eindruck gewinnt man von diesem Küstenplätzchen, wenn man die Fahrt zu Schiffe fortsetzt. Das Gestade tritt aber hierbei viel näher heran und die Täuschung wird nur unvollständig. Hat man jene früher erwähnten Felsenriffe hinter sich, so bekommt man rechter Hand offene See. Die Uferscenerie wird mit einem Schlage freier, luftiger. Auch Sabbioncellos Berge thürmen sich nicht mehr so spitz, schroff und felsig auf. Der Monte

Suchino hat abgerundete, weiche Gipfelhöhen, die nur ab und zu von einem spitzen Kegel überragt sind. Ein solcher Kegelberg ist der Postupa, eine gelblichweiße Spitze, die aus dem Hintergrunde herüberschaut. Das unmittelbar vor uns liegende Gestade zeigt auf steilen Felsabstürzen Häusergruppen im Gartengrün und höher hinauf Olivenvegetation. Die Abhänge mit ihren grünen Flecken nehmen sich wie getigert aus. Helle Straßenbänder winden sich die höheren, sanfteren Abhänge empor. Ganz unerwartet öffnet sich an dieser ziemlich ungegliederten Küste eine weitläufige Bucht — Valle Giuliana — mit mannigfach geformten Bergen im Hintergrunde. Der breite, nicht all' zu hohe Scheitel des Monte Czarovichi legt sich im Süden quer vor. Er ist ein Miniaturbild des Aetna, wenn man des letzteren Gestalt vom Aussichtspunkte bei Taormina in Betracht zieht. Selbstverständlich ist der Czarovichi ein unansehnlicher Knirps, dem nur seine Form und die öde Umgebung die Ehre eines Vergleiches mit dem berühmten sicilianischen Bergriesen verschaffen. Seeseits — gegen die Giuliana-Bucht hin — endet das Gebirge mit einem steilen Vorgebirge — Punta Lunga. Dieses Cap ist in der That in die Länge gestreckt, wie der Leib einer Sphinx. Ein Höcker vorne, wo der Steilsturz beginnt, vervollständigt das Bild, denn das ist der Kopf der ruhenden Sphinx.

Gegenüber dieser Uferpartie, langgestreckt in die schäumende See gebettet, liegt die Insel Meleda, in deren nördlichsten Hafen, Porto Palazzo, wir über einige niedrige Scoglien hineinsehen. Hier, wo die See in dem engen Hafenbecken wie flüssiges Erz regungslos zwischen Felsengen eingezwängt ist, liegen die kärglichen Reste eines antiken Baues. Archäologen werden ihn möglicherweise für den Palast jenes Oppianus erklären, den der Kaiser Septimius Severus hierher in die Verbannung schickte. Der Sohn des Verbannten, wie man weiß ein hervorragender Dichter, erwirkte durch ein poetisches Opus, welches sich mit dem etwas undankbaren Stoffe der — Fischerei befaßte und den Beifall des Kaisers fand, die Freilassung jenes Oppianus.

Im Uebrigen ist Meleda, namentlich in physikalischer Beziehung, eine der merkwürdigsten Inseln Dalmatiens. Es ist vulkanischer Boden, auf welchem man hier wandelt. Die Gestade sind vielfach durchbuchtet, ja scheerenartig

durchrissen, das Innere voll von trichter- oder kesselförmigen Einsenkungen. In der Mitte der Zwanziger Jahre unseres Säculums wurde die Insel von gewaltigen, von donnerähnlichen Detonationen begleiteten Erdbeben heimgesucht. Was diese Naturerscheinungen und ihre späteren Wiederholungen anbetrifft, so ist mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß der ganze Küstensaum von der Halbinsel Sabbioncello an, einschließlich der Insel Meleda und der südlicher liegenden Inselchen und Scoglien, der jonisch-griechischen vulkanischen Zone angehören, deren Feuerherd unter den Kykladen (Santorin) liegen dürfte. Meleda ist ein ausgesprochen vulkanisches Gebilde; dafür spricht vor Allem seine geognostische Zusammensetzung. Trachyte und vulkanische Erden durchsetzen das Kalkgefüge und zeitweise athmen die Risse und Spalten beklemmende Dämpfe aus. Im Innern der Insel sind weite Strecken unbewohnt. Die einsamen Pfade führen über mannigfach geformte Höhenrücken und verlieren sich in Pinienhainen .... Wenn aber das Festland drüben bebt, dann quirlen hier und da auf Meleda Gase aus den Felsfugen und das Schwanken des Bodens ist auch hier auf der ganzen Insel, von der Punta Laskovska im Westen bis zur Punta Gruj im Osten fühlbar.

Der Hauptort der Insel, Babinopolie, liegt im Innern. Seine Umgebung sind Terrassen mit Baumbeständen. Cypressen ragen zwischen den Häusern. Die Küste im Norden ist vielfach durchbuchtet. Weit interessanter aber gestaltet sich in dem engen Canal zwischen Meleda und dem Festlande die Küste des letzteren. Ueberall springen klotzige Halbinseln vor und nehmen kahle Inseln und klippige Scoglien zwischen sich. An letzteren treiben die Wellen ihr Spiel. Es ist interessant zu beobachten, welche Erfolge das Element in seiner nach Jahrtausenden zählenden unabläßigen Arbeit erzielte. Man sieht Felseilande, in welche das Wogenspiel förmliche Kathedralen eingerissen hat. Pfeiler ragen auf und tragen eine gigantische Decke. Ueberall giebt es Nischen mit senkrecht aufstehenden Wänden. Manche dieser Scoglien — und wir haben hierbei nicht nur die eben in Frage stehenden vor Augen — sind wahre Kunstgebilde. Selbst in luftiger Höhe ist das mürbe Gestein durchwühlt und zerbröckelt, gespalten, übereinandergethürmt, grausig überhängend und doch wieder zu zierlichen Bogen zusammengekeilt, von Nadeln

und Zinnen überragt: wahre Zauberburgen von gewaltigen Dimensionen. Die schönsten dieser Gebilde der Meeresbrandung, der Borastürme und der Verwitterung erinnern an jenes Wunderwerk der Natur auf der Insel Capri — den »Arco naturale« — mit seinem unvergleichlichen Durchblicke auf die Küste von Salerno und die Sireneninseln, mit seinem gewaltigen Felsknauf zu oberst, an dem das Sonnenlicht herabfließt, um an den Schattenflächen der Felsmassen in Goldfunken zu zerstieben. Kein Baumeister der Welt vermöchte an solcher Stelle, schwindelnd über grausigen Abgründen, seine Bogen zu spannen. Wie durch ein großartiges Tempelfenster blicken wir in den Farbenzauber des Hintergrundes der Insel.

Auch an den dalmatinischen Felsen giebt es solchen Zauber zu genießen.... Wir kommen, auf der Höhe der Ostspitze von Meleda angelangt, zur sogenannten »falschen Bocche« (Bocche false), wo die Felsen ein prächtiges Seethor bilden. In der sommerlichen Hitze ist diese Landschaft, oder vielmehr dieses Seebild, von ergreifender Schönheit. Tiefe Stille brütet im Umkreise, nur ab und zu von den leisen vielstimmigen Tönen unterbrochen, welche die Wellen hervorrufen und die von den leichten Brisen auf weichen Schwingen in die Ferne getragen werden. Es ist eine Musik, so traumhaft, wie das ganze Bild, das unsere Seele einnimmt.... Hat man die Bocche false hinter sich, so überrascht das weite, herrlich umrahmte Seebecken, welches uns aufnimmt. Von ihm geht ein fjordartiger Meerescanal in nordwestlicher Richtung ab. Das ist der Canale di Stagno, so genannt nach der gleichnamigen Stadt, welche im innersten Ende dieses »Wasserdarmes« liegt. Stagno selber ist eine kleine, befestigte Stadt in einer sumpfigen Gegend. Die Stadt ist wegen ihrer Salinen bekannt. Wichtiger als sie ist die kleine Ortschaft Stagno piccolo, am gleichnamigen Canal, jenseits des Isthmus, mittelst welchem die Halbinsel Sabbioncello am Festlande hängt. Dieser Isthmus ist nur 4500 Meter breit und zur Anlage eines Canals geeignet. Die Idee, die Halbinsel vom Hinterlande abzutrennen und so den Küstenfahrern den beträchtlichen Umweg um erstere herum zu ersparen, hat wiederholt die Projectantenwelt beschäftigt, konnte aber bisher nicht realisirt werden. Bei Stagno piccolo — und das macht den Ort eben wichtig — befinden sich ergiebige Austernbänke.

Um unsere Route nach Südosten fortzusetzen, müssen wir den Canale di Stagno zurück und in die kleinen Meeresarme hinein, welche sich zwischen dem Festlande und den ihm vorgelagerten Eilanden winden. Dieser Abschnitt, der im Großen und Ganzen so reizenden dalmatinischen Küstenfahrt, ist

Der Rectorenpalast in Ragusa.

besonders genußreich. Die Eilande selber: Jaklan, Giupana, Mezzo (oder Lopud), Calamotta, sind ziemlich unansehnlich, erhöhen aber wesentlich das Malerische an diesem Küstenbilde durch die reizenden Durchblicke, die sie ab und zu — wo der Zwischenraum von Insel zu Insel freibleibt — nach der hohen See hinaus gestatten. Jaklan ist unbewohnt. Dagegen trägt der waldgrüne Rücken von Giupana drei Ortschaften. Eines dieser Dörfer (Luka)

Ragusa.

mit hochragendem Kirchthurm und in Terraſſen, zwiſchen Gartengrün übereinander ſtehenden Gebäuden, gewahrt man ſchon aus der Ferne, es verſchwindet aber wieder, wenn man um die Nordweſtſpitze der Inſel herum iſt und auf die Höhe der Bucht von Slano gelangt. Die Stadt dieſes Namens liegt im Hintergrunde eines kleinen aber vorzüglichen Hafens.

Ragusäer Lastträger.

Die Inſel Giupana hat ſteile Felsufer. Nur oben iſt einige Vegetation. Das Gleiche gilt von der nächſten Inſel — Calamotta mit ihren drei Dörfern. Zwiſchen Giupana und Calamotta liegt Mezzo mit einem hohen Kegelberge. Dazu kommen noch einige Scoglien, welche gleichfalls dazu beitragen, die Scenerie zu beleben. In der That nichts Schöneres, als dieſer ſtete Wechſel von Höhen und Tiefen, von ſonnigen kleinen Buchten und

mit hochragendem Kirchthurm und in Terrassen, zwischen Gartengrün übereinander stehenden Gebäuden, gewahrt man schon aus der Ferne, es verschwindet aber wieder, wenn man um die Nordwestspitze der Insel herum ist und auf die Höhe der Bucht von Slano gelangt. Die Stadt dieses Namens liegt im Hintergrunde eines kleinen aber vorzüglichen Hafens.

Ragusäer Lastträger.

Die Insel Giupana hat steile Felsufer. Nur oben ist einige Vegetation. Das Gleiche gilt von der nächsten Insel — Calamotta mit ihren drei Dörfern. Zwischen Giupana und Calamotta liegt Mezzo mit einem hohen Kegelberge. Dazu kommen noch einige Scoglien, welche gleichfalls dazu beitragen, die Scenerie zu beleben. In der That nichts Schöneres, als dieser stete Wechsel von Höhen und Tiefen, von sonnigen kleinen Buchten und

Inselortschaften, von hellblauen Meeresarmen mit den darauf schwebenden Segeln und den nackten Höhen im Innern des Festlandes. Der Dampfer gleitet wie auf einem Lustteiche dahin. Alle Farben sind von südlicher Wärme und während einer Sommerfahrt kann hier die Hitze so intensiv sein, wie an irgend einer Küstenstrecke Apuliens oder Calabriens. An das erstere -- Apulien -- dürfen wir um so eher erinnern, da zwischen seinen Küstenpunkten und dem hiesigen dalmatinischen Festlande zu Zeiten ein lebhafter Verkehr herrscht. Dieser Verkehr war besonders in früherer Zeit, da Ragusa als Republik blühte und seine eigene Handelsflotte besaß, deren Flagge weit über die Adria hinaus — bis Aegypten und Syrien — bekannt war, von großer Bedeutung.

Darüber indeß später. Schon sind wir im Bereiche des zaubervollsten Punktes von Dalmatien. Die Farben werden wärmer, die Vegetation üppiger, die Uferhänge freundlicher und belebter. Auf der Höhe von Cannosa treten wir in den Uferpark ein, der — allerdings mit zuweilen bedauernswerthen Lücken — das ganze Litorale von Ragusa gürtet. Dort, bei Cannosa schatten herrliche Platanen, die zu den Berühmtheiten dieser Baumgattung gehören. Sie sind ebenso imposant wie jene anderen, von denen in allen Reisebüchern die Rede ist: die Platane von Vostizza, dem alten Aegion in Achaia, deren Stamm, eine Elle vom Boden, über 40 Fuß im Umfange mißt; die Platane von Stanchio, auf der Insel Kos, 30 bis 35 Fuß im Umfange, und ringsum gestützt und getragen von antiken Marmor- und Granitsäulen; die Platanen von Bujukdere, am Bosporus, unter denen Gottfried von Bouillon auf seinem Marsche nach Palästina geruht haben soll.

Die Platanen von Cannosa besuche man auf dem üblichen Landwege von Gravosa (beziehungsweise Ragusa) aus. Der Weg an sich ist lohnend, da er längs des Gestades führt und dem Reisenden während der ganzen Dauer der Wagenfahrt den lieblichen Anblick der kleinen Inselchen, die wir soeben zurückgelegt haben, gestattet .... Mehr noch als die Palmen Ragusas, sind diese Platanen Mahner an den nahen Orient. Das Griechenthum ganz besonders tritt uns in diesen Baumrepräsentanten nahe. Wir gedenken des Theophrast, der von einer Platane in der Nähe der Wasser-

leitung im Lyceum bei Athen berichtet, die, obgleich noch jung, doch ſchon Wurzeln von 33 Ellen Länge getrieben hatte. Pauſanias ſah mit eigenen Augen bei Pharä in Achaia am Fluſſe Peiros Platanen von ſolcher Größe, daß man in der Höhlung der Stämme einen Schmaus halten konnte, und bei Kapſyä in Arkadien die hohe und herrliche »Menelaïs«, das heißt, die Platane des Menelaus, die dieſer Held ſelber, wie die Umwohner ſagten, vor ſeiner Abfahrt nach Troja gepflanzt hatte ....

Unterdeſſen hat der Dampfer die Einfahrt der unvergleichlich ſchönen Bucht von Gravoſa erreicht. Gleich hinter dem befeſtigten Felſeneilande Daza (oder Daxa) ſehen wir links in das romantiſche Ombla-Thal hinein, wo wir ſpäter noch ankehren werden. Ombla- und Gravoſa-Bucht ſcheinen zwei Schweſterbecken zu ſein, ſo ähnlich ſind ſie ſich ihrer Form nach. Reizender, anmuthiger aber iſt jedenfalls das Hafenbecken von Gravoſa. Man könnte ſich nach Griechenland verſetzt fühlen. Nur eine Tempelruine an einem der beiden Vorgebirge, welche die Einfahrt markiren, fehlt, um die Täuſchung zu vervollſtändigen. Solche Lichtfülle, ſolch' warme Localtinten findet man auf Aegina und Salamis, oder im Kykladen-Archipel, namentlich auf Santoni. Der ſchönſte Schmuck Gravoſas iſt der Pinienhain auf der Höhe von Babinkuk, der Halbinſel, welche ſüdwärts die Bucht begrenzt. Rings an den Ufern ſtehen Cypreſſen, wie man ſie in ſchöneren Exemplaren nirgend ſonſtwo in Dalmatien findet. Die Häuſer Gravoſas bilden eine helle Schnur am Meeresſaume und werfen lange weiße Reflexlichter in die Tiefe des Waſſers. Dadurch erſcheinen ſie vom Lande wie abgetrennt und über der See ſchwebend. Das Gelände dahinter iſt grün, ebenſo in der ſonnigen, runden Bucht, die ſich rechter Hand in die Halbinſel drängt. Dort ragen aus dem Gartengrün anmuthige Landhäuschen, wahre Aſyle für Europa-müde. Das Oſtende der Bucht iſt flach. Hier ſetzt die Küſtenſtraße an, die nach dem eine halbe Stunde entfernten Raguſa führt, einer der herrlichſten Spaziergänge an den Adria-Geſtaden.

Wir verlaſſen das Schiff und wandern zu Fuß das gelbe Straßen-band hinan. Wagen ſtehen bereit, aber wir verſchmähen ſie; jedes leichtfertige Dahineilen iſt verlorener Genuß. Anfangs ſteigt die Straße ſteil an und der Ausblick iſt nicht von Belang. Linker Hand ſchwimmen die Felshänge in

Inselortschaften, von hellblauen Meeresarmen mit den darauf schwebenden Segeln und den nackten Höhen im Innern des Festlandes. Der Dampfer gleitet wie auf einem Lustteiche dahin. Alle Farben sind von südlicher Wärme und während einer Sommerfahrt kann hier die Hitze so intensiv sein, wie an irgend einer Küstenstrecke Apuliens oder Calabriens. An das erstere — Apulien — dürfen wir um so eher erinnern, da zwischen seinen Küstenpunkten und dem hiesigen dalmatinischen Festlande zu Zeiten ein lebhafter Verkehr herrscht. Dieser Verkehr war besonders in früherer Zeit, da Ragusa als Republik blühte und seine eigene Handelsflotte besaß, deren Flagge weit über die Adria hinaus — bis Aegypten und Syrien — bekannt war, von großer Bedeutung.

Darüber indeß später. Schon sind wir im Bereiche des zaubervollsten Punktes von Dalmatien. Die Farben werden wärmer, die Vegetation üppiger, die Uferhänge freundlicher und belebter. Auf der Höhe von Cannosa treten wir in den Uferpark ein, der — allerdings mit zuweilen bedauernswerthen Lücken — das ganze Litorale von Ragusa gürtet. Dort, bei Cannosa schatten herrliche Platanen, die zu den Berühmtheiten dieser Baumgattung gehören. Sie sind ebenso imposant wie jene anderen, von denen in allen Reisebüchern die Rede ist: die Platane von Vostizza, dem alten Aegion in Achaia, deren Stamm, eine Elle vom Boden, über 40 Fuß im Umfange mißt; die Platane von Stanchio, auf der Insel Kos, 30 bis 35 Fuß im Umfange, und ringsum gestützt und getragen von antiken Marmor- und Granitsäulen; die Platanen von Bujukdere, am Bosporus, unter denen Gottfried von Bouillon auf seinem Marsche nach Palästina geruht haben soll.

Die Platanen von Cannosa besuche man auf dem üblichen Landwege von Gravosa (beziehungsweise Ragusa) aus. Der Weg an sich ist lohnend, da er längs des Gestades führt und dem Reisenden während der ganzen Dauer der Wagenfahrt den lieblichen Anblick der kleinen Inselchen, die wir soeben zurückgelegt haben, gestattet.... Mehr noch als die Palmen Ragusas, sind diese Platanen Mahner an den nahen Orient. Das Griechenthum ganz besonders tritt uns in diesen Baumrepräsentanten nahe. Wir gedenken des Theophrast, der von einer Platane in der Nähe der Wasser-

lebendigen Zäunen. Da lodert's im Purpurkelche der Granatblüthe, dampft der Rosmarin betäubenden Duft aus und knistert der Funkenregen von der Brise aufgewirbelten Goldstaubes. Im leisen Seewinde bebt die befiederte Krone einer Palme, die von einem mattfarbigen Schleier umhüllt zu sein scheint.

Sicher war es hier auch in früheren Jahrhunderten so schön, als Ragusa noch eine blühende Stadt war und mit feurigem Drange der Kunst und Poesie huldigte. Hier, in den Zaubergärten von Pille mögen die ragusäischen Dichter Begeisterung geschöpft haben. In der That hat die Dichterschule des slavischen Dubrownik hier geblüht und ist wieder verwelkt, als einzigen Zauber die Erinnerung zurücklassend. Diese Dichterschule war ein Bund von Schöngeistern, wie so manch' Hochgepriesener in anderen Himmelsstrichen; die dichterische Weihe von gleich hohem Adel, wie jene in Deutschland, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts seelenverwandte Männer in dem kleinen Weimar zusammengeführt hatte. Der Einfluß Venedigs konnte sich in Ragusa auch in geistiger Beziehung nie geltend machen; es hat seinen eigenartigen nationalen Geist zu bewahren gewußt. Zahlreich sind die poetischen Werke, die Lieder, welche damals ans Licht der Welt traten. Gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts, wo jenseits der Alpen ein realistisches, kaltes Geschlecht gedieh, ertönte hier, an der Schwelle des Orients, Canavelli's Leier und verkündete den Zauber der poetischen Ideale. Allen voran glänzte Hieronymus Cavagin, der Verfasser jener inhaltreichen dalmatinischen Familienchronik. Später blieb es nicht mehr allein der kleine enge Kreis der Familie, denen die Dichter ihre Motive und Stoffe entnahmen. Es kam das nationale Leben an die Reihe, das in patriotischen Gesängen verherrlicht wurde. Gundulić (Gondola) dichtete das Epos »Osman«, in welchem die Thaten des Prinzen Ladislaus, Sohnes des Königs Sigismund III., verherrlicht wurden. Neben ihm glänzte namentlich Gjorgić, der ragusäische »Ariost«, und Palmotić, den man mit Petrarca verglich.

Wo die Straße ihr Ende findet, breitet sich ein von größeren Gebäuden umstellter und mit schattigen Bäumen bepflanzter Platz aus .... Wir sind in Ragusa, das heißt hart an seinem West-Thore. Der Platz erweitert

sich zu einer Terrasse, die seeseits von einer Escarpmauer über eine kleine, klippenbesäete Bucht emporgehoben wird. Rechts steht auf hohem Uferfels (ein wahres Gibralter im kleinen) das alte venetianische Fort San Lorenzo, links tritt eine massige Eckbastion der Stadtmauer zum Greifen nahe heran. Wer also an der Brüstung jener Terrassenmauer steht, blickt wie durch einen Riesen-Pylon auf das Meer hinaus, das dieser Art auf beiden Seiten, wie von einem künstlichen Rahmen begrenzt erscheint. Das Seebild bedarf aber der Staffage und die findet sich, wenn ab und zu Fischerbarken oder Quersegelschiffe vorübergleiten. Man hat dann den Eindruck, als schwebten diese Fahrzeuge gleichsam an dem Objectivfelde eines gewaltigen Fernrohres vorüber.

Der Platz vor der Porta Pille ist der Rendezvousplatz der eleganten Welt, der Officiere und Beamten. Wer also bei seiner Ankunft in Ragusa auf dem Platze gerade zu einem Promenadeconcerte zurecht kommt, lernt das ragusäische Leben früher kennen, als die Stadt selber. Auch befinden sich die einzigen Hôtels, über welche Ragusa verfügt, vor dem Pille-Thore: Mitrovitsch's »Hôtel Miramar«, hart an der Straße, und »Al Boschetto« rechts am Rande der Terrasse. Schief gegenüber, die Rückfronte dem Stadtgraben zugewendet, befindet sich das besuchteste Café. Unter Bäumen und um einen kleinen Springbrunnen herum stehen die Tische und Stühle. Es ist ein trauliches Plätzchen. Während die vollen Accorde der Militärmusik in die Weite rauschen, kann man sich, unbekümmert um das Drängen und Schwätzen der Menge, ganz dem genußvollen Anblicke des Meeres hingeben. Zudem ist in die Brustwehr der Terrassenmauer eine Stufe — als Bank zu benützen — eingeschnitten. Man entbehrt also, wie man sieht, nicht der nothwendigen Bequemlichkeit .... In den Abendstunden ist es hier ganz besonders schön. Die Brandung schlägt leise in die Felsbucht herein und der aufspritzende Gischt wird zum Silberstaub, der die Felsblöcke überschüttet. Der dunkle Pylonenflügel links — die Stadtbastion — zeichnet sich klotzig auf dem tiefblauen Himmel ab. Das Wellenspiel aber wird in solch' einsamer Stunde zu einer Art von Musik, zu einem Chor von Geisterstimmen ....

Einer solchen Stunde gedenkt der Verfasser. Er war gerade aus den griechischen Gewässern gekommen und das Gehirn war voll der lebendigsten,

farbigsten Eindrücke. Unvergleichliche Erinnerungen wurden wach, schmeichelten die Sinne, ergötzten die Seele. War's doch dasselbe Meer, derselbe bleiche Schimmer des Mondes, dasselbe melodische Sausen der Brandung, wie dort fern im Süden beim »Fels der Sappho« auf Leukadien. Ohne selber den Schauer der Todesnoth zu fühlen, schlichen sich abermals die ergreifenden Strophen in die Seele, welche dort, im Jonischen Meere, das leukadische Vorgebirge poetisch verklärt hatten: »Sapphos letzter Gesang« von Leopardi....

»Du stille Nacht und du, verschämter Strahl
Des Mondes, der zum Untergang sich neiget,
Und du, der aufgeht über'm Walde dort,
Des Tages Herold, wie entzückte mich
Einst euer Anblick, als noch die Erinnyen,
Als das Verhängniß mir noch unbekannt!
Solch' Schauspiel ekelt den Verzweifelnden.
Nur dann belebt mich ungewohnte Lust noch,
Wenn Regenschauer durch den Aether jagen,
Auf den erschreckten Fluren Wolken Staubes
Der Südwind hoch aufwirbelt, wie die Wagen,
Zeus' schwerer Wagen, über meinem Haupte
Donnernd hinrollt, die finst're Luft durchschneidend.
Mich freut's, durch Schluchten und durch tiefe Thäler
Im Sturm zu wandern, scheuer Herden Flucht
Zu schau'n, mich freut des wilden Stromes Toben,
Wenn siegreich seine Wellen
Hoch über die zerriss'nen Ufer schwellen.«

Und nun erst der rhythmische Klang des Italienischen in den letzten fünf Versen:

»Noi per le balze e le profonde valli
Natar giova tra' nembi, e noi la vasta
Fuga de' greggi sbigottiti, o d'alto
Fiume alla dubbia sponda
Il suono e la vittrice ira dell' onda«....

Betreten wir nun die Stadt. Es geht über die Zugbrücke des Pille-Thores und durch dieses im Zickzack auf einer von hohen Mauern und dem Wachhause eingeschlossenen Rampe hinab. Der erste Anblick ist überraschend. Eine saubere, breite und wohlgepflasterte Straße nimmt uns auf. Sie wird rechts und links von Palästen und palastartigen Gebäuden gesäumt und endet im Hintergrunde mit einem zweiten Thorgebäude. Darüber ragt ein Uhrthurm. Die Paläste gleichen sich einer dem andern zum Verwechseln.

sich zu einer Terrasse, die seeseits von einer Escarpmauer über eine kleine, klippenbesäete Bucht emporgehoben wird. Rechts steht auf hohem Uferfels (ein wahres Gibralter im kleinen) das alte venetianische Fort San Lorenzo, links tritt eine massige Eckbastion der Stadtmauer zum Greifen nahe heran. Wer also an der Brüstung jener Terrassenmauer steht, blickt wie durch einen Riesen-Pylon auf das Meer hinaus, das dieser Art auf beiden Seiten, wie von einem künstlichen Rahmen begrenzt erscheint. Das Seebild bedarf aber der Staffage und die findet sich, wenn ab und zu Fischerbarken oder Quersegelschiffe vorübergleiten. Man hat dann den Eindruck, als schwebten diese Fahrzeuge gleichsam an dem Objectivfelde eines gewaltigen Fernrohres vorüber.

Der Platz vor der Porta Pille ist der Rendezvousplatz der eleganten Welt, der Officiere und Beamten. Wer also bei seiner Ankunft in Ragusa auf dem Platze gerade zu einem Promenadeconcerte zurecht kommt, lernt das ragusäische Leben früher kennen, als die Stadt selber. Auch befinden sich die einzigen Hôtels, über welche Ragusa verfügt, vor dem Pille-Thore: Mitrovitsch's »Hôtel Miramar«, hart an der Straße, und »Al Boschetto« rechts am Rande der Terrasse. Schief gegenüber, die Rückfronte dem Stadtgraben zugewendet, befindet sich das besuchteste Café. Unter Bäumen und um einen kleinen Springbrunnen herum stehen die Tische und Stühle. Es ist ein trauliches Plätzchen. Während die vollen Accorde der Militärmusik in die Weite rauschen, kann man sich, unbekümmert um das Drängen und Schwätzen der Menge, ganz dem genußvollen Anblicke des Meeres hingeben. Zudem ist in die Brustwehr der Terrassenmauer eine Stufe — als Bank zu benützen — eingeschnitten. Man entbehrt also, wie man sieht, nicht der nothwendigen Bequemlichkeit .... In den Abendstunden ist es hier ganz besonders schön. Die Brandung schlägt leise in die Felsbucht herein und der aufspritzende Gischt wird zum Silberstaub, der die Felsblöcke überschüttet. Der dunkle Pylonenflügel links — die Stadtbastion — zeichnet sich klotzig auf dem tiefblauen Himmel ab. Das Wellenspiel aber wird in solch' einsamer Stunde zu einer Art von Musik, zu einem Chor von Geisterstimmen ....

Einer solchen Stunde gedenkt der Verfasser. Er war gerade aus den griechischen Gewässern gekommen und das Gehirn war voll der lebendigsten,

Typen aus Ragusa.

Betracht zieht .... Als die Avaren im Jahre 639 n. Chr. Epidaurus (im Südosten von Ragusa) zerstört hatten, flüchteten die Bewohner, welche der Vernichtung entgangen waren, nach dem Orte, welcher das heutige Ragusa einnimmt. Derselbe bot vor der Besiedlung ein wesentlich anderes Bild. Dort, wo heute der südliche Theil der Stadt sich dehnt, erstreckte sich ein dicht mit Eichen bestandener Bergrücken, der bei der heutigen Porta Pille mit dem Festlande zusammenhing, rechts von der See, links aber von einem schmalen langgestreckten Canal bespült war. Auf diesem Bergrücken erhob sich die erste Niederlassung — Dubrownik, so benannt nach dem Eichenhaine, den die Flüchtlinge angetroffen hatten. Daß der Ort bald befestigt wurde, ist wahrscheinlich, obwohl er von Natur aus sehr geschützt war. In einer noch späteren Zeit, da der Ort sich rasch entwickelte und empfindlicher Raummangel eintrat, mußte, um Platz für die erweiterte Stadt zu gewinnen, der erwähnte Canal, der gleichzeitig als Hafen diente, zugeschüttet werden. So entstand die »große Straße« — der Stradone — und die Stadt konnte sich nun auch bergwärts ausdehnen. Es folgte der weite, die ganze neue Anlage umschließende Mauerring und eine Reihe von einzelnen Bollwerken: San Lorenzo im Norden, Ravelino und Molo im Süden. Alle

Herzegowinerinnen.

Betracht zieht .... Als die Avaren im Jahre 639 n. Chr. Epidaurus (im Südosten von Ragusa) zerstört hatten, flüchteten die Bewohner, welche der Vernichtung entgangen waren, nach dem Orte, welcher das heutige Ragusa einnimmt. Derselbe bot vor der Besiedlung ein wesentlich anderes Bild. Dort, wo heute der südliche Theil der Stadt sich dehnt, erstreckte sich ein dicht mit Eichen bestandener Bergrücken, der bei der heutigen Porta Pille mit dem Festlande zusammenhing, rechts von der See, links aber von einem schmalen langgestreckten Canal bespült war. Auf diesem Bergrücken erhob sich die erste Niederlassung — Dubrownik, so benannt nach dem Eichenhaine, den die Flüchtlinge angetroffen hatten. Daß der Ort bald befestigt wurde, ist wahrscheinlich, obwohl er von Natur aus sehr geschützt war. In einer noch späteren Zeit, da der Ort sich rasch entwickelte und empfindlicher Raummangel eintrat, mußte, um Platz für die erweiterte Stadt zu gewinnen, der erwähnte Canal, der gleichzeitig als Hafen diente, zugeschüttet werden. So entstand die »große Straße« — der Stradone — und die Stadt konnte sich nun auch bergwärts ausdehnen. Es folgte der weite, die ganze neue Anlage umschließende Mauerring und eine Reihe von einzelnen Bollwerken: San Lorenzo im Norden, Ravelino und Molo im Süden. Alle

Herzegowinerinnen.

diese Fortificationen rühren aus dem XIV., XV. und XVI. Jahrhundert her, und sie sind überhaupt die ältesten von den vorhandenen. Sie sind sehr gut erhalten, solid aufgeführt und machen aus einiger Entfernung, namentlich aber von der See aus betrachtet, einen äußerst stattlichen Eindruck. Man glaubt gerne, daß diese hoch auf der Felsstufe der Küste und längs des Abhanges des Monte Sergio ziehenden Wallmauern und Bastionen im Mittelalter und selbst in späterer Zeit noch jedem Angriffe erfolgreich trotzen konnten. Sicher war es in der Zeit der Bedrängniß für Ragusa, wie für so manche ihr in Geschichte und Charakter verwandte Stadt, von Vortheil, daß sie hinter widerstandskräftigen Mauern ihr kleines Gemeinwesen entwickeln konnte. Alles, materielle Interessen und geistige Thätigkeit, blieb auf einen kleinen Raum beschränkt, entwickelte sich, ohne an räumlicher Erweiterung gewinnen zu können, sozusagen nach oben und unten und vereinigte schließlich alle Gesellschaftsclassen zu einem Bunde mit gleichen Strebungen, gleichen Interessen und gemeinsamen Vortheilen. Ein schaffensfreudiger, heiterer Geist durchtränkte das gesammte Leben, beeinflußte die ganze Bewohnerschaft. Sie ward schließlich zu einer einzigen großen Familie, die speciell in Ragusa, selbst in der Zeit der höchsten Blüthe, nie über 35.000 Bewohner zählte. Der Landbesitz der Republik, Alles in Allem höchstens 25 Quadratmeilen, kam hierbei kaum in Betracht .... Doch hierüber später.

Im Bereiche des Stradone erstreckt sich derjenige Theil der Stadt, der architektonisch einigermaßen bemerkenswerth ist. Auch sind die hervorragenden Gebäude fast die einzigen, welche jene Erdbeben-Katastrophe überdauert haben. Das heutige Ragusa ist also eine sehr junge Stadt, in ihren baulichen Details etwas nüchtern, in der Gesammtanlage, in Folge Beibehaltung des von Alters vorhandenen Raumes, nach modernen Begriffen unbequem und unwohnlich und im Innern ohne romantischen Reiz. Nur die auffallende Sauberkeit, das selbst unter dem Volke zur zweiten Natur gewordene Reinlichkeitsbedürfniß, versöhnen uns mit den Thatsachen und machen uns Ragusa zur sympathischsten Stadt Dalmatiens. Das junge Alter derselben hat auch ihren Charakter gründlich verändert. Das alte Ragusa war eine slavische Stadt, auch in architektonischer Beziehung — das

moderne Ragusa ist eine typisch italienische Kleinstadt. Solche Paläste, wie man sie längs des Stradone findet, besitzt mehr oder weniger jede Stadt auf der italienischen Halbinsel drüben. Auch die Verödung in denselben ist hierbei ein charakteristisches Merkmal. Sie stimmt mit dem Zustande, in welchem sich die heutige Adelsgeneration befindet, die wenig besitzt und aus den Stürmen der Zeit wenig mehr als alte Namen von gutem Klange und die Erinnerungen an eine glanzvolle, ruhmreiche Zeit gerettet hat. Als Stadt und Gebiet definitiv den Ländern der habsburgischen Krone einverleibt wurden, mußte die kaiserliche Regierung, da sie das frühere Verhältniß zwischen Adel und Volk nicht aufrecht erhalten konnte und wollte, den verkürzten Edelleuten und ihren Familien mit Gratificationen und Pensionen beispringen, um sie vor Entbehrungen der allergewöhnlichsten Art zu schützen .... Trotz aller Armuth, die sich bis auf den Tag erhalten hat, steht die Hälfte der Stradone-Paläste leer; sie an andere Parteien zu vermiethen, würde einem ragusäischen Patricier von alter Gesinnungstüchtigkeit nie in den Sinn kommen. Zeugen einer anderen Zeit verwittern die stolzen Bauten, wie jene anderen in der Lagunenstadt, deren geistige und materielle Decadenz nur ein Bild in vergrößertem Maßstabe abgiebt. Auch in diesem Sinne hat sich die alte Rivalität zu einem Austausch von gleichartigen Erinnerungen gestaltet.

Wenn wir den Stradone seiner ganzen Länge nach zurückgelegt haben, stehen wir auf einem kleinen Platz, der senkrecht an jenen anstößt. Auf diesem Platze steht das alte Rectorenpalais, dessen Unterbau das große Erdbeben überdauert hat; der erste Stock stürzte damals zusammen. Der Palast, zu dem im Jahre 1388 der Grundstein gelegt wurde, bedurfte zu seiner Erbauung drei Dutzend Jahre. In der jetzigen Form gehört er der italienischen Spätrenaissance an. In der Hauptfaçade befindet sich eine von Säulen getragene Vorhalle mit Steinsitzen, welche einst die Senatoren bei Festlichkeiten einnahmen. Ober dem Hauptthore öffnet sich eine Spitzbogennische; auch das Thor ist von einem Spitzbogen überspannt. Durch dasselbe gelangt man in den inneren, von Säulengängen umzogenen Hof mit breiten Freitreppen. In ihm steht ein fast zwei Klafter hoher Sandsteinpfeiler, auf welchem innerhalb eines flachen Rahmens mit Spitzbogenaufsatz

eine Rolandsfigur mit Schild, aber ohne Helm, in Hautrelief ausgemeißelt ist. Die Figur ist sechs Fuß hoch. Die Arbeit stammt aus dem XV. Jahrhundert; der Pfeiler aber stand als Flaggenstock vor der Biaggio-Kirche, wo ihn im Jahre 1825 ein Sturm (Erdbeben?) umgestürzt hat.

Der Rectorenpalast ist der wahre Repräsentant des alten Ragusa. Wenn wir seine Räumlichkeiten, seine Hallen durchwandern, sein reichhaltiges Archiv durchstöbern, ergeben sich uns unzählige Fühlungspunkte mit der Vergangenheit. Sind doch von diesem verwitterten Palast jener Geist, jene Ordnung und Gesetzlichkeit ausgegangen, die das räumlich so beschränkte Gemeinwesen nicht nur im Bereiche der Adria, sondern weit darüber hinaus, bis in den Orient hinein und in abendländischen Gauen berühmt gemacht haben. Schon im XI. Jahrhundert hatten serbische Einwanderer, die zu Macht und Ansehen gelangt waren, dem italienischen Patricierthum das Slavische als Amtssprache aufgedrungen. Verwaltung und Verfassung aber trugen ein rein italienisches Gepräge, denn der ältere Adel war italienischen Ursprunges und in der Regierungsmaschinerie gab Venedig, das sich sonst keineswegs der Zuneigung Ragusas erfreute, das Vorbild ab. Der Regierungsapparat bestand im Wesentlichen aus dem »Großen Rathe«, in welchem jeder Adelige, wenn er das zwanzigste Lebensjahr überschritten, Zutritt hatte und sein Name im Adelsbuch (Specchio) eingetragen war. Der große Rath bildete die Legislative. Die Gesetzprüfung lag in den Händen des Senats, einer Körperschaft mit beschränkter Mitgliederzahl (45), die aus dem Großen Rath hervorging. Jeder Senator mußte das vierzigste Lebensjahr erreicht haben. Aus dem Senate ging die Executivbehörde — der »Kleine Rath« — hervor, den sieben active und fünf Ersatzmitglieder bildeten, und dem ein Rettore vorstand. Die Rettorenwürde ist übrigens späteren Datums; ursprünglich hieß das Haupt der Executive, das auch die oberste Regierungsgewalt repräsentirte und die Republik nach Innen und Außen vertrat: Priore, später dann Conte. Als die Rettorenwürde eingeführt war, führten die ländlichen Districtsverwalter, deren es elf gab, den Contetitel. Diese Conti waren bezahlte Beamte, während der Adel unentgeltlich an den Regierungsgeschäften sich betheiligte. Ursprünglich auf ein Jahr zur obersten Regierungsgewalt berufen, wurden in Folge eines verrätherischen

Versuches, die Würde erblich zu machen (XII. Jahrhundert), die Rectoren von Monat zu Monat neu gewählt. Die Gesetze waren so streng, daß beispielsweise der Rector während seiner Amtsdauer den Palast außerdienstlich nie verlassen durfte. Bei Dienstanlässen wurde der Auszug des Staatsoberhauptes mit großem Pompe begangen: Der Rector im prachtvollen Staatskleide nach Art der byzantinischen Kaiser, als Suite in Purpur gekleidete Palastdiener (Sduri), zwölf an der Zahl, dann der vollzählige kleine Rath und sämmtliche Kämmerlinge.

In der socialen Stufenleiter ging den Adeligen die Geistlichkeit voran. Sie bildete die erste Kaste. Alle Domherren mußten Nobili sein und der Bischof selber wurde vom Senate ernannt. Die sociale Stellung der Geistlichkeit in der Republik Ragusa bildete die beste Gewähr für deren geistige Bedeutung und gesellschaftlichen Einfluß. Poesie und Wissenschaften fanden in ihrem Schoße warme Pflege, wie denn auch die Jesuiten manchen hervorragenden Dichter und Schriftsteller zu den Ihrigen zählten .... Die zweite Kaste bildete der Adel, die dritte die Citadini; die letzteren waren Bürger, welche sich um den Staat in irgend einer Weise verdient gemacht hatten oder mit Adelsfamilien verwandt waren. Die Citadini wurden auf Staatskosten auf fremden Universitäten erzogen und ihren Söhnen stand das Zollwesen und das Notariat offen. Als nach der furchtbaren Pest im Jahre 1526 die ragusäische Bevölkerung förmlich decimirt wurde und fast hundert Adelsgeschlechter ausgestorben waren, mußten die Citadini den Stock für neu zu creirende Patricierfamilien abgeben. Daraus erklärt sich auch der Widerspruch, der darin liegt, daß in einem Luxusgesetze, welches aus der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts rührt und sich mit den Toiletten, der Lebensweise ꝛc. der adeligen Frauen beschäftigt, auch Namen von Citadini-Frauen (Lazzarini und Antonini) genannt werden .... Als vierte Kaste figurirten die Kaufleute, Handwerker und Seefahrer, also gerade die Gesellschaftsclassen, denen die Republik vorwiegend ihren Reichthum verdankte. Die fünfte Kaste endlich bildete der Bauernstand. Der Bauer hatte keinen eigenen Grund und Boden, wohl aber sein eigenes Haus. Für die ihm zur Bearbeitung zugewiesenen Ländereien mußte er Naturalien-Abgaben leisten, welche allerdings nicht sehr drückend waren. Schlimmer stand es

um das Recht der Bauern (Contadini), die ja im Grunde nichts anderes als Leibeigene der tonangebenden Herren in Ragusa — also der herrschenden und regierenden Kaste — waren. Sicher waren Bedrückungen selten, da bei dem humanen Geiste, dem intimen Verhältniß des Gemeinwesens zum Familienleben und dem beschränkten Lebenshorizonte, das Kastenwesen nicht so schroffe Formen wie anderwärts annehmen konnte. Eines der drückenden Gesetze war beispielsweise, daß die Citadini die Trottoirs des Stradone nicht betreten durften, da es den Nobili vorbehalten war.

Auffallend ist, daß Ragusa selbst in der Zeit seiner höchsten Blüthe, in der seine Handelsschiffe alle Meere durchsteuerten und an allen wichtigen Punkten des Orients Factoreien etablirt waren, kein Militär besaß. Die gesammte Streitmacht dieses Miniaturstaates, dessen Existenz Feinde auf allen Seiten bedrohten (namentlich Venedig und die Türkei), bestand in hundert Mann Stadtwache. Ihre Abkömmlinge sind die heutigen ragusäischen Lastträger, wahre Prachtgestalten mit angeborener militärischer Tournüre und reicher türkischer Tracht, die sie namentlich bei festlichen Anlässen gerne zur Schau tragen. Auch ihre moralischen Qualitäten sind über alles Lob erhaben. Mit einem entgegenkommenden, freundlichen Benehmen verbinden sie Ehrenhaftigkeit und Verläßlichkeit und nicht zuletzt ein ausgesprochenes Selbstbewußtsein, als wären die alten Traditionen der Republik nicht schon längst verblaßt. Jedenfalls geben diese Leute einen lebenden Beweis ab, daß eine staatliche Erziehung, die lange angehalten hat und bei aller Humanität mit peinlicher Strenge besorgt wurde, selbst auf spätere Generationen noch sich vererben kann. Diese Lastträger sind durchwegs Slaven — und welch' himmelweiter Abstand besteht nicht zwischen ihnen und den nur wenige Meilen weiter wohnenden rohen und verthierten Herzegowinern! Daß hier nur die Erziehung den Unterschied bewirkt, bedarf wohl kaum eines Beweises. Wie das alte ragusäische Geistesleben dem Südslaventhum zur Ehre gereicht und uns Achtung abzwingt, so verschafft uns andererseits das wohlerzogene, ruhige und arbeitsame ragusäische Volk die Ueberzeugung, daß es heute in Dalmatien in dieser Beziehung wesentlich anders aussehen könnte, als man zu beobachten [illegible]heit hat. Man stelle nur die drei Repräsentanten ne[illegible]glaublichen Abstand zu begreifen: den

von der venetianischen Regierung mißachteten, exploitirten und bedrückten Norddalmatiner (die heutigen Morlaken), den durch Jahrhunderte sich selbst überlassenen und in Folge dessen in Wildheit, Kampf und Rohheit aufgewachsenen Boccheser, und den Ragusäer Bauer! Die Gegensätze könnten nicht drastischer ersonnen werden.

Den Untergang der Republik führte die napoleonische Aera herbei. Es war im Jahre 1806, als die Franzosen im Lande erschienen. General Lauriston besetzte Ragusa, um bald hierauf von den Russen und Montenegrinern zu Land und von der englischen Flotte unter Admiral Holle zur See angegriffen und verjagt zu werden. Damals verlor Ragusa seine ganze Handelsflotte, 340 Schiffe. Ueberdies wurde gelegentlich dieser Affaire die Stadt bombardirt, während die Montenegriner die Villen zwischen Pille und Gravosa plünderten und niederbrannten. Bis 1814 dem »illyrischen Königreiche« angehörend, ging Ragusa in jenem Jahre neuerdings in Oesterreichs Hände über. Seitdem ist zum mindesten kein Rückschritt wahrzunehmen.

Der Rectorenpalast hat uns zu einer sehr weitläufigen Abschweifung verleitet. Da wir sie nun hinter uns haben, wollen wir unseren Rundgang durch die Stadt fortsetzen. Von dem Platze, den jener schmückt, gehen wir zur »Dogana« hinüber, einem stattlichen, knapp neben dem inneren Ploce-Thore liegenden Bau aus dem XVI. Jahrhundert. Er ist im Renaissancestyl aufgeführt, hat eine Vorhalle mit Arcaden, im ersten Stockwerke große venetianische Fenster und darüber in der Mitte, unterhalb des verzierten Dachgesimses, in einer Nische das Stadtwappen. Schöner und wirkungsvoller als die Façade ist die gegen den Hof hinausgehende Fronte mit den im Erdgeschosse von Rundbogen, im ersten Stockwerke von Spitzbogen in doppelter Zahl gebildeten Arcaden.

Die Kirchengebäude Ragusas sind wenig interessant. Die Domkirche, im Style der Spätrenaissance 1713 erbaut, besitzt eine reichausgestattete Schatzkammer, die San Biaggio-Kirche — gleichfalls um 1713 erbaut — eine Statue des heiligen Blasius — Patrons der Stadt — aus vergoldetem Silber. Mehr Beachtung verdient die am westlichen Ende des Stradone, unweit des Pille-Thores, gelegene Franziskanerkirche mit ihrem pflanzen-

Betracht zieht .... Als die Avaren im Jahre 639 n. Chr. Epidaurus (im Südosten von Ragusa) zerstört hatten, flüchteten die Bewohner, welche der Vernichtung entgangen waren, nach dem Orte, welcher das heutige Ragusa einnimmt. Derselbe bot vor der Besiedlung ein wesentlich anderes Bild. Dort, wo heute der südliche Theil der Stadt sich dehnt, erstreckte sich ein dicht mit Eichen bestandener Bergrücken, der bei der heutigen Porta Pille mit dem Festlande zusammenhing, rechts von der See, links aber von einem schmalen langgestreckten Canal bespült war. Auf diesem Bergrücken erhob sich die erste Niederlassung — Dubrownik, so benannt nach dem Eichenhaine, den die Flüchtlinge angetroffen hatten. Daß der Ort bald befestigt wurde, ist wahrscheinlich, obwohl er von Natur aus sehr geschützt war. In einer noch späteren Zeit, da der Ort sich rasch entwickelte und empfindlicher Raummangel eintrat, mußte, um Platz für die erweiterte Stadt zu gewinnen, der erwähnte Canal, der gleichzeitig als Hafen diente, zugeschüttet werden. So entstand die »große Straße« — der Stradone — und die Stadt konnte sich nun auch bergwärts ausdehnen. Es folgte der weite, die ganze neue Anlage umschließende Mauerring und eine Reihe von einzelnen Bollwerken: San Lorenzo im Norden, Ravelino und Molo im Süden. Alle

Herzegowinerinnen.

verlaufen eine ziemliche Strecke horizontal, steigen aber später an und gehen in Treppensteige über, deren einer mit mehr denn hundert Stufen nach dem höchsten Punkte der Stadt führt. Dort erhebt sich eine Kaserne, fast knapp neben dem ungemein hohen Steilsturze der Küste, der von dem alten Wallzug gekrönt wird. Wenn der Scirocco das davorliegende Meer aufwühlt und ungeheuere Wogen gegen die Felswand anstürmen, erreicht der Gischt häufig sogar die Mauerhöhe. In den Verpflegsmagazinen sieht man in dem Felsboden abgeteufte Schachte, die zu Getreidebehältern dienen. Sie wurden von den Franzosen angelegt und können ungeheuere Mengen von Getreide aufnehmen. Unweit der Kaserne und auf derselben Höhe mit ihr liegt das alte Jesuitenkloster mit einer Prachttreppe, die zu ihm emporführt. Jetzt wird dieser schöne, auf das Meer hinausblickende Bau als Militärspital benutzt ....

Von der Höhe geht es wieder hinab auf den bereits früher besuchten Platz, wo sich ein schmales finsteres Gäßchen nach dem Fort Molo hin öffnet. Es ist der verwahrloseste Winkel von Ragusa. Unweit einer, bei Officieren und Beamten in hohem Ansehen stehenden Speise- und Weinstube, welche den wenig classischen Namen »zum Besenstiel« führt, giebt es fast nur in Ruinen liegendes Gebäu. Die vielgerühmte ragusäische Reinlichkeit sucht man hier vergebens .... Wir drücken uns daher so rasch wie möglich fort. Unweit des Rectorenpalastes gelangen wir auf den Marktplatz mit seinem bewegten, lauten Treiben und den malerischen Staffagen, und betreten dahinter eine, zum Stradone parallel laufende Gasse, in welcher Handwerkerbuden, Garküchen, Weinstuben u. dgl. in bunter Abwechslung aneinanderschließen. Eine Quergasse bringt uns wieder auf den Stradone, diesen Retter in der Noth, der uns Licht und Luft zuführt, wenn wir beides etwa allzulange in den zahlreichen, meist finstern Gassen (weil von hohen Häusern eingeschlossen) entbehrt haben sollten. Wir steigen noch eines der Gäßchen empor, welche die nördliche Stadthälfte durchädern, gelangen in der Folge auf eine holperige zum Stradone parallel laufende größere Längengasse, die uns wieder auf den Platz vor der Dogana hinabführt.

Dort öffnet sich das Ploce-Thor, unter dem wir nun hindurchschreiten. Ein ähnlicher, aber viel längerer, von hohen Mauern eingeschlossener Weg,

wie wir ihn hinter dem Pille-Thor gefunden, nimmt uns auf. Wir kommen zunächst zum Dominikanerkloster. Sein Styl ist kein einheitlicher. Gothische und romanische Formen sind in demselben vermengt. Von dem älteren Bau ist nur ein Portal vorhanden. Die Kirche hat interessante, werthvolle Gemälde, das Kloster eine stattliche Bibliothek .... Hat man das äußere Ploce-Thor hinter sich, so steht man im Freien. Die Scenerie ist eine wesentlich andere, als vor dem Pille-Thore. Rechts vom Wege, der von hier der Küste entlang

Die Ombla-Quelle.

zieht, liegen die Räumlichkeiten des alten Cholera-Lazarethes, links steigt die felsige Küste zum »türkischen Bazar«, wo ein hübscher Brunnen, empor. Den Namen hat der höchst unansehnliche, von trockenen Mauern umfriedete, im Hintergrunde von einem ebenerdigen, rohen Steinbau abgeschlossene Raum von den herzegowinischen Pferde- und Eselkarawanen, welche hier ihr Lager beziehen. Liebhaber von verwahrlosten, malerisch zerzausten Gestalten, wildblickenden Gesellen, mit von Waffen strotzenden Gürteln, von orientalisch bunter Lebendigkeit, lärmendem Durcheinander, fanden in früheren Jahren in diesem »Bazar« oder »Karawanserei« die ergiebigste Ausbeute. Ob dies auch

heute noch der Fall, bleibt andern Besuchern zu constatiren vorbehalten. Was übrigens den Platz vor dem Ploce-Thore besonders besuchenswerth macht, das ist weder der Türkenbazar, noch das alte Lazareth, sondern die höchst malerische Umgebung. Die Küste, von Riesenaloën übersäet, glüht im weißen Lichte der Sonne, die sich mit ganzer Intensität in diesen Küstenwinkel hineinlegt. Vor ihm schwimmt im hellblauen, von Silberstreifen

Die Aesculapgrotte.

überzogenen Meere eines der herrlichsten Eilande Dalmatiens — Lacroma. Dorthin zieht es uns mit Zaubergewalt. Wir lenken durch das Ploce-Thor zurück, um den kleinen Stadthafen aufzusuchen, der in dem Winkel zwischen den Forts Molo und Ravelino liegt. Dort besteigen wir eine Barke und lassen uns nach dem Eilande hinüberrudern .... Nichts Schöneres, Erquickenderes als diese Fahrt zwischen dem Felssturz der Festlandsküste und dem grünen Gelände der Insel. Wir kommen an einer Stelle vorüber, wo ein bleiches Steinkreuz aus grünem Gebüsch hervorflimmert. Es ist dem

verlaufen eine ziemliche Strecke horizontal, steigen aber später an und gehen in Treppensteige über, deren einer mit mehr denn hundert Stufen nach dem höchsten Punkte der Stadt führt. Dort erhebt sich eine Kaserne, fast knapp neben dem ungemein hohen Steilsturze der Küste, der von dem alten Wallzug gekrönt wird. Wenn der Scirocco das davorliegende Meer aufwühlt und ungeheuere Wogen gegen die Felswand anstürmen, erreicht der Gischt häufig sogar die Mauerhöhe. In den Verpflegsmagazinen sieht man in dem Felsboden abgeteufte Schachte, die zu Getreidebehältern dienen. Sie wurden von den Franzosen angelegt und können ungeheuere Mengen von Getreide aufnehmen. Unweit der Kaserne und auf derselben Höhe mit ihr liegt das alte Jesuitenkloster mit einer Prachttreppe, die zu ihm emporführt. Jetzt wird dieser schöne, auf das Meer hinausblickende Bau als Militärspital benutzt ....

Von der Höhe geht es wieder hinab auf den bereits früher besuchten Platz, wo sich ein schmales finsteres Gäßchen nach dem Fort Molo hin öffnet. Es ist der verwahrloseste Winkel von Ragusa. Unweit einer, bei Officieren und Beamten in hohem Ansehen stehenden Speise- und Weinstube, welche den wenig classischen Namen »zum Besenstiel« führt, giebt es fast nur in Ruinen liegendes Gebäu. Die vielgerühmte ragusäische Reinlichkeit sucht man hier vergebens .... Wir drücken uns daher so rasch wie möglich fort. Unweit des Rectorenpalastes gelangen wir auf den Marktplatz mit seinem bewegten, lauten Treiben und den malerischen Staffagen, und betreten dahinter eine, zum Stradone parallel laufende Gasse, in welcher Handwerkerbuden, Garküchen, Weinstuben u. dgl. in bunter Abwechslung aneinanderschließen. Eine Quergasse bringt uns wieder auf den Stradone, diesen Retter in der Noth, der uns Licht und Luft zuführt, wenn wir beides etwa allzulange in den zahlreichen, meist finstern Gassen (weil von hohen Häusern eingeschlossen) entbehrt haben sollten. Wir steigen noch eines der Gäßchen empor, welche die nördliche Stadthälfte durchädern, gelangen in der Folge auf eine holperige zum Stradone parallel laufende größere Längengasse, die uns wieder auf den Platz vor der Dogana hinabführt.

Dort öffnet sich das Ploce-Thor, unter dem wir nun hindurchschreiten. Ein ähnlicher, aber viel längerer, von hohen Mauern eingeschlossener Weg,

Nebenbuhler, den Timavus .... Die Uferhänge dieses nur zwei Seemeilen langen Flusses sind mit Villen, Ruinen und Kirchen besetzt, am Gestade selbst liegen Fischerdörfer. Wahrhaft südlich üppig aber ist die Vegetation, offenbar in Folge des Einflusses des frischen Quell- und Flußwassers. Die Luft ist von bezaubernder Durchsichtigkeit, so daß jedes Detail scharf umrissen zur Geltung kommt.

Den Rückweg nach Ragusa nimmt man am besten zu Land, und zwar längs der alten Wasserleitung. Man kommt hierbei hoch auf den Abhang des Monte Sergio hinauf, hat das stattliche Fort Imperial über sich, die Villenvorstadt Pille zu Füßen, und genießt eine ganze Stunde hindurch den Ausblick auf das Meer, das vor Sonnenuntergang perlmutterfarbig glänzt. Knapp vor der Stadtmauer steigt man auf den Pille-Platz herab und schließt so einen der reizvollsten Ausflüge, den die Gestade der Adria bieten. Sehr lohnend ist auch der Spaziergang vom Ploce-Thore aus längs der Küste nach dem ehemaligen Kloster San Giacomo, wo man im Palmenschatten ruhen kann. Vor dem Beschauer liegt die dunkle Insel Lacroma und dahinter verschwimmen die Contouren der Stadt (siehe das Vollbild). Von Giacomo geht es in die liebliche Bucht von Breno und von hier nach Ragusa vecchia, der Stätte von Epidaurus. Von dieser einst blühenden griechischen Colonie, die in römischen Besitz gelangte und schließlich von den Horden der Avaren gänzlich zerstört wurde, sind nur wenige Ruinenbrocken übrig geblieben .... In der Nähe von Ragusa vecchia befindet sich die schönste Grotte Dalmatiens, die Aesculapgrotte (im Berge Sniesnizza). Sie besteht aus mehreren Räumen und hat schöne Tropfsteinbildungen ....

Die „Catene“ in der Bocche di Cattaro.

Die Bocche di Cattaro.

An der Riva von Castelnuovo.

Die Seefahrt von Ragusa nach Cattaro, das heißt bis zum Eingang der wegen ihrer großartigen landschaftlichen Scenerien weitberühmten Bucht, währt nur wenige Stunden. Soweit die offene Seeküste in Betracht kommt, giebt es wenig Abwechslung. Nur die kurze Strecke zwischen Ragusa und Ragusa vecchia besitzt einigen Reiz. Der Dampfer fährt im Angesichte der Seeseite Ragusas vorüber, läßt Lacroma links liegen und gelangt alsbald auf die Höhe der Brenobucht. Dahinter öffnet sich die größere Bucht von Ragusa vecchia. Einige Scoglien — die »Pettini« — liegen davor. Auf dem größten dieser Felseilande schimmert ein Kirchlein. In der Folge steigt die Küste etwas höher an und sind die Hänge ab

und zu mit Olivengebüsch und hochragenden Cypressen geschmückt. Nur die Berge im Hintergrunde — zumal der stattliche Monte Cassone — sind nackte Felsgipfel, die röthlichgelb in der Nachmittagssonne glühen.

Das Meer in der Nähe der Bocche ist bei schlechtem Wetter bewegter, als irgend ein anderer Seeabschnitt an den Küsten von Dalmatien. Selbst Dampfer haben mit den heranrollenden Sciroccowellen hartnäckig zu kämpfen, um das Einfahrtsthor bei Punta d'Ostro zu gewinnen. Dann aber, sobald man in die inneren Becken eintritt, ist alles Ungemach überstanden; ruhig liegt die See vor unseren Blicken ausgebreitet, in mildem Blau leuchtend wo sie von niederen Höhen (wie um Castelnuovo) begrenzt wird, grün in den pflanzenüppigen Winkeln, sattblau, ja stellenweise fast schwarz in den innersten Baien und Buchten. Die Färbung rührt von den dunkelgrauen Felshöhen her, die die großartige Seescenerie zwischen Risano, Perasto und Cattaro bilden .... Ist die See vor der Bocche ruhig, was in den Sommermonaten fast immer der Fall zu sein pflegt, dann schmälert nichts den Genuß, der mit der Fahrt längs des südlichen Theiles von Dalmatien verbunden ist. Für uns, die wir nicht nur zu unterhalten, sondern auch zu belehren haben, erwächst freilich die Nothwendigkeit, den landschaftlichen Schilderungen einige Bemerkungen rein geographischer Natur vorauszusenden ....

Die geradlinige Küstenbasis von Dalmatien mißt 50 geographische Meilen, die absolute Küstenentwicklung aber nicht weniger als 75 geographische Meilen. Das sehr ansehnliche Plus in letzterer Richtung fällt auf die unzähligen Buchten, Baien, Häfen und Golfe, die in das dinarische Litorale eingerissen sind, und ihr dieser Art das Aussehen der skandinavischen Scheerenküste geben. Der Vergleich ist aber nicht zutreffend; denn während hier die See in die norwegische Steilküste sich tief eingefressen hat und meilenlange Fjorde bildet, an deren Wurzeln die nordische Gletscher- und Eiswelt oft dicht bis an die Stirne der Meerescanäle tritt, sind es in Dalmatien fast durchwegs weichgeformte, von unansehnlichen Höhen eingerahmte Buchten, von einem landschaftlichen Typus, der, namentlich durch die zahlreich vorgelagerten Inseln, mehr an den Süden, als an den Norden, das heißt an Griechenland und den kykladischen Archipelagus, denn an norwegische Gestade erinnert ....

Selbſt die größte jener Einbuchtungen, die geſchloſſene Beckenreihe der ſogenannten Bocche die Cattaro, die ſich ſchon durch den landſchaftlichen Rahmen von allen übrigen dalmatiniſchen Buchten weſentlich unterſcheidet, hat nichts nordiſch Starres. Wer vollends mit dieſer Buchtenreihe die Vorſtellung von fjordenartigen Meeresdefiléen verbinden würde, ginge gewaltig irre. Weit eher gemahnen dieſe gewaltigen Bergeszinnen an eine mitteleuropäiſche Hochgebirgslandſchaft, in welche vier oder fünf große Seen eingeſenkt ſind, die durch ſchmale Canäle miteinander in Verbindung ſtehen. In der That wurden die Cattareſer Buchten des öftern mit dem Vierwaldſtätter-See verglichen, ein Vergleich, der allerdings das Mißliche in ſich ſchließt, daß er mit dem weit geringfügigeren Vergleichsbilde an das mit dieſem in eine Parallele zu ſtellende weit großartigere Original aufdringlich herantritt. Man kann mit keinem Tanagra-Thonfigürchen an einen Sculptur-Koloß aus dem Trümmerſturz von Olympia, behufs Gewinnung eines gemeinſamen Maßſtabes, herantreten. Im Vergleiche zu den Seen der Urkantone iſt die Bocche mit ihren Abäſtungen von Buchten und Baien eine ſtolze Schöne gegenüber einem koketten Mädchen.

Die Bocche di Cattaro iſt die einzige Einbuchtung an der dalmatiniſchen Küſte, welche tief (vier Meilen) in das Feſtland einſchneidet. Eine Fahrt zu Schiff vermittelt keine richtige Vorſtellung; denn in dieſem Wechſel von flachen Ufern und ſteilaufragenden Vorgebirgen, von pflanzengrünen Geſtaden und grandioſen Felsabſtürzen, von lieblichen Fernblicken und beängſtigender Abgeſchloſſenheit, läßt ſich nie und nimmer ein Geſammtbild gewinnen. Das Schiff beſchreibt eine vielfach gewundene Schlangenlinie, die Bergcouliſſen verſchieben ſich alle Augenblicke und von einer Orientirung nach den Weltgegenden iſt keine Rede. Hier theilt der Kiel ein azurnes Seebecken, in deſſen Tiefe ſich gelblichweiße Felshöhen von geringer Höhe ſpiegeln; ein Kranz immergrüner Vegetation ſchmückt die Strandlinie. Ein See Ober-Italiens iſt nicht farbenſatter, wie die große Cattareſer Bucht Rumbor, die ſich in die ſonnigen Baien von Topla und Kartoli ausäſtet .... Eine Strecke weiter ſteuert das Schiff durch einen ſchmalen Seepaß und nun öffnen ſich plötzlich nach zwei Weltrichtungen andere Golfe, nach Norden und Süden, von wildgeformten Felshöhen umrahmt, an denen hier ein ſchütterer

Wald klebt, dort dunkle Steilstürze tausend Fuß in die See abstürzen. Ein von Runsen und Rissen durchfurchter Bergklotz legt sich quer vor den Ausblick, als sollte er jene schmale Einfahrt beschirmen. Zwei Inselchen liegen davor mit weißen Sanctuarien und ein Dorf klebt am Fuße des Steilsturzes. Das milde Graublau der äußeren Buchten findet man hier, tief im Inneren der Bocche, nicht. Die Berghänge sind dunkelgrau, mitunter fahl blauschwarz, dann wieder heller, die höchsten Zinnenklippen leuchtend, wie aufflammende Fackeln. Die Buchten werden schmäler und schmäler und Cattaro selbst liegt eigentlich in keinem Golfe, sondern in einem sackartigen Aste des Buchtengewirres.

Nehmen wir zunächst eine Karte zur Hand und halten wir uns das topographische Bild vor Augen. Von den sechs Einbuchtungen, welche man im Cattareser Gebiete zählt, öffnet sich eine einzige seeseits, während die übrigen in das Land hineingreifen; für uns kommen natürlich nur die letzteren in Betracht. Die nach der See hin offene, ganz in sich allein abgeschlossene Bucht, ist jene von Traste, an die von Nordosten her, auf der anderen Landseite, die Bai von Kartoli so nahe herantritt, daß ein schmaler Isthmus von nur einer halben Wegstunde Breitenausdehnung entsteht. An diesem Isthmus wurzelt die große Halbinsel Kartole-Traste, die sich zwischen die Cattareser Buchten und das Meer schiebt, und zwar in der Richtung von Südost nach Nordwest. Eine ähnliche Halbinsel drängt von Nordwesten herein und tritt hart an die eben erwähnte heran. Nur eine schmale Landzunge greift noch tiefer herab, so daß sie südöstlich übergreift und mit dem Seegestade der südlichen Halbinsel in einen Parallelismus tritt.

Durch dieses zangenartige Aneinanderrücken zweier Halbinseln entsteht ein System von Canälen und Buchten, welche die Einfahrt in die Bocche bilden. Dazu treten noch zwei Scoglien (Felseilande), die dicht vor der Einfahrt liegen. Die südlichste Spitze der nördlichen Halbinsel ist Punta d'Ostro. Zwischen ihr und dem Scoglio della Madonna de Žanica öffnet sich die erste Einfahrt (1700 Meter breit), zwischen diesem Scoglio und dem Schwestereilande Žanica die zweite (900 Meter) und zwischen Žanica und dem gegenüberliegenden Festlande endlich die dritte (90 Meter breit).

Nur die zwei ersteren Einfahrten haben tiefes Wasser; die Tiefe der Bocche ist fast überall 30 bis 60 Meter und sie wäre einer der besten und gesuchtesten Seehäfen, wenn das Ein- und Auslaufen der Schiffe zu allen Jahreszeiten gleich günstig wäre. Haben wir diese Einfahrten hinter uns, so befinden wir uns in der ersten jener fünf Cattareser Buchten: in jener von Punta d'Ostro. Man passirt eine kurze Meerenge und hat nun die zweite, viel weitläufigere Bucht vor sich. Noch ist hier nichts von der rauhen Natur der montenegrinischen Gebirgswelt zu verspüren.

Von einem üppigen, immergrünen Garten umrahmt, grüßt zunächst vom nahen Gestade das Städtchen Castelnuovo, mit seiner hochragenden venetianischen Citadelle und der hellen Häusergruppe, welche den Abhang emporsteigt. Nach Nordwesten greift die Bai von Topla aus und bespült das Gestade der Sutorina, dessen Thalfläche zwischen zwei Bergzügen weit hinauf zu verfolgen ist. Die Höhen, obwohl mitunter schroff und karstig zerrissen, sind mäßig, und die Felsen schwimmen im bleichen Lichte, das zwischen den Thälern hindurchwogt. Auf hellblauem Seespiegel ziehen weiße Segel, ein Bild des Friedens und der Ruhe, das man an diesem Gestade nimmer vermuthen würde.

Die Citadelle zu Häupten von Castelnuovo ist das »Fort Spagnuolo«, ein Bau aus dem Jahre 1538. Das Fort wurde zu Ehren der Spanier so genannt, welche damals Verbündete der Venetianer im Kampfe gegen die Türken waren. Das Landfort (Torte di terra) ist älteren Datums. Es steht auf grüner Höhe, rechts, wenn man die Fahrt fortsetzt. In demselben Gartengrün schimmern die Mauern des Klosters Savina, überragt von der Felsenkrone eines Vorberges, des wildzerklüfteten, vollkommen kahlen Monte Dobrastitza. An seinem Fuße spiegelt sich als lange, schimmernde Häuserzeile, mit Bäumen dazwischen und darüber liegenden Culturen in immer höher emporsteigenden Terrassen, Meljine, einer der freundlichsten Orte in der Bocche. Leider ist die Fahrt durch die einzelnen Becken der letzteren, wie erwähnt, mit so vielfachem landschaftlichen Scenenwechsel verbunden, daß es selbst dem aufmerksamsten Beobachter nicht möglich wird, alle Details festzuhalten.

Zudem ist es mit dem Entrollen von großartigen Küstenscenerien eine mißliche Sache. Der Reisende, welcher beispielsweise zum erstenmale mit

der Bocche di Cattaro Bekanntschaft macht, wird kaum die Absicht haben, den unmittelbaren Anblick der herrlichen Uferscenerien durch Nachhilfe mit Lecture — und wäre sie die farbigste, geistreichste Beschreibung — sich verkümmern zu wollen. In der That wäre dies nur eine Verkümmerung. Solche Landschaften genießt man nur nach der Natur. Höchstens daß nachträglich ein gelungenes Bild die Erinnerung an das Gesehene wieder auffrischt, Daten und Erläuterungen, Selbstgesehenes dem Gedächtnisse dauernd einprägen. Was wir demnach in den folgenden Seiten mittheilen, sind einfach nur die persönlichen Eindrücke, welche der Verfasser seinerzeit mit peinlicher Festhaltung an allem Detail zu Papier gebracht hat. Vielleicht sind die Notizen Demjenigen von Nutzen, der entweder nicht Lust hatte, solche während der ersten Fahrt zu machen, oder dem es überhaupt an Zeit gebrach, auf den ersten und einzigen Genuß Detailstudien folgen zu lassen ....

Hinter Meljine schwenkt der Dampfer um die Punta Kombur herum. Wir treten also in das zweite Becken der Bocche ein. Um die Verwirrung nicht noch größer zu machen, ersuchen wir den Leser, daran festzuhalten, daß sein Blick während der ganzen Fahrt bis Cattaro immer als nach links gerichtet angenommen wird. Die rechtsseitigen Uferscenerien werden dann später folgen. Dadurch erhalten die Mittheilungen zwar eine »bädeckerhafte« Knappheit, doch ist diese hier einzig am Platze .... Am Südostgestade der Halbinsel Kombur erblicken wir eine ganze Reihe von Dörfern, die theils knapp am Gestade, theils auf den dicht bewachsenen Bergabdachungen liegen. Am malerischsten zeigt sich Boasich mit seiner riesigen Cypresse an der Riva, und dann La Bianca, mit der Kirche San Domenica auf dem Hügelabhang dahinter. Die Küste steigt in Terrassen an und ebenso terrassirt sind die Culturen. Auf einzelnen Hügeln liegen größere Gebäude. Das ganze Gestade wird vom Monte Desiviglie überragt, hinter dessen östlichster Schulter bereits die nackten blaugrauen Berge der Krivoscie herübersehen.

Dorthin aber geht unsere Fahrt nicht. Wir erreichen die engste Stelle innerhalb der Cattareser Becken, die sogenannte »Catene« (siehe die Titelvignette dieses Abschnittes), wo vor Zeiten der schmale Einfahrtscanal mittelst einer Kette gesperrt wurde. Daher der Name. Rechts sehen wir

das alte verfallene Sperrschloß. Aus seinem baufälligen Gemäuer wuchert Gestrüpp. Knapp hinter dieser Enge öffnen sich die beiden letzten Buchten: links jene von Risano, rechts die von Cattaro. Der Ort an der Spitze der Halbinsel zwischen beiden Buchten mit den zwei Inselchen davor ist Perasto, mit der alten Bergfeste Santa Croce. Die Häuser liegen stellenweise im Grünen und dahinter steigen Terrassen mit Culturen an, bis zuletzt die ungemein steilen, felsigen und wild zerrissenen Abhänge des Monte Glogowac folgen.

Dem Blick (immer links gerichtet) entrollt sich nun die großartige Bergscenerie des innersten Beckens, des Hafens von Cattaro. Es erscheint zwischen zwei gewaltigen Küstengebirgen wie eingezwängt. Dieser Theil der Bocche ist daher kein eigentliches Becken, sondern ein langgestreckter Canal. Immer höher thürmen sich die Berge vor uns auf. Wir passiren die Bucht von Orahovac und kommen auf die Höhe von Dobrota. Auch hier giebt ein grüner Vegetationsgürtel die Folie zu dem weißen Städtchen, dessen Häuser sich in der davorliegenden See spiegeln. Sie ist hier fast blaugrün, an den Uferrändern sogar blauschwarz. Keine Welle trübt die glatte Fläche, welche das Aussehen von geschmolzenem Erz hat. Die Stille ist eine feierliche, fast ergreifende. Gleichwohl ist der leiseste Ton vernehmbar, denn die hohen kahlen Felswände fangen jedes Geräusch wie ein natürliches großes Schallbecken auf. Zeitweise erdröhnt ein Schuß und vergrollt im fernen Geklüft. Wir sehen die Rauchwolken aus einem Kahn aufquirlen und eine Strecke weiter eine zu Tode getroffene Wildente auf der Oberfläche des Wassers zappeln. Einzelne kleine Segelbarken mit weißer Schwinge durchfurchen den stillen Canal. Schon steuern wir in Sicht von Cattaro und erblicken auf dem Uferquai (Marina) die neugierige Menge, denen in der Einförmigkeit ihrer Existenz die Ankunft eines Dampfers ein Ereigniß ist.

Der erste Anblick von Cattaro hat unzweifelhaft etwas Ueberraschendes an sich. Die Stadt liegt auf einem schmalen Uferstreifen, der außer einigen Cypressen kaum einen grünen Fleck zeigt, zusammengedrängt, hart unter zwei felsigen Bergriesen, wie zwischen zwei majestätischen Thorpfeilern. Der eine links ist der Monte Sella, der andere, auf der rechten Seite, der

Wettergnach. Von dem letzteren ragt übrigens nur der Gipfel in das Bild hinein. Um ihn zu sehen, muß man zur gegenüberliegenden Küste hinüber und auf ihr eine Strecke emporsteigen .... Knapp ober Cattaro steigen die Mauern des Forts San Giovanni in Zickzack-Linien die Felsabstürze und Abgründe empor und sind von einem Reduit, beziehungsweise dem eigentlichen Fort gekrönt. Die Befestigungen datiren aus dem Jahre 1667. Rechts des Forts San Giovanni ist eine tiefe Schlucht in den steilen Küstenhang eingerissen; links windet sich in unzähligen Serpentinen der alte Saumweg

Barke in der Brandung.

zur montenegrinischen Grenze hinauf. Die Felshöhen darüber haben eine fast schwärzliche Färbung und machen einen trostlosen Eindruck.

Cattaro hieß unter den Römern Ascrivium, doch wird man nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß die römische Colonie auf dem Boden einer älteren Ansiedelung erstand. Dagegen ist es erwiesen, das Risano, das in der nördlichen Seitenbucht der Bocche liegt, viel älteren Ursprunges ist, als das römische Ascrivium .... Auf die Geschichte der Stadt kommen wir später zu sprechen. Wir treten ans Land. Ein mit Bäumen bepflanzter Quai nimmt uns auf. Malerische Staffagen beleben ihn. Das Thor, welches uns zunächst liegt, ist die Porta Marina, ein finsteres Loch, wie man sie in den alten Kleinstädten der Levante anzutreffen pflegt. Wenn wir es hinter uns haben, stecken wir bald tief in dem Gassengewirre des »weißen Kotor«,

Castelnuovo.

wie die Bocchesen und Montenegriner diesen eher düsteren, als freundlichen Ort nennen. Der einzige Vorzug der Stadt ist, daß sie ein gutes Pflaster besitzt und verhältnißmäßig rein gehalten wird. Reinlichkeit ist überhaupt ein Vorzug aller größeren dalmatinischen Städte. Wir haben diese Erfahrung sowohl in Zara, wie in Spalato und Ragusa gemacht. Hier wiederholt sich diese Erscheinung und berührt umso angenehmer, als Cattaro im Großen und Ganzen die nüchternste, die am wenigsten interessante Stadt des dalmatinischen Litorales ist. Unter den Gebäuden gewährt der Dom durch die Sculpturen und Gemälde in der dem heil. Trifon geweihten Kapelle das meiste Interesse. Der Heilige ist Schutzpatron der Stadt und ihm zu Ehren findet alle Jahre ein Nationalfest mit Aufzügen, Gewehrsalven, Tänzen und Schmäusen statt.

Wir müssen noch erwähnen, daß Cattaro von Mauern umgürtet ist und außer dem erwähnten Seethore noch weitere zwei Landthore besitzt: die Porta Fiumera im Norden und die Porta Gordicchio im Süden. Beide Thore haben ihren Namen von zwei Flüßchen, welche dem Gebirgshange knapp neben der Stadt entquellen. Die Fiumera (auch Scurda) genannt, treibt innerhalb des Stadtbezirkes einige Mühlen und verrinnt im Meere; der Gordicchio kommt aus einer Höhle hervor, verliert sich aber, ohne zu Tage zu treten, in einem Schlunde und mündet dann am Ende des Canals von Cattaro unter dem Meere aus, wie man an dem Aufquellen desselben deutlich wahrnehmen kann .... Diese zwei Schlundbäche, sowie die Gliuta, die am Ende der Bucht von Orahovac ins Meer stürzt, entstammen offenbar einem und demselben unterirdischen Wasserbecken, das durch andere Flüßchen, welche im montenegrinischen Hochlande versickern, gespeist wird. Wir haben eine ähnliche hydrographische Eigenthümlichkeit ausführlicher im Abschnitte »der Quarnero« besprochen, so daß wir von einem näheren Eingehen in dieselbe an dieser Stelle absehen können .... In dem Raume vor der Porta Fiumera wird der Montenegriner Markt abgehalten. Wir gedenken noch jenes gewaltigen Felsens, welcher oberhalb des Forts San Giovanni hängt und der an das lebende Gestein durch starke Eisenklammern festgehalten wird, damit er nicht auf die Stadt herabfalle. Etwas höher öffnet sich eine unzugängliche Grotte

In ihr gewahrt man einen herrlichen Orangenbaum, der alljährlich reichlich Früchte ansetzt.

Die ziemlich complicirte Configuration der Bocche macht es absolut nothwendig, daß der Besucher ein Standquartier sich erwähle, von dem aus er die Ausflüge (meist zur See) nach allen Windrichtungen unternehmen kann. Detailstudien solcher Art haben den Vortheil, daß man hierbei die mannigfachste Abwechslung genießt, nie ermüdet, immer wieder neue Eindrücke erhält. Natürlich ist Cattaro der geeignetste Punkt in diesem Sinne. Zwar ist Cattaro nicht central gelegen, allein es bietet verhältnißmäßig den meisten Comfort und als Lloydstation auch Gelegenheit, sich bei einem weiteren Ausfluge des Dampfschiffes zu bedienen. Bemerken möchten wir freilich, daß jede Excursion zur See viel Zeit in Anspruch nimmt .... Indeß, was thut's? Kann man die Stunden eines heiteren Frühlings- oder Herbsttages (der Sommer ist in der Bocche zuweilen von wahrhaft afrikanischer Intensität, der Winter zu kalt) besser verbringen, als in einem ruhig dahingleitenden Kahne, an dem die schönsten Landschaften gleich einer Wandeldecoration ohne Ende vorübergleiten?

Diese Kahnfahrten sind das Beste, was die Bocche zu bieten vermag. Landtouren sind beschwerlich, überdies räumlich beschränkt. Nur in die wilde Krivoscie hinauf geht es stundenlang auf beschwerlichen Bergsteigen; wir glauben aber kaum, daß es viele Besucher Cattaros und seiner Seebecken gelüsten dürfte, die Großartigkeit bocchesischer Landschaften gerade an jenem Punkte zu genießen .... Besteigen wir also an der Marina von Cattaro das bereitstehende Boot. Das erste Ziel ist bald gefunden. Gleich bei unserer Ankunft und ersten Promenade längs des Hafenquais weideten wir unsere Augen an der reizenden, der Stadt gegenüberliegenden Uferlandschaft. Dorthin lassen wir rudern und zwar nicht direct hinüber, sondern von der Marina aus hart an der Küste vorbei. Es geht also zuerst südwärts, im Bogen, parallel zur »Girata del Canale«, an Scagliari und La Fontanella vorüber. Es ist ein wahrer Garten, der uns entgegenwinkt. Die Häuser liegen im Grünen und zu beiden Seiten des Zickzackweges, der sich zum Passe emporschlängelt, wo die beiden Forts San Trinità und Goražda die Verbindung zwischen Cattaro und Budua sperren. Dicht vor uns erhebt

sich die Vermač-Höhe, gleichfalls von einem Fort gekrönt. Der Berg ist so kahl wie ein Mondgebirge, der Abhang von tiefen Rissen durchfurcht. Dennoch giebt er ein prächtiges, großartiges Bild ab, wenn die Morgensonne seinen Scheitel vergoldet, indeß in der Tiefe der Bucht noch tiefe Schatten brüten. So, in Lichtwellen schwimmend, gleicht der Vermač ganz dem wilden »Keraunien«, dem albanesischen Küstengebirge südlich von Avlona. Auch der Wechsel in der Farbe des Felsens vom blendenden Weißgrau bis zum düsteren Blaugrau, je nachdem die Sonne über die Höhe ihr volles Licht ausgießt, oder Wolkenschatten darüber brüten, erinnert an jenen grotesken südalbanesischen Fels- und Uferwall.

Wir haben zeitlich Morgens unsere Kahnfahrt angetreten und steuern so noch im Schatten der Canalenge. Von den Höhen aber thauen bereits rosige Lichter herab. Sie treffen zuerst die Terrassen von Mula, dem freundlichen Dorfe gegenüber von Cattaro. Die Häuserreihe am Ufer scheint wie abgetrennt vom Erdboden über dem tiefgrünen Wasser zu schweben. Dunkelgrüne Gärten, voll der schönsten Feigen- und Granatbäume, füllen den Hintergrund aus. Auf den Terrassen schatten Rebendächer. Sie haben ab und zu einen Kranz von Olivengebüsch oder Oleander. Im Felsengefüge wurzeln und blühen Aloën, an anderen Orten glühen die Oleanderstauden mit ihrer Blüthenfülle wie brennende Dornbüsche. Ueber das Ganze ist ein zarter Duft — ein mildes Rauchblau mit rosigen Schattirungen — gewoben, der das Uferbild förmlich verklärt .... Eine Strecke weiter an der Küste (immer nordwärts in der Richtung) steigen die Weingärten und Culturterrassen noch höher hinauf. Die Häuser, die dort, zum Theile am Ufer, anderentheils zu oberst des Hügelgeländes liegen, gehören zum Dorfe Perzagno. Weiße Spiegelung der Häuserfronte und grüne Winkel sind auch hier dem Bilde eigenthümlich. Selbst das steile, wild zerklüftete Gebirge im Hintergrunde hat so mannigfachen Farben- und Formenwechsel, daß kein Detail dem Auge des aufmerksamen Beobachters zu entgehen vermag. Besonders malerisch nimmt sich in Perzagno die Kirche Madonna di Gospa auf der Höhe des Ufers aus. Ein hell leuchtender Fußsteig windet sich im Zickzack den grünen Hang hinauf. Senkrecht, wie der weiße Kirchthurm, steigt hart an der Ringmauer eine düstere einsame Cypresse empor. Hinter

der Kirche ist in das Gebirge eine Mulde eingesenkt, die sich wie ein riesiges Schallbecken um jene wölbt. Jeder Glockenton, der von jener Höhe ausgeht, verhallt mit verstärktem Klange.

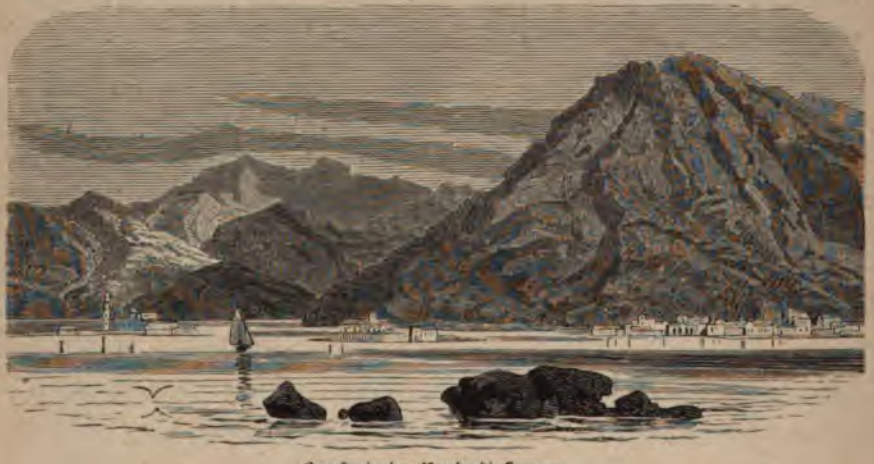
Perzagno selber ist auf den Raum einer kleinen Halbinsel zusammengedrängt. Auf der äußersten flachen Spitze schattet ein laubdichter stattlicher Baum. Wir steuern knapp an ihm vorüber und wenden so um die Landspitze. Die Küste, die bis hierher von Süd nach Nord verlief, wendet sich nun nach Nordwesten. Am Wendungspunkte zurückblickend, sehen wir zum letztenmale Cattaro und die, die Felsen hinankletternden Zickzack-Linien der Fortificationen von San Giovanni. Die Bucht hat an Ausdehnung beträchtlich zugenommen. Wir sehen nach einigen Ruderschlägen bereits Perasto und über die davorliegenden beiden Eilande hinweg in die von starren Felsstirnen abgeschlossene Bucht von Risano. Den äußersten Hintergrund bilden grauweiße Felshörner von überwältigender Großartigkeit .... Man weiß nicht, wohin man zuerst den Blick werfen soll. Uns zunächst, an der Küste, liegt Stolivo, ein Dörfchen mit zwei Kirchen, von denen die eine hoch am grünen Abhange, die andere knapp am Meere liegt. Darüber zieht die felsige Kammlinie des Monte San Elia. Die Uferhänge sind übrigens hier bis hoch hinauf mit grünen Gartenflecken getigert. Stellenweise sieht man einzelne Baumkronen auf den höchsten runden Kuppen, gleichsam dunkle Kugeln auf hellem Grunde. Gegen die Catene hin werden auch die Culturterrassen breiter und ausgedehnter; sie nehmen, mit geringen Unterbrechungen, fast den ganzen Abhang ein.

Endlich gelangen wir in den Engpaß der »Catene«. Hart unter dem alten Sperrschloß lassen wir den Kahn zwischen den Felsen halten, um uns die merkwürdige Configuration der Bocche an dieser Stelle dem Gedächtniß einzuprägen. Drei Landzungen treten hart zu einander und bilden so drei Wasserthore, die in ebensoviele Becken führen .... Der Vierwaldstätter See, den man mit so großer Vorliebe dem Cattareser Becken zur Seite stellt, hat nirgends einen solchen Punkt aufzuweisen. Bei den sogenannten »Nasen« öffnen sich nur zwei Becken; am Nordende des Alpnacher Sees dehnt sich vorerst das unter dem Namen »der Trichter« bekannte Mittelbecken aus. Von ihm gehen allerdings vier Seearme (jener von Küßnacht

nach Norden, Luzern nach Nordwesten, Alpnach nach Süden und der Urner See nach Osten) ab, die Mündungen dieser Becken sind aber gleichzeitig ihre breitesten Stellen. Nach hinten zu enden alle Seen in Zipfel .... In der Bocche ist aber gerade das Entgegengesetzte der Fall: die Beckenenden sind ungemein schmal, die Becken selber weit gefaltet, jedes von dreieckiger Grundform. Dadurch erhält jedes Becken — dort nämlich, wo die Basis des Dreieckes ist — zwei weitere Winkel. Am ausgeprägtesten ist dieses Detail in dem Becken von Risano. Von unserem Standplatze unter dem alten Schloß der Catene sehen wir direct in jenes Becken hinein. Im äußersten nördlichen Hintergrunde liegt der Seezipfel von Risano, südwestlich hiervon jener von Morinje.

Wir steuern in dieses großartigste aller Cattareser Becken und kommen zuerst zu den zwei Inseln, die vor Perasto liegen: San Giorgio und Maria dello Scarpello; die erstere trägt ein ehemaliges Kloster, die letztere eine vielbesuchte Marien-Wallfahrtskirche. Diese Eilande machen einen sehr anmuthigen Eindruck, der begreiflicher Weise im schroffsten Gegensatz zu der wilden Felsenwelt im ganzen Umkreise steht. Nach wenigen Ruderschlägen stehen wir mitten im Becken. Vor, neben und hinter uns thürmen sich die grauen nackten Bergmassen auf. Risano selber nimmt sich wie in die Küstenfelsen eingezwängt aus. Von hier führt der Hauptweg in jenen Abschnitt der Bocche hinauf, der in letzterer Zeit zu einer traurigen Berühmtheit gelangt ist. Es ist das Hochland der Krivoscie mit seinen beschwerlichen Pfaden, seinen Schroffen und Abgründen, Bergriesen und einsamen Weiden, verkümmernden Waldparcellen und unbotmäßigen Bewohnern. Dort liegen die in letzter Zeit vielgenannten Ortschaften Ledenice, Knezlac, Han, Dragalj, Ubli u. s. w. Es ist selbstverständlich, daß die wenig erbaulichen Vorfälle, welche die Krivoscie berüchtigt gemacht haben, den Genuß der großartigen Scenerie sehr verkümmern. Zum Glücke hat der Verfasser eine andere, vergangene Zeit in Erinnerung, wo ein Ritt von Risano nach Ledenice hinauf keine beengende Stimmung hervorrief. Es war fast sechs Jahre nach der ersten Insurrection. Auf dem Rückwege fiel die Nacht ein, eine herrliche Vollmondnacht. Als die volle Scheibe über das montenegrinische Grenzgebirge emporgestiegen war, leuchtete es magisch in den hundert und

hundert Schlünden. Gleich phosphorescirenden Klippen erbleichten die zahllosen Gipfel dieses unentwirrbaren Chaos von Pfeilern und Spitzen. Wie im Zauberbanne lag das ganze Land. Man verspürte kein Leben, sah keinen Baum, kein Pflänzchen und ahnte dennoch tausendfältiges Weben, die Thätigkeit geheimnißvoller Kräfte. Des Mondes Silber floß durch die Geröllschluchten wie mit Cascadensturz. Der Wechsel von Licht und Schatten vervollständigte die Täuschung, als regte sich jeder Stein, als bewegte sich das Trümmerchaos da und dort. Und doch war alles so schauerlich todt



Perasto in der Bocche di Cattaro.

und ausgestorben. Eine Landschaft des Mondes durch das Teleskop gesehen, unterscheidet sich wenig von jener rings im Bereiche der Bucht von Risano. Nur der leise vibrirende Spiegel der zu Füßen liegenden »Seeaugen« zog die Phantasie wieder zur Erde zurück; und dann auch die Lichter, welche zwischen den weißen Pünktchen in der Tiefe — den Häusern der Uferortschaften — röthlich hervorflimmerten.

Risano ist der älteste Ort in der Bocche; seine Gründung fällt wahrscheinlich noch in eine Zeit, die jenseits des III. Jahrhunderts liegt. Die Römer nannten den Ort Rhizinium, und die Cattareser Buchten Sinus Rhizonicus. Nähere Bekanntschaft mit Beiden machten die Römer in den Kriegen gegen die Illyrier, speciell gegen die illyrischen Piraten — also um die Mitte des III. Jahrhunderts n. Chr. Die reichgegliederte und durch-

Die Bucht von Cattaro.

buchtete, höher hinauf auch von Inseln gedeckte Küste Süd- und Mittel-Dalmatiens bot den schnellfahrenden illyrischen Seeräubern unzählige Schlupfwinkel. Auch die Könige, wie Pleuratos I. und sein Sohn Agron, verschmähten das saubere Geschäft nicht. Sie waren eben rechte und echte Piratenkönige.... Am schlimmsten aber gestalteten sich die Verhältnisse unter der Königin Teuta. Sie scheint für Risano große Vorliebe gehabt zu haben, denn so oft die Römer sie bedrängten, flüchtete sie mit ihren Schiffen in diesen innersten Schlupfwinkel der Bocche.

Krivoscianer.

Teuta hatte nach Agrons Tode für ihren unmündigen Sohn Pinnes die Herrschaft angetreten und den Seeraub in großartiger Weise betrieben.... »Mit ganzen Flotten beschifften die Illyrier auf Geheiß der Königin nun das Adriatische Meer ohne politisches Ziel und als einzigen Zweck den Raub; denn, sagt Polybius, die Illyrier bewiesen sich nicht als Feinde eines oder des anderen Staates, sondern als Feinde sämmtlicher Staaten. Solchem Treiben gegenüber konnte das immer mächtiger werdende Rom nicht lange thatenlos bleiben, umsomehr, als auch die griechischen Pflanzstätten an der Ost- und Westküste, welche seit langer Zeit römische Bundesgenossen waren, durch die Illyrier arg geschädigt wurden und wiederholt um Hilfe gebeten hatten. Die Römer ordneten zwei Gesandte an die Königin Teuta nach Skodra (Scutari) ab, um Klage zu führen, eigentlich aber, um den Stand der illyrischen Angelegenheiten und Hilfsmittel auszuforschen. Der eine dieser Gesandten gab seinem römischen Bewußtsein in einem Wortwechsel mit der Königin, welche er in vollen Zurüstungen zu neuen Unter-

nehmungen angetroffen hatte, allzu kräftigen Ausdruck, und das verletzte Weib rächte sich, indem sie ihn auf seiner Heimreise ermorden ließ. (Mommsen führt König Agron statt Teuta in dieser Begebenheit handelnd auf, dem Berichte des Polybius widersprechend, doch ohne Angabe seiner besseren Quelle.)«

Wir haben an anderer Stelle über den Verlauf der Kriege zwischen den Römern und Illyriern berichtet. Das einzige Detail, das für uns nachträglich von Interesse ist, betrifft den Verlauf des Kampfes mit der Königin Teuta, die vorwiegend im Bereiche der heutigen Bocche mit ihrer Flotte operirt zu haben scheint. Sicher ist, daß ihr einstiger vertrautester Rathgeber, Demetrios, Herr der griechischen Colonie auf Pharos (Lesina), hauptsächlich ihre schließliche Demüthigung herbeigeführt. Teuta war genöthigt, sich den Frieden gegen die Annahme der härtesten Bedingungen zu erkaufen .... »Nicht nur behielt Demetrios, welchen Rom zum Bundesgenossen annahm, zum Lohn für seinen Verrath einen beträchtlichen Theil der Küste und des Hinterlandes, die Illyrier mußten alle griechischen Städte — die Portiner in Epidamnos, die Ardyäer an der Küste, die Atintanen im nördlichen Epiros — aus ihrer Botmäßigkeit freigeben, sich verpflichten, einen jährlichen Tribut an Rom zu zahlen, nie mehr mit bewaffneten Fahrzeugen und nicht mit mehr als zwei unbewaffneten Schiffen zusammen über Lissus (Alessio, Lesch in Nordalbanien) hinaus in See zu gehen ....« Natürlich verhinderte dies Alles nicht, daß die Illyrier gelegentlich wieder rückfällig wurden. Es geschah, als Rom bald hierauf in andere Kriegshändel verwickelt wurde. Demetrios, der Verräther an Teuta, wurde nun zum Verräther an Rom und schloß mit dem Macedonier-König ein Bündniß. Es kam abermals zum Kriege, dem aber Teuta aus dem Wege ging. Wenigstens gewinnt man diese Ansicht dadurch, daß Teuta ihrem noch immer unmündigen Sohn Pinnes Skerdilaidas zum Vormunde gab. Dieser letztere war es auch, der, nachdem Demetrios von Pharos nach Macedonien entflohen war, mit den siegreichen Römern neuerdings Frieden schloß .... Das Ueberraschendste hierbei ist, daß dieser Skerdilaidas mit Rom ein Bündniß gegen Macedonien schloß.

Wir lassen uns wieder aus der Bucht von Risano zu den Catenen hinübersteuern. Dort verlassen wir die beiden innersten Becken der Bocche

(Cattaro und Risano) und treten in das große Mittelbecken, welches von den Halbinseln Kombur, Teodo-San Elia und Lustiza eingeschlossen wird.... Ein italienischer See könnte nicht heiterer, farbiger sein. Märchenglanz liegt auf dem ganzen Bilde. Alle Farben sind weich gestimmt, das Meer von einem zarten Hellblau, schimmert wie ein ausgespanntes riesiges Seidentuch. Die Abhänge sind allerorts in einen grünen Mantel gehüllt, der stellenweise südlich üppig wuchert und zum längeren Verweilen einladet. Besonders schön ist die rückwärtige, das heißt westliche Seite des Elias-Berges, den wir vorher bei Perzagno zur Linken hatten. Hier im Westen wiederholt sich fast genau dasselbe landschaftliche Detail: reichgeformte Bergabdachungen mit hoch hinauf steigenden Terrassen, Baumgruppen und einzelnen Bäumen, gleich dunklen Kugeln auf den obersten Hängen klebend; unten frisches Gartengrün mit weißschimmernden Häusern dazwischen. So ist's zunächst bei Lepetane. Das nächste Uferdorf, Teodo, ist in einen Winkel der Küste eingezwängt und hat als Fortsetzung einen steilen Felsklotz mit einem alten Thurm an der Spitze. Tiefe Schatten- und blendende Lichtflecken machen diesen Punkt zu dem reizendsten des ganzen Mittelbeckens. Es ist etwas von den Formen und Farben an ihm, die für die Uferortschaften des Lugano-Sees charakteristisch sind. Die boccheſischen Schiffsherren und Schiffer haben große Vorliebe für solche Punkte und es fehlt nicht an Landhäuschen, wo die Vielgereisten und an Erfahrungen Ergrauten ihre letzten Lebenstage in idyllischer Abgeschiedenheit verbringen. Ihre Sehnsucht nach diesen Gestaden ist auch während der Wanderjahre immer groß. Selbst der Wunsch, am heimatlichen Strande zur ewigen Ruhe bestattet zu werden, ist bei Schiffern und Fischern ein natürlicher. Wir erinnern hierbei an das schöne Lied »Il Marinaro«, in welchem es heißt:

Capitano, ti scongiuro,
Non depor nel cimitero
Il mio corpo, o nella chiesa
Del vicino monastero.

Ma ti prego a seppelirmi
Nella sabbia in riva al mar
Perch' io senta i lieti gridi
Quando torno il marinar.

Addio tutti, o voi compagni,
Capitano, addio, addio!
Giù si chiudono i miei occhi,
Già s'annebbia il guardo mio.

Addio dolce cantilena,
»Su, su l'ancora« al salpar,
E tu pure assai più dolce
»Giù, giù l'ancora« al tornar ....

Wir lassen nun unsere Augen auch nach rechts schweifen, wo uns bekannte Gestade liegen. Wir haben sie auf unserer Fahrt von Castelnuovo ab gleich zu Beginn dieses Abschnittes kennen gelernt. Es ist das Gelände von Boasich und die Landspitze von Kombur. Dann aber schwenkt der Kahn in das innerste Ende des Mittelbeckens. Dort ist das Gestade flach und runde Hügel fassen es ein. Wir haben hier das Nordende der Landschaft »Župa«, die sich bis nach Budua hinab erstreckt, vor uns. Zwei Eilande schwimmen in der blaugrünen Fluth: San Marco und Otok; hinter ihnen greift eine kleine Bai in das Festland ein, die Bai von Kertole. Wo sie endet, erstreckt sich ein schmaler niederer Isthmus bis zur offenen See hinüber, das heißt zur Bai von Traste, dem ersten, noch außerhalb der eigentlichen Bocche liegenden Becken. An diesem Isthmus wurzelt die breite aber wenig hohe Halbinsel Lustiza, die »Schwelle« des Cattareser Seengebietes. Längs dieser Halbinsel geht es fast genau nach Westen, in der Richtung nach Castelnuovo. Bei Porto Rose erreichen wir den äußersten Landpunkt. Wir haben nun das ganze Becken von Castelnuovo vor uns, die tief eingeschnittene sonnige Bai von Topla, die Rhede von Meljine, gerade zur Linken die Uferhöhe der Sutórina mit der Punta Kobila, hinter der sich das gleichnamige Hafenrund öffnet. Auch die nördliche Hälfte der schmalen Landzunge, auf welcher das Fort von Punta d'Ostro liegt, ragt noch in den Rahmen des Bildes herein. Das Fort selber, sowie das Seethor, durch welches es in die Adria hinausgeht, gewahren wir erst, wenn der Kahn das Becken quert, um Castelnuovo zu erreichen.

Wir sind mit unserer Rundfahrt durch die verschiedenen Becken der Bocche di Cattaro zu Ende. Es war im Ganzen eine Strecke von 45 Kilometer, welche wir zurückgelegt. Mit den auf Risano und die Catene fallenden

Kolo. (Dalmatinischer Reigentanz.)

Ruhepausen waren wir also 15 Stunden unterwegs, etwa von fünf Uhr Morgens bis acht Uhr Abends. Die beiden Ruderer haben in ihrer Arbeit abgewechselt, wir selber als müßiger Passagier, genossen andere Abwechslung. Im Gegentheile, jede Stunde brachte neuen Genuß, jede Wegstrecke neue Abwechslung, neue Eindrücke.

An sogenannten »landschaftlichen Stimmungen« hat es nicht gefehlt. Wir sahen die Bucht von Cattaro in fahlen Morgendunst getaucht, tief

Budua.

unten kräftige Schatten und dämmerige Halbtöne, oben auf dem Vermać funkelndes Sonnengold. Im Becken von Risano hatten wir Mittag. Glühende Felsen ringsum, grell von den Lichtwellen der Sonne überfluthet, ein dampfendes Meer, schwüle Luft und matter Himmel. Das Mittelbecken von Teodo endlich brachte uns unvergleichlich schöne Abendstimmung: duftige Schleier auf den Höhen, helles Meer mit breiten Lichtflecken darauf, discrete Halbtöne in den Buchten, graublauen Himmel mit »Schäfchen«, deren Fransen von lauterem Gold troffen .... Konnten sich die Sinne noch Schöneres, Erquickenderes wünschen? War nicht eine Scenerie

zaubervoller als die andere, jedes Bild ein traumhaftes Werden und Verschwinden, wie Zauberspuk? ....

Gewiß, und deshalb wollen wir in Castelnuovo — diesem Pflanzenparadiese der Bocche — der wohlverdienten Ruhe uns hingeben. Die balsamische, von Blüthenduft geschwängerte Luft erquickt unseren Schlummer. Diese Luft ist das Beste, was Castelnuovo bietet. Der Ort selber ist winkelig und beengt, ein echtes altes Slavenbollwerk. Er wurde vom ersten bosnischen Könige Stephan Twartko I. Kotromanowisch im Jahre 1373 angelegt, und war einst die Hauptstadt des Herzogthums Saba, welches hier begann, an der Cetina endete und tief ins innere Land ging. Stephan Kozača, der Lehensträger des Hauses Humska, entzog sich der bosnischen Lehenshoheit, stellte sich unter jene des Kaisers Friedrich IV. (1440) und errichtete das genannte Herzogthum, die heutige Herzegowina. Im Jahre 1538 wurde Castelnuovo von den Venetianern erobert, doch verblieb es von 1539 bis 1687 unter türkischer Herrschaft.

Von Castelnuovo aus vollführen wir die kurze Dampferfahrt nach Budua. Der Landweg von Cattaro aus dürfte nicht Jedermanns Sache sein. Auch ist die Tour arm an landschaftlichen Reizen. Der Seeweg zieht, nachdem man Punta d'Ostro hinter sich hat, hart an der Küste, an der Bai von Traste vorüber bis zur Punta Platamone. Hier ändert das Schiff seinen südöstlichen Curs in einen östlichen. Drei Buchten öffnen sich linker Hand (also nach Norden hin) den Blicken; in der dritten liegt Budua. Der Ort ist sehr alt und bestand schon in römischer Zeit. Damals hieß er Buta. Das Städtchen, welches enge, finstere, winkelige Gassen hat, liegt auf einer Landzunge, ist von Mauern umzogen und hat an seinem Ende seeseits ein felsiges Vorgebirge mit einer Defensionskaserne. Auf der Landseite sind die Ufer des Isthmus so niedrig, daß dieser letztere bei hohem Seegange von den Wellen überfluthet wird. Malerisch gestaltet sich die Bucht, die sich von der Stadt aus nach Osten und Süden ausbreitet. Die Küste steigt rings mit sanften Abdachungen empor und ist im Norden von den Bergen der »Maina« überragt. Die malerische Wirkung wird noch erhöht durch den südöstlich von Budua in der Mitte der Bucht gelegenen, gegen die offene See in steilen Felsen abstürzenden Scoglio San Nicolò.

Das Küstenland, welches sich von Budua ab bis zur Südspitze von Dalmatien erstreckt, ist die Landschaft Pastrowich (Pastrovicchio) mit dem befestigten Oertchen San Stephano als Hauptort. Südlicher liegt das Dorf Castel Lastua mit den Ruinen eines Bergschlosses. Am Ostrande sind hier zum Schutze der Grenze kleine Forts erbaut: im Norden Spiridione, etwas südlicher Kopač, am südlichsten Presjeka. Oberhalb Budua, in der Landschaft Braič, liegt das Fort Kosmač. Zu erwähnen wäre noch ein verfallener Thurm, unweit der früheren »Triplice confine«, Torre Boscowich, so genannt nach dem bekannten dalmatinischen Astronomen und Mathematiker.

Was das kleine Landgebiet zwischen Cattaro und Castel Lastua in seiner Totalität anbelangt, müssen wir noch etwelche Bemerkungen hinzufügen. Die schroffe und mächtige Gebirgsmauer von Montenegro läuft in ihrer Hauptrichtung von Nordwesten nach Südosten gewissermaßen parallel mit der adriatischen Küste, zieht sich bei der Bucht von Cattaro etwas ins Innere zurück und verläuft dann von diesem Punkte aus, unter einem spitzen Winkel zur Küste geneigt, längs dieser und endet an der Landspitze von Dubizza. Hierdurch entsteht ein längliches und sehr schmales Dreieck, das im Norden und Osten von der erwähnten Bergkette, im Westen von der Meeresküste begrenzt wird .... Harte Kämpfe kostete es den Venetianern, dieses Gebiet, in welchem sich die Türken festgesetzt hatten, diesen zu entreißen. Es umfaßt ungefähr 30 Quadratmeilen und zählt 40.000 Bewohner, die zwar aus verschiedenen kleinen Volksstämmen mit besonderen Namen bestehen, in Sitten und Gebräuchen aber viel Gemeinsames haben. Es sind durchwegs Slaven oder slavisirte Albanesen. Auch hat es Fälle gegeben, und zwar noch in neuerer Zeit, wo diese Volksstämme als ein politischer Körper sich fühlten und gemeinsame Acte vornahmen, so z. B. in der Zwischenzeit nach dem Abzuge der Franzosen und vor der Wiederherstellung der österreichischen Herrschaft, als schon damals die Russen unter Mitwirkung der Montenegriner sich hier festzusetzen versuchten. Die Župa insbesondere bildet durch ihre Größe und Fruchtbarkeit gewissermaßen das Hauptglied von »Oesterreichisch-Albanien« .... Die Bewohner derselben waren von jeher ein sehr kriegerischer, auf seine Unabhängigkeit eifersüchtiger und sehr widerspänstiger Stamm, der besondere Privilegien beanspruchte und sie auch zu behaupten wußte. Ein

besonders widerhaariges Völkchen sind die Pastrovichianer, ein tapferer aber halbwilder Slavenstamm, den benachbarten Montenegrinern in Aussehen und Charakter zum Verwechseln ähnlich. Ihre Kampflust und Neigung zur Selbsthilfe befriedigten die Pastrowichianer bis auf den Tag in blutigen Fehden mit ihren Glaubens- und Racengenossen, den Montenegrinern. Ihre Seelenzahl ist nicht genau ermittelt, doch sollen sie 1000 Gewehre

Castua.

»ins Feld stellen«. Für Oesterreich ist diese Stellung bisher nicht geschehen, doch ist auch hier die Sachlage neuerdings eine etwas bessere geworden.

Wir haben an anderer Stelle erwähnt, daß die Gründung von Cattaro noch vor römischer Zeit stattgefunden haben dürfte. Die weiteren historischen Schicksale der Stadt und ihres näheren und weiteren Gebietes fassen wir im Folgenden kurz zusammen. Im V. Jahrhundert wurde Cattaro, wie ganz Dalmatien, von den Gothen erobert, welche aber von Kaiser Justinian wieder verjagt wurden. Im VII. Jahrhundert occupirten zwar Serben und Kroaten einen Theil Dalmatiens, Cattaro aber und die dalmatinischen Seestädte verblieben unter byzantinischer Oberhoheit. Im Jahre 867 soll

Die Marina von Cattaro.

Cattaro, nebst den Städten Risano und Budua, von den Saracenen zerstört worden sein.... In der Folge scheint die Stadt nebst ihrem engeren Gebiete eine kleine Republik gewesen zu sein, und zwar unter dem Schutze der Könige von Serbien und Rascien; doch ist es immerhin auffallend, daß noch vor der Mitte bis zur Neige des XII. Jahrhunderts die byzantinischen Kaiser ihre Herrschaft über jenes Gebiet ausübten. Die slavische Oberhoheit läßt sich erst für spätere Zeit mit Sicherheit bestimmen, und zwar ist der erste Fall in dieser Richtung für das Jahr 1204 zu verzeichnen, wo Cattaro gegen besondere Privilegien unter den Schutz des Königs Stephan von Rascien sich begab und unter demselben bis zum Erlöschen der serbischen Dynastie verblieb. Nach dem Tode des Königs Urosch von Serbien begaben sich die Cattareser unter den Schutz der Könige von Ungarn und schlossen mit Ludwig ein Bündniß, worauf die Venetianer sich ins Mittel legten und die Stadt arg verwüsteten.

Obgleich sie nun unter dem Schutze Ungarns stand, ward sie doch von Sigismunds Witwe, der Königin Elisabeth, an Twartko, König von Bosnien, abgetreten, erhielt aber ihre Unabhängigkeit wieder, bis sie 1403 am 23. April unter die Herrschaft Venedigs sich begab, und zwar unter den Bedingungen, daß die bestehende Landesverfassung nicht abgeändert, die Beamten und die öffentlichen Gebäude von den Einkünften der Republik erhalten würden; auch sollte Venedig Cattaro an keine andere Macht abtreten, auch dann nicht, wenn es nicht die Macht hätte, die Stadt zu behaupten.

Dieses Verhältniß dauerte ziemlich lange, nämlich bis zum 22. April 1797, wo sich die Republik dem Hause Habsburg das erstemal, am 19. Juni 1814 das zweitemal ergab. Unter Venedig gab es keine Conscription und keine Zehenten; die Jugend stellte sich freiwillig zum Kriegsdienste. Die allgemein herrschende Autonomie ging so weit, daß fast jede Gemeinde ihre besonderen Privilegien hatte. Natürlich haben die Bocchesen derlei nicht vergessen, und wenn auch die Verhältnisse sich wesentlich geändert und die Zeit um acht Decennien vorwärts gerückt ist, weiß man gleichwohl, daß in Sachen der Privilegien das historische Recht stärker zu sein pflegt, als die Staatsraison oder der Patriotismus. Zur Zeit Venedigs regierten in Cattaro die Nobili, und diese hielten es aus naheliegenden Gründen mit dem venetianischen

Conte und seinen drei ihm zugetheilten Patriciern. Der venetianische Extra-Ordinarius mischte sich nie in die internen Angelegenheiten der Verwaltung und fällte nur bei besonders schweren Verbrechen das Urtheil. Auch ist bemerkenswerth, daß die Republik von Cattaro keine Einkünfte bezog, und die einzige Abgabe nur in den Taxen bestand, welche die Schiffspatente, die aber nur alle drei Jahre erneuert wurden, abwarfen. Ein Irrthum aber ist es, wenn behauptet wird, die Krivoscianer hätten sich ihre Unabhängigkeit von den Türken erkämpft, wo es doch in Wahrheit die Venetianer waren, die das Joch brachen.

In der Bocche ist es überhaupt eine mißliche Sache, in Staats- und Verwaltungsfragen von älteren Besitzverhältnissen auszugehen. In solchen Fällen ist das Chaos, die Confusion, das Unsinnige unvermeidlich. Wir wollen nur einige Beispiele anführen. Perasto eroberten die Venetianer 1420, und es blieb bis 1797 ununterbrochen unter der Republik. Budua und der Landstrich Pastrovich fielen zwar gleichfalls 1420 den Venetianern zu, standen aber vorher zeitweilig unter ungarischer und serbischer Herrschaft. Im Jahre 1797 nahmen sie vollends die Montenegriner in Besitz, räumten sie aber beim Erscheinen der Oesterreicher unter General Rukavina im August desselben Jahres wieder. Gehen wir weiter. Castelnuovo wurde, wie wir bereits mitgetheilt haben, erst im Jahre 1538 von den Venetianern erobert, sie verloren es aber sofort wieder an die Türken, die es anderthalb Jahrhunderte (bis 1687) beherrschten. Die Župa — die vier Grafschaften — unterwarf sich 1647 den Venetianern, Risano erst 1649. Das Kloster Stanjewich in der Gemeinde Pobori (bekannt durch den verrätherischen Ueberfall im Jahre 1869) wurde von den Venetianern erbaut und stand nie auf montenegrinischem Boden, wohl aber überließen es jene im Jahre 1717 dem Vladika von Montenegro. Als dieser aber von den Türken nichts mehr zu fürchten hatte, kehrte er nach Cettinje zurück und das Kloster wurde wieder von den Venetianern übernommen. Oesterreich gelangte erst 1841 in dessen Besitz, indem es dasselbe von Montenegro abkaufte, zugleich mit der Landschaft Pastrovich. Hier liegt auf dem Rücken des Goli-Vrch jene Planina, welche wegen ihrer Hutweiden immer das streitige Object zwischen den österreichischen Unterthanen und Montenegrinern gebildet hatte.

Wenn wir uns zum Schlusse Rechenschaft darüber abgeben sollen, welchen Gesammteindruck die Bocche di Cattaro auf einen aufmerksamen Beobachter zu machen geeignet ist, so wird uns dieselbe nicht sonderlich schwer. Einen entschieden mächtigen Eindruck macht das Land selber auf alle Fälle. Alles Nebensächliche aber ruft sehr gemischte Gefühle hervor. Am besten ist es noch mit den kleinen Landschaftsbildern bestellt, von denen

Mädchen aus Pastrovich.

wir weiter oben förmliche Ketten dem Leser entrollt haben. Aber nicht in Allem waltet der idyllische Zug vor. Das macht sich nur von der See aus so; näher zugesehen, einige Stunden im Kreise der Einwohner verbracht, drücken unsere gute Stimmung wesentlich herab. Das ist gleich in Cattaro selber der Fall. Felsen und Befestigungen können den lieblichsten Ort zum Gefängniß machen. Nur wo der Mensch mildernd eingreift, kann das Starre, das Beängstigende an einer solchen Situation paralysirt werden. Auch Korfu beispielsweise hat seine Felsen und Forts; aber zu ihren Füßen grünen

und duften üppige Gärten, glänzt das Meer, wandeln frohe Menschen, welche vom Zauber des Phäakenglückes befangen sind, ohne es zu wissen.... Wer wollte solches von den finsteren Gesellen behaupten, welche man draußen vor der Porta Fiumera am Montenegriner Markt sieht? Ein zähes, tapferes Geschlecht mögen diese Hochländer sein, sympathisch kann sie uns kein serbisches Heldenlied, keine Türkenromanze, keine Liebesidylle machen. Da ist Alles hart, kalt, frostig. Die Menschen scheinen aus demselben Material gemeißelt zu sein, das ihre Hochberge erfüllt und über den Seen der Bocche herabdräut. Steinern, oder doch wie versteinert sind auch die Weiber, denen wir gegenübertreten. Im Knäuel gedrängt sitzen sie neben ihren Holzbündeln, welche sie aus einer Entfernung von sechs oder acht Stunden herbeigeschleppt haben. Sie nehmen keinen Antheil an den Geschäften ihrer Männer und senken den Blick zur Erde. Wer die sklavische Unterwürfigkeit des Weibes gegenüber dem Manne personificirt sehen will, der nehme sich eine Montenegrinerin zum Modell.

Dennoch ist das Leben und Treiben auf diesem Marktplatze zu Zeiten farbig und interessant. Man sieht prächtige Gestalten, sehnig, hager, aber starkknochig, mit scharfgeschnittenen Gesichtern. Neben dem weißen Waffenrock des Montenegriners sieht man das dunkle Kleid der Cattareser und Dobrotaner, die malerische Tracht der Risanoten. Einen unheimlichen Eindruck machen die Krivoscianer, denen die dürren Glieder in den defecten Kleidern zu schlottern scheinen. Und dennoch sind sie kräftiger als irgend ein benachbarter Stamm des illyrischen Festlandes, so schlecht ihre Nahrung, so primitiv ihre ganzen Lebensverhältnisse sind. Das Klettern durch Felsschluchten und über Hochberge, im Sonnenbrande und bei Winterstürmen, hat ihre Muskeln stahlhart, ihre Lungen wetterfest gemacht. Der gesündeste Mensch ist gegenüber diesen Naturkindern, deren ganze Nahrung in einigen Zwiebeln, Polenta, Obst, Käse und Wasser besteht, ein Schwächling. Er wäre keine fünf Minuten lang im Stande mit diesen auf gefährlichem Klettergange über Stock und Stein Schritt zu halten.

Auffallend ist nur die schlechte Gesichtsfarbe unter allen diesen Typenrepräsentanten in der Bocche. Hinter dem braunen Incarnat scheint sich häufig Blutleere zu verrathen. Doch ist das offenbar Täuschung. Bei den

Weibern contrastirt das tiefdunkle Auge mit dem braungelben Gesicht. Schön sind nur die ganz jungen Mädchen. Ein in die Länge gestrecktes schmales Gesichtsoval zeichnet sie aus. In ihm glühen zwei Flammenaugen wie schwarze Diamanten. Die Nase ist feingeschnitten, gleichfalls in die Länge gezogen, das Kinn rund, der Hals wohlgeformt und dünn, mitunter zu dünn. Der bekannte Maler J. Czermak hat den Typus der jungen Montenegrinerin sehr idealisirt. Immerhin geben seine Bilder auch Demjenigen, der nicht in der Lage ist, sich nach dem einen oder anderen Modelle umzusehen, einen annähernd richtigen Begriff von dem sogenannten montenegrinischen Schönheitsideal.

Der gebildete Officier oder Beamte — ein Fremder hält es in der Bocche keine vierzehn Tage lang aus — betrachtet den Aufenthalt in Cattaro als ein förmliches Exil. Nachdem der erste Rausch von der großartigen Landschaftsscenerie verraucht ist, macht sich eine tiefe Verstimmung, dann Verzweiflung, schließlich dumpfe Resignation geltend. Das Garnisonsleben freilich schafft sich seine eigene Welt und der österreichische Soldatenhumor hilft über die desperatesten Situationen hinweg. In den Forts und Blockhäusern aber findet auch der Humor sein Ende. Dort vermag, trotz geistiger Beschäftigung und verständiger Fügung in das Unvermeidliche, häufig nur der edle Rebensaft Stärkung und Lebensmuth zu geben.

Ein wahrer Kerker ist Cattaro. Sogar die Sonne fehlt diesem Neste, denn die paar Stunden, während welcher sie in den engen Kessel hinablodert, daß die Steine wie Metallplatten glühen, kommen nicht in Betracht. In den Nachtstunden aber ist Cattaro ein wahres Grab. Nicht ein Athemzug von Leben macht sich bemerkbar. Ueber dem schmutzigen Häusercomplex brütet Todtenstille, die nur ab und zu durch das Gebell eines Hundes unterbrochen wird .... So ist's in den kleinen Küstenstädten des Orients, wo nach Sonnenuntergang die Thorwachen die schweren Flügel in die Schlösser fallen lassen und alles Leben erstirbt .... Wie ein Schatten schleicht der verspätete Wanderer an den braunen Häuserfronten vorüber. Matte Oellämpchen flackern da und dort; sie machen aber das Bild wo möglich noch düsterer. In vielen Seitengassen gähnt schwarze Nacht. Jedes Geräusch berührt Einen unangenehm .... Anders freilich gestaltet sich ein

ſolches cattareſiſches Nachtbild, wenn der volle Mond über die weißen Zacken Montenegros emporſteigt und eine bleiche Lichtfluth in die Tiefe ſendet. Welch' ein Zauber, welch' eine berückende Phantasmagorie! Man fühlt ſich tauſend Meilen weit weg, mitten in ein Wunderland der arabiſchen Märchendichter verſetzt. Alles ſchwimmt in Silberwellen und durch die Cypreſſenwipfel rinnt es wie Funkenregen. Das Meer liegt wie gefroren

Am Geſtade bei Caſtel Laſtua.

vor uns, regungslos, ohne Ton, ohne ſichtbares Pulſen. Geiſterhaft ragt der hohe Vermač zum ſchwarzblauen Sternenhimmel empor. Durch ſeine Runſen kriechen ſchwarze Schatten, die runden, mondbeſchienenen Vorſprünge aber ſcheinen zu phosphoresciren. Man ſieht jede Furche, jeden Abſatz, jede Blockanhäufung .... Knapp neben uns aber hat die Poeſie ihr Ende. Hier kriecht ein dunkler Schatten längs der Mauer — eine halb verhungerte Katze; der borſtige Rücken des ſchwarzen Thieres giebt eine Silhouette, die aus der Hölle bezogen ſein könnte .... Vorbei! .... Ein Glockenſchlag, der Ton

einer leisen Stimme, der schwere Schritt der Rondesoldaten, der ersterbende Klang einer Mandoline: das ist Cattaro bei Nacht....

Auch die historische Vergangenheit des Ortes kann uns denselben nicht sehr sympathisch machen. An den Felsen, die ihn umklammern, ist zu Zeiten

Montenegrinisches Mädchen.

entsetzlich viel Blut geflossen. Ohne Kampf gab es in der Bocche durch Jahrhunderte kein Leben. Das Volk war zu Kampf und Fehde geboren und kannte keine andere Zerstreuung, und dies sozusagen bis auf den Tag. Wenn der äußere Feind fehlt, dann kehren die verzweifelten, wilden Gesellen die Mordwaffen gegen einander, Bruder gegen Bruder. Eines strittigen Weideplatzes halber kann noch heute das Blut von Verwandten

[illegible]

[illegible] Staatsgewalt in die gesell-
schaftlichen [illegible] auch unter Oester-
reich [illegible] Tendenzen haben nicht
[illegible] Clerus und damit

auch zugleich die geistige und sittliche Verwahrlosung des Volkes nach sich gezogen, sondern sie bahnten unter Einem dem Einflusse Rußlands den breiten Weg nach Süddalmatien. Dieser Einfluß datirt von geraumer Zeit her; man begegnete demselben namentlich vermittelst der Ingerenz des montenegrinischen Vladika in Süddalmatien und er ist bis zur Stunde wirksam geblieben. Die einheimische Regierung that für die Griechisch-Orientalischen wenig oder gar nichts; dafür war der »weiße Czar« um so splendider. So wurde beispielsweise in den Vierziger-Jahren unseres Säculums das verfallene griechisch-orientalische Kloster Prasquizza, südlich von Budua, mit russischem Gelde aufgebaut und die dortigen Mönche mit je 300 Rubeln jährlich dotirt. Solche Stiftungen giebt es in Dalmatien, in der Herzegowina ꝛc. die Menge .... Kommt man in Risano oder in anderen besseren Orten der Bocche in ein anständiges Haus, dann bemerkt man in der Regel an den Wänden des Fremdenzimmers eine beträchtliche Anzahl von Porträts in fremden Uniformen. Fragt man nach den Originalen, dann heißt es in der Regel: »Mein Oheim, russischer Staatsrath« — »mein Großvater, russischer Major« u. s. w. Der arme Pope wird nicht verschweigen, daß seine größeren Söhne »im Seminar oder im Gymnasium in Rußland« sind u. s. w.«

Sehr ergötzlich ist, was gelegentlich des letzten Aufstandes in der Krivoscie ein Correspondent in Bezug auf die geistige und sittliche Rohheit der dortigen »besser gesinnten« Bewohner erzählt. Es war während des Aufstandes im Jahre 1869. Das am Golfe von Risano gelegene Dorf Morinje war treu geblieben, ja, die Bewohner des Ortes unterstützten sogar mit der Waffe in der Hand die kaiserlichen Truppen gegen die Aufständischen. Man hatte dies hauptsächlich dem Einflusse des Pfarrers zu danken, der als »gebildeter« Mann galt, denn er erfreute sich der Kenntniß des Lesens und Schreibens. Eines Tages erschien derselbe an der Spitze einer Deputation in Cattaro und begehrte im Hauptquartier den commandirenden General, Grafen Auersperg, zu sprechen. Der leutselige General empfing die Deputation sofort aufs freundlichste. Der Pope fungirte als Sprecher und hielt in der einen Hand ein großes rothgeblümtes Taschentuch, in welchem etwas verborgen war. Mit der den Südslaven eigenen Emphase

erzählte nun der biedere Seelsorger, wie die Leute aus Morinje am Tage vorher einen erfolgreichen und blutigen Kampf gegen die Krivoscianer bestanden hätten. Er selber sei aber gekommen, um dem General die in diesem Kampfe gemachten Trophäen zu überreichen. Und hierbei breitete der Pope das rothgeblümte Taschentuch auf dem nächsten Tische aus. Der General war sichtlich betroffen und trat einen Schritt zurück. Die Trophäen bestanden nämlich in einer Anzahl von — abgeschnittenen Nasen. Die ganze Situation gebot dem General, daß er zu dem seltsamen Spiele gute Miene machte. Ja noch mehr, er war gewissermaßen gezwungen, nicht allein die Treue und Tapferkeit der »Junaci« (Helden) von Morinje in freundlicher Weise zu beloben, sondern ihnen überdies für ihr Verhalten eine Prämie aus der Dispositionscasse anzuweisen .... Der Fall ist zu bezeichnend. Um es mit dem legal gebliebenen Theile der Bevölkerung nicht zu verderben, mußte ein Vorgang gut geheißen und belohnt werden, der weit eher Anlaß zur strengen Ahndung gab. Man patronisirte auf diese Weise eine Barbarei, die außer auf dem Balkan, nur noch unter den rohesten Völkern des Erdballes im Schwange ist.

Korfu.

Wir kommen nun in einen Abſchnitt des Adriatiſchen Meeres, wo ſich die Eindrücke und Erinnerungen weſentlich anders geſtalten werden, als es in den iſtriſchen und dalmatiniſchen Gewäſſern der Fall war. Es iſt die Luft des Orients, welche uns fortan anweht. Zudem gehört faſt die ganze Südhälfte des Adriatiſchen Beckens der antiken Geſchichte an. Einige hervorragende Punkte dieſes Geſtades — des albaneſiſchen — werden wir beſuchen; im Uebrigen aber uns mit allgemeinen Bildern begnügen. An der Schwelle der Adria aber, wo ſich ihre

Fluthen mit denen des Joniſchen Meeres vermählen, ſoll uns das unvergleichliche Korfu länger in Bann halten; die freiwillige Gefangenſchaft wird ſicher von Nutzen ſein. Dort iſt ohnedies alles verklärt vom Zauber der Mythe und wenn auch die alten Phäaken längſt zu matten Schattenbildern verblaßt ſind, finden wir auf dem »Scheria« des Homer gleichwohl noch Vieles, was uns die ſchönſten Stellen der Odyſſee in Erinnerung bringt. Noch ſchatten dort die »Gärten des Alkinoos«, des Phäakenkönigs, duften Orangen und Jasmin, und murmelt der Potamos-Bach, bei dem einſt Nauſikaa's Angſtruf ertönte, als ſie des verwahrloſten »Dulders« Odyſſeus anſichtig wurde.

In Budua beſteigen wir den Lloyddampfer der »albaneſiſchen Linie«, der uns vorläufig bis Korfu bringen ſoll. Es iſt diesmal durchwegs eine »Küſtenfahrt«, denn im Innern von Albanien haben wir nichts zu ſuchen. Sicher iſt für den Hiſtoriker und Culturforſcher das Geſtade ſelber weitaus intereſſanter als das entlegene Feſtland. Dort ſind es die Erinnerungen an verſchollene Städteherrlichkeit — hier, im Innern, hat man mit der nichts weniger denn ergötzenden Wirklichkeit zu thun. Die Küſte iſt und bleibt eine Domäne des Luſtreiſenden, des Alterthumsfreundes und Künſtlers — das Innere die des geographiſchen Specialforſchers, des Ethnographen und modernen Politikers. Der Politik gehen wir aber ſcheu aus dem Wege; ſie würde uns unzweifelhaft das Concept verderben .... Zwar drängt ſich uns alsbald ein politiſches Moment auf, wenn wir die Felſen von Laſtua, das öde Geſtade bei Spizza, das aus einem Rahmen von Hochbergen und Waldgrün hervortretende Antivari hinter uns haben, und im Angeſichte von Dulcigno vorüberſteuern. Aus der Zeitgeſchichte kennt man dieſes alte Piratenneſt weit beſſer, als alle vergangenen Ruhmestage, welche ſich an Apollonia und Durazzo knüpfen. Ein wichtiger Küſtenort war Dulcigno nie, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Handelsthätigkeit der Dulcignoten zu Zeiten beſonderer Blüthe ſich erfreute. Hauptgeſchäft aber blieb durch Jahrhunderte der Seeraub, und es bedurfte der Energie eines Sulejman Paſcha, der gelegentlich die Flotte der Dulcignoten im Hafen bei Alt-Dulcigno Val di noce überraſchte und hiebei ein halbes Tauſend Schiffe in Brand ſteckte. Die Reſte jenes Alt-Dulcigno liegen an der Hafen-

bucht, welche sich eine Strecke nordwestlich der heutigen Ansiedlung öffnet. Am Rande dieser Bucht, die einstmals den Klipperschiffen der Dulcignoten als Sammelstelle diente, erheben sich einzelne ärmliche Hütten, im Ganzen etwa ein Dutzend.

Hinter Dulcigno, das heißt südwärts hievon, weicht die albanesische Küste weit nach Osten zurück. Das Gestade selber wird flach und sumpfig, zumal im Bereiche des Drin-Flusses, den der gleichnamige Golf aufnimmt. Nur bei Alessio ragen niedere Berge mit Felszacken und verkrüppelten, windzerzausten Pinien auf. Sie sind die Zierde dieses Küstenstriches und kein schöneres Bild läßt sich ersinnen, als die zerklüfteten Felstafeln ober der blauen See, wahre Reflectoren des Sonnenlichtes, das in breiten Bändern auf den Kalkhängen liegt. Die Pinien sind die dunklen Flecken daran. Manche schatten wie riesige Schirme. Andere drängen sich zu schwachem Kronendickicht zusammen, dessen Contour sich scharf von dem tiefblauen Himmel des Hintergrundes abhebt .... Die Pinie ist überhaupt diesem Küstenstriche charakteristisch, und nichts scheint uns natürlicher, als die Wahl dieses Baumes als Staffage zu einem Adria-Gemälde, wie es beispielsweise August Schäffer in seinem prächtigen Stimmungsbilde »Abend an der Adria« gethan. Die tiefe Bläue des Meeres, der ockergelbe Strand mit den wogenden Lichtwellen darauf, knapp ausgehend von den breiten Schatten, die einige kolossale Piniendächer nach abwärts werfen, darüber azurnes Firmament mit grellweißen Haufenwolken und weichgestimmte Halbtöne im Hintergrunde: so wird das Kunstwerk zur greifbaren Wahrheit und entzückt das Auge, das erinnerungsfreudig in dem Farbengewoge schwelgt.

Nach einiger Zeit treten die albanesischen Ufer wieder weiter nach Westen vor. Ein Vorgebirge nördlich von Durazzo — rings von Lagunenstrecken umgeben — nimmt sich fast wie eine Felsinsel aus. Es ist das Cap Rodoni, der südliche Eckpfeiler des Drin-Golfes. Durazzo selber liegt an der inneren Rundung einer Bai, die nord- und ostwärts ins Festland eingreift. Der erste Anblick dieser arg heruntergekommenen Stadt wirkt ernüchternd, ja, fast deprimirend auf den Besucher. Von allem antiken Glanze, von allen hehren Erinnerungen sind nur einige Steinblöcke übrig geblieben. Nicht einmal die Localität ist die gleiche, denn das berühmte Dyrrhachium

lag etwas nördlicher, dort, wo heute Sumpf- und Marschland ist — oder vielmehr dahinter, denn dieses letztere dürfte vor Zeiten noch Meeresboden, das heißt der Hafen der antiken Stadt gewesen sein .... Sie war bekanntlich die glanzreichste des alten Illyrien. Die Reste, die man heute sieht und die ziemlich ausgedehnt sind, geben einen Begriff von der Größe des Emporiums, in welchem ein immerwährendes Völkergewühl herrschte. Die Stadt war

Gegend bei Spizza.

der Ausgangspunkt der Via Egnatia, der großen Ueberlandstraße, welche von hier aus die ganze Hämus-Halbinsel bis Thessalonich quer durchzog und über Philippi, Trajanapolis und Hadrianopolis (Adrianopel) nach Byzanz lief. Mit Benützung der Via Appia konnte man einschließlich des Seeweges von Brundisium (Brindisi) bis zur illyrischen Küste in circa vier Tagen von Rom nach Dyrrhachium gelangen. Kein Wunder also, daß hier der Orient und Occident ihre Reichthümer tauschten, daß die südlichen und östlichen Völker hier zusammenströmten und die prächtigen Gassen vom

Kriegslärme der römischen Legionen wiederhallten. Im Hafen schaukelte permanent ein Wald von Masten, denn Dyrrhachium war die bedeutendste Handelsstadt des näheren Orients. Roms Glanz, Macht und Größe fanden in jener Stadt eine getreue Copie. Zahlreiche Berühmtheiten der Siebenhügelstadt besuchten sie, wie es auch bekannt ist, daß Cicero auf kurze Zeit hierher exilirt wurde. Das Exil dürfte ihn unter so bewandten Umständen kaum schwer gedrückt haben. Von Roms Koryphäen, die das Kriegshand-

Albanesisches Gestade.

werk nach Dyrrhachium führte, seien nur die drei berühmtesten: Cäsar, Pompejus und Augustus genannt. Justinian verschönerte die altberühmte Stadt, und die Gothenkönigin Amalasuntha, Tochter des großen Theodorich, bewohnte in ihr einen prächtigen Palast . . . . Dann aber brach das Unheil allmählich herein. Mitte des VI. Jahrhunderts beginnt die slavische Bedrängniß, kurz hierauf die bulgarische, im XI. Jahrhundert die normannische. Bei Durazzo (wie es nun hieß) schlug Robert Guiscard 1082 den griechischen Kaiser Alexius. Wie eine andere Entscheidungsschlacht, in deutschen Gefilden, fiel sie auf den 18. October . . . . »Zahllos wie Heuschrecken« bedeckte die

Armee des Paläologos die Ebene nördlich von der Stadt. »Die Ritter des Herzogs Robert hatten sich die Nacht über durch den Empfang der heiligen Sacramente in der Kirche des heil. Theodor dazu vorbereitet. Robert commandirte das Centrum, sein Sohn Bohemund den Flügel, der sich gegen die Berge lehnte (also wohl den rechten), und der Graf Ami den linken, der gegen das Meer zu stand. Die Herzogin Sigel-Gaitha selber führte eine Schaar der Normannen. Bohemunds Tapferkeit, die er in diesem einen Kampfe entwickelte, wäre genügend, seine ganze poetische Berühmtheit zu rechtfertigen. Die Byzantiner ließen 6000 Todte zurück und flohen. Ihre Armee, die fünfmal stärker war, war vom Hügel und der Kirche des heil. Nikolaos herabgekommen, also von Norden, dem Meere entlang und immer mit Anlehnung an dasselbe, an die dort befindliche Flotte und durch die Plänkler der Fremdengarde auch in fortwährender Verbindung mit der Festung Durazzo selber gestanden. Der Kaiser persönlich führte die Vorhut. Seine Tochter Anna Komnena giebt der türkischen Hilfstruppe die Schuld der Niederlage. Sie lag aber wahrscheinlich in der unwiderstehlichen Kampfesweise der Normannen. Es war eine jener im Alterthume nicht seltenen Schlachten, wo nur durch die individuelle Tapferkeit aller Einzelnen der Sieg entschieden wurde, und das wohl allein sind Heldenkämpfe zu nennen, würdig wie die von Troja besungen zu werden. Diese anderthalbjährige Belagerung von Durazzo wartet noch ihres Homeros. Fähig und würdig seines Liedes ist sie« .... Nun ist der Ort versumpft und verseucht, eine echte und rechte Türkenstadt, die nicht eines halbstündigen Besuches werth ist.

Was dieses Gestade trotz aller Vereinsamung interessant macht, das sind die Formen und Farben in den Landschaften. Man sehe beispielsweise — von Durazzo abgewendet — nach Südost, dorthin, wo zwischen zwei Bergrücken, von denen der seeseits ganz isolirt ist, die weite Ebene von Kavaja sich öffnet. Das tiefe Blau des Meeres verschwimmt im Blaugrün des Gestades, dahinter folgt ein unbeschreiblich durchsichtiges Rauchblau, nach dem Hintergrunde in immer zartere Nuance übergehend. Dort, wo noch immer Ebene, scheint der Horizont unbegrenzt. Es ist ein zweites, zwischen Bergen eingezwängtes Meer. Segel darauf sind die weißen Minarete der Ortschaften. Auf den Bergen kleben grüne Waldflecken. Man bekommt

diese Ebene wieder zu Gesicht, wenn der seeseits liegende Bergrücken (Monte Bičerid) umschifft ist. Ein ansehnlicher Fluß wälzt dort seine Fluthen in die See. Es ist der Skumbi (oder Schkumbi), unter den Ethnographen gekannt als Grenzscheide zwischen den ghegischen und toskischen Albanesen. Von hier ab, bis zur Vojussa im Süden, ist das Küstengebiet vollständig eben. Man sieht allerorts Lagunen, Sumpf- und Schilffelder. Die Bergzüge des Hintergrundes lösen sich fast in Dunst auf. Zwischen Skumbi und Semeni, oder südlicher bei der Vojussa, muß sich irgendwo jene Scene zwischen Cäsar und seinen Bootsleuten zugetragen haben: die Sturmnoth und des Gewaltigen Zuruf an den Steuermann des schwanken Kahnes: »Du trägst Cäsar und Cäsar's Glück — steuere guten Muths!« .... Die Gegend ist vollkommen einsam. Wo zwischen den Strandseen festes Land sich dehnt, unterbricht grüner Buschwald das graue Flachland. Möven schweben darüber und ihr weißes Gefieder glänzt durch den Dunst, der sich goldig färbt, wenn drüben im Westen die Sonne unter den Horizont taucht. Der bergerfüllte Hintergrund ist von unbestimmter Umrahmung. Ab und zu taucht ein Felsklotz auf und verschwindet wieder im ziehenden Gewölk, das so grau wie der Himmel und der Fels ist.

Die Küstenscenerie ändert sich mit einem Schlage, wenn man das Delta der Vojussa hinter sich hat und in den kleinen Golf von Valona einfährt. Unmittelbar auf der Höhe der Einfahrt sieht man linker Hand am nördlichsten Vorsprunge eines niederen Hügelzuges ein unansehnliches Kloster hängen. Es heißt Pollonia (oder Bolena), erinnert also an Apollonia, von dem wir wissen, daß es eine Gründung der Korinther war. Hier traf den sorglosen Augustus, der mit Apollodorus von Pergamos griechische Rhetorik trieb, die Schreckensbotschaft von dem tragischen Ende seines Adoptivvaters am Fuße der Säule des Pompejus. Auf Apollonia bezieht sich auch eine Stelle bei Plutarch. Sie betrifft Sulla, der sich in der Stadt geraume Zeit aufhielt .... Als derselbe im Begriffe war seine Armee nach Italien überzusetzen, »entstand in ihm die Besorgniß, sie möchten, sobald sie dahin gelangten, sich in ihre Städte zerstreuen. Und er wollte noch hinüberfahren gegen 15 feindliche Feldherren, die an der Spitze von 270.000 Mann standen. Allein aus eigenem Antriebe leisteten die Truppen den Eid bei ihm

zu bleiben und soviel an ihnen sei, Italien keinen Schaden zuzufügen. Sie thaten noch mehr. Da sie sahen, daß er Geld brauchte, brachten sie ihm freiwillig Geschenke dar, ein Jeder nach seinem Können. Sulla nahm dieses Opfer nicht an, lobte aber ihren guten Willen, ermunterte sie zu fernerem Eifer und fuhr dann hinüber. Die Gottheit gab ihm aber die deutlichsten Anzeichen glücklichen Erfolges.«

Von diesem Apollonia ist eine einzige Säule übrig geblieben. Das Gestade, wo die Stadt gestanden, tritt weit zurück und die weitläufige Bucht von Valona nimmt uns auf. Vom Meere aus sieht man nur die Minarete des kleinen Türkenstädtchens. Avlona besaß nie ähnliche Berühmtheit wie Apollonia, war aber im Mittelalter, zumal während der Normannenkriege eine vielgenannte und selbst bedeutende Stadt. Die große Bucht mit ihrer schützenden Gebirgsumrahmung gewährte den Schiffen Robert Guiscard's häufig Zuflucht. So wurde Avlona im XI. und XII. Jahrhundert Ausgangspunkt jener beiden großen Expeditionen, welche Robert und Bohemund gegen das byzantinische Reich durchführten. So günstig sich aber der Hafen als Flottenstation erwies, so gefährlich wurde den normannischen Heerhaufen das umliegende wilde Gebirgsterrain, in welchem sich verwegene illyrische (albanesische) Freischaaren tummelten. Von ihrer Kampfweise, die sich meist in kühnen Ueberfällen ausprägte, hatten die Invasionstruppen ungemein viel zu leiden .... Dieses Gebiet — das Chimara-Gebirge — ist mit dem classischen »Keraunien« identisch, der Unterwelt der Alten, mit dem »donnergetroffenen« akrokeraunischen Ansatz, der mit dem Festlande die Bucht von Avlona einschließt. Vom Hafen aus, den ein Kranz von bleichgrünen Olivenwäldern schmückt, übersieht man nur den geringsten Theil der wilden Keraunien. Valona selber liegt im Grün jener Olivenhaine und von den Höhen sehen einige Derwischklöster aus dem Baumgewoge hervor. Man hat, um zur Stadt zu gelangen, vom flachen Gestade aus eine Strecke von zwanzig Kilometer nordwärts zurückzulegen. Die Ebene ist stellenweise sogar sumpfig und geht nach Nordwesten in einen größeren Strandsee — die Lagune von Valona — über, an deren Rande zwei kleine Klöster liegen. Längs dieser Lagune geht es zum Pollonia-Kloster, das ungefähr vier Stunden nördlich von Avlona liegt. Erquickender ist der Weg am Ostrande

des Golfes, das heißt im Süden der Stadt. Er geht hart unter dem Berghange und stellenweise im Schatten der Oelbäume. Man gelangt so in circa drei Stunden an das innerste Ende des Golfrundes, in die Ebene des Ducali-Thales. Rechter Hand (im Westen) zieht der Felswall der Akrokeraunia, im Südosten steigen die Keraunien empor. An ihren Felszinnen sind düstere Sagen haften geblieben. Wenn die heutigen Chimarioten einen fast 6000 Fuß hohen Gipfel den »Monte Tartari« nennen, so ist dies nichts anderes, als der moderne Ausdruck für eine uralte Vorstellung. Der Acheron — einer der beiden Flüsse, welche nach hellenischer Vorstellung den Tartarus umströmten — ist räumlich ohnedies nicht weit entfernt. Er »rieselt« noch immer »wie Seufzer der Sterbenden« in der Suli-Wildniß im südlichen Epirus.

Horch — wie Murmeln des empörten Meeres,
Wie durch hohler Felsen Becken weint ein Bach,
Stöhnt dort dumpfig tief ein schweres leeres
Qualerpreßtes Ach.

Jenseits, am offenen Gestade, wo die Wogen des Scirocco-sturmes oft mit furchtbarer Gewalt an diese »eiserne« Küste, wie Murray sie nennt, anbonnern, öffnen sich zwei Höhlen, welche offenbar die Fluth in die Kalkwand eingefressen hat. Sie mögen jene Pforten zur Unterwelt gewesen sein.

Ferne, wo tief sich eröffnet der Abgrund über dem Erdreich,
Den die eiserne Pforte verschließt und die eherne Schwelle
So weit unter dem Aïs, wie über der Erd' ist der Himmel.

In urältester Zeit stand auf diesem Gebirge ein Tempel der rachedürstenden Eumeniden. Er ist längst vom Erdboden verschwunden. Nur die finstere Tartaruspforte ist noch da und zuweilen schleudert Zeus seine Donnerkeile in die Felspanzer des Küstengebirges. Namentlich großartig präsentirt sich dieses letztere, wenn man die Bucht von Avlona verlassen hat und dem Felsgestade entlang nach Südost steuert. Ungegliedert wie eine Mauer steigt es aus dem Meere empor. Meist ragt die höchste Spitze der Keraunien in breitlagerndes Gewölk hinein .... Wenn die See an dieser insel- und hafenlosen Felsmauer tobt und die Blitze die hoch oben ziehenden Wolkenbänke durchzucken, das Rollen des Donners mit dem der wilden Brandung sich vereint: dann fällt es nicht schwer, den Sprung von einigen Jahr-

tausenden aus der greifbaren Wirklichkeit zurück in die urälteste Heroen- und Sagenzeit zu machen.

Die Nordwestspitze der Akrokeraunien — das Cap Glossa — bildet den östlichen Eingangspfeiler an der Schwelle des Adriatischen Meeres zum Jonischen Meere. Der westliche ist das Vorgebirge nördlich von Otranto. Nach diesem letzteren führt die, in der Luftlinie zehn deutsche Meilen breite, Meeresstraße den Namen. Streng genommen müßte also unsere Küstenfahrt bei Avlona ihr Ende finden und an der italienischen Küste drüben ihre Fortsetzung erhalten. So strenge wollen wir uns aber in diesem Falle an die geographische Grenzlinie, die ohnedies nur eine ideale ist, keineswegs halten. Nur wenige Stunden von Avlona entfernt und sozusagen am südlichen Ende der »Straße von Otranto« gelegen, laden die lieblichen Gestade von Korfu zu längerem Verweilen. Hier, in Korfu, laufen ohnedies die Dampferlinien, welche das Adriabecken nach allen Richtungen durchqueren, wie die Sonnenstrahlen in einem Brennglase zusammen.

Steuern wir also die kurze Strecke ins Jonische Meer hinaus. Es geht im Angesichte der Keraunien längs der Küste in südöstlicher Richtung. Eine einzige Zwischenstation liegt auf unserem Wege: Santi Quaranta. Bucht und Häusergruppe liegen bereits im engeren Bereiche von Korfu. Der stattliche Monte Salvatore am Nordende der Insel liegt zum Greifen nahe. Es ist eine dunkle, nicht allzu hohe Bergmasse mit Doppelgipfel und tief eingerissenen Runsen, die mit dunkelblauen Schatten gefüllt sind ....

Und welch' eigenthümlicher Scenenwechsel hat sich am albanesischen Gestade vollzogen! Das epirotische Küstengebirge ist förmlich verschwunden und nur niedere Strandhügel säumen das Vorland, hinter welchem in stundenweiter Ferne, wie in blasse Schleier gehüllt, die Höhen des Drynosbeckens emportauchen. An diesem Gestade liegt – nur zwei Stunden südlich des Hafens von Santi Quaranta – Butrinto, dessen Vergangenheit bis ins trojanische Zeitalter hinaufreicht. Virgil singt:

Schnell versinken vor uns der Phäakier luftige Hügel,
Und wir gleiten vorbei an Epirus' Gestaden und laufen
In den chaonischen Port, und betreten das hohe Buthrotum.

Nach Neptolemus Tod fiel einiger Theil des Gebietes
Endlich dem Helenus zu, der die Felder chaonische nannte,
Und Chaonia allen Bezirk nach dem trojischen Chaon,
Auch hier Pergamus baut' und ein ilisches Schloß auf den Anhöh'n.

Mag dieses »ilische Schloß« auch der Mythe angehören: Trümmer des einst weitberühmten Buthroton sind noch immer vorhanden. Dennoch ist es zweifelhaft ob dieses je eine große Stadt gewesen. Dagegen spricht vor Allem der fühlbare Raummangel. Es ist ein ganz schmaler Streifen Landes, der von Santi Quaranta abgeht und an seinem südlichen Ende sich keulenartig erweitert. Dieses so gekennzeichnete Land wird auf drei Seiten von Gewässern umschlossen: im Westen vom Meere, im Osten von einem See (dem von Butrinto), im Süden endlich von dem Schifffahrtscanal, der uns in das Binnengewässer bringt. Der Keulenkopf selber ist von Meeresbuchten durchfressen, nicht sehr hoch und auch nicht massig.... Trotz alledem giebt die Localität eine der prächtigsten classischen Stätten ab. Man steuert durch den schilfbewachsenen Schlammfluß, der die Verbindung zwischen Meer und See herstellt, in fast geisterstiller Einsamkeit. Wäre nicht das Wassergeflügel, und hin und wieder die Staffage eines albanesischen Hirten, so wäre man verleitet, an einen bösen Spuk zu glauben, an das Werk eines Dämons, der dieses Land im Bann hält. Es gab übrigens vor Alters zwei Niederlassungen an dieser Stelle: die ältere und älteste nördlich des Schlammflusses, und die jüngere — eine Schöpfung der Venetianer — südlich desselben. Von beiden Niederlassungen sind nur einzelne Fragmente vorhanden: ein Thurm da, ein Thurm dort und Reste von Wallmauern — Alles von Schlinggewächsen, Feigengebüsch, Lianen und stachlichtem Gewächs wild überwuchert und durchwuchert. Kaum daß der Fuß durch diese Wildniß sich seinen Weg zu bahnen vermag. Wo die Akropole des römischen und byzantinischen Buthroton stand, und wo sich noch cyklopische Grundmauern vorfinden, taucht heute die Burghöhe mit ihren verwitterten Mauerzügen in eine Bucht des stillen, schilfbekränzten Sees ab. Nur animalisches Leben regt sich in dieser Wasserwüste; der Mensch hat sich im Laufe der Zeit aus ihr zurückgezogen, während die spärliche Vegetation in der Fieber- und Sumpfluft abstarb. Der See ist ungemein schlammig und der Tummelplatz zahlloser Pelikane und Wildenten. Hin

und Bewohnerzahl. Nachdem es in byzantinischen Besitz übergegangen war, blieb es fast unaufhörlich westlichen Feinden ausgesetzt, von denen sich zuerst die Normannen einfanden. Robert Guiscard und Bohemund hatten sich hier, wie am mittelalbanesischen Gestade, festgesetzt. Bei dem bald hierauf erfolgten

Albaneſe aus Durazzo.

Angriffe auf Korfu ließen die Normannen 10.000 Leichen — Opfer des Sumpffiebers — am Schilfgestade von Butrinto zurück; der Rest aber bezwang, nachdem Verrath mitgespielt hatte, die Venetianer auf Korfu. Das Normannenthum war aber nur eine Episode und in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts gelangte Butrinto in dauernden Besitz der Venetianer. So ward es zum Zankapfel der Republik und des Großsultans. Zweimal

erschienen die Osmanen mit großer Heeresmacht vor dem festen Platze, 1470 und 1502; beim zweiten Angriffe fiel er sogar in die Hände des Feindes. Der Besitz war aber nicht von Dauer. In den folgenden Jahrhunderten hatte Butrinto manch heftigen Angriff abzuwehren und Venedig machte die größten Anstrengungen, um es zu behaupten. Erst im Frieden von Campo Formio ging es endgiltig an die Türken verloren. Seitdem ist der See versumpft, der Fluß verschlammt, die Fortificationen, die so viel Blut fließen sahen, fielen in Trümmer und Todesschatten brüteten über den Rohrfeldern. Glanz und Thatendrang gingen verschollen und an ihre Stelle traten Schmutz, Verfall und Pestilenz ....

Zwischen Butrinto und dem nordöstlichen Theile von Korfu, den der Monte Salvatore ausfüllt, windet sich ein nur zwei Seemeilen breiter Meerescanal. Hat das Schiff ihn durchsteuert, so tritt gerade im Süden die Stadt Korfu in das Bild ein. Es ist ein leuchtender Streifen, der auf der blauen See aufruht, dahinter ragen dunkle Berge und vervollständigt ein grünes Gelände den weiteren Rahmen .... Das albanesische Festland gegenüber ist der reine Gegensatz: nackte Berge, im Vordergrunde unansehnlich, gegen Osten aber immer mächtiger ansteigend, bis die letzten hochaufragenden Felshörner in den Wolken verschwimmen. Hier also graue Bergwildniß, mannigfach den Formen nach, aber eintönig in der Farbe; dort ein bergiges in weiche Linien geschwelltes Eiland, aber von einem Farbenzauber überthaut, der es zu jener Wunderinsel gestaltet, als welche uns das Land der Phäaken vorschwebt. Auffallend an dem, noch immer im röthlichen Dunste der Ferne schwimmenden Städtebilde ist ein massiges, nach Osten vorspringendes Vorgebirge — eine veritable Küstenwarte. Kommt man näher, so trennt sich der Uferklotz in zwei Felshäupter, welche von Wallmauern umgürtet sind. Dazwischen zieht — wie ein verbindender Grat — anderes Mauerwerk. Diese Uferhöhe — die Citadelle — bleibt in einiger Entfernung links liegen, wenn wir in den Hafen von Korfu einfahren.

Wir haben das romantischste, zauberhafteste Stück Land auf unseren Adria-Fahrten erreicht. In der That könnte sich der Reisende kein schöneres Ziel wünschen. Er ist hier mit einem Fuße im Occident, mit dem anderen im Orient. An den Ersteren gemahnen Behaglichkeit, Sauberkeit, europäische

Bauten, stattliche Fortificationen — an den Letzteren die Mannigfaltigkeit an Farben, die babylonische Sprachenverwirrung, der leuchtende Himmel und der Reichthum an Typen, aus welchen sich die Bewohnerschaft zusammensetzt .... Der erste Punkt, den der Fremde auf Korfu kennen lernt, ist die Spianata, der grüne Platz mit seinen schattigen Ulmen und Cypressen und dem duftenden Rosendickicht im Norden, wo der englische, im antiken Style aufgeführte Regierungspalast die Anlagen abschließt. Dieser Platz erweist sich für den Besucher, welcher zum erstenmale seinen Fuß auf den Boden von Korfu setzt, vortheilhaft genug. Von Norden nach Süden fortschreitend bleibt die unterste Häuserzeile der Stadt zu seiner Rechten. Links liegt ein Theil des Hafens, weiter die Felshöhe mit der Citadelle, deren dunkle Cypressen die ernsten Linien der fortificatorischen Anlagen vortheilhaft durchschneiden, zuletzt kommt die Terrasse, von der aus man in den südlichen, leider etwas vereinsamten Hafen der Stadt, in jenen von Castrades hinabblickt. Wenn der nördliche Hafen durch das laute Leben, welches sich in ihm drängt, den Besucher anregt, so zieht ihn die stille Bucht von Castrades nicht minder an. Die herrliche Via Marina säumt das westliche Gestade. Daran stoßen die Vorstädte Molino Veneto und Castrades und folgen die Höhen von Kardakio mit der königlichen Villa, die, wie das ganze Gestade längs der Via Marina, im üppigsten Gartengrün begraben liegt. Ganz unvergleichlich schön ist das Meer, wenn man es vom Südende der Spianata überblickt: ein leuchtendes Hellblau mit weißen Segeln darauf, die bei mäßiger Tramontana das Felscap der Citadellenhöhe anlaviren. In der Ferne dämmern die Küstenhöhen des Epirus und purpurnes Helldunkel füllt die entlegenen Buchten des Festlandes aus.

Die Citadelle — gewöhnlich Fortezza vecchia genannt — hängt nur durch eine Brücke mit dem Festlande zusammen. Das felsige Vorgebirge wurde zur Insel, als die Venetianer durch den schmalen Isthmus einen Canal führten, und auf diese Weise gleichzeitig die beiden Häfen der Stadt miteinander verbanden. Von außen zeigt die Felshöhe unersteigliche Abstürze. Kein Sterblicher vermöchte diese schroffen Wände, an die die Brandung des Meeres anschlägt, zu erklimmen. Die fortificatorischen Anlagen auf den Scheiteln der beiden Felszacken machen die Uferhöhe vollends uneinnehmbar.

Im Innern der Citadelle ist auffallend viel Raum vorhanden. Erst wenn man ihn gesehen, begreift man, daß zu Zeiten die ganze Stadt in diesen Mauerpanzer eingezwängt werden konnte; denn die offene Unterstadt war gegen Corsaren, Saracenen und Türken kaum zu vertheidigen. Dennoch sind die Fortificationen keine vierthalb Jahrhunderte alt. Sie haben aber ihre Geschichte. Wer auf seinem Citadellengange das Standbild unten auf der Spianata sich in Erinnerung bringt — das des Marschalls Schulenburg — der wird daran gemahnt, daß dieser Held es war, welcher die Festung gegen die anstürmenden Türkenschaaren erfolgreich hielt und die drohende Gefahr abwendete.... Aus dem schlichten deutschen Schulenburg haben die Korfioten einen »Scalimborgo« gemacht. So wenigstens lautet der Name auf dem Denkmale, welches im Jahre 1717 der dankbare Senat der Republik Venedig dem Marschall setzen ließ.... Die neueren Anlagen im Innern der Citadelle und manches an den Befestigungswerken rührt von den Engländern her, die, wie man weiß, über die »Vereinigten Staaten der Jonischen Inseln« vom Jahre 1815 bis 1863 das Protectorat ausübten.

Wer Korfu zum erstenmale besucht, wird gut thun, vor jedem anderen Stadtgange von der Spianata aus — wo ohnedies die größeren Hôtels liegen — die Citadellenhöhe zu besteigen. Fast die ganze Insel — jedenfalls ihre schönsten Partien — liegen vor seinen Blicken. Es ist eine Reliefkarte im großen Maßstabe, ein Panorama, wie keine griechische Insel eines ähnlichen sich rühmen kann. Vor sich im Norden hat man das ockergelbe Inselchen Vido, das den Hafen von Korfu nordwärts deckt und in der englischen Occupationszeit mit Befestigungen versehen war; weiter nach Nordwesten hin öffnet sich die weitläufige Bucht von Govino mit dem stattlichen Monte Salvatore im Hintergrunde. Landeinwärts überblickt man die ganze Stadt, die Vorstadt Manduchio, die Wege, welche ins Innere der Insel führen, einzelne Dörfer auf dem flachen Lande und die weichgeformten Berge und Hügel der Landschaft zwischen der Stadt und dem hochragenden Monte Decca im Südwesten. Am schönsten aber ist das Gestade im Süden: Castrades mit der Via Marina, die Gärten auf den Stätten des alten Korkyra — und wie die Odyssee-Commentatoren meinen, auch jene der Stadt des Phäakenkönigs Alkinoos — die flachen Ufer des Binnenhafens

von Kalichiopulo, zu dessen versumpftem Ufer der Bach Cressida — wohin mitunter die Scene zwischen Nausikaa und Odysseus verlegt wird — hinabrieselt. Den weiteren Rahmen bilden die Olivenhaine von Gastura und die Orangengärten von Benizze .... All' diese Gestade spiegeln sich in einem Meere wieder, dessen bestrickenden Glanz kaum der Pinsel, geschweige die Feder wiederzugeben vermöchte. Ehe wir noch mit dem heutigen Korfu, das uns doch näher als jede antike Erinnerung liegt, bekannt geworden sind, bevölkern sich diese unvergleichlich lieblichen Gestade und Landschaften mit dem Fabelwesen der Sage, mit den Heroengestalten der ältesten Geschichte. Der ganze phäakische Zauber ist mit einem Schlage erwacht. In den Gärten von Castrades wird es lebendig und im Trümmerwerk der Paläopolis spuken am helllichten Tage Gespenster. Wir stehen am Südrande der Citadellenhöhe, dort, wo in den Felsrunsen Cactusdickicht wie in erstarrten Cascaden in die Tiefe sich senkt, und haben die »Stadt des Alkinoos« vor uns, von

> Mauern umringt — an jeglicher Seit' einen trefflichen Hafen
> Und die Einfahrt schmal.

Diese beiden Häfen sind: der von Castrades im Osten, der von Kalichiopulo im Westen. Auf dem Isthmus zwischen beiden soll die Stadt gestanden haben. Kein Beweis erhärtet diese Annahme; aber die Sage hat die Stätte, wo der »göttliche Dulder« bei den Phäaken gastfreundliche Aufnahme fand, für immerwährende Zeiten geheiligt. Wir werden später dort ankehren und uns mit diesem Gegenstande eingehender beschäftigen. Mit einem letzten Blick auf das in den wärmsten Farben prangende See- und Landschaftsbild, verlassen wir die Citadelle und kehren zurück auf die Spianata, wo die elegante Welt von Korfu lustwandelt und heitere Kinder sich tummeln. Unser Weg führt nordwärts durch die Gasse Nikephoros zum Hafen hinüber. Die genannte Gasse ist die Hauptader der Stadt, und wie nirgend anderwärts drängt sich hier, wo der Orient und der Occident ihre Erzeugnisse tauschen, das hastige Leben des Südens. Freilich darf man weder an die Gasse, noch an das in ihr herrschende Leben den gleichen Maßstab wie bei den großen Emporien des Ostens legen; denn Korfu ist an sich eine kleine, erst in der Entwicklung begriffene Stadt von höchstens 25.000 Bewohnern. Am buntesten ist das Treiben in der Nikephorosgasse

und wieder sieht man im Rohr die schwarze Körpermasse eines Büffels, der, wie sein Geschlechtsgenosse in den pontinischen Sümpfen, seinen harten rissigen Körper stundenlang in der schlammigen Fluth aufquellen läßt.

Es war nicht immer so stille in und um Buthroton. In der Römer-

Albanesin aus Durazzo.

zeit war diese Küstenwarte eine Station auf der großen Militärstraße, welche von Avlona ab längs des epirotischen Gestades bis hierher und von hier ab durch die griechischen Nordprovinzen bis Athen einerseits, und bis Thessalonich andererseits führte. Es war, beiläufig erwähnt, der südlichste Küstenpunkt, den Cäsar in Epirus betreten hatte. Sicher war Buthroton schon damals mehr seiner Lage wegen von Bedeutung, als durch Ausdehnung

und Bewohnerzahl. Nachdem es in byzantinischen Besitz übergegangen war, blieb es fast unaufhörlich westlichen Feinden ausgesetzt, von denen sich zuerst die Normannen einfanden. Robert Guiscard und Bohemund hatten sich hier, wie am mittelalbanesischen Gestade, festgesetzt. Bei dem bald hierauf erfolgten

Albaneje aus Durazzo.

Angriffe auf Korfu ließen die Normannen 10.000 Leichen — Opfer des Sumpffiebers — am Schilfgestade von Butrinto zurück; der Rest aber bezwang, nachdem Verrath mitgespielt hatte, die Venetianer auf Korfu. Das Normannenthum war aber nur eine Episode und in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts gelangte Butrinto in dauernden Besitz der Venetianer. So ward es zum Zankapfel der Republik und des Großsultans. Zweimal

obwalten: Die Phantasie und die Odyssee-Interpretation hat sie längst festgestellt. Die Phäakenstadt erstreckte sich in dem Raume vom Nordrande der Kalichiopulo-Bucht im Westen bis zu jener von Castrades im Osten, also über den Isthmus, an welchem die korkyräische Halbinsel hängt. Natürlich zog die Anlage auch noch bis zu dieser herab, hatte vielleicht noch ein Bergviertel, als Mittelglied zwischen Stadt und Burg, welch' letztere die

Die Bucht von Cardakio mit dem „Phäakenschiff".

Uferhöhe bei der heutigen Villa Reale krönte. Der Weg, den Odysseus vom Rettungsplatze aus nahm, ging rückwärts, das heißt im Westen der jetzigen Stadt, von der Potamos-Mündung über die Hügel zwischen der Vorstadt Manduchio und dem Dorfe Alipi, so daß der Eingang der Alkinoos-Stadt im Norden bei dem heutigen Castrades, hinten, in den Ackerfeldern und Gärten, zu denken ist ....

Der Palast des Königs war sehr prächtig. Goldene und silberne Hunde hielten vor der Pforte, die aus massivem Golde war und in silbernen

Vater und bittet um einen bespannten Wagen, um zur Wäsche zu fahren. Das Verlangte geschieht. Nausikaa und ihre Mädchen sind flink bei der Arbeit, beenden sie, tanzen hierauf und spielen Ball. Als dieser ins Wasser fällt, schreien sie auf. Auf diesen Lärm hin erwacht Odysseus. Sein Zustand ist freilich nicht sehr empfehlend, und einige abgebrochene Olivenzweige bilden die provisorische Toilette. Natürlich suchen die erschreckten Mädchen das Weite, Nausikaa ausgenommen; Odysseus fleht zu der ihm erschienenen »Göttin« (wie er meint), und die Königstochter befiehlt nun ihren Gespielinnen für den Schiffbrüchigen Kleider zu beschaffen, die an den Strom gelegt werden. Gebadet und gesalbt, tritt er wieder vor Nausikaa, und diese ist bezaubert von dem Fremden, der wie ein Halbgott anzusehen. Sogar ein heimliches Verlangen schleicht sich in des Mädchens Herz, denn ihr Wunsch ist, einen solchen Gemahl zu erhalten, »wohnend in unserer Stadt, und gefiel es ihm selber, zu bleiben!« ....

Griechin von Korfu.

Von der Rettungsstelle geht es in die Stadt. Odysseus folgt dem Wagen, muß aber zurückbleiben, als die Mädchen vollends heimkehren. Vor den ungebührlichen Späßen der Phäaken ist der göttliche Dulder dadurch geschützt, daß Athene Nebelschleier ausbreitet. Dann erscheint sie selber als Wasserträgerin und führt ihn vor den Palast des Königs .... Die Frage ist nun die, wohin wir uns diesen zu denken haben? Ueber die topographische Situation der »Stadt des Alkinoos« mögen für den Zweifler Bedenken

obwalten: Die Phantasie und die Odyssee-Interpretation hat sie längst festgestellt. Die Phäakenstadt erstreckte sich in dem Raume vom Nordrande der Kalichiopulo-Bucht im Westen bis zu jener von Castrades im Osten, also über den Isthmus, an welchem die korkyräische Halbinsel hängt. Natürlich zog die Anlage auch noch bis zu dieser herab, hatte vielleicht noch ein Bergviertel, als Mittelglied zwischen Stadt und Burg, welch' letztere die

Die Bucht von Cardakio mit dem „Phäakenschiff".

Uferhöhe bei der heutigen Villa Reale krönte. Der Weg, den Odysseus vom Rettungsplatze aus nahm, ging rückwärts, das heißt im Westen der jetzigen Stadt, von der Potamos-Mündung über die Hügel zwischen der Vorstadt Manduchio und dem Dorfe Alipi, so daß der Eingang der Alkinoos-Stadt im Norden bei dem heutigen Castrades, hinten, in den Ackerfeldern und Gärten, zu denken ist ....

Der Palast des Königs war sehr prächtig. Goldene und silberne Hunde hielten vor der Pforte, die aus massivem Golde war und in silbernen

und zwischen Buschwerk, Reste der von Thukydides eingehend beschriebenen Stadt. Ihre Burg, ihre Paläste und Marmortempel, das Arsenal, das Forum und Theater, die Säulenhallen und Bäder und vieles Andere: das Alles ist spurlos verschwunden. Nur eine Tempelruine auf der Burghöhe hat sich so weit erhalten, daß sie überhaupt als beachtenswerthe Ruine gelten kann. Selbst die spätere Zeit weist Ruinen auf den älteren und ältesten Trümmern auf: die Kirche Santa Maria Paläopolis, eine zweite Kirche und ein kleines Kloster daneben. Sie liegen in der Gartenwildniß hinter Castrades. Cactus und Aloehecken umgürten sie, triebkräftige Feigenbäume brechen — wie bei dem kleinen Kloster — durchs zerbröckelnde Gemäuer. Ein alter Friedhof könnte sich nicht romantischer ausnehmen. Aber nur die Geschichte, das Menschenwerk ist hier todt, nicht aber die Natur, wie der Duft von Rosen und Citronenblüthen beweist, der unsere Sinne erquickt, in Gemeinschaft mit dem frischen Athem, der übers Meer herüberstreicht.

Dorthin müssen wir zurück, um wieder die Via Marina zu gewinnen. Sie führt uns im Bogen um das Südende der Bucht von Castrades herum nach dem Fischerdorfe Molino Veneto. Eine alte Windmühle auf der schmalen Landzunge, die nordwärts in die See heineinragt, hat ihm den Namen gegeben. Die Niederlassung ist viel unansehnlicher als Castrades. Kleine, niedere Fischerhütten stehen nebeneinander und haben einen freien Platz vor sich, der bis zum Hafen hinabreicht. Dieses Fischerdorf giebt dem Hafen das wenige Leben, das er aufweist. Das war nicht immer so, denn die Bucht von Castrades schaukelte einst, da noch das prächtige Korkyra stand, ganze Handelsflotten in ihrer Fluth. Aus dem bewegten Lebensbilde ist eine bescheidene Idylle geworden. Sicher regt auch sie an, wenn man den gegebenen Augenblick auszunützen versteht, und sich in die ansprechenden Genrescenen vertieft, die sich da unten an dem bescheidenen Hafenquai abspielen. Es sind die schönsten Motive für den Pinsel des Künstlers.

Leider wollen sich diese letzteren auf dem Phäakeneilande nicht einfinden. Ihre Losung ist und bleibt Italien, obwohl dieses in mancher Hinsicht von Korfu übertroffen wird. Zudem kennt alle Welt die Herrlichkeiten zwischen Florenz und Rom und zwischen Rom und Neapel — Wenige

aber wissen Bescheid von dem Zauber, der im Jonischen Meere waltet .... Die Landschaftsdarstellung — ob nun mit dem Pinsel oder der Feder — hat, sofern südliche Motive in Betracht kommen, Vieles mit den heiligen Hymnen gemein, die uralt sind, und immer wieder hervorgestammelt werden, als drängten sie aus der lusttrunkenen Seele. In tiefe Andachtsstimmung versinken Beide unbewußt: der Gebetfromme und der Landschaftsschilderer. Der Herzschlag für die Natur läßt sich so wenig meistern, wie der Sturm der Liebe, der Schauer des Todes, die siegreiche Macht der Wahrheit .... Wer Ithakas Lorbeerhaine in Silberbäche getaucht sah, wer im Geiste die Todtenstille der Styx-Schlucht durchmessen hat, oder seine Erinnerungen an den Fichtenstämmen Delphis zum Eisscheitel des Parnaß emporranken ließ, oder das melodische Branden am Felssturze von Capri gehört hat, den drängt es mächtig zur Schilderung, unbeschadet der Thatsache, daß unzählige Male vor ihm dieselben Bilder empfunden, dieselben Eindrücke wiedergegeben worden sind.

Korfu aber bietet neue Farben für die Palette. Wir stehen am Rande des Hafenquais von Molino Veneto und sehen ein Wunder ringsum. Lothrecht stürzt die Felshöhe der Citadelle vor uns: ein Bild, das so schön ist, wie der Klippenhang von Ischia, die Tiberius-Höhe von Capri. Das freundliche Castrades inmitten seiner grünen Gartenoase schwimmt im durchsichtigen Sonnendampfe, der sich aus der Gluthatmosphäre niedersenkt. Die schlanken, anmuthigen Fischerweiber beleben das sonnige Ufer, wie ein Nymphenschwarm die Alpheios-Ufer im urclassischen Arkadien. Ueppiges Grün im Baumgewühle oberhalb des Dorfes, wo die königliche Villa liegt, violette Schatten am Küstenhang und grelle Lichtbänder davor, weiche Luftwellen, die uns sanft umfluthen: ein solches Bild mit seiner Mischung von Grazie und ernster Pracht will gesehen, will bewundert — nicht beschrieben werden.

Hinter Molino Veneto, das heißt im Süden, eine Strecke auf die Uferhöhe emporgerückt, hat man die Villa Reale mit ihrem malerischen Gartendickicht. Das ist kein Lustpark nach herkömmlichem Muster mit geradlinigen Gehwegen, schön beschnittenen Bäumen, zahmen Hainen, welche stille Waldwiesen in sich schließen. Im Bereiche der königlichen Villa waltet die Natur mit vollem, ungeschwächtem Trieb. Alles drängt und wuchert ins

Tageslicht empor, Kronen beugen sich zusammen, um undurchdringlichen Schatten zu geben, Schlingpflanzen umschnüren die Stämme, um das Gespinnst des Geästes zu verdichten, die Halbschatten tiefer abzutönen. Man vermißt hier kein Gewächs Südens. Es giebt Brotfruchtbäume, japanische Mispeln, Judasbäume und Oliven-, Citronen- und Feigenbäume, dunkle hohe Cypressen, Agaven, Cactus, immergrünen Wegdorn, daneben Rebengewinde und Epheu im verschwenderischen Ueberflusse. Namentlich schön ist's auf der Terrasse vor der Villa, oder auf der Freitreppe, die von hier zum Strande hinabführt. Der Ausblick zieht zwischen dunklen Cypressen auf das blaue Meer, welches weich und glatt zu Füßen liegt und im Hintergrunde vom rauchgrauen albanesischen Gestade abgeschlossen wird. Man könnte Stunden, Tage auf diesem Aussichtsplätzchen verträumen. Kein Ton stört die Einsamkeit; der Besucher schwelgt in seliger Vereinsamung und fühlt kaum den Blüthenduft, der ihn umfächelt. Es ist diese Terrasse der Villa Reale einer jener Punkte, wo der Mensch plötzlich den Faden seiner Gedankenarbeit verliert und in ein träumerisches geistiges Dolce far niente fällt. Das Leben manifestirt sich nur in der Pflanzenwelt, in dem Säuseln der Olivenzweige, in dem leisen Rauschen der Cypressenwipfel, in dem Knistern in Büschen und Blüthendickicht. Auch das Meer murmelt melodisch, wie ein Gruß von Kadmos' herrlicher Tochter Ino Leukothea, die, wie man weiß, Odysseus aus der Sturmnoth an das Gestade von Scheria gerettet.

Südwärts der Villa Reale steigt der Weg immer steiler zur Uferhöhe hinan. Man kommt in schattigen Olivenwald und verliert nach und nach den Anblick des Meeres. Auch dieser Pfad hat seine Reize. Diese knorrigen, stellenweise gewaltigen Olivenbäume schatten auf urclassischem Boden. Denn vor Alters muß sich ein Theil von Korkyra hierher heraufgezogen und den Abstand zwischen Stadt und Akropole baulich in irgend einer Art vermittelt haben. Wo jetzt dichte Kronen rauschen und durch das filigranartige Gespinnst der Olivenzweige Stücke tiefblauen Himmels durchschimmern, mögen stattliche Häuser gestanden haben, von deren Fenstern oder Dachterrassen aus man auf das Häusermeer der eigentlichen Stadt — der Anlage von Meer zu Meer: vom »See von Kalichiopulo« zur Bucht von Castrades — hinabsah, rechter Hand den Uferfels (auf dem

die heutige Citadelle) als abschließende Coulisse .... Der Weg führt heute zur Höhe l'Ascensione, wo eine kleine Ortschaft mit Himmelfahrtkirche liegt. Auf dieser Höhe hat man vor einem halben Jahrhundert in einer Mulde des Osthanges einen kleinen dorischen Tempel gefunden, der das besterhaltene antike Bauwerk Korfus ist. Wem er geweiht war, ist unbestimmbar. Seine Lage war jedenfalls gut gewählt, denn die Schiffer, welche sich von Süden her, in den Canal von Korkyra eintretend, der Stadt näherten, mußten in Sicht des steil zur See abfallenden Burgberges (heute Cap Elia) zuerst die Höhe mit dem Heiligthume erblicken, das gerade auf die See hinaussah.

Von dieser Tempelruine geht es eine Strecke bergab (nach Westen) und auf den Weg hinab, der von Castrades direct zur Südspitze der korkyräischen Halbinsel herabführt. Dort endet dieser Pfad, der vorwiegend eine Promenade im Olivenschatten ist, mit einem Aussichtsplatz, »al Canone« genannt, den zu besuchen kein Reisender zu versäumen pflegt. Den Namen hat er von einem Geschützstande, der hier zur Zeit der englischen Occupation etablirt war. Von Korfu und dem Gebiete der antiken Stadtlage abgewendet, genießt man hier ein völlig neues, eigenartiges Bild. Gerade unter dem Aussichtsplatze, nur durch einen Steindamm mit dem Festlande verbunden, ragt ein kleines Eiland mit einer Klosterkirche über den Fluthen. Noch eine Strecke weiter draußen, frei in der See, erblickt man ein anderes Inselchen, eigentlich nur eine Felsklippe, mit Klosterkirchlein, hochragenden Cypressen und steilen Felsabstürzen: ein Seebild, so anmuthig und zart, daß man es für ein Spielzeug halten würde. Die einzigen Bewohner dieses Eilandes — gegenwärtig zwei Mönche — wissen allerdings mehr als von bloßer Idylle zu erzählen. Der Südoststurm wälzt mitunter ungeheure Wogen gegen die Klippen, welche hierbei förmlich zu wanken scheinen. Jede Sturzsee mit Windgeheul und Wogengebrause macht das Herz erzittern. Rings undurchdringliche Nacht, zu Häupten schwarzes Gewölk. Das Kloster erbebt in den Grundfesten; durch die Cypressenwipfel heult und pfeift es, wie durch Masten und Takelwerk eines Schiffes.

Der Vergleich liegt umso näher, als wir es hier thatsächlich mit einem »Schiffe« zu thun haben. An diesem Klippeneilande ist nämlich die

Sage von dem »trefflichen Schiffe der phäakischen Männer« haften geblieben. Als Poseidon von Zeus selber den Rath erhalten, die von Ithaka heimkehrenden Phäaken zu verderben,

Ging er nach Scheria hin, dem Lande der stolzen Phäaken.
Allda harrt' er; und bald kam nahe dem Ufer das schnelle
Meerdurchgleitende Schiff. Da nahte sich Poseidaon,
Schlug es mit flacher Hand, und siehe: plötzlich versteinert
Wurzelt es fest am Boden des Meeres. Drauf ging er von dannen.
Aber am Ufer besprachen mit schnellbeflügelten Worten
Sich die Phäaken, die Führer der langberuderten Schiffe.
Einer wendete sich zu seinem Nachbar und sagte:
Wehe! wer hemmt im Meere den Lauf des rüstigen Schiffes,
Welches zur Heimat eilte? Wir sah'n es ja völlig mit Augen!
Also redeten sie und wußten nicht was geschehen war....

Das versteinerte Phäakenschiff heißt heute Pondikonisi — »Mäuseinsel«. Sie liegt knapp vor dem Einfahrtscanal der birnförmigen, von Süd nach Nord gestreckten, die korkyräische Halbinsel im Westen bespülenden Bucht, welche man den »See von Kalichiopulo« nennt. Es ist der »zweite Hafen« der Stadt des Alkinoos. Heute ist er vollständig vereinsamt; die Uferränder sind stellenweise versumpft. Alles Leben, von dem die Odyssee berichtet, ist verstummt. Kein Schiffsgewirr, keine stolzen Kriegsfahrzeuge, keine Docks, ja überhaupt keine Steine melden von der Vergangenheit. An seinem Nordende nimmt dieser See den Quellbach Cressida auf, der, wie wir schon einmal erwähnt, bei einigen Homer-Auslegern für den Schauplatz der Scene zwischen dem im Blätterwust erwachenden Odysseus und der Königstochter Naufikaa gilt. Der Platz erscheint aber hierfür sehr schlecht gewählt; denn es ist nicht anzunehmen, daß der irrende Dulder von den Wogen des Kriegshafens ans Land geworfen worden sei, wie es der Fall sein müßte bei dem Cressidabach, der zwei Kilometer nordwestlich des Kalichiopulosees entspringt und nach kurzem Laufe in diesen fällt. Besser gewählt ist die Stelle an dem jenseitigen Ufer der Insel, das heißt im Norden, dort, wo das weite Rund der Bucht von Govino sich öffnet. Man gelangt von der Hafenpromenade, immer westwärts fortschreitend, zunächst in die Vorstadt Manduchio, in der Folge über einige Gestadehügel zur Mündung des Baches »Potamos«, von wo die Strandebene bis zu dem eine halbe Stunde landeinwärts gelegenen gleichnamigen Golfe sich erstreckt.

Gegen dieses Gestade brandet das offene Meer, und die Landung des schiffbrüchigen Odysseus ist — wenigstens für die Phantasie — an diesem Punkte immerhin acceptabel.

So wären wir mitten drin in der Odyssee. Wenn wir in den nachfolgenden Zeilen näher auf die Scenerie im Phäakenlande eingehen, so geschieht dies weniger mit der Absicht, unser kritisches Licht leuchten zu lassen, sondern einfach deshalb, damit der freundliche Leser nicht nöthig hat, nach der Dichtung Homers zu greifen und die betreffenden Textstellen herauszusuchen. Die Manipulation mit zwei oder mehreren Büchern während der Lectüre hat immer etwas Störendes. Wer die vorstehenden Seiten liest, soll auch, in dem Augenblicke, da das phäakische Abenteuer des Odysseus zur Sprache kommt, nicht abspringen .... Bleiben wir also beim Gegenstande .... Nach siebzehntägiger glücklicher Fahrt gewahrt — wie wir bereits gelegentlich unserer Mittheilungen über die Insel der Kalypso berichtet haben — der aus Aethiopien heimkehrende Poseidon den »göttlichen Dulder«, und benützt die Gelegenheit, um diesen zu verderben. Odysseus hat den Sohn Poseidons, den Kyklopen Polyphemos, geblendet. Daher der Rachedurst des Gottes. Die See rauscht in gewaltigen Wogen auf, Nacht hüllt Himmel und Wasser ein und furchtbar wüthet der Sturm. Odysseus wird von dem Floße, welches er mit Hilfe der Kalypso auf Ogygia gezimmert, in die empörte See geschleudert und droht unterzugehen. Aber Ino Leukothea, die Meeresgöttin, taucht empor, giebt dem Schiffbrüchigen einen Schleier, damit er denselben um die Brust schlinge. Dieser Rettungsgürtel hält ihn über Wasser und nach dem hilflosen Zustande, der zwei furchtbare Tage und Nächte andauert, glättet sich das Meer, Odysseus sieht Land vor sich und wird von der Brandung an den klippigen Strand geworfen, an der Mündung eines Flusses .... Das könnte der Potamos gewesen sein, die einzige Wasserader Korfus von Bedeutung. Am Rettungsplatze verkriecht sich der Schiffbrüchige in ein Olivengebüsch mit hohen Laubschichten.

Hier verbringt er die Nacht des dritten Tages. Athene hat mittlerweile, in Gestalt einer Freundin, Nausikaa, die Tochter der Königin Arete und des Königs Alkinoos, ihres Müßigganges halber ausgescholten und sie zur Arbeit angespornt. Das wirkt. Nausikaa tritt des Morgens vor ihren

Vater und bittet um einen bespannten Wagen, um zur Wäsche zu fahren. Das Verlangte geschieht. Nausikaa und ihre Mädchen sind flink bei der Arbeit, beenden sie, tanzen hierauf und spielen Ball. Als dieser ins Wasser fällt, schreien sie auf. Auf diesen Lärm hin erwacht Odysseus. Sein Zustand ist freilich nicht sehr empfehlend, und einige abgebrochene Olivenzweige bilden die provisorische Toilette. Natürlich suchen die erschreckten Mädchen das Weite, Nausikaa ausgenommen; Odysseus fleht zu der ihm erschienenen »Göttin« (wie er meint), und die Königstochter befiehlt nun ihren Gespielinnen für den Schiffbrüchigen Kleider zu beschaffen, die an den Strom gelegt werden. Gebadet und gesalbt, tritt er wieder vor Nausikaa, und diese ist bezaubert von dem Fremden, der wie ein Halbgott anzusehen. Sogar ein heimliches Verlangen schleicht sich in des Mädchens Herz, denn ihr Wunsch ist, einen solchen Gemahl zu erhalten, »wohnend in unserer Stadt, und gefiel es ihm selber, zu bleiben!« ....

Griechin von Korfu.

Von der Rettungsstelle geht es in die Stadt. Odysseus folgt dem Wagen, muß aber zurückbleiben, als die Mädchen vollends heimkehren. Vor den ungebührlichen Späßen der Phäaken ist der göttliche Dulder dadurch geschützt, daß Athene Nebelschleier ausbreitet. Dann erscheint sie selber als Wasserträgerin und führt ihn vor den Palast des Königs .... Die Frage ist nun die, wohin wir uns diesen zu denken haben? Ueber die topographische Situation der »Stadt des Alkinoos« mögen für den Zweifler Bedenken

obwalten: Die Phantasie und die Odyssee-Interpretation hat sie längst festgestellt. Die Phäakenstadt erstreckte sich in dem Raume vom Nordrande der Kalichiopulo-Bucht im Westen bis zu jener von Castrades im Osten, also über den Isthmus, an welchem die korkyräische Halbinsel hängt. Natürlich zog die Anlage auch noch bis zu dieser herab, hatte vielleicht noch ein Bergviertel, als Mittelglied zwischen Stadt und Burg, welch' letztere die

Die Bucht von Cardakio mit dem „Phäakenschiff".

Uferhöhe bei der heutigen Villa Reale krönte. Der Weg, den Odysseus vom Rettungsplatze aus nahm, ging rückwärts, das heißt im Westen der jetzigen Stadt, von der Potamos-Mündung über die Hügel zwischen der Vorstadt Manduchio und dem Dorfe Alipi, so daß der Eingang der Alkinoos-Stadt im Norden bei dem heutigen Castrades, hinten, in den Ackerfeldern und Gärten, zu denken ist ....

Der Palast des Königs war sehr prächtig. Goldene und silberne Hunde hielten vor der Pforte, die aus massivem Golde war und in silbernen

der die Stadt einzwängte, besteht nicht mehr; er ist da und dort unterbrochen und die Engländer selber machten den Anfang, als sie die Befestigungswerke, welche im Süden der Stadt ans Ufer herantraten, durchbrachen und die prachtvolle Via Marina anlegten.

Griechische Küstenfahrer.

Auf diese Via Marina wollen wir uns nun versetzt denken. Es ist in den ersten Morgenstunden, die Sonne kaum über den albanesischen Bergen empor. Die Felszinnen glühen noch in jenem Goldroth, welches dem Sonnenaufgange voraus zu gehen pflegt. Die Küsten des gegenüberliegenden Festlandes liegen noch im Schatten, aber das Meer davor glitzert bereits von den ersten Goldfunken, welche die Sonne darauf wirft. Meer

seinen Thränen freien Lauf, und nun fragt Alkinoos nach dem Namen des Fremden.

»Ich bin Odysseus, Laertes' Sohn, durch mancherlei Klugheit
Unter den Menschen bekannt; und mein Ruhm erreicht den Himmel.
Ithaka's sonnige Höh'n sind meine Heimat; in dieser
Thürmet sich Neritons Haupt mit rauschenden Wipfeln; ....
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Aber wohlan! vernimm jetzt meine traurige Heimfahrt,
Die mir der Donnerer Zeus vom troischen Ufer beschieden.«

Und es folgen die Erzählungen über die bestandenen Irrfahrten, die erduldeten Leiden, die erlebten Abenteuer .... Auf sie einzugehen, müssen wir Abstand nehmen; sie gehören ohnedies nicht zum Gegenstande. Als der göttliche Dulder gesprochen, verstummten Alle umher und schwiegen, »horchten noch, wie entzückt, im großen schattigen Saale« .... Alkinoos wünscht dem Schwergeprüften eine glückliche Heimfahrt, dieser wird abermals beschenkt und geht am Abend zu Schiffe. Der letzte Trank ist den Göttern gespendet. Die Fahrt ging aus der heutigen Bucht von Kalichiopulo, denn dorthin zurück strebte das heimkehrende Schiff, um knapp vor dem Hafeneingange — wie die Lage der »Phäakeninsel« zeigt — durch Poseidons Zorn versteinert zu werden. Während der Ueberfahrt schläft Odysseus und vergißt so die ausgestandenen Gefahren und Leiden. Mit der Morgendämmerung gelangen die Phäaken in die Phorkysbucht auf Ithaka — es war eine einzige Nachtfahrt, eine Fahrt aus dem Reiche der Fabeln und Träume in jenes der Wirklichkeit. Das Erwachen des Odysseus aus diesem Schlummer nach vollbrachter Landung läßt sich also auch in dem Sinne deuten, daß das nun Folgende (die Ankunft in der Heimat, der Kampf mit den Freiern u. s. w.) der Wirklichkeit, die Abenteuer des Irrenden aber der Phantasie angehören. Da Odysseus in der Uferhöhle neben seinen Schätzen erst dann erwacht, als die Phäaken mit ihrem Schiffe längst die hohe See wieder gewonnen haben, so wird ihm selber das Geschehene zum Traume, das Erwachen der Anbeginn eines neuen Lebens .... Damit endet unsere homerische Abschweifung ....

Wir müssen nun zum Schlusse auch ein wenig in der Umgebung von Korfu, beziehungsweise im weiteren Bereiche der Insel uns umsehen. Touren dieser Art gehören zu den genußreichsten, was die zaubervolle Insel

zu bieten vermag. Im Großen und Ganzen halten wir an drei Hauptrouten fest: Zur Nordküste über den Pantaleone, dann zur Westküste nach Paläokastritza, und zuletzt zur Südküste mit den Zwischenstationen Gasturi, Santa Decca und Benizze .... Die Nordroute erhält mannigfache Abwechslung, wenn man den Rand der Bucht von Govino in Betracht zieht, Ipso besucht und den San Salvatore besteigt. Die directe Nordstraße geht durch Porta Reale nach Potamo, dem Dorfe unweit der Landungsstelle des Odysseus. Wir rollen mit unserem Gefährt über die Brücke und kommen alsbald in dichten Olivenwald. Die Luft ist balsamisch, weich und lind, wie ein Maienhauch in Blüthengärten. Die Sonne, obwohl intensiv leuchtend, wird nicht lästig, so lange man im Schatten der herrlichen Oelbäume verbleibt. Das Dickicht lichtet sich, wenn man nach rechts zu an den Rand der Bucht von Govino tritt. Hier, wo zwei Uferrücken zangenartig ein kleines, stilles Seebecken umklammern, befand sich einst das Seearsenal der Venetianer. Jetzt sind nur noch Reste zu sehen. Das Ganze ist eine Wildniß, welche selbst die Bewohner der Insel niemals aufsuchen.

Auf die Fahrstraße zurückgekehrt treten wir in den Hohlweg hinein, der zum Paß des Pantaleone hinaufführt. Er ist stellenweise tief eingeschnitten, aber strahlend im Blüthenflor, wenn es gerade Rosenzeit ist. Ein Blüthenkatarakt geht von den Abhängen nieder. Auch andere Blüthen wuchern in farbiger Fülle und spenden aromatischen Duft. Man kommt zum Dorfe Conrachiana, das malerisch auf der Höhe liegt. Etwas dahinter, nach Nordost, klebt Spartilla am Hange des gleichnamigen Berges, dem westlichen Höcker des Salvatorerückens. Obwohl diese Höhen meist kahler Fels sind, liegen sie gleichwohl in so weichem, stimmungsvoll abgetöntem Duft, daß sie die herrlichste Vegetation ersetzen. Wir treten in den Schatten hoher stämmiger Cypressen. Rechts und links wuchert Aloegestrüpp. Auch hier duften Rosen. So geht es, wie auf einem Luftwege, immer höher nach Scripero hinauf. Dort sind wir im unmittelbaren Bereiche des Pantaleone, der rechter Hand herübersieht. Es ist kein mächtiger Berg; selbst die Kuppen, obwohl felsig, sind weich gerundet und zeigen ein grünes Kleid. Darüber liegt ein tiefblauer Himmel. Nur ein Ueberfluß an Sonne wäre in diesem Bilde zu beklagen, ein Zuviel an Licht, das keine Schatten, das

heißt keinen Wechsel von Licht und Schatten, also das, was man an einem Gemälde »Farbe« nennt, aufkommen läßt. Selbst die mit Oelwald gefüllten Thäler schwimmen in lichten Halbtönen. Man glaubt in erstarrte graugrüne Ströme hinabzusehen.

Hat man den 400 Meter hohen Paß hinter sich, so öffnet sich nordwärts ein zaubervoller Ausblick auf den Nordrand der Insel und das davor ruhende Meer bis zu den steilen Akrokeraunien hinüber, deren höchster Felsgipfel — der 2025 Meter hohe Tsika — wie eine Riesenfackel im Blau des Himmels verglüht. Fast hart an der Küste, etwas nach Nordwesten in die See hinausgeschoben, liegt eine Gruppe von Felseilanden in der silbern glänzenden See. Die entlegenste und größte ist Fano, von dem bereits an anderer Stelle die Rede war (s. S. 308). Sie ist felsig und hat ein massiges Vorgebirge im Nordosten. Auf dem Grat, der aus dem Innern des Eilandes zum Cap emporsteigt, ragen die Flügel einer Windmühle; davor liegen zerstreut einige Hütten. Die anderen Eilande — Merlera, Salmastraki und mehrere Scoglien — sind unbewohnt .... Das ganze Bild verliert nichts von seiner Schönheit und Farbenfülle, wenn wir von der Paßhöhe hinabfahren, nach Sidari zu, unserem diesmaligen Ziele .... Es ist ein unansehnliches Dorf am sumpfigen Strande. Um so schöner ist die Gestadepartie weiter westlich, wo stellenweise imposante Felsen ansteigen und die Wogenbrandung im Geklüft des Steilsturzes zerstiebt. Dort hat die See gewaltige Steinmassen vom Festlande abgefressen. Man kommt an eine Stelle, wo die Felswand thurmhoch abfällt, zum Theile überhängt und vor sich in der Brandung stehen gebliebene Felspfeiler hat. Man gewinnt den Eindruck, als wäre hier ein kolossaler Palast in die See versunken, von dem nur noch einige Pfeilerschäfte aufragen. Auf der Küstenhöhe giebt es Baumschatten und Blüthenduft, wenn gerade die Mandelbäume ihre leuchtenden Sterne ansetzen. Zuletzt kommt das »Cap Bianco del Nord«, so genannt zum Unterschiede von einem anderen »weißen Cap«, welches an der Südspitze der Insel in die See abtaucht.

Wir kehren auf dem Wege, welchen wir gekommen, zurück, etwa bis Conrachiana, dem Dorfe im Angesicht der Spartilla-Höhe. Hierauf verlassen wir den Wagen und steigen zum innersten Winkel der Govinobucht

zu bieten vermag. Im Großen und Ganzen halten wir an drei Hauptrouten fest: Zur Nordküste über den Pantaleone, dann zur Westküste nach Paläokastritza, und zuletzt zur Südküste mit den Zwischenstationen Gasturi, Santa Decca und Benizze .... Die Nordroute erhält mannigfache Abwechslung, wenn man den Rand der Bucht von Govino in Betracht zieht, Ipso besucht und den San Salvatore besteigt. Die directe Nordstraße geht durch Porta Reale nach Potamo, dem Dorfe unweit der Landungsstelle des Odysseus. Wir rollen mit unserem Gefährt über die Brücke und kommen alsbald in dichten Olivenwald. Die Luft ist balsamisch, weich und lind, wie ein Maienhauch in Blüthengärten. Die Sonne, obwohl intensiv leuchtend, wird nicht lästig, so lange man im Schatten der herrlichen Oelbäume verbleibt. Das Dickicht lichtet sich, wenn man nach rechts zu an den Rand der Bucht von Govino tritt. Hier, wo zwei Uferrücken zangenartig ein kleines, stilles Seebecken umklammern, befand sich einst das Seearsenal der Venetianer. Jetzt sind nur noch Reste zu sehen. Das Ganze ist eine Wildniß, welche selbst die Bewohner der Insel niemals aufsuchen.

Auf die Fahrstraße zurückgekehrt treten wir in den Hohlweg hinein, der zum Paß des Pantaleone hinaufführt. Er ist stellenweise tief eingeschnitten, aber strahlend im Blüthenflor, wenn es gerade Rosenzeit ist. Ein Blüthenkatarakt geht von den Abhängen nieder. Auch andere Blüthen wuchern in farbiger Fülle und spenden aromatischen Duft. Man kommt zum Dorfe Conrachiana, das malerisch auf der Höhe liegt. Etwas dahinter, nach Nordost, klebt Spartilla am Hange des gleichnamigen Berges, dem westlichen Höcker des Salvatorerückens. Obwohl diese Höhen meist kahler Fels sind, liegen sie gleichwohl in so weichem, stimmungsvoll abgetöntem Duft, daß sie die herrlichste Vegetation ersetzen. Wir treten in den Schatten hoher stämmiger Cypressen. Rechts und links wuchert Aloegestrüpp. Auch hier duften Rosen. So geht es, wie auf einem Luftwege, immer höher nach Scripero hinauf. Dort sind wir im unmittelbaren Bereiche des Pantaleone, der rechter Hand herübersieht. Es ist kein mächtiger Berg; selbst die Kuppen, obwohl felsig, sind weich gerundet und zeigen ein grünes Kleid. Darüber liegt ein tiefblauer Himmel. Nur ein Ueberfluß an Sonne wäre in diesem Bilde zu beklagen, ein Zuviel an Licht, das keine Schatten, das

heißt keinen Wechsel von Licht und Schatten, also das, was man an einem Gemälde »Farbe« nennt, aufkommen läßt. Selbst die mit Oelwald gefüllten Thäler schwimmen in lichten Halbtönen. Man glaubt in erstarrte graugrüne Ströme hinabzusehen.

Hat man den 400 Meter hohen Paß hinter sich, so öffnet sich nordwärts ein zaubervoller Ausblick auf den Nordrand der Insel und das davor ruhende Meer bis zu den steilen Akrokeraunien hinüber, deren höchster Felsgipfel — der 2025 Meter hohe Tsika — wie eine Riesenfackel im Blau des Himmels verglüht. Fast hart an der Küste, etwas nach Nordwesten in die See hinausgeschoben, liegt eine Gruppe von Felseilanden in der silbern glänzenden See. Die entlegenste und größte ist Fano, von dem bereits an anderer Stelle die Rede war (s. S. 308). Sie ist felsig und hat ein massiges Vorgebirge im Nordosten. Auf dem Grat, der aus dem Innern des Eilandes zum Cap emporsteigt, ragen die Flügel einer Windmühle; davor liegen zerstreut einige Hütten. Die anderen Eilande — Merlera, Salmastraki und mehrere Scoglien — sind unbewohnt .... Das ganze Bild verliert nichts von seiner Schönheit und Farbenfülle, wenn wir von der Paßhöhe hinabfahren, nach Sidari zu, unserem diesmaligen Ziele .... Es ist ein unansehnliches Dorf am sumpfigen Strande. Um so schöner ist die Gestadepartie weiter westlich, wo stellenweise imposante Felsen ansteigen und die Wogenbrandung im Geklüft des Steilsturzes zerstiebt. Dort hat die See gewaltige Steinmassen vom Festlande abgefressen. Man kommt an eine Stelle, wo die Felswand thurmhoch abfällt, zum Theile überhängt und vor sich in der Brandung stehen gebliebene Felspfeiler hat. Man gewinnt den Eindruck, als wäre hier ein kolossaler Palast in die See versunken, von dem nur noch einige Pfeilerschäfte aufragen. Auf der Küstenhöhe giebt es Baumschatten und Blüthenduft, wenn gerade die Mandelbäume ihre leuchtenden Sterne ansetzen. Zuletzt kommt das »Cap Bianco del Nord«, so genannt zum Unterschiede von einem anderen »weißen Cap«, welches an der Südspitze der Insel in die See abtaucht.

Wir kehren auf dem Wege, welchen wir gekommen, zurück, etwa bis Conrachiana, dem Dorfe im Angesicht der Spartilla-Höhe. Hierauf verlassen wir den Wagen und steigen zum innersten Winkel der Govinobucht

hinab .... Es ist eines der einsamsten, hiebei aber ein ungemein reizendes Plätzchen. Nur bei Südoststurm schlagen die Wogen an dieses Gestade, an welchem die Häuser von Ypso hängen. Ein Kloster mit Baumschatten steht daneben. Selbst einige Palmen beleben das stille einsame Gestade. Vor sich hat man das ganze Rund der Govinobucht, mit der Hafenfronte von Korfu im Hintergrund, links das Ufer von Butrinto und dahinter in stufenweiser Folge die Hochberge von Albanien .... Ypso selber ist der beste Ausgangspunkt für eine Besteigung des San Salvatore. Es geht vom Strande zunächst nach Spartilla hinauf. Ein Zickzackpfad windet sich empor. Der Weg wird erst hinter dem Dorfe beschwerlich. Bald schwinden die Olivenhaine und nur Buschwerk deckt den Felsboden. Die schluchtartigen Einsenkungen sind mit Geröll ausgefüllt. Nach längerem Anstiege ist die 911 Meter hohe Spitze des Erlöserberges erreicht. Ein kleines Kloster steht darauf, und muthmaßlich auf der Stelle eines antiken Heiligthumes. Das Gebäude ist unansehnlich. Es hat einen Arkadengang und Zellen, welche den Pilgern zur Unterkunft dienen. Obwohl der Aufstieg an sich nicht sehr lohnend ist, so bleibt der Salvatore immerhin besuchenswerth, schon der unvergleichlichen Rundsicht halber, die man vom Scheitel dieses höchsten Berges der Insel genießt. Diese letztere liegt, wie eine Reliefkarte, mit allen ihren Höhen und Ebenen, mit ihren Buchten und leuchtenden Ortschaften, zu Füßen des Beschauers, der seine Blicke weit über die Stadt und ihre Citadellenhöhe in den Canal schweifen läßt, der zwischen Festland und Insel sich hindurchwindet.

Unser Rückweg geht wieder über Spartilla nach Ypso hinab. Wenn eine Barke zur Hand ist, kehren wir per mare nach Korfu zurück. Man hat hierbei den Anblick der mit dichten Olivenhainen gesäumten Uferhöhe im Süden, d. i. zwischen Manduchio und Govino, und sieht die Stadt selber wie durch ein Zauberglas immer näher und näher rücken, bis unversehens der belebte Hafen uns aufnimmt .... Einmal auf dem Wasserwege begriffen, verschmähen wir die Landung und lassen um die Citadellenhöhe steuern. Es ist ein prächtiges Bild, zumal auf der offenen Canalseite, wo die Felswand jählings abstürzt. Die dunklen Cypressen ragen wie Obelisken, regungslos und mathematisch genau nach oben sich verjüngend, darüber

empor. Der Gesammteindruck ist aber keineswegs ernst, schon der Farbe wegen, die man auf dieser Paradieses-Insel an keinem Orte vermißt.

In der Folge kommen wir, nun südwärts steuernd, an bekannten Localitäten vorüber. Es öffnet sich rechter Hand die Bucht von Castrades mit der Uferortschaft dahinter, der Felssporn mit der Windmühle tritt uns näher und im Hintergrunde sehen wir die Hütten von Molino Veneto. Alle genossenen Reize werden in unserer Erinnerung wieder lebendig, wenn der Kahn uns am Gestade der Villa Reale vorüberträgt .... Welch' ein herrlicher Fleck Erde! Alle Nuancen des saftigsten Pflanzengrüns sind hier vertreten. Der Cypressen-Pylon läßt unseren Blick landeinwärts tauchen, wo die Terrasse mit ihren Bosquets in einem mystischen Lichte schwimmt, wie der Zaubergarten Armida's .... Leider ist all' das nur flüchtiger Genuß. Ein Vorgebirge verdeckt die Uferhöhe. Der Kahn geht knapp unter dem steilen Osthange der korkyräischen Halbinsel vorüber, wendet dann scharf nach Westen und eine völlig veränderte Scenerie entrollt sich unseren Blicken. Wir sind in der Bucht von Cardakio: vorne, wie aus der Fluth emporwachsend, das »Schiff der Phäaken«, rechts das zweite Inselchen mit dem Kloster darauf, noch weiter rechts, am Festlande endlich, das Aussichtsplätzchen »al Canone« und darüber das Elias-Cap.

Bis hieher reichte das uns von früher her bekannte Uferstück. Was nun folgt, soll uns neue Reize erschließen. Wir lassen um das Phäakenschiff herum durch den engen Einfahrtscanal zum See von Kalichiopulo rudern und an geeigneter Stelle landen. Nach zehn Minuten Wegs landeinwärts stoßen wir auf die Straße, die die ganze südliche Hälfte der Insel durchzieht. Dem Wanderer zu Fuß bietet sie eine Fülle der unvergleichlichsten Genüsse. In kaum sechs Viertelstunden hat er den herrlichsten Olivenwald der Insel, jenen von Gasturi durchwandert. Dort öffnet sich ein Thälchen gegen den Monte Decca zu, der wie ein silbergrünes Meer wallt, so dicht ist das Kronengewoge. Von Gasturi weiter folgt man dem Strandwege, immer weiter nach Süden, und tritt in die Orangengärten von Benizze. Es ist ein Wandern wie in einem Paradiese. Im lichten Laub glühen die gelben Früchte zu Tausenden, Massen hievon liegen am Boden und leuchten wie Hesperidenfrucht aus dem Grase. Das Ufer, das bis vor den Ort

Sage von dem »trefflichen Schiffe der phäakischen Männer« haften geblieben. Als Poseidon von Zeus selber den Rath erhalten, die von Ithaka heimkehrenden Phäaken zu verderben,

Ging er nach Scheria hin, dem Lande der stolzen Phäaken.
Allda harrt' er; und bald kam nahe dem Ufer das schnelle
Meerdurchgleitende Schiff. Da nahte sich Poseidaon,
Schlug es mit flacher Hand, und siehe: plötzlich versteinert
Wurzelt es fest am Boden des Meeres. Drauf ging er von dannen.
Aber am Ufer besprachen mit schnellbeflügelten Worten
Sich die Phäaken, die Führer der langberuderten Schiffe.
Einer wendete sich zu seinem Nachbar und sagte:
Wehe! wer hemmt im Meere den Lauf des rüstigen Schiffes,
Welches zur Heimat eilte? Wir sah'n es ja völlig mit Augen!
Also redeten sie und wußten nicht was geschehen war....

Das versteinerte Phäakenschiff heißt heute Pondikonisi — »Mäuseinsel«. Sie liegt knapp vor dem Einfahrtscanal der birnförmigen, von Süd nach Nord gestreckten, die korkyräische Halbinsel im Westen bespülenden Bucht, welche man den »See von Kalichiopulo« nennt. Es ist der »zweite Hafen« der Stadt des Alkinoos. Heute ist er vollständig vereinsamt; die Uferränder sind stellenweise versumpft. Alles Leben, von dem die Odyssee berichtet, ist verstummt. Kein Schiffsgewirr, keine stolzen Kriegsfahrzeuge, keine Docks, ja überhaupt keine Steine melden von der Vergangenheit. An seinem Nordende nimmt dieser See den Quellbach Creſſida auf, der, wie wir schon einmal erwähnt, bei einigen Homer-Auslegern für den Schauplatz der Scene zwischen dem im Blätterwust erwachenden Odysseus und der Königstochter Nausikaa gilt. Der Platz erscheint aber hierfür sehr schlecht gewählt; denn es ist nicht anzunehmen, daß der irrende Dulder von den Wogen des Kriegshafens ans Land geworfen worden sei, wie es der Fall sein müßte bei dem Creſſidabach, der zwei Kilometer nordwestlich des Kalichiopulosees entspringt und nach kurzem Laufe in diesen fällt. Besser gewählt ist die Stelle an dem jenseitigen Ufer der Insel, das heißt im Norden, dort, wo das weite Rund der Bucht von Govino sich öffnet. Man gelangt von der Hafenpromenade, immer westwärts fortschreitend, zunächst in die Vorstadt Manduchio, in der Folge über einige Gestadehügel zur Mündung des Baches »Potamos«, von wo die Strandebene bis zu dem eine halbe Stunde landeinwärts gelegenen gleichnamigen Golfe sich erstreckt.

Gegen dieses Gestade brandet das offene Meer, und die Landung des schiffbrüchigen Odysseus ist — wenigstens für die Phantasie — an diesem Punkte immerhin acceptabel.

So wären wir mitten drin in der Odyssee. Wenn wir in den nachfolgenden Zeilen näher auf die Scenerie im Phäakenlande eingehen, so geschieht dies weniger mit der Absicht, unser kritisches Licht leuchten zu lassen, sondern einfach deshalb, damit der freundliche Leser nicht nöthig hat, nach der Dichtung Homers zu greifen und die betreffenden Textstellen herauszusuchen. Die Manipulation mit zwei oder mehreren Büchern während der Lectüre hat immer etwas Störendes. Wer die vorstehenden Seiten liest, soll auch, in dem Augenblicke, da das phäakische Abenteuer des Odysseus zur Sprache kommt, nicht abspringen .... Bleiben wir also beim Gegenstande .... Nach siebzehntägiger glücklicher Fahrt gewahrt — wie wir bereits gelegentlich unserer Mittheilungen über die Insel der Kalypso berichtet haben — der aus Aethiopien heimkehrende Poseidon den »göttlichen Dulder«, und benützt die Gelegenheit, um diesen zu verderben. Odysseus hat den Sohn Poseidons, den Kyklopen Polyphemos, geblendet. Daher der Rachedurst des Gottes. Die See rauscht in gewaltigen Wogen auf, Nacht hüllt Himmel und Wasser ein und furchtbar wüthet der Sturm. Odysseus wird von dem Floße, welches er mit Hilfe der Kalypso auf Ogygia gezimmert, in die empörte See geschleudert und droht unterzugehen. Aber Ino Leukothea, die Meeresgöttin, taucht empor, giebt dem Schiffbrüchigen einen Schleier, damit er denselben um die Brust schlinge. Dieser Rettungsgürtel hält ihn über Wasser und nach dem hilflosen Zustande, der zwei furchtbare Tage und Nächte andauert, glättet sich das Meer, Odysseus sieht Land vor sich und wird von der Brandung an den klippigen Strand geworfen, an der Mündung eines Flusses .... Das könnte der Potamos gewesen sein, die einzige Wasserader Korfus von Bedeutung. Am Rettungsplatze verkriecht sich der Schiffbrüchige in ein Olivengebüsch mit hohen Laubschichten.

Hier verbringt er die Nacht des dritten Tages. Athene hat mittlerweile, in Gestalt einer Freundin, Nausikaa, die Tochter der Königin Arete und des Königs Alkinoos, ihres Müßigganges halber ausgescholten und sie zur Arbeit angespornt. Das wirkt. Nausikaa tritt des Morgens vor ihren

Vater und bittet um einen bespannten Wagen, um zur Wäsche zu fahren. Das Verlangte geschieht. Nausikaa und ihre Mädchen sind flink bei der Arbeit, beenden sie, tanzen hierauf und spielen Ball. Als dieser ins Wasser fällt, schreien sie auf. Auf diesen Lärm hin erwacht Odysseus. Sein Zustand ist freilich nicht sehr empfehlend, und einige abgebrochene Olivenzweige bilden die provisorische Toilette. Natürlich suchen die erschreckten Mädchen das Weite, Nausikaa ausgenommen; Odysseus fleht zu der ihm erschienenen »Göttin« (wie er meint), und die Königstochter befiehlt nun ihren Gespielinnen für den Schiffbrüchigen Kleider zu beschaffen, die an den Strom gelegt werden. Gebadet und gesalbt, tritt er wieder vor Nausikaa, und diese ist bezaubert von dem Fremden, der wie ein Halbgott anzusehen. Sogar ein heimliches Verlangen schleicht sich in des Mädchens Herz, denn ihr Wunsch ist, einen solchen Gemahl zu erhalten, »wohnend in unserer Stadt, und gefiel es ihm selber, zu bleiben!« ....

Griechin von Korfu.

Von der Rettungsstelle geht es in die Stadt. Odysseus folgt dem Wagen, muß aber zurückbleiben, als die Mädchen vollends heimkehren. Vor den ungebührlichen Späßen der Phäaken ist der göttliche Dulder dadurch geschützt, daß Athene Nebelschleier ausbreitet. Dann erscheint sie selber als Wasserträgerin und führt ihn vor den Palast des Königs .... Die Frage ist nun die, wohin wir uns diesen zu denken haben? Ueber die topographische Situation der »Stadt des Alkinoos« mögen für den Zweifler Bedenken

obwalten: Die Phantasie und die Odyssee-Interpretation hat sie längst festgestellt. Die Phäakenstadt erstreckte sich in dem Raume vom Nordrande der Kalichiopulo-Bucht im Westen bis zu jener von Castrades im Osten, also über den Isthmus, an welchem die korkyräische Halbinsel hängt. Natürlich zog die Anlage auch noch bis zu dieser herab, hatte vielleicht noch ein Bergviertel, als Mittelglied zwischen Stadt und Burg, welch' letztere die

Die Bucht von Cardakio mit dem „Phäakenschiff".

Uferhöhe bei der heutigen Villa Reale krönte. Der Weg, den Odysseus vom Rettungsplatze aus nahm, ging rückwärts, das heißt im Westen der jetzigen Stadt, von der Potamos-Mündung über die Hügel zwischen der Vorstadt Manduchio und dem Dorfe Alipi, so daß der Eingang der Alkinoos-Stadt im Norden bei dem heutigen Castrades, hinten, in den Ackerfeldern und Gärten, zu denken ist ....

Der Palast des Königs war sehr prächtig. Goldene und silberne Hunde hielten vor der Pforte, die aus massivem Golde war und in silbernen

Angeln ruhte, Wache. Man gelangte in Gemächer, deren Wände aus Metall waren; mit Teppichen belegte Sessel standen daran und Piedestale mit goldenen Jünglingsgestalten, welche brennende Fackeln trugen .... Diese Schilderung Homers giebt nun freilich zu denken, denn was er uns da beschreibt, deutet auf phönikisch-babylonischen Kunststyl, den der Dichter hier bei seiner Erfindung der Phäakenstadt in Anwendung brachte. Da wir aber hier nicht zu kritisiren, sondern zu erzählen haben, so gehen wir weiter .... Odysseus schreitet durch diese Gemächer und gelangt vor die Königin Arete, vor der er einen Fußfall macht und ihre Knie umfaßt, mit der Bitte, ihn in seine Heimat — die lang vermißte! — zu bringen. Nach einer Pause hebt Alkinoos den Knieenden auf und ruft dann die Phäakenfürsten zum Hausfeste auf, durch welches man den Gastfreund ehren wolle. Nachdem das Königspaar und Odysseus allein zurückgeblieben sind, erkennt Arete die Kleider und der Schiffbrüchige berichtet nun — ohne sich zu erkennen zu geben — von seiner Fahrt von Ogygia bis zum phäakischen Strande, von seinem Unglücke und seiner wunderbaren Rettung.

Am nächsten Morgen ist die Blüthe des Phäakenthums im Palaste versammelt. Auf dem Markte finden Kampfspiele statt, an denen sich Odysseus in seinem Kummer nicht betheiligen will, schleudert aber, zuletzt der Stänkereien müde, die Wurfscheibe weit übers Ziel hinaus. Alles verstummt. Alkinoos läßt, um den unangenehmen Eindruck des Zwischenfalles zu verscheuchen, eine Tanzpantomime (Hyporchem) folgen: die Liebe des Ares und der Aphrodite. Dann produciren Ballspieler ihre Kunst, welche des Fremden Beifall ernten, so daß der König wieder beruhigt ist und nun zwölf Fürsten seines Hofes auffordert, dem Gaste Geschenke zu spenden: »Jeder den saubersten Mantel und Leibrock und ein Talent des allgepriesenen Goldes«....

So vergeht der Tag. Nach Sonnenuntergang stößt Odysseus auf die liebliche Nausikaa, die sich darüber zu grämen scheint, daß der Gast nach der Heimat fort will. Sie wünscht ihm Glück, fordert aber von dem Fremden auch ferneres Gedenken, wenn er einst daheim, »im Lande der Väter«; denn sie ist es, der er sein Leben verdanke. Es folgt das Mahl, bei welchem Demodokos, auf des Odysseus Bitte, die Geschichte vom hölzernen Roß von Troja vorträgt. Den göttlichen Dulder übermannt die Rührung, er läßt

seinen Thränen freien Lauf, und nun fragt Alkinoos nach dem Namen des Fremden.

»Ich bin Odysseus, Laertes' Sohn, durch mancherlei Klugheit
Unter den Menschen bekannt; und mein Ruhm erreicht den Himmel.
Ithaka's sonnige Höh'n sind meine Heimat; in dieser
Thürmet sich Neritons Haupt mit rauschenden Wipfeln; ....
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Aber wohlan! vernimm jetzt meine traurige Heimfahrt,
Die mir der Donnerer Zeus vom troischen Ufer beschieden.«

Und es folgen die Erzählungen über die bestandenen Irrfahrten, die erduldeten Leiden, die erlebten Abenteuer .... Auf sie einzugehen, müssen wir Abstand nehmen; sie gehören ohnedies nicht zum Gegenstande. Als der göttliche Dulder gesprochen, verstummten Alle umher und schwiegen, »horchten noch, wie entzückt, im großen schattigen Saale« .... Alkinoos wünscht dem Schwergeprüften eine glückliche Heimfahrt, dieser wird abermals beschenkt und geht am Abend zu Schiffe. Der letzte Trank ist den Göttern gespendet. Die Fahrt ging aus der heutigen Bucht von Kalichiopulo, denn dorthin zurück strebte das heimkehrende Schiff, um knapp vor dem Hafeneingange — wie die Lage der »Phäakeninsel« zeigt — durch Poseidons Zorn versteinert zu werden. Während der Ueberfahrt schläft Odysseus und vergißt so die ausgestandenen Gefahren und Leiden. Mit der Morgendämmerung gelangen die Phäaken in die Phorkysbucht auf Ithaka — es war eine einzige Nachtfahrt, eine Fahrt aus dem Reiche der Fabeln und Träume in jenes der Wirklichkeit. Das Erwachen des Odysseus aus diesem Schlummer nach vollbrachter Landung läßt sich also auch in dem Sinne deuten, daß das nun Folgende (die Ankunft in der Heimat, der Kampf mit den Freiern u. s. w.) der Wirklichkeit, die Abenteuer des Irrenden aber der Phantasie angehören. Da Odysseus in der Uferhöhle neben seinen Schätzen erst dann erwacht, als die Phäaken mit ihrem Schiffe längst die hohe See wieder gewonnen haben, so wird ihm selber das Geschehene zum Traume, das Erwachen der Anbeginn eines neuen Lebens .... Damit endet unsere homerische Abschweifung ....

Wir müssen nun zum Schlusse auch ein wenig in der Umgebung von Korfu, beziehungsweise im weiteren Bereiche der Insel uns umsehen. Touren dieser Art gehören zu den genußreichsten, was die zaubervolle Insel

zu bieten vermag. Im Großen und Ganzen halten wir an drei Ho
routen feſt: Zur Nordküſte über den Pantaleone, dann zur Weſtküſte
Paläokaſtritza, und zuletzt zur Südküſte mit den Zwiſchenſtationen Ga
Santa Decca und Benizze .... Die Nordroute erhält mannigfache Abw
lung, wenn man den Rand der Bucht von Govino in Betracht zieht,
beſucht und den San Salvatore beſteigt. Die directe Nordſtraße geht
Porta Reale nach Potamo, dem Dorfe unweit der Landungsſtelle
Odyſſeus. Wir rollen mit unſerem Gefährt über die Brücke und kon
alsbald in dichten Olivenwald. Die Luft iſt balſamiſch, weich und
wie ein Maienhauch in Blüthengärten. Die Sonne, obwohl intenſiv leuch
wird nicht läſtig, ſo lange man im Schatten der herrlichen Oelbäume
bleibt. Das Dickicht lichtet ſich, wenn man nach rechts zu an den
der Bucht von Govino tritt. Hier, wo zwei Uferrücken zangenartig
kleines, ſtilles Seebecken umklammern, befand ſich einſt das Seearſenal
Venetianer. Jetzt ſind nur noch Reſte zu ſehen. Das Ganze iſt eine Wil
welche ſelbſt die Bewohner der Inſel niemals aufſuchen.

Auf die Fahrſtraße zurückgekehrt treten wir in den Hohlweg hi
der zum Paß des Pantaleone hinaufführt. Er iſt ſtellenweiſe tief
geſchnitten, aber ſtrahlend im Blüthenflor, wenn es gerade Roſenzeit
Ein Blüthenkatarakt geht von den Abhängen nieder. Auch andere Blü
wuchern in farbiger Fülle und ſpenden aromatiſchen Duft. Man ko
zum Dorfe Conrachiana, das maleriſch auf der Höhe liegt. Etwas dahi
nach Nordoſt, klebt Spartilla am Hange des gleichnamigen Berges,
weſtlichen Höcker des Salvatorerückens. Obwohl dieſe Höhen meiſt k
Fels ſind, liegen ſie gleichwohl in ſo weichem, ſtimmungsvoll abgetö
Duft, daß ſie die herrlichſte Vegetation erſetzen. Wir treten in den Sch
hoher ſtämmiger Cypreſſen. Rechts und links wuchert Aloegeſtrüpp.
hier duften Roſen. So geht es, wie auf einem Luſtwege, immer höher
Scripero hinauf. Dort ſind wir im unmittelbaren Bereiche des Pa
leone, der rechter Hand herüberſieht. Es iſt kein mächtiger Berg; ſelbſt
Kuppen, obwohl felſig, ſind weich gerundet und zeigen ein grünes K
Darüber liegt ein tiefblauer Himmel. Nur ein Ueberfluß an Sonne
in dieſem Bilde zu beklagen, ein Zuviel an Licht, das keine Schatten,

heißt keinen Wechsel von Licht und Schatten, also das, was man an einem Gemälde »Farbe« nennt, aufkommen läßt. Selbst die mit Oelwald gefüllten Thäler schwimmen in lichten Halbtönen. Man glaubt in erstarrte graugrüne Ströme hinabzusehen.

Hat man den 400 Meter hohen Paß hinter sich, so öffnet sich nordwärts ein zaubervoller Ausblick auf den Nordrand der Insel und das davor ruhende Meer bis zu den steilen Akrokeraunien hinüber, deren höchster Felsgipfel — der 2025 Meter hohe Tsika — wie eine Riesenfackel im Blau des Himmels verglüht. Fast hart an der Küste, etwas nach Nordwesten in die See hinausgeschoben, liegt eine Gruppe von Felseilanden in der silbern glänzenden See. Die entlegenste und größte ist Fano, von dem bereits an anderer Stelle die Rede war (s. S. 308). Sie ist felsig und hat ein massiges Vorgebirge im Nordosten. Auf dem Grat, der aus dem Innern des Eilandes zum Cap emporsteigt, ragen die Flügel einer Windmühle; davor liegen zerstreut einige Hütten. Die anderen Eilande — Merlera, Salmastraki und mehrere Scoglien — sind unbewohnt .... Das ganze Bild verliert nichts von seiner Schönheit und Farbenfülle, wenn wir von der Paßhöhe hinabfahren, nach Sidari zu, unserem diesmaligen Ziele .... Es ist ein unansehnliches Dorf am sumpfigen Strande. Um so schöner ist die Gestadepartie weiter westlich, wo stellenweise imposante Felsen ansteigen und die Wogenbrandung im Geklüft des Steilsturzes zerstiebt. Dort hat die See gewaltige Steinmassen vom Festlande abgefressen. Man kommt an eine Stelle, wo die Felswand thurmhoch abfällt, zum Theile überhängt und vor sich in der Brandung stehen gebliebene Felspfeiler hat. Man gewinnt den Eindruck, als wäre hier ein kolossaler Palast in die See versunken, von dem nur noch einige Pfeilerschäfte aufragen. Auf der Küstenhöhe giebt es Baumschatten und Blüthenduft, wenn gerade die Mandelbäume ihre leuchtenden Sterne ansetzen. Zuletzt kommt das »Cap Bianco del Nord«, so genannt zum Unterschiede von einem anderen »weißen Cap«, welches an der Südspitze der Insel in die See abtaucht.

Wir kehren auf dem Wege, welchen wir gekommen, zurück, etwa bis Conrachiana, dem Dorfe im Angesicht der Spartilla-Höhe. Hierauf verlassen wir den Wagen und steigen zum innersten Winkel der Govinobucht

hinab .... Es ist eines der einsamsten, hiebei aber ein ungemein reizendes Plätzchen. Nur bei Südoststurm schlagen die Wogen an dieses Gestade, an welchem die Häuser von Ypso hängen. Ein Kloster mit Baumschatten steht daneben. Selbst einige Palmen beleben das stille einsame Gestade. Vor sich hat man das ganze Rund der Govinobucht, mit der Hafenfronte von Korfu im Hintergrund, links das Ufer von Butrinto und dahinter in stufenweiser Folge die Hochberge von Albanien .... Ypso selber ist der beste Ausgangspunkt für eine Besteigung des San Salvatore. Es geht vom Strande zunächst nach Spartilla hinauf. Ein Zickzackpfad windet sich empor. Der Weg wird erst hinter dem Dorfe beschwerlich. Bald schwinden die Olivenhaine und nur Buschwerk deckt den Felsboden. Die schluchtartigen Einsenkungen sind mit Geröll ausgefüllt. Nach längerem Anstiege ist die 911 Meter hohe Spitze des Erlöserberges erreicht. Ein kleines Kloster steht darauf, und muthmaßlich auf der Stelle eines antiken Heiligthumes. Das Gebäude ist unansehnlich. Es hat einen Arkadengang und Zellen, welche den Pilgern zur Unterkunft dienen. Obwohl der Aufstieg an sich nicht sehr lohnend ist, so bleibt der Salvatore immerhin besuchenswerth, schon der unvergleichlichen Rundsicht halber, die man vom Scheitel dieses höchsten Berges der Insel genießt. Diese letztere liegt, wie eine Reliefkarte, mit allen ihren Höhen und Ebenen, mit ihren Buchten und leuchtenden Ortschaften, zu Füßen des Beschauers, der seine Blicke weit über die Stadt und ihre Citadellenhöhe in den Canal schweifen läßt, der zwischen Festland und Insel sich hindurchwindet.

Unser Rückweg geht wieder über Spartilla nach Ypso hinab. Wenn eine Barke zur Hand ist, kehren wir per mare nach Korfu zurück. Man hat hierbei den Anblick der mit dichten Olivenhainen gesäumten Uferhöhe im Süden, d. i. zwischen Manduchio und Govino, und sieht die Stadt selber wie durch ein Zauberglas immer näher und näher rücken, bis unversehens der belebte Hafen uns aufnimmt .... Einmal auf dem Wasserwege begriffen, verschmähen wir die Landung und lassen um die Citadellenhöhe steuern. Es ist ein prächtiges Bild, zumal auf der offenen Canalseite, wo die Felswand jählings abstürzt. Die dunklen Cypressen ragen wie Obelisken, regungslos und mathematisch genau nach oben sich verjüngend, darüber

empor. Der Gesammteindruck ist aber keineswegs ernst, schon der Farbe wegen, die man auf dieser Paradieses-Insel an keinem Orte vermißt.

In der Folge kommen wir, nun südwärts steuernd, an bekannten Localitäten vorüber. Es öffnet sich rechter Hand die Bucht von Castrades mit der Uferortschaft dahinter, der Felssporn mit der Windmühle tritt uns näher und im Hintergrunde sehen wir die Hütten von Molino Veneto. Alle genossenen Reize werden in unserer Erinnerung wieder lebendig, wenn der Kahn uns am Gestade der Villa Reale vorüberträgt .... Welch' ein herrlicher Fleck Erde! Alle Nuancen des saftigsten Pflanzengrüns sind hier vertreten. Der Cypressen-Pylon läßt unseren Blick landeinwärts tauchen, wo die Terrasse mit ihren Bosquets in einem mystischen Lichte schwimmt, wie der Zaubergarten Armida's .... Leider ist all' das nur flüchtiger Genuß. Ein Vorgebirge verdeckt die Uferhöhe. Der Kahn geht knapp unter dem steilen Osthange der korkyräischen Halbinsel vorüber, wendet dann scharf nach Westen und eine völlig veränderte Scenerie entrollt sich unseren Blicken. Wir sind in der Bucht von Cardakio: vorne, wie aus der Fluth emporwachsend, das »Schiff der Phäaken«, rechts das zweite Inselchen mit dem Kloster darauf, noch weiter rechts, am Festlande endlich, das Aussichtsplätzchen »al Canone« und darüber das Elias-Cap.

Bis hieher reichte das uns von früher her bekannte Uferstück. Was nun folgt, soll uns neue Reize erschließen. Wir lassen um das Phäakenschiff herum durch den engen Einfahrtscanal zum See von Kalichiopulo rudern und an geeigneter Stelle landen. Nach zehn Minuten Wegs landeinwärts stoßen wir auf die Straße, die die ganze südliche Hälfte der Insel durchzieht. Dem Wanderer zu Fuß bietet sie eine Fülle der unvergleichlichsten Genüsse. In kaum sechs Viertelstunden hat er den herrlichsten Olivenwald der Insel, jenen von Gasturi durchwandert. Dort öffnet sich ein Thälchen gegen den Monte Decca zu, der wie ein silbergrünes Meer wallt, so dicht ist das Kronengewoge. Von Gasturi weiter folgt man dem Strandwege, immer weiter nach Süden, und tritt in die Orangengärten von Benizze. Es ist ein Wandern wie in einem Paradiese. Im lichten Laub glühen die gelben Früchte zu Tausenden, Massen hievon liegen am Boden und leuchten wie Hesperidenfrucht aus dem Grase. Das Ufer, das bis vor den Ort

vollkommen flach ist, steigt erst hinter demselben etwas an. Man muß dort hinauf, um den Weg landeinwärts zu gewinnen, der uns wieder zurück nach Korfu bringt, diesmal auf dem Umwege über Santa Decca, das Dorf unweit des Gipfels des »Zehn-Heiligen«-Berges. Es ist eine Bergstraße.

Apulische Segelbarke.

Zuletzt steigt man zu Fuß die Gipfelhöhe hinan, von der man gleichzeitig beide Ufer — das Ost- und Westgestade — mit den Blicken umfaßt. Nordwärts hat man eine ganze Reihe von Ortschaften vor sich, weißschimmernd, wie helle Punkte in die grüne Inseldecke eingewoben, graugrünen Olivenwald in den Thälern, hochragende Cypressen, hellblaues Meer in Buchten hereindrängend und dahinter die Stadt Korfu als eine funkelnde Schließe

an diesem Geschmeide. Am Westgestade nordwärts hinaufgerückt, sieht man Pelekas und Paläocastritza, die reizendsten und die besuchenswerthesten Ausflugsplätze im Westen der Insel.

Von Santa Decca aus vollführen wir nun unsere letzte Tour, die nach dem äußersten Süden der Insel. Man benöthigt hierzu von dem genannten Dorfe per Wagen vier Stunden, von der Stadt aus eine Stunde mehr. Die Südhälfte von Korfu unterscheidet sich ihrer Form nach von der Nordhälfte hauptsächlich dadurch, daß sie ungemein schmal, dabei aber langgestreckt ist. Es ist, um an einen früher gemachten Vergleich zu erinnern,

Segelboot im Jonischen Meere.

der Stiel an der Keule; Keulenkopf ist sonach die Nordhälfte der Insel. An Reizen ist dieser Theil arm, dagegen nicht minder fruchtbar als der andere, und verhältnißmäßig dichter bevölkert. Auf dem ganzen Wege stößt Dorf an Dorf. Es ist eine Schnur freundlicher weißer Niederlassungen mit dem uns wohlbekannten Pflanzenschmucke. Bei dem Dorfe Argirades trifft man kolossale Exemplare von Oelbäumen, Riesen, wie man sie auf ganz Korfu nicht wiederfindet. Dort ist die Westküste ziemlich flach und eine Lagune nimmt beträchtlichen Raum ein.

Endlich ist Potami erreicht. Das Dorf liegt an dem Inselgestade, welches dem epirotischen Festlande zugekehrt ist. In dem Raume dazwischen

und bis zur Insel Syvota (Scivota) hinab fanden zwei berühmte Seeschlachten zwischen den Korinthern und Korkyräern statt, von denen die erste den peloponnesischen Krieg einleitete. Nördlich von Potami, etwa eine Stunde entfernt, ragt das niedere Cap Lewkimo in die See, jenes Cap »Leukimne«, auf welchem die siegreichen Korkyräer nach dem zweiten Siege eine große Trophäe mit erbeuteten Schiffsschnäbeln und Masten der korinthischen Flotte errichteten ....

Schon vor Beginn des peloponnesischen Krieges hatten die Athener als seetüchtige Macht (im Gegensatz zu der überlegenen Landmacht Sparta) ihre Aufmerksamkeit der Insel Korfu zugewandt. Thukydides erklärt ausdrücklich, daß den Athenern die Insel aus zweifachen Gründen als sehr wichtig schien: einmal wegen ihrer geographischen Lage, als Mittelglied zwischen dem griechischen Festlande und Italien; zweitens als Flottenstation, weil in jener Zeit Handel und Schifffahrt sich möglichst nahe dem Festlande und den Inseln hielten .... Bei Beginn des Krieges schickten die Athener den Korkyräern zehn Schiffe zu Hilfe. Die Führer hatten — wie Xenophon berichtet — den gemessenen Befehl, den Korinthern kein Seetreffen zu liefern, wofern diese ihren Angriff nicht gegen Korkyra richteten, oder in dessen Nähe eine Landung versuchen würden .... Die athenischen Schiffe waren kaum in Korkyra eingetroffen, als die korinthische Flotte, 150 Segel stark, gegen die Insel angriffsweise vorging. Die Korinther lehnten die Schiffe ihrer Bundesgenossen an das Festland, bei Cheimerion, während sie selber mit ihren Schiffen nach der offenen See hin Stellung nahmen. In dieser Formation verharrten sie drei Tage, dann brachen sie des Nachts auf. Als sie des Morgens auf der Höhe von Korkyra anlangten, erblickten die Korinther die zum Kampfe entschlossenen Korkyräer. Die zehn Schiffe der Athener fanden unter Cap Leukimne, auf welchem sich die Landmacht postirt hatte, Schutz. Die Flotte der Korkyräer zählte nur 100 Segel, war also weit schwächer als die feindliche. Nach dem Zeugnisse des Thukydides soll die Schlacht in ein entsetzliches Gemetzel ausgeartet sein, wobei dem Einzelkampfe die Hauptrolle zufiel, da die Schiffe fast gar nicht manövrirten, so dicht lagen sie aneinander. Schließlich wurde der rechte Flügel in die Flucht geschlagen, während der linke Stand hielt. Fast wäre hier die Entscheidung

zu Gunsten der Korinther gefallen, da die Athener sich weigerten, in den Kampf einzugreifen. Als die Korkyräer schließlich den Ausschlag gaben, wurden die Athener gleichfalls mit den Korinthern handgemein.

Auch die zweite Seeschlacht am Cap Leukimne wurde zu Gunsten der Korkyräer entschieden. Diesmal war die athenische Flotte 30 Segel stark und etwas kampflustiger als in jenem ersten Seetreffen. Sie lief nämlich am Tage nach der Schlacht, trotz des hohen Seeganges und der zahllosen Schiffstrümmer, welche das Meer bedeckten, nochmals aus und forderte die Korinther zum Kampfe. Natürlich nahmen diese die Herausforderung nicht an, sondern segelten vielmehr mit dem Reste ihrer Flotte über Leukadien ab. »Die Korkyräer stellten darauf ein anderes Siegeszeichen in der Insel Sybota auf, weil sie dreißig Schiffe zerstört, ihre Todten und Schiffstrümmer Abends, da die athenische Hilfe gekommen war, geborgen hatten.« Uebrigens waren auch die Verluste der Korkyräer sehr bedeutende. Etwa siebzig ihrer Fahrzeuge waren nach dem Kampfe seeuntüchtig und tausend Gefangene hatten die Korinther mit sich fortgeschleppt.

So war zwischen Leukimne und Sybota einer der erbittertsten und folgereichsten Kriege eingeleitet worden. Aus dem kleinen localen korinthischen Kriege wurde der große peloponnesische, der 27 Jahre lang die griechischen Völkerschaften und das ganze Mittelmeer im eisernen Banne hielt. Thukydides meint, daß sich aus dem Augenscheine der Begebenheiten selbst leicht ergebe, »wie derselbe an Größe alle vorigen übertreffe und dieses überhaupt eine der stärksten Bewegungen gewesen sei, worin sowohl die Griechen, als auch einige von den barbarischen Völkern, ja, er glaube sogar sagen zu können, die Mehrheit der Menschen selbst je verwickelt worden sei.« Er stellt diesem Kriege einzig nur den persischen voran; dafür war der peloponnesische von längerer Dauer und in seinen Folgen bedeutsamer, als irgend eine andere Unternehmung in Waffen auf heimatlichem Boden ....

Vom Cap Lewkimo geht es zum südlichsten Vorgebirge der Insel, dem »Cap Bianco«, das gleichfalls flach in die See vorspringt. Es ist ein einsames Plätzchen. Wenn Scirocco-Wetter herrscht, stürzen ungeheure Wogen über diesen Ufersporn, der in die offene See hinausgeschoben ist. Gerade vor sich hat der Beschauer die Insel Paxo, eine graue Masse, die im Nebel

der Ferne verschwimmt. Ein graugelbes Kalkgebirge, mit rothen oder violetten Schattenstellen, begrenzt den Horizont auf der Festlandsseite, von der aus die tiefblaue Himmelskuppel sich wölbt .... Daß dieser genußreiche Moment ab und zu von wehmüthigen Erinnerungen durchflochten wird, vermindert kaum seinen ergreifenden Reiz. Zu unseren Füßen flüstern die Wellen, wie damals, da der schlummernde Odysseus auf der Fahrt nach der Heimat an diesem Vorgebirge vorübersteuerte. Die Lüfte schweigen und das Dämmerlicht webt geheimnißvolle Gebilde in den Dunst des Meeres. Rosengluth zu Häupten, Wasserzauber zu Füßen: alles auf wechselnden Farbengrund traumhaft hingegossen. Was all' diese Zauber bedeuten, weiß nur der, dem der selige Genuß der Natur kein leerer Wahn ist und der nicht gleichgiltig am offenen Thore der Seligkeit vorübergeht.

Quae simul aspexit liquefacta rursus in unda,
Non tulit ulterius —

»wie der Morgenthau in der Sonne, so schmilzt ihm die Seele in der Brust« ....

Apulische Küstenfahrer.

Cap Leuca (Santa Maria di Leuca).

Apulisches Gestade.

San Giovanni in Brindisi.

In nur zwanzig Stunden vollführt man die Ueberfahrt von Korfu nach Brindisi. Einer der Dampfer, der diese Route zurücklegt, verläßt das Phäakeneiland um sieben Uhr Abends. Die Nachtfahrt dauert also gerade so lange, um uns nach ihrer Beendigung das neue Land in Sicht zu bringen .... In der That ist es für uns ein »neues Land«. Istrien und Dalmatien bilden so ziemlich ein geographisches, ethnographisches und geschichtliches Ganzes. In Albanien ergeben sich bereits mannigfache Abweichungen. Korfu vollends bildet die erste Etappe zum sonnigen, märchenhaften, von Sagen, Kunst, Poesie und schöpferischer Geisteskraft verklärten Griechenland. Es konnte uns in diesem Buche nicht vergönnt sein, diesen

Pfad, der uns in die Zaubergärten Armida's geführt haben würde, zu verfolgen. Er führt uns vielmehr zurück in das blaue Adriabecken, an das Ostgestade Italiens, wo sich uns die Thore zu einer anderen Welt aufthun. Welche Gegensätze von Ost und West in diesem verhältnißmäßig beschränkten Gebiete! Hier gilt nicht das Goethische:

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände!....

Man denke an das nördliche Dalmatien mit dem langweiligen, geistestodten Zara und vollführe im Geiste den kleinen Sprung zur gegenüberliegenden Küste. Dort liegt Umbrien, ein Wort, das Raffael und tausend andere Zauber wachruft. Es ist der Gegensatz zwischen starrem Winter und blüthenheiterem Frühling, von Schatten und Licht, von Höllendunkel und Himmelsbläue! Weiter haben wir die wilde Bocche di Cattaro, tiefer im Süden Albanien: Länder, die von beseligendem Frieden nichts wissen, dessen Bewohner in der Nacht der Barbarei fortvegetiren. Gegenüber aber dehnen sich die heiteren Gestade Apuliens mit einem Kranze blühender Städte, in denen frohe Menschen im hellen Lichte einherschreiten, das Cultur und Civilisation um sie gebreitet haben.... Zwar ist auch hier nicht alles Gold, was in der Sonne funkelt; dennoch liegt der ungeheure Unterschied zwischen Ost und West so greifbar nahe, daß jedes Antithesenspiel verlorene Mühe wäre.

Wir erreichen auf unserer Fahrt von Korfu herüber die ideale Scheidelinie zwischen dem Jonischen und Adriatischen Meere früh Morgens. Sonnenaufgang im Angesichte der apulischen Küste! Damit ist alles gesagt. Die bleigraue See wird milchig, färbt sich silbern, wird in der Folge purpurroth mit tiefblauen Streifen dazwischen. Die Küste selber liegt langgestreckt vor unseren Blicken, wie eine niedere graue Mauer, an der weiße Flecken glänzen. Das sind die spitzen lateinischen Segel der apulischen Küstenfahrer, die regungslos auf dem Hintergrunde festgeklebt zu sein scheinen. Dort liegt auch die äußerste Südostspitze von Italien — der Absatz des »Stiefels« — das Cap Leuca. Der Name ist also noch immer der antike und erinnert an den Gigantenkampf. Hier, am »Halse der japygischen Halbinsel«, hat

Otranto.

Herakles die verwundeten Giganten mit Felsen zugedeckt, und lag die Quelle, welche in Folge der Anwesenheit jener Ungeheuer einen so penetranten Geruch um sich verbreitete, daß kein Schiff der Küste sich nahen konnte. Nun schimmern bleiche Olivenhaine dort und gedeihen Tabakpflanzungen in einer an Reizen armen Gegend.

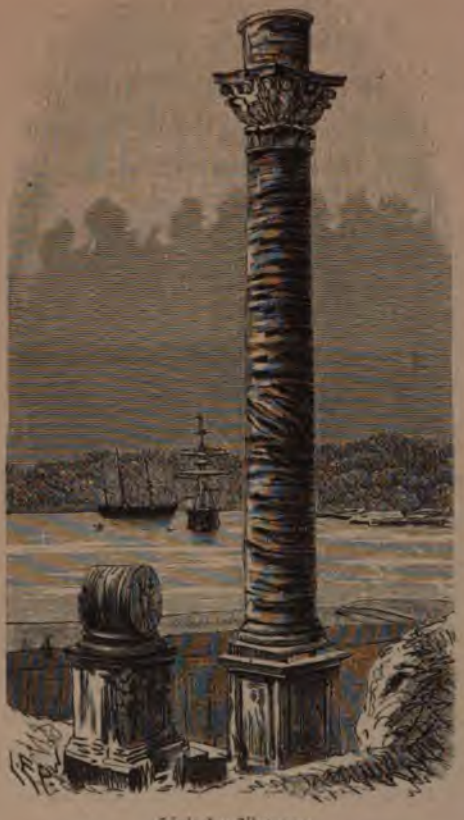
Diese Südostspitze Italiens — das Promontorium Japygium — bleibt übrigens weit draußen zur Linken liegen. Dann aber kommen wir auf die Höhe einer Stadt, deren weiße Häuser übers Meer herüberleuchten. Es ist Otranto. Das Felscap im Süden, bei Castro, ist mit dem alten Castrum Minerva identisch und erinnert an die Stelle bei Virgil, wo Aeneas das vor ihm liegende Land begrüßt.

Schon erröthete jetzt bei fliehenden Sternen Aurora,
Als wie dunkele Hügel von fern und wie streifenden Nebel
Tief Italia sehen. O Italia! rufet Achates;
Und o Italia! grüßen mit fröhlichem Ruf die Genossen.
Götter des Meers und der Erde, der Witterungen Gebieter,
Sanft laßt schweben die Fahrt, und erregt mitwehende Kühlung!
Nach dem Gebet weht frischer die Luft und der Hafen enthüllt sich,
Und der Tempel erscheint auf dem Castrum Minerva.

Mit diesem Hafen ist Otranto gemeint, die Stadt, die wir eben noch vor uns haben. Sie hat harte Schicksalsschläge hinter sich. Gothen und Byzantiner, Longobarden und Saracenen hatten sie zuweilen hart bedrängt. Am schlimmsten aber hausten die Türken. Es war am 28. Juli 1480, daß der Großvezier Achmed Keducki mit einer stattlichen Flotte erschien und die Belagerung begann. Nur vierzehn Tage hielt die Stadt dem fürchterlichen Stürmen gegenüber Stand, dann sanken die Arme der Vertheidiger kraftlos herab. Die Türken drangen ein und richteten ein entsetzliches Blutbad an. Damals sah der Minervahügel die Köpfe von 900 Gefangenen fallen. Die Leichen aber dorrten dreizehn Monate lang in der Gluthhitze des apulischen Sommers, bis Ferdinand I., dessen Sohn Alphons von Calabrien die Stadt den Barbaren wieder abgenommen hatte, jene beisetzen ließ. Otranto aber blieb verödet. Die Frauen und Kinder hatten die Asiaten mit sich in die Sklaverei geschleppt, die Blüthe der Männer war im Kampfe erschlagen oder nachträglich hingerichtet worden. Ganz dasselbe Schicksal ereilte nicht ganz hundert Jahre später (1537) das früher genannte Castron,

in welchem der bekannte türkische Seeheld Chajreddin Barbarossa, der Schrecken jenes Meeres zur Zeit Karls V., furchtbar hauste.

Sehr erhebende Erinnerungen sind es also nicht, die sich uns am Gestade Apuliens zunächst aufdrängen. Auch ist ein Besuch Otrantos nicht eben lohnend. Die Stadt liegt an einem kleinen seichten Hafen und hat wenig Verkehr, sie, die einst als einer der Uebergangspunkte von Italien zum Orient eine Rolle gespielt hatte! Im Innern ist die Stadt winkelig und vernachlässigt. Die Gassen erscheinen wie ausgestorben, auf das helle Pflaster lodert die apulische Sommersonne mit afrikanischer Intensität herab. Rings aber ist grünes Land, die erste italienische Campagna, die wir zu Gesicht bekommen. Das ganze vorliegende Land ist fast so flach wie ein Tisch, die von Virgil erwähnten »dunklen Hügel« nicht der Rede werth. Auch das nordwärts folgende Gestade ist vereinsamt, und nichts deutet darauf hin, daß uns gerade hier, wo Alles so todt und ausgestorben erscheint, eine besondere Ueberraschung zu Theil werden soll .... Wir schwenken mit dem Dampfer um ein niederes Vorgebirge und gelangen auf die Höhe einer, in einem weiten Hafenrund versteckten Stadt .... Brindisi! kein Punkt Südost-Italiens erscheint geeigneter, als sie, uns aus unserer Erschlaffung aufzurütteln. Wir steuern durch den Hafen, der aus einem doppelten von der Quarantaine-Insel getrennten Becken besteht, und sind am



Säule der Kleopatra.

Ziele unserer langwierigen Seefahrt, die in Triest ihren Anfang nahm. Von Brindisi ab schlagen wir nämlich den Landweg ein, bis hinauf nach Ravenna und Venedig.

Daß die Stadt in dieser Richtung einen vorzüglichen Basispunkt abgiebt, begreift namentlich derjenige, welcher die Geschichte im Kopfe hat. In Brindisi stehen wir auf denkwürdigem Boden. Durch Jahrhunderte

Brindisi

ging der römische Lebensstrom bis hierher und dann über's Meer nach Dyrrhachium hinüber. Zahlreiche Heere haben hier auf diesen Höhen, zu deren Füßen das Meer so zauberhaft sich den Blicken entrollt, gelagert, um den Orient mit ihrem Waffengetöse zu erschüttern. Wer also die Stätte des alten Brundusium betritt, vermeide vorerst die moderne Stadt und suche jene Höhen auf, wo der Blick bei hellem Wetter bis nach Albanien hinüberschweifen kann. Diese räumliche Verknüpfung von Ost und West giebt den Faden zu unzähligen Ereignissen.

Greifen wir einige derselben heraus. Zunächst sehen wir ein Trauerschiff herangleiten und den weiten lichten Port aufsuchen. Es ist Agrippina, die, von Antiochia und Korkyra kommend, die Asche ihres Gatten Germanicus in die Heimat bringt. Römerheere haben hier in späterer Zeit, da die Weltmacht sich auf ihrem Höhepunkte befand, fast immer gelagert. Bekanntlich war Cäsar während des Bürgerkrieges von Brundusium aus ohne Heer nach Illyrien hinübergeschifft, wobei sich in der Sturmnoth jene Scene zwischen ihm und den Steuerleuten zutrug, die wir bereits anderenorts erwähnten. Seine Soldaten aber waren unterdessen, wie Plutarch erzählt, nicht eben sehr erbaut über die forcirten Märsche, die sie zurückzulegen hatten, nach Brundusium gelangt. Als sie aber angekommen waren und das Nest leer, das heißt Cäsar und das Häuflein Getreuer, mit welchem er dem Feinde nachgeeilt war, nicht mehr vorfanden, schlug der Groll in Trauer um. »Sie schmähten auf sich selber, indem sie sich Verräther ihres Imperators nannten; sie schmähten auf ihre Anführer, daß sie den Marsch nicht mehr beschleunigt hätten. So saßen sie auf den Höhen, den Blick auf das Meer und nach Epirus gerichtet und warteten auf die Schiffe, auf denen sie zu Cäsar hinüberfahren sollten.«

Es ist dieselbe Höhe, auf der wir stehen. Zu Füßen haben wir die Stadt, das weite Becken mit dem alten stattlichen »Kaiserschloß«, mit der Häuserzeile am Ufer und dem großen Damme, der die beiden Häfen, den inneren und äußeren, von einander trennt. Das Bild ist ungemein sonnig. An einer Stelle sieht man eine Palme übers Ufer sich neigen. Sie ist vereinsamt, aber ein sinniges Wahrzeichen von der Bedeutung Brindisis, als Pforte zum Orient .... Der bedeutendste historische Zwischenfall, der seit dem Untergange des Römerreiches an diesen Platz sich knüpfte, ist das Normannenthum. Man kennt die Herkunft und Entwicklung der Normannenmacht in Süditalien. Im Jahre 1071 eroberte Robert Guiscard, das romantische Musterbild eines Abenteurers im mittelalterlichen Style, die Stadt. Er bildet eine höchst dankbare »Staffage« in unserer historischen Landschaft von Brundusium. Wir erinnern an die griechische Geschichtsschreiberin Anna Komnena, die sowohl Robert Guiscard als seinen noch merkwürdigeren Sohn Bohemund persönlich gekannt und porträtirt hat .... Von ersterem

sagt sie: er sei ehrgeizig und unerschrocken, begierig nach Ehren und Reichthümern und unerschöpflich ausdauernd in der Verfolgung seiner Ideen gewesen. Ueber seine äußere Erscheinung erfahren wir, daß Robert ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann mit blonden Haaren und feurigem Blicke war. »Wenn Homer uns die Stimme des Achilles so laut wie der Lärm einer großen Menge rühmt, so hatte Robert sie so überraschend, daß er damit eine ganze Armee in die Flucht jagen konnte.« Von Bohemund aber muß Anna Komnena ganz und gar bezaubert gewesen sein. Sie schildert ihn als eine schlanke herrliche Gestalt, voll Jugendlichkeit und Elasticität. Sein ganzer Körper war blendend weiß, nur das Gesicht anmuthig und leicht geröthet. Seine Haare strahlten in Goldblond. Seine Augen waren blau und schienen ihr voll Stolz und Zornesgluth. So habe sein Antlitz etwas Zartes und Bezauberndes, aber seine ungeheure Gestalt und der Hochmuth seiner Blicke etwas Wildes und Fürchterliches gehabt .... Auch Roberts Gemahlin, Sigel-Gaitha, wird von Anna Komnena als eine außergewöhnliche Frau geschildert. In ihrem Waffenrocke sei sie furchtbar anzusehen gewesen und habe wie eine Pallas gekämpft.

Das war bei Durazzo, wo, wie der Leser aus einem früheren Abschnitte weiß, der Normannentrotz gebrochen ward. Als Bohemund später mit seinen Schaaren am ersten Kreuzzug theilgenommen hatte, mußte er, um unangefochten seine weiteren Pläne verfolgen zu können, zu einer List greifen, der eine gewisse Originalität nicht abgesprochen werden kann. Es handelte sich für ihn aus dem Orient fortzukommen, um sich dem byzantinischen Kaiser im Abendlande entgegenstellen zu können. Zu diesem Ende setzte er in Antiochia seinen Neffen Tancred ein und ließ allerorts seinen (Bohemunds) Tod verkünden. Um die Täuschung zu vervollständigen, legte sich Bohemund in einen mit Luftlöchern versehenen Sarg, den sein Geleite heulend umstand. Die Seereise aber war lang. Es mußte jeder Verdacht beseitigt werden, und so legte man einen todten Hahn in den Sarg, der in Fäulniß überging und den zum vollständigen Gelingen der List nothwendigen Leichengeruch ausströmte. Daß Bohemund in dieser Situation bis zu seiner Ankunft auf Korfu ausharren konnte, beweist mit welcher zähen, widerstandskräftigen und energischen Erscheinung wir es hier zu thun haben.

Im März stieg der Held aus seinem Grabe und schiffte nach Brindisi über. Noch zuvor hatte er an den Kaiser Alexios einen Brief geschrieben, der über das Vorgefallene kurz berichtet und mit den Worten schließt: »Sobald ich die Meerenge nach Italien erst überschritten haben werde, werde ich gegen Dich die kriegslustigen Völker der Erde bewaffnen, die Longobarden, die Teutschen und Franzosen. Ich werde Deine Provinzen mit Mord erfüllen und Constantinopel im Blute seiner Einwohner schwimmen machen.«

Und Bohemund lief bald hierauf mit seiner Flotte aus diesem Hafen hinaus, der so spiegelglatt zu unseren Füßen liegt. »Die Eilschiffe waren so mit Ruderleuten besetzt, daß der Lärm, den sie mit den Rudern machten, Alles in Angst versetzte.« Seine Drohungen aber wurden zu Schanden. Um seine Krieger zum Ausharren zu bestimmen, hatte er, wie nachmals Ferdinand Cortez, seine herrliche Flotte verbrennen lassen. So von Italien abgeschnitten konnte er gegen das sich tapfer wehrende Durazzo nichts ausrichten und mußte schließlich, um nicht mit den Resten seines Heeres Hungers zu sterben, seinen Todfeind, den Kaiser Alexios, um Frieden bitten .... Bald hierauf starb Bohemund, dieser glänzendste Repräsentant des Normannenthums, an gebrochenem Herzen.

Noch andere Normannenstürme gingen von Brindisi aus. Dann kamen die Kreuzzüge und wieder sammelten sich gewaltige Heere auf diesen Uferhöhen, die nach dem stillen, blauen Meere hinabsehen. Namentlich Friedrich II. hatte große Vorliebe für den Ort und ließ ihn stark befestigen. Brindisi hob sich abermals zu ungeahnter Blüthe. Karl V. ließ das alte, noch immer äußerst malerisch an der inneren Seite des zweiten Bassins gelegene Castell mit seinen runden Zinnenthürmen und den hochragenden Fronten umbauen .... Dann aber ging es mit der Stadt plötzlich rapid herab. Den größten Schaden nahm sie dadurch, daß der Handel andere Wege eingeschlagen hatte, und das frühere Emporium nun abseits desselben langsam dahinsiechte, bis es zum Range eines unbedeutenden Schifferstädtchens herabgesunken war. Da aber mit dem erneuten Ablenken des Handels über Südost-Italien nach dem Oriente die Vorbedingung zu neuem Emporblühen wieder vorhanden war, hob sich die heruntergekommene Stadt rasch empor, und wie haben ihr der Suez-Canal und die neuen Schienenwege durch die großen

Alpentunnels, am Mont Cenis und Gotthard, eine Bedeutung verschafft, die die glänzendsten Aussichten für die Zukunft erwecken. Seit zehn Jahren hat ihre Bewohnerzahl fast um das doppelte zugenommen, von 8000 auf nicht ganz 15.000 .... Das alte Brundusium zählte 100.000 Seelen.

Der neue Aufschwung Brindisis hat dem Handels- und Passagierverkehr seine alte Richtung angewiesen. Was damals Strabo behauptete, gilt heute wieder: »Von Griechenland und Asien ist die gerade Ueberfahrtsstraße nach Brundusium, und alle, die nach Rom wollen, fahren dort hin.« An Stelle der Via Appia ist die Bahnlinie Brindisi-Foggia-Neapel-Rom getreten. Die Richtung ist im Großen und Ganzen dieselbe. Auch heute ist die Namensliste berühmter Männer, die nach Brindisi gekommen, um von hier nach dem Oriente hinab zu schiffen, eine bedeutende. Die alten Namen aber sind uns geläufiger, weil sie der Geschichte angehören. Auch Cicero war wiederholt in Brundusium, aber nicht als Tourist, sondern als Flüchtling. Wie man weiß, hatte er, als die consularische Gewalt in seinen Händen lag, den Catilina zum Tode verurtheilt. Der Act wurde indeß als Gewaltstreich, als Gesetzesübertretung ausgelegt und Cicero mußte in die Verbannung. Um es seinen Richtern zuvor zu thun, flüchtete er heimlich nach Brundusium. Wir besitzen einen Brief (an seine Gattin Terentia, sein »Theuerstes«, wie er sie apostrophirt), der von diesem Aufenthalt Kunde giebt. Er hielt sich bei dem Bürger Marcus L. Flaccus auf, den er einen »wackeren Mann« nennt, der über der Sorge für ihn die Gefahr für sein Vermögen und seine Existenz nicht beachtete und sich durch nichts abschrecken ließ, gegen den Flüchtling die Pflichten des Gastrechtes und der Freundschaft zu erfüllen.

Auch ein vielgenannter armenischer König nahm von Rom aus seinen Heimweg über Brundusium. Es war Tiridat, der, aus einem Familienmassacre gerettet, nach Rom gebracht und daselbst erzogen wurde. Wenn man erwägt, daß der armenische Prinz eben in der Zeit von der Siebenhügelstadt schied, als Diocletian gegen die Christen wüthete, so wird man die Gesinnung des römischen Schützlings begreifen. Mit haßerfülltem Herzen gegen alles Christliche verließ er Brundusium. In Armenien fand er bald ein Schlachtopfer — eine Jungfrau aus prinzlichem Geblüt, Hripsime. Sie

war aus Latium nach Armenien, dem damaligen Hort der Christenheit, geflohen. Dem Wütherich Diocletian entronnen, fiel sie seinem Doppelgänger Tiridat in die Hände. Sie fiel dem Henker zu, weil sie es gewagt hatte, ihre Bekehrungsversuche selbst auf den König auszudehnen. Das Martyrium hatte insoferne seine gute Nachwirkung, als Tiridat selber durch dasselbe erschüttert worden zu sein scheint. Wenigstens ließ er sich kurz hierauf von dem armenischen Apostel Gregorios bekehren und mit seinem ganzen Heere unweit der östlichen Euphratquelle taufen.

Wir haben uns etwas lange mit den historischen Erinnerungen beschäftigt. Und doch sind es blos willkürlich aus der Masse des Geschehenen herausgegriffene Fragmente, Episoden. Mehr wäre indeß für unsere Zwecke kaum erträglich. Auch die heutige Stadt und ihr schöner Hafen erfordern einige Beachtung. Wir treten also zunächst an die Riva und genießen den Anblick der weitläufigen Rhede. Sie glänzt wie flüssiges Silber, so viel des Lichtes liegt darauf. Einzelne Kähne gleiten darüber hinweg, andere liegen in großer Zahl am linken Ufer drüben, weit von der Stadt weg, vertäut. Dort tritt einiges Grün an die See heran. Der Boden ist braungelb, vielleicht in Folge des vielen Lichtes, das über dem Gewässer wogt. Wo der innere Hafen endet, öffnet sich der schmale, auf einer Seite durch einen Hafendamm geschützte Eingang nach dem äußeren Bassin. Die Dammanlage war nöthig, um die Versandung des Haupthafens zu verhüten. In früherer Zeit hatten die Bedränger der Stadt die Versandung gewaltsam herbeigeführt, in Folge dessen das innerste Bassin total versumpfte und eine Brutstätte der schrecklichen Malaria wurde .... Das äußere Bassin glänzt noch heller und hat als Begrenzung einen schmalen Streifen Landes; über ihn schweift der Blick auf die hohe See, die sich in grauen Dünsten verliert.

Vom Hafen aus macht die Stadt keinen allzu stattlichen Eindruck. Die flachdachigen Häuser drängen hart aneinander und machen den Abgang von Licht und Luft fühlbar. Aus der Masse der Gebäude stechen nur die Kirchenbauten hervor, die neben dem alten »Kaiserschlosse« gleichzeitig die interessantesten der Stadt sind. Dies gilt ganz besonders von der altehrwürdigen Kathedrale, die im Jahre 1889 das Alter von acht Jahrhunderten erreicht haben wird. Wir haben es aber hier keineswegs mit dem vom

Papste Urban II. im Jahre 1089 eingeweihten Heiligthum zu thun. Schon zur Zeit König Rogers von Sicilien, der werkthätig an dem Umbau der Kirche sich betheiligte, erhielt sie eine veränderte Form. Ein heftiges Erdbeben in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte so großen Schaden angerichtet, daß abermals ein Neubau platzgreifen mußte. Die abermalige Zerstörung durch Erdbeben im Jahre 1858 machte keine, von der ursprünglichen Anlage abweichende Reconstruction nothwendig. Das merkwürdigste Detail im Innern sind die alten, nun arg verstümmelten, oder willkürlich zusammengestellten Mosaiken, deren älteste Theile aus dem Jahre 1178 stammen .... Wir erwähnen noch die alte Kirche San Giovanni Battista, die nun als Museum dient. Sie ist aus Quadern ohne Mörtel aufgeführt, hat im Innern acht im Kreise gestellte Säulen und ein schönes Portal (siehe das Initialbild dieses Abschnittes).

Die südöstliche Spitze Italiens, welche die Adria von dem Golfe von Taranto trennt und vom Cap Leuca bis Fassano (nordwestlich von Brindisi) reicht, ist die Terra d'Otranto. Fast in ihrer Mitte, halbwegs zwischen Brindisi und Otranto, aber im Innern des Landes gelegen, befindet sich die Stadt Lecce, die freundlichste, bevölkertste und stattlichste im ganzen Gebiete. Sie mahnt, mehr als irgend eine Stadt an diesem, dem Jonischen Meere zugekehrten Gestade, an den Orient. Ihre zahlreichen gelbweißen Thürme nehmen sich wie Minarete aus, so säulenschlank erheben sie sich über dem Dächerchaos zu sonniger Höhe empor. Ein anderer Schmuck sind die herrlichen Gärten mit ihren schimmernden Villen, die einen Zaubergürtel rings um die Stadt schließen. Im Innern aber wird man überrascht von den vielen prächtigen Renaissancebauten. Wir führen einen derselben im Bilde vor: den Präfecturpalast (s. S. 432). Wenn Lecce das alte Luppiae ist, wie behauptet wird, dann dürfen wir des jungen Octavian gedenken, der von Apollonia, wo er mitten in seinen Studien das tragische Ende seines Adoptivvaters vernommen, herüber kam und sich hier aufhielt, um den Gang der weiteren Ereignisse abzuwarten. Später wurde Licium, wie die Stadt nun hieß, einer der glänzendsten normannischen Feudalsitze. Da jene Zeit durch abenteuerliche Romantik ausgezeichnet ist, so dürfen wir uns nicht wundern, auch in Licium solchen Zeitvertreib wahrzunehmen.

Gegenstand desselben war die leibesschöne Tochter des Grafen Robert, Sibylla, die zu dem ältesten Sohne des Königs Roger von Sicilien in heimlicher Liebe entbrannte. Es war ein schwärmerischer Liebesbund; aber die Frucht desselben (zwei Söhne: Tancred und Wilhelm) forderte den Zorn des Vaters heraus und der Sohn entzog sich der Rache durch die Flucht nach Griechenland, wo er starb. Von seinen beiden Kindern, die man in Palermo gefangen hielt, entkam Tancred, wurde unter König Wilhelm II.

Präfectur in Lecce.

»Graf von Lecce« und später König, zu welchem ihn die Normannen 1189 erhoben hatten .... Das palermitanische Gefängniß, in welchem Tancred seine Jugend verbrachte, war das alte arabische Schloß — der »Kass'r« — die Residenzburg am Thore nach dem Binnenlande. An seiner Stelle und an der seiner Gartenhöfe, Kubbas, Terrassen u. s. w. steht jetzt das königliche Schloß; an der Stelle der Moschee, die mit dem Kass'r durch einen bedeckten Gang zusammenhing, die Kathedrale.

Wir kehren von unserem Ausfluge nach Brindisi zurück und treten unsere große Landtour längs der Adriagestade Italiens an. Die Fahrt,

welche gleich im Anbeginn viele Stunden lang hart am Meere hingeht, gesegnete Gefilde und volkreiche Städte berührt, ist eine der reizendsten dieser Art. Eine herrlichere Wandeldecoration ist kaum denkbar. Kaum sind wir aus dem Bahnhofe von Brindisi hinaus, so nimmt die Landschaft einen anderen Charakter an. Bei Ostuni weiden wir unseren Blick an der herrlichen Lage dieses Städtchens auf steiler Höhe mit dem üppigen Gartenland

Fischerinnen am apulischen Gestade.

zu Füßen. Castell und Thurmminarete ragen darüber. Das Bild ist orientalisch heiter. Haine von Oliven und Mandelbäumen schmücken die weite Umgebung. Wir haben die Morgensonne rechter Hand und lassen unseren Blick zeitweilig über's Meer schweifen, das in grauem Dunste dampft und von hellen Segeln belebt ist. Diese haben ganz die Form von ungeheuren Vogelflügeln: lang und spitz zulaufend, mit Farbenstreifen darauf. Wenn zwei Fahrzeuge mit solchen Segeln hart zu einander treten, meint man eine Riesenmöve über den Wassern schweben zu sehen.

Helle Segel und grünes Ufermeer begleiten uns auch weiter noch, bis Fassano, wo die »Terra d'Otranto« endet und die »Terra di Bari« ihren Anfang nimmt. Der Raum zwischen Bahnlinie und Stadt ist ein einziger Garten. Im Dickicht der Olivenhaine und Weindächer schimmern unzählige Villen und weiße Häuschen. Kühlung weht vom Meere her und dämpft die heiße aber balsamisch weiche Luft ab. So erquicken sich alle Sinne: das Auge an dem üppigen Grün und an den Farbeneffecten der Niederung, der Geruchssinn an dem Pflanzenaroma, das Ohr an dem nichts weniger als störenden Gerassel des Zuges. Solch' monotones Lärmen unterstützt das Sehen, das sonst, wo Töne und Geräusch in Pausen, rauh oder mild, sich geltend machen, gestört zu werden pflegt.

Rechter Hand, also vom Meere her, tritt nun Torre d'Agnazzo an uns heran. Dort stand vor Alters Egnatia, der Punkt, wo die Via Appia die Küste erreichte. Wer also von Rom herüberkam, genoß hier zum erstenmale den Anblick der blauen Adria und hatte nicht mehr weit bis zu seinem Reiseziele Brundusium. Alte Mauern sind noch immer vorhanden und zwischen ihnen hindurch läuft das gelbweiße Band der heutigen Chaussee .... Dann kommen wir nach Monopoli, einer äußerst malerischen Stadt, mit gewaltigen Kirchen und hohen massigen Thürmen .... Bei Polignano schwenken wir um den Steilsturz der Küste herum, erblicken rechter Hand das alte, seiner Bestimmung längst überhobene S. Veitskloster und halten zunächst in Mola.

Es ist die letzte Station vor Bari, der größten und volkreichsten Stadt in Apulien. Hier nehmen wir wieder kurzen Aufenthalt, um einige historische Erinnerungen zu beleben, und altehrwürdigen Bauten den Zoll unserer Bewunderung abzutragen. An ersteren kann es nicht fehlen, wenn wir zunächst die erbitterten Saracenenkämpfe vor Augen haben, die durch zwei Jahrhunderte sich hier abspielten. Das XI. Jahrhundert brachte die Normannen, sie, die sich ohnedies in alle, die apulischen Gestade betreffenden geschichtlichen Erinnerungen hereindrängen. Robert Guiscard hatte die Stadt nach dreijähriger Belagerung den Griechen entrissen. In der alten, aus dem Jahre 1087 herrührenden Nikolauskirche suchte der heldenfeste Bohemund religiöse Stärkung, ehe er sich mit seinen Kreuzrittern nach Palästina begab.

In demselben Heiligthume hatte auch Peter von Amiens seine Andacht verrichtet .... Berühmt aber ist die Kirche San Nicolò, durch die Gebeine des Patrons, des Bischofs Nikolaus von Myra, welche nur durch Anwendung von List aus dem fernen Lykien hierhergebracht werden konnten. Schaaren von Pilgern strömen nun, und strömten Jahrhunderte lang, zu den Gebeinen des Heiligen .... Die Kirche selber ist eine dreischiffige Basilica von bedeutenden Dimensionen. Auffallend sind drei über das Mittelschiff spannende gurtenartige Bogen, die auf eigenen Säulen aufruhen. Diese Anlage, die nöthig war, um die mit dem Einsturze nach einwärts drohenden Seitenwände auseinander zu halten, stören erheblich die perspectivische Gesammtwirkung .... Von den übrigen Details der Kirche, über die in jedem Reisehandbuche die Rede ist, glauben wir absehen zu können.

Die schönsten Punkte in Bari sind am Hafen, wo zwei prächtige Molen das Bassin abschließen und eine Fronte stattlicher Häuser die Uferlinie säumt; dann der Corso Vittorio Emanuele und der große Stadtpark mit seiner bezaubernden Pflanzenfülle. Im Hafen herrscht zu allen Zeiten reges Leben, was begreiflich ist, wenn man weiß, daß Bari dreimal mehr Bewohner zählt, als Brindisi. Im Alterthume unberühmt (Horaz weiß nur ihren Fischreichthum zu loben) und von ihrer südlichen Schwester in Schatten gestellt, hat sie späterhin diese gewaltig überflügelt und auch heute noch wird Brindisi vieler Jahre bedürfen, um Bari in Bezug auf Ausdehnung, Handelsleben und Bewohnerzahl auch nur zu erreichen, von Ueberflügeln nicht zu reden.

Unsere nächste Station ist die malerisch alte Peucetier-Stadt Trani, eine rege Hafenstadt, wie alle bisherigen Punkte, die wir kennen gelernt haben. Zwischen Bari und Trani erstreckt sich aber eine förmliche Schnur von anderen besuchenswerthen Küstenplätzen. Die von Städten dicht besetzte apulische Küste mit der Reihe anderer hervorragender Ortschaften, die eine Strecke landeinwärts auf einer Linie liegen, welche parallel zur Küste läuft: dieser steinerne Kranz am grünen Gestade giebt ein Bild ab, wie man es nirgends sonst in Italien wiederfindet. Welch' ein Unterschied zwischen diesem und dem dalmatinischen Gestade! Auf der nur 14 geographische Meilen langen Küstenstrecke Monopoli-Barletta (zwei Meilen im Nordwesten von

Trani) zählt man acht Küstenplätze von 12.000 bis 40.000 Bewohnern. Diese Strecke ist vergleichsweise so lang, wie jene zwischen Zara und Spalato, auf der das einzige Sebenico als Zwischenstation liegt. Uebrigens giebt es in ganz Dalmatien keine Stadt, welche mehr als 12.000 Einwohner zählte. Dazu die bewegte Vergangenheit all' dieser Ortschaften, ihre Gründungsgeschichte, die ins griechische Alterthum hinaufreicht, ihre jahrhundertelangen lebhaften Beziehungen zum Orient, der sich auch in vielen baulichen Details und architektonischen Reminiscenzen aufdrängt. Handel und Wandel aber beleben sie noch immer, die freundlichen Seeplätze, deren jeder zum Besuche lockt.

Von Bari aufwärts geht es, an Bitonto vorüber, zunächst bis Molfetta, dessen halb und halb byzantinische Basilica abermals nach dem Osten weist. Schöner als hier, ist's zu Bisceglie, wo das Gartengrün bis zur Stadt herandrängt. Man sieht prächtige Villen und in der Stadt selber stattliche Paläste, mit alten Wappenschildern. Das Leben ist hier nicht minder rege, wie in den südlicheren Plätzen .... In Trani aber, das nun folgt, halten wir Rast. Es giebt Manches zu sehen, manche historische Erinnerung aufzufrischen. Natürlich ist es wieder das Normannenthum, das sich uns zunächst aufdrängt. Ein Theil der Stadt hat nämlich noch immer ein mittelalterlich-düsteres Aussehen, enge, dunstige Gassen, uralte Gebäude, aus dem XII. und XIII. Jahrhundert. An manchen von ihnen sieht man noch normannisch-orientalische Ornamentmuster.

Vollends bezaubernd ist das Bild dieser alterthümlichen Stadt von den alten Bastionen aus. Man wandelt nun dort im Grün reizender Gärten und hat das Meer vor und unter sich, den Hafen mit der Fronte stattlicher Gebäude davor. In diesem Hafen, so klein er ist, haben ganze Normannengeschwader vor Anker gelegen. Dann kamen die Kreuzzüge und wieder belebten sich die Stadt und das Meer mit Armeen und Flotten, erstanden in den Campagnen die bunten Kriegslager europäischer Abenteurerheere. Aus der Normannenzeit rührt auch die schöne Kathedrale, die, auf erhöhtem Platze gelegen, man am besten vom Meere aus betrachtet. Tranis Blüthe-Epoche ist gleichwohl längst dahin. Sie fällt in die Zeit der Anjou's. Den Todesstoß gab ihr, wie so mancher anderen Adria-Stadt, das selbstsüchtige Venedig.

Von Trani pflegt man in der Regel das landeinwärts gelegene Corato, dann Ruvo und das alte Hohenstaufenschloß Castel del Monte, auf der Höhe der »Murghie«, des flachen apulischen Bergrückens, zu besuchen. Wir rollen mit unserem Gefährt in die grüne Landschaft hinaus. Das Morgenlicht flimmert in den Campagnen und in den zarten Olivenzweigen zittern die letzten Thautropfen. Der frische Wind, der uns entgegenweht, kommt vom Vultur, dem erloschenen Vulkane bei Melfi drüben. In den Vignien ertönt fröhlicher Gesang und der Vetturin trillert ein einförmiges Lied zum monotonen Gepolter des Karrens. Er ist hoch und hat nur zwei Räder. Nicht jeder findet sich in solch' primitive Locomotion. Gleichwohl hat das landesübliche Reisen einen Reiz, den man anderwärts schwer vermißt. Ein Waggon ist auf allen Eisenbahnen der Welt immer dasselbe Ding. Man hat da seinen Comfort, sonst aber nichts. Die landesüblichen Verkehrsmittel aber lassen uns dem Reisen erst Freude und Geschmack abgewinnen. Durch die russischen Steppen trägt uns der rasende Tarantas oder die flüchtige Troika, durch die syrischen und mesopotamischen Gefilde ein feuriger Araberhengst, durch die Sinaiwüste das Kameel. Wir verträumen herrliche Stunden im Kaik auf einer Bosporfahrt, in der Gondel auf einer Spazierfahrt in den venetianischen Lagunen. In den Alpen vermissen wir heute ungern die alten bequemen Landauer, aus welchen sich die Landschaften Tirols und der Schweiz so bequem genießen ließen.

So kommen wir nach Corato, einer sehr ausgedehnten und hübsch gelegenen Stadt, durchfahren sie und lassen auf freiem Felde halten. Es führt den Namen »Epitaffio« und erinnert an jenes Massenduell zwischen dreizehn Franzosen und dreizehn Italienern, das hier im Jahre 1503 stattfand. An der Stelle, wo dieser Zweikampf ausgefochten wurde, und in welcher die Italiener Sieger blieben, erhebt sich nun ein Denkmal. Nur eine Stunde weiter liegt auf hoher Kuppe das massige Hohenstaufenschloß Castel del Monte, ein verwitterter Bau, der eine reiche Geschichte hinter sich hat. Friedrich II. hat diese achteckige, von vorspringenden Thürmen flankirte Burg errichten lassen, und in derselben seinen dauernden Aufenthalt genommen. Später wurde der romantische Bau zum Staatsgefängniß. Auch Manfreds Söhne lagen hier in Ketten .... Tritt man unter eine der hohen,

verwitterten Fronten, mit dem Rücken dahin, so genießt man einen zauberhaften Rundblick: gerade im Norden dehnt sich die Campagna von Trani, nach Nordwesten hin der Tavoliere di Puglia mit dem eigenthümlichen durchfurchten Hochfeld der Capitanata im Hintergrunde. Im Osten erhebt sich der waldgeschmückte Vultur, im Süden das Gebirge der Basilicata. Goldig bethaut liegt das Meer in der Ferne, fern im Norden von dem grauen und massigen Monte Gargano begrenzt .... Wenn die Sonne zum Untergange neigt, dann verglüht das Abendgold hinter den dunklen Massen des Vultur und seine letzten verflackernden Lichter streifen den Scheitel des Gargano. Dann färbt sich das Meer purpurn, das Gestade tiefgrün, die apulischen Hügelhöhen goldigbraun mit graugrünen Schattenstreifen.

In etwa dritthalb Stunden sind wir wieder in Trani. Von hier bringt uns anderen Tags die Bahn nur eine Station weit, nach Barletta nämlich, einer blühenden, herrlich gelegenen Stadt mit mannigfachen Denkmalresten aus alter Zeit. Ihre größte Merkwürdigkeit ist eine kolossale Bronzestatue, welche auf dem Hafenplatze steht und bald für einen Heraclius oder Constantin, bald für einen Theodosius oder Rachis angesehen wird. Auch Barletta hat – wie könnte es in einer italienischen Stadt anders sein! – – hübsche, altehrwürdige und interessante Kirchenbauten .... Was uns aber die Stadt besonders besuchenswerth macht, ist das nahe bei ihr gelegene Schlachtfeld von Cannae. Es erstreckt sich in dem Raume zwischen Barletta und dem Ofanto (dem antiken Aufidus) und ist nun eine theilweise sumpfige, sonst aber grüne Ebene, der Tummelplatz von Schafheerden.

Um uns ein Bild von der Stellung der beiden Heere und dem Verlauf der Schlacht machen zu können, queren wir das ganze Feld in der Richtung von Nordost nach Südwest und steigen auf den Hügelabfall, der sich von Canosa in die Ofanto-Ebene hinabsenkt. Hannibal hatte seine Stellung so gewählt, daß er den Rücken gegen den Vultur kehrte, um den Südwestwind, den Vulturnus, der sich um Mittag erhob (und noch immer erhebt), unschädlich zu machen. Dieser Wind, der den Staub der dürren Stoppelfelder mit sich führte (die Schlacht fand am 2. August 216 v. Ch. statt), wehte also den Römern ins Gesicht. Das 76.000 Mann zählende Heer derselben hatte kurz vor der Schlacht den Aufidus überschritten.

Dieser sehr bedeutenden Macht konnte Hannibal nur etwa 40.000 Mann gegenüberstellen: Gallier, Spanier und Afrikaner. Ueberlegen aber war seine Reiterei. Sie zählte 10.000 Mann und gab im Verlaufe des Kampfes den Ausschlag. Zwar die Geschwader des rechten Flügels der Hannibal'schen Armee, die leichten Numidier, hatten nur die Aufgabe, die ihnen gegenüberstehende Reiterei der römischen Bundesgenossen (unter Terentius Varro) zu beschäftigten und aufzuhalten, während die schweren spanischen und gallischen Reitermassen des linken Flügels sich auf die ihnen entgegengestellte minder starke römische Reiterei unter Aemilius Paulus warfen. Sie rissen sich von den Pferden, so daß ein Fußkampf daraus wurde. Als die Römer aber überwältigt waren, sammelte der karthagische Führer (er wird Hasdrubal genannt) seine Schwadronen und führte sie hinter der römischen Linie vorbei, rasch in den Rücken von Varro's Flügel, der bis dahin der Numidier sich zu erwehren hatte. Rasch war auch dieser gesprengt und abermals wandte Hasdrubal, um in den Rücken der Legionen einzubrechen.

Diesen, ihm sehr überlegenen Legionen gegenüber hatte Hannibal seine Völker in Gestalt eines Halbmondes, die Wölbung nach außen gerichtet, aufgestellt: Gallier und Spanier in der Mitte, die Afrikaner rechts und links. Die Wölbung des Halbkreises wich allmählich vor dem feindlichen Andrange zurück, so daß die Krümmung nach innen bog. Aber eben dadurch wurde das Römerheer von den auf beiden Flanken einschwenkenden Afrikanern zangenartig umfaßt und in einen einzigen Knäuel zusammengedrängt. Dazu kam noch der Angriff der siegreichen Schwadronen im Rücken. In der ungeheueren Verwirrung, welche in Folge dieses Angriffes in den Reihen des Feindes platzgegriffen hatte, war die normale Kampfesweise der Legionen (jede Cohorte in drei Gliedern nach Altersklassen: Hastaten, Principes und Triarier) nicht möglich. Von allen Seiten wurde in die Masse eingehauen und das Blut floß in Strömen. Es fielen Minucius (kurz vorher des Fabius Reiterführer), Servilius, der Befehlshaber des Centrums, und schließlich Aemilius Paulus, der aus der Niederlage seines Reiterflügels (bereits verwundet) herangeritten war, um mit den Legionen zu sterben. Varro, der andere Consul, entkam mit einem Reitertrupp, wie es scheint, ohne am Kampfe des Centrums theilgenommen zu haben, nach

Venusia (im Rücken der karthagischen Stellung). Bei 50.000 Römer und 8000 Karthager bedeckten die Wahlstatt; etwa 20.000 Römer, die sich theils nach Cannae, theils ins Lager geflüchtet hatten, wurden gefangen. Nur der kleinste Theil schlug sich nach Canusium durch.

Dort liegt jetzt die Stadt Canosa, in wenig reizender, aber üppiger Landschaft. Alterthumsfreunde pflegen sich das Haus zeigen zu lassen, in

Castel del Monte (s. S. 437.)

welchem die römischen Flüchtlinge von einer Frau Namens Busa gepflegt wurden. Natürlich ist es nicht mehr vorhanden, da aus dem Alterthume nur Spuren einiger Gebäude und Reste von Mauern an der Via Appia auf unsere Zeit gekommen sind. Dagegen bietet uns Canosa Gelegenheit zur Auffrischung einer anderen historischen Erinnerung von kaum minderem Reiz, als jene andere, die sich an den Samaritanerdienst der Römerin knüpft. In der gothischen Kirche San Sabino finden wir nämlich die Grabkapelle, in welcher kein Geringerer, als der von uns mehrgenannte normannische

Foggia.

Held Bohemund begraben liegt. Sicher ist es keine alltägliche Empfindung, die uns beschleicht, wenn wir diese Grabkapelle betreten. Es ist ein Kuppelbau mit zwei bronzenen Thürflügeln. Die Ornamente zeigen arabischen Styl und nehmen sich höchst wirkungsvoll aus ....

Die Ruhestätte liegt im matten Dämmerlichte, wie verklärt, und erhöht sonach den stimmungsvollen Eindruck. Ueber siebenhundertsiebzig Jahre sind dahingerauscht, seitdem man den größten Helden des Nor-

Stadt und Hafen Manfredonia.

mannenthums eingesargt. Sein Bild aber ist eine Lichtgestalt, welche die dämmerigen Schatten durchhellt und sieghaft durch die Erinnerungen der Jahrhunderte schreitet. So schön, wie ihn Anna Komnena gesehen: mit goldblondem Haar, funkelnden Augen, die Gestalt hünenhaft, das Antlitz weiß und nur leise geröthet, die Brust im stählernen Schuppenpanzer — so schwebt er durch den Raum zu uns herab .... Es ist die Täuschung einer Secunde. Der widerhallende Schritt der Kirchenbesucher, ein lautes Geräusch in unserer nächsten Nähe, ein verlorenes Echo, ein dumpfer Glockenschlag — vorbei! ....

Indem wir von Barletta aus unsere Tour in nordwestlicher Richtung fortsetzen, gelangen wir vorerst an den früher genannten Ofanto. Er ist der Grenzfluß zwischen der Terra di Bari und dem eigentlichen Apulien, jener ausgedehnten, entweder mit unübersehbaren Ackerfeldern, oder mit Weiden bedeckten Ebene, die sich vom Golf von Manfredonia in westlicher und südwestlicher Richtung bis zum calabrischen Apennin erstreckt. Hauptort dieses Gebietes ist Foggia. Im Norden von ihr erstreckt sich die »Capitanata«, im Süden der streckenweise von niederen Hügeln durchzogene »Tavoliere di Puglia« .... Jenseits des Ofanto verlassen wir die Küste und gelangen landeinwärts in ein förmliches Meer von Aehrenfeldern. Heiß und mit blendender Lichtfülle liegt die apulische Sonne darauf. Die in der Sonnendürre austrocknende und sodann Fieberduft ausathmende Lagune von Salpi bleibt rechts liegen. Dahinter ragt der Monte Gargano, ganz isolirt vom Apennin, die ostwärts vortretende Halbinsel (den »Sporn« des italienischen Stiefels) ausfüllend. Er schließt den schönen Golf von Manfredonia nordwärts ab.

Ehe wir noch Cerignola, wo einst Gonzalvo da Cordova die Franzosen aufs Haupt schlug (23. April 1503), erreichen, entschwindet das Meer unseren Blicken. Nur grauer Dunst, der in der Ferne auf dem Horizont auflagert, verräth uns dessen Nähe. Es ist seit Istrien das erstemal, daß wir auf einige Zeit von der Adria uns trennen müssen. Ein so lang andauernder Genuß und Anblick der See, wie wir ihn bisher gehabt, macht die, wenn auch noch so kurze Tour, fast unerträglich. Dazu dieses entsetzlich monotone Bild inmitten der wogenden Kornfelder. Der reiche Erntesegen, welcher auf diesen hohen Halmen strotzt, läßt uns vollständig gleichgiltig. Eine Strecke weit läuft der Schienenweg weit abseits der Chaussee, so daß das letzte Band, das uns ans alltägliche Leben fesselt, gleichfalls verschwindet. Nicht ein Bau unterbricht die goldgelbe Riesenfläche .... Endlich ein Fluß: die Carapella. Einen Augenblick nur sehen wir in das trübe Gewässer hinab, dann liegt es wieder hinter uns. Ein anderes Flüßchen, das wir kreuzen, ist der Cervaro. Endlich sieht man hohe Thürme im rauchgrauen Dunste in der Ferne. Der Monte Gargano steht jetzt nicht mehr im Norden, sondern im Nordosten; dadurch hat er, da seine Achse von West nach Ost

läuft, an Länge verloren, dagegen, aber freilich nur scheinbar, an Höhe gewonnen. Er nimmt sich jetzt fast klotzig aus und schwimmt im goldenen Lichte der Morgensonne wie eine weit vom Festlande abgetrennte Insel. Davor dehnt sich nach wie vor die weite apulische Ebene, ein Bild von unerträglicher Einförmigkeit.

Da erquicken uns plötzlich grüne, lebensfrische Anlagen. Wir sind im Bahnhofe von Foggia. Die Stadt ist fast so volkreich wie Bari (Foggia zählt 40.000 Einwohner), macht aber im Uebrigen einen weit besseren, fast großstädtischen Eindruck. Wie in unseren Tagen war Foggia auch vor Alters die Hauptstadt von Apulien. Zu besonderer Blüthe gelangte sie unter dem Hohenstaufen Friedrich II., der hier residirte. An diese Zeit erinnert ein magerer Architekturrest an einem Gebäude unweit der Porta Lucera. Es ist ein Rundbogen mit Blätterwerk, der auf Adlern mit ausgebreiteten Flügeln aufruht. Die beiden Gesimsstücke darunter gehören noch dazu; das Uebrige ist modern, namentlich das Thor, über dem sich der Bogen spannt.

Foggia ist keine antike Stadt. Das bekannte Arpi lag etwas nördlicher am Flüßchen Cesone. Es war eine Gründung des Diomedes, der, aus Argos vertrieben, hier in Apulien ein neues Herrschaftsgebiet sich schuf und es zu hoher Blüthe brachte. Sicher bestand sein Reichthum, wie es auch dermalen der Fall ist, in den ungeheueren Viehheerden, welche schon vor Alters in der apulischen Ebene ihre Winterweiden hatten. In früherer Zeit besaßen dieselben übrigens eine weit größere Ausdehnung als heute; Ackerbauer rissen im Laufe der Jahrhunderte große Gebietsflächen an sich und engten auf diese Art die Weidegründe immer mehr und mehr ein. Dennoch spielt die Viehzucht in der Capitanata noch heute eine hervorragende Rolle. Ungeheuere Heerden durchziehen sie, wenn der nahende Sommer die Hirten zwingt, das heiße dürre Tiefland zu verlassen und im Gebirge die Sommerweiden aufzusuchen. Dann sind die Tratturi (Heerdewege) durchstampft und aufgewühlt, die Ausgangsstätten wolkendichter Staubmassen. Die ganze Landschaft ist in grauen Dunst gehüllt, zumal wenn vom Apennin Westwinde zum Meere herabstreichen .... Welche Genüsse der Wanderer in der apulischen Ebene während des Sommers zu erwarten hat, braucht also nicht erst ausführlich auseinandergesetzt zu werden.

Immerhin ist ein längerer Aufenthalt in Foggia lohnend. In der Stadt selber fehlt es nicht an Leben und in der Umgebung giebt es manchen interessanten Punkt, der eines flüchtigen Besuches werth erscheint. Wir nennen Lucera, das antike Luceria Apulorum, mit seiner alten Kathedrale und dem verfallenen Saracenen-Castell, ein Bau aus Friedrichs II. Zeit; dann Bovino, auf den Vorhöhen des Apennin, und als Krone von Allen den Monte Gargano.

Dorthin wollen wir uns nun verfügen. Es geht durch die dürre, reizlose Ebene bis Manfredonia, eine malerisch gelegene Stadt, die den Namen nach ihrem Gründer, König Manfred, führt. Sie liegt in einem Garten von wahrhaft tropischer Pflanzenfülle und hat den Monte Gargano knapp hinter sich. Alte Befestigungen steigen die Uferhöhe hinan, indeß die weißschimmernde Stadt sich etwas tiefer längs der seichten Rhede hinzieht. Schwer fällt es, sich zu entscheiden, welches Bild schöner: die Stadt mit ihrer grünen Umrahmung und dem Gebirge im Hintergrunde, oder der Ausblick von der Stadt selber auf das weite Golfrund, das nach Osten hin sich öffnet .... Man glaubt nicht in Italien, sondern in Griechenland zu sein. So wie Manfredonia, liegen, um nur ein Beispiel zu geben, die messenischen Küstenplätze im Hintergrunde ihrer Buchten und Golfe. Namentlich das kleine Arkadia läßt einen Vergleich zu, wenngleich hier der landschaftliche Hintergrund viel imposanter, als jener ist, den der Monte Gargano bietet.

Ehe wir Manfredonia verlassen, erscheint es uns wohl am Platze, auf seinen Gründer ausführlicher zurückzukommen. Manfred ist einer der gefeiertesten Königsnamen in unserer Geschichtsschreibung. Die Romantik, die ihn wie eine mystische Gloriole umgiebt, wird noch erhöht durch seine Heirat mit einer byzantinischen Fürstentochter. Als in Folge der Eroberung Constantinopels durch die »Lateiner« (das französische Kreuzheer und die Venetianer unter dem greisen, erblindeten Dogen Enrico Dandolo) das byzantinische Reich in Trümmer gegangen war, hatte der »Despot« Constantinos Michaelos im Epirus und auf Korfu sich ein neues Reich gegründet, dessen Erbe Michaelos II. wurde. Pachymenes, der Biograph der Paläologen, erzählt, daß Michael sogar Ansprüche auf den Thron von Constantinopel

machte. Er bestritt ihn den übrigen Prätendenten, die in Asien saßen und lüstern über den Bosporus auf das morsche Frankenreich lauerten, unter dem Titel, daß seine Familie als die ältere und vornehmere die nächstberechtigte sei .... Dieser ehrgeizige byzantinische Fürst ward der Schwiegervater des Königs Manfred. Im Jahre 1259 führte der König die schöne Tochter Michaels, Helena, heim. Dabei trat Manfred gleichzeitig in den Besitz der normännischen Eroberungen im Epirus und von Korfu. Auf diese Gebiete hatten die Hohenstaufen, als Erben nach den normännischen Königen von Apulien und Sicilien, ohnedies von Anbeginn her ihre Ansprüche geltend zu machen gesucht. »Glanzvoll und heiter wurde das Hochzeitsfest zwischen der Griechin und dem deutschen Hohenstaufen zu Trani gefeiert. Beide waren schön und jung, und hoffnungsvoll genug mußte es Allen erscheinen, daß sich hier im friedlichen Bunde der Orient und der Occident die Hände reichten, was so viele Kriege und Intriguen vergeblich angestrebt hatten. So blendete Alle diese eitle Hoffnung, daß sie nicht die Wolke sahen, die am fernen Horizont aufstieg, um mit immerwährender Nacht das Schicksal dieses jungen Ehepaares und all' seiner Kinder zu verdunkeln, ja zu begraben.«

Auf dem Hause Hohenstaufen lastete ohnedies ein furchtbares Verhängniß. Der härteste Schlag, welcher den vielgeprüften Kaiser Friedrich II. traf, war bekanntlich die Gefangennahme seines ritterlichen Sohnes König Enzio bei Fossasta. Das war gerade zehn Jahre vor dem glänzenden Hochzeitsfeste Manfreds und der schönen Helena. Zweiundzwanzig Jahre hatte der Gefangene in seinem Kerker geschmachtet, bis ihn der Tod erlöste. Unterdessen nahm der Niedergang des Hauses Hohenstaufen rapiden Fortgang. Zwar der an vielen Orten stärker aufflammende Haß gegen die Anmaßung und die gewissenlose Verfolgungssucht des Papstes verbreitete noch einen schwachen Schein der Hoffnung über die letzten Tage des Kaisers, welcher 56 Jahre alt, am 13. December 1250 zu Firenzuola starb, den Ruhm hinterlassend, daß er einer der aufgeklärtesten und geistvollsten Menschen, einer der entschiedensten und strebsamsten Fürsten jener dunklen Tage gewesen sei, und daß die Ausschreitungen seines Ehrgeizes fast als Tugenden erscheinen gegenüber jenen seiner Gegner.

Vier nacheinander folgende Päpste glühten in demselben Hasse gegen Manfred, welcher sich im Jahre 1258 als König der beiden Sicilien hatte krönen lassen. Vergebens aber blieben durch lange Zeit die Bemühungen Roms, den tapferen Fürsten zu vernichten. Endlich gewannen die Päpste einen mächtigen Mann für ihre Sache: den jüngsten Bruder des Königs Ludwig IX., Karl von Anjou, Grafen von Provence. Sein Land, welches eigentlich zu dem bereits ganz zerfallenen Reiche Arelate und somit nominell zu Deutschland gehörte, aber seit dem XIII. Jahrhundert weit mehr zu Frankreich sich neigte, war im höchsten Grade blühend, das Volk durch Wohlstand, ritterlichen Sinn und feine Sitten ausgezeichnet. Der energisch ehrgeizige, finstere und habsüchtige Karl von Anjou nahm mit Freuden das von den Päpsten ihm angebotene Geschenk der sicilianischen Krone an. Zwei Heeresabtheilungen ließ er nach Italien abgehen: eine zu Lande, die andere zur See.

Durch den Verrath der lombardischen Ghibellinen, welche die Vertheidigung der Apenninen-Päsſe unterließen, ward es den beiden Abtheilungen ermöglicht, am Tiber sich zu vereinigen (Jänner 1266). Karl, dem es am Gelde zu mangeln anfing, mußte eine schnelle Entscheidung suchen; diese wollte Manfred, dem in der Vertheidigung herrschenden Grundsatze folgend, möglichst hinausschieben. Er ließ mit weiser Vorsicht die von Rom nach Neapel führenden Hauptstraßen genügend besetzen und zwar namentlich jene, welche über Tagliacozzo durch das Hochland der Abruzzen, und die zweite, welche durch das Mittelgebirge über Frosinone an den Garigliano führt; durch die Stellung seines Heeres beobachtete er ferner auch noch die Küstenstraße. Aber den Franzosen, welche die zweitgenannte Straße eingeschlagen hatten, gewährte der Verrath eines neapolitanischen Großen die Ueberschreitung des Garigliano, worauf sie rasch mehrerer festen Punkte sich bemächtigten. Nun war Manfreds erster Kriegsplan unhaltbar geworden; mit thätiger Besonnenheit zog er rasch alle seine zerstreuten Corps in eine Stellung bei Capua zusammen, wo der hoch angeschwollene Volturno eine treffliche Vertheidigungslinie gewährte. Aber nicht minder geschickt wie Manfred, manövrirte der Graf von Provence: er beschloß die schwierige Stellung seines Gegners zu umgehen, zu welchem Behufe er sich

gegen die Quellen des Flusses hinauf wandte, und dann durch das Gebirge in die Ebene von Benevent herunterstieg. Erst hier konnte Manfred mit seinem, weder an Zahl noch an Verläßlichkeit gleichen Heere den Franzosen sich entgegenstellen .... Wie ausgezeichnet die strategischen Bewegungen beider Heerführer auch gewesen waren — ihre Tactik, die Leitung des Gefechtes, wich in nichts von der plumpen Einfachheit jener Zeit ab. Mit der größten Tapferkeit stritten die Deutschen und Saracenen in Manfreds Heer, während sich von seinen Italienern nicht das Gleiche nachrühmen läßt. Die Schlacht wurde nach Vorführung der beiderseitigen Reserven geendet; jene der Franzosen war weitaus die stärkere; Manfred, seine Niederlage voraussehend, sucht und findet heldenhaft den Tod (26. Februar 1266) .... Nach Manfreds Tode wurde die unglückliche, schöne Witwe Helena mit ihren drei Kindern Enrico, Federigo und Ezzelino von dem Sieger Karl von Anjou in Neapel eingekerkert.

Um den Monte Gargano zu besteigen, muß man die herrliche Ebene im Nordosten der Stadt zurücklegen. Der Weg zieht zwischen Orangengärten längs des Gestades und steigt später im Zickzack zur Höhe Monte Sant' Angelo empor, wo die berühmte Wallfahrtskirche des heil. Michael sich befindet. Ueber 55 Stufen steigt man in die Grotte hinab, welche die Wunderquelle einschließt. Schaaren von Pilgern sind im Laufe der Jahrhunderte zu ihr geströmt und der Andrang ist auch heute noch immer groß. Die größte Bedeutung erlangte der Wallfahrtsort in normannischer Zeit und die nächsten zwei, drei Jahrhunderte. Wer am 8. Mai, am Festtage des heiligen Schutzengels (von dessen Bildern und Statuetten die ganze Stadt voll ist) nach Sant' Angelo kommt, sieht sich von Typen umgeben, die weit eher an Griechenland, denn an Italien erinnern .... Hellenisch ist auch die Urgeschichte dieses Gestades bis Leuca hinab, des Golfes von Tarent, der calabrischen und sicilischen Gestade. Es war die Ueberkraft, welche das magere Griechenland an Menschen, aber nicht an Nahrung hatte, welche diese Gestade aufsuchte. Vielleicht hatten früher hier (namentlich im Golf von Tarent) Phönikier und Kreter sich in den Weg gestellt. Leider wissen wir selber von den ungeheuren griechischen Städten, welche hier auf- und untergingen, äußerst wenig.

Im Nordosten von Sant' Angelo, drei deutsche Meilen entfernt, ragt der höchste Gipfel des Monte Gargano, der Monte Calvo, auf. Der Aufstieg längs des Steilsturzes im Süden ist nicht unbeschwerlich. Ist der Gipfel erreicht, so hat man die ganze garganische Halbinsel zu Füßen: die sanfte Abdachung des Gebirges nach Norden, wo der Küste die kleinen Tremiti-Inseln vorliegen; das steile Ostcap und dahinter im Nordosten das in der Ferne verdämmernde Felseiland Pelagosa — mitten im Adria-Becken gelegen; in unmittelbarer Nähe eine Anzahl von Kesseln mit Wasserspiegeln; jenseit am blaugrünen Golf Manfredonia mit seinem Gartengestade und in der Folge die langgestreckte apulische Küste mit der Schnur von blühenden Städten, die in Sonnendampf und Dunst verschwinden ....

Die Piazza della Madonna in Loreto.

In den Marken.

Mag Apulien immerhin in historischer und culturgeschichtlicher Beziehung vielartige Anregung bieten: ein längerer Aufenthalt daselbst dürfte kaum zu den verlockendsten Dingen auf italischem Boden zählen. Auch uns zieht es nach Norden, zunächst nach den heiteren Gestaden der Abruzzen, deren gewaltige Höhen wir bereits von Foggia aus im Dunste der Ferne als blasse Silhouetten gewahren. Am schwersten vermissen wir in Foggia das Meer. Sein langer Anblick hat es uns unentbehrlich gemacht. Wenige Tage eines binnenländischen Aufenthaltes genügen, um in uns ein Gefühl der Leere, Beklommenheit hervorzurufen. So mächtig ergreift uns in der Regel nur das Verlangen nach dem Wiedersehen eines geliebten Wesens, das unsere ganze Seele ausfüllt .... Selbst durch unsere Träume murmelt die trauliche Brandung, die wir an manch' heiterem Abend zu unseren Füßen die Muschelzier des Strandes kosen sahen. Jedes goldene Aufleuchten des Meereshorizontes bei Morgenlicht wird uns zur beseligenden Verheißung, zur Geburtsstunde eines neuen Lebens. Nur wer diesen Zauber begreift, wird die Wahrheit der schönen Verse Littrow's verstehen, der der See seine reizendsten poetischen Kinder gewidmet hat.

»Du blühst im ew'gen Lenz — es strahlt die Sonne
Des Frühlings ewig jung auf Deiner Flur,
Und ich — ich fühl' sie noch, die längst vergang'ne Wonne,
Mit der ich, selbst noch jung, Dich einst befuhr;
Und ist der Jugend Sonne mir auch längst entschwunden,
In meiner Seele hat sie Wiederschein gefunden.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und neuem Lichte steuert man entgegen,
Die Zukunft glänzt im ros'gen Morgenschein,
O könnte mein Gebet um Gottes besten Segen
Der günst'ge Wind für alle Fahrten sein —
Ich Alter steh' an meines Lebens Grenzen,
Mir kann nur mehr der Abendstern erglänzen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Du warst mein treuer Freund — der treueste Gefährte,
Der nie an mir Verrätherei geübt,
Der sich im Leben mir als immer gleich bewährte,
D'rum hab' ich Dich so innig auch geliebt; —
O, wäre mir hier unter allen Wesen
Nur Eins so treu als Du mir stets gewesen! —

Und kommt sie einst, die letzte Abschiedsstunde,
In der man mich zum stillen Grabe trägt,
Dann säh' ich mich mit meiner Herzenswunde
Am liebsten noch an Deinen Strand gelegt,
Damit mich noch in meinem Grab, im kühlen
Die Wellen meines Elements bespülen;

Damit der nächste Sturm, der wüthend Dich erhebet,
Und Deine Wogen weit hinein an's Ufer drängt,
Die Leiche des begrab'nen Seemanns noch belebet,
Der Erd' entreißt und Dir sie wieder schenkt,
Und ich der ersten, immer grünen Liebe
Auch noch im Tod der ewig Treue bliebe....

Wir haben eine entzückende Landfahrt vor uns. Von Foggia geht es zunächst durch die platte, reizlose Capitanata zum nahen Gestade und dann immer diesem entlang durch die zaubervollsten Landschaften Ost-Italiens. Rechter Hand das Meer, bald sonndurchleuchtet, bald sturmbewegt; linker Hand den Apennin mit den gesegneten Landschaften davor, letztere geschmückt mit einem Kranze freundlicher Bergstädte oder Hafenorte, die wir der Reihe nach im Fluge passiren.... Das Meeresufer erreichen wir eine Strecke nördlich des Städtchens San Severo. Rechter Hand bleibt der Strandsee

Lago di Lesina. Er wird überragt von dem klotzigen Monte Gargano, dessen Scheitel eben in dem Augenblicke von der Morgensonne goldig bethaut wird, da wir dicht vor uns den glatten Spiegel der Adria wieder aufblitzen sehen. Ueber seine irisirende Fläche ragen einige niedrige, unansehnliche Eilande — der kleine Archipel der Tremiti. So belanglos sie sind, erregen sie gleichwohl unser Interesse. Aus uralten Ueberlieferungen wissen wir, daß der argivische Diomedes einst hier (am Festlande) ein mächtiges Reich gegründet hatte, und nach einiger Zeit spurlos verschwunden war. Durch diesen räthselhaften Umstand ward der Flüchtling von Argos zum Gott und auf einer der vier Tremiti-Eilande erhob sich sein Tempel.... In neuerer Zeit hat die Erinnerung an den Heros Diomedes einen Abbruch dadurch erlitten, daß die frühere neapolitanische Regierung die Eilande als Strafcolonie einrichtete. Ein Verbannungsort waren sie übrigens schon in älterer Zeit, und wir erinnern bei dieser Gelegenheit an die jüngere Julia, Gattin des L. Aemilius Paulus.

Die erste Küstenstation, in der wir ankehren, ist Termoli. Die Stadt liegt ungemein malerisch auf einem Vorgebirge und hat die mächtigen Abruzzen zum Hintergrunde. Schon einige Stationen vor Termoli sind wir in ein Gebiet eingetreten, das durch eine ethnographische Curiosität von besonderem Interesse ist. In dem Küstenstriche zwischen den Flüssen Fortone und Faro befinden sich nämlich zahlreiche Albanesen-Dörfer, mit einer angeblichen Gesammtbewohnerschaft von 80.000 Seelen. Die ersten Albanesen, etwa 500 an der Zahl, kamen zur Zeit Ferdinand's I. von Neapel hierher, um die Lehen einzuheben, welche derselbe an Georg Castriota (Skanderbeg) zur Belohnung der Hilfe verlieh, die ihm dieser bei der Unterdrückung der großen Empörung der italienischen Barone geleistet hatte. Es war dies das Herzogthum Farrandina und die Markgrafschaft Tripalda. Im Jahre 1467 setzte der Sohn Skanderbegs mit großem Gefolge nach Italien über und erhielt wegen der Verdienste seines Vaters von Ferdinand I. gleichfalls Ländereien und Privilegien. Der von den neapolitanischen Königen allen vor den Türken fliehenden Albanesen andauernd gewährte Schutz zog noch viele albanesische und griechische Flüchtlinge nach dem südlichen Italien. Ein Theil dieser albanesischen Colonisten hat sich im Laufe der Zeit italia-

nisirt; diejenigen, welche der Sprache, Kleidung und Sitte ihres Stammlandes bis auf den Tag treu geblieben sind, bilden ein streitsüchtiges, den Italienern unbeliebtes Völkchen.

Bald nach dem Verlassen von Termoli entfaltet sich das Gebirgs-Panorama der Abruzzen mit imponirender Pracht. Schneefelder glitzern in der Sonne. Sie liegen in den Runsen des gewaltigen Monte Amaro (2792 Meter), von dessen Scheitelhöhe man eine der großartigsten Rundsichten in Europa genießt .... Noch wirkungsvoller ist der Anblick dieses süditalienischen Bergriesen von der Station und dem Städtchen Vasto aus, dem der Amaro gerade im Westen quer vorliegt. Alle Bergzüge ringsum schrumpfen zu scheinbar unansehnlicher Höhe zusammen. Vasto selber, das von Olivenhainen geschmückt ist, zählt auf Grund seiner Lage zwischen Gebirge und Meer zu den malerischsten Küstenpunkten Italiens. Ein Gang durch die Stadt kann indeß sehr gemischte Empfindungen hervorbringen. Während wir bei dem interessanten Palaste der d'Avalos an die schöne Zeit erinnert werden, in welcher in diesen Räumen die geistreiche Freundin Michel Angelo's, die Dichterin Vittoria Colonna, waltete, gemahnt uns eine Gedenktafel am Dome daran, daß wir uns hier in einer zwar sehr romantischen, keineswegs aber in einer paradiesisch-friedlichen Gegend befinden. Die erwähnte Gedenktafel verherrlicht nämlich die Verdienste des Generals Manjes, der im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts mit seltener Energie dem Räuberunwesen in den Abruzzen zu Leibe ging. Noch unter den Enkelkindern der ehrenwerthen Gurgelabschneider ruft der Name jenes grimmigen Räubervertilgers ein gelindes Grauen hervor. Zwar sind in unseren Tagen nun auch die Abruzzen verhältnißmäßig sicher; aber ohne Gendarmen-Begleitung ist auch heute noch keine Bergbesteigung in den einsamen und wilden Hochlandschaften am Gran Sasso d'Italia und Monte Amaro (Majella) möglich.

Wir kommen im Verlaufe unserer Küstenfahrt zunächst zum Städtchen Orlana. Die Strecke von Vasto bis dahin gestaltet sich namentlich in Folge der vielen Tunnels, die knapp am Ufer durch die Vorgebirge getrieben sind, interessant. Nichts ist wirkungsvoller, als dieser mehrfache Wechsel von düsterer Nacht und blendender Lichtfülle, die über das Meer

Tafel 3.

A. Hartleben's Verlag. Kartogr. lith. Inst. v. G. Freytag Wien. Druck v. Jos. Eberle & Co. Wien.

wogt. In rasender Eile durchsaust der Zug die finsteren Gallerien. Es ist keine Fahrt, es ist ein schwindelnder Flug, eine dämonische Flucht. Förmlich betäubt von dem furchtbaren Gepolter und Gerassel, schließen wir die Augen, bis ein Lichtreiz uns veranlaßt, sie wieder zu öffnen. Welch' eine zaubervolle Ueberraschung! Dicht vor uns kräuseln weiße Wellenkämme und schlagen als leichte Brandung über dem blendenden Ufersaume zusammen. Die Schrecken der Unterwelt sind dem lichtheiteren Spiel der Tages-Genien gewichen. Als Friedensengel schweben helle Segel über der Fluth. Sonnenfunken glitzern auf dem Strandkies und die lachende Himmelsbläue ist von entzückender Reinheit. Die Lust am Schwelgen aber währt kurz. Noch ein letztes Aufleuchten der See — und wieder donnert's dumpf an unseren Ohren. Kein Atom Licht, nichts als pechschwarze Nacht. Wir schließen die Augen und halten noch die eben empfundenen Eindrücke auf der Netzhaut fest. Ein weißes Segel verschwimmt in feurigen Rädern, die aus der milchweißen Fluth emporschweben. Nun sehen wir auch einen blauen Fleck — einen Fetzen des Firmaments, den die Netzhaut noch festhält. In dem Augenblicke, da Feuerräder, blaues Firmament und weißes Segel sich zu einem einzigen Farbenklecks vermengen, athmen wir wieder im vollen Sonnenlichte .... Das ist ein Gruß aus der Lichtwelt, wie er erquickender kaum gedacht werden könnte.

Bei Orlana, das höchst malerisch gelegen ist, tritt uns ein anderer Bergriese der Abruzzen — der Gran Sasso d'Italia — in den Blick. Er erhebt sich 2993 Meter hoch und ist die größte Bodenerhebung auf der italienischen Halbinsel. Schon in halber Höhe hört die Vegetation auf und thürmt sich die gewaltige Felsmasse zu einem riesigen Horn (daher auch »Corno Grande«) empor. Selten findet sich Jemand, der diesen Riesen besteigt. Ein Rundblick von dem in die Schneeregion hineinragenden Bergriesen gehört sicher zu dem Großartigsten, was Italien dem Reisenden bietet .... Etwas südlicher als der Gran Sasso d'Italia, gerade im Westen von Orlana, ragt der gleichfalls sehr stattliche Monte Alto, das Mittelglied zwischen jenem und dem Monte Amaro, auf.

Weiter hinauf an der Küste kommen wir nach Pescara, dem Orte, wo einst Aternum stand, das eine Hafenstadt der Peligner, Vestiner und

Marruciner war. Von hier aus sieht man die Abruzzenhöhen in ihrer ganzen Entwicklung bis zum Monte Amaro hinab. Wenn die Morgensonne auf den Felsgipfeln liegt und die Schneefelder erglänzen, indeß am Gestade die heiße Luft über üppigen Culturen wogt, könnte man an Zauberspuk glauben. In Nachbarschaft dieses weichen, wohligen Meeres, dieser frischen Fluren, dieser immergrünen Gelände — bis zu 9000 Fuß ansteigende Fels- und Schneeberge! .... Und dann, in den letzten Abendstunden, wenn die Sonne hinter die Abruzzen hinabgesunken ist, und nur die purpurne Gluth über die Höhen flammt! Man meint die Felshörner in der Lohe schmelzen zu sehen. Die dem Lichte abgewendeten Schneefelder werden farblos, grau — man empfindet die Täuschung, als wären sie mit dem grauen Gestein in eine Masse zusammengeronnen. Die rasch einfallenden Schatten aber behalten eine merkwürdige Durchsichtigkeit. Nicht ein Detail der Bergzüge entgeht uns, obwohl der rasch verflackernden Abendgluth graue und schwärzliche Schlagschatten auf dem Fuße folgen.

Die Pescara, das Flüßchen, an welchem die gleichnamige Stadt liegt, ist ein wildes Kind der Abruzzen. Durch ihr Geröllbett schäumen die Hochfluthen, wenn die Sommersonne Italiens den Schnee bis auf wenige Reste vom centralen Apennin hinwegschmilzt. Man sieht noch die Reste einer antiken Steinbrücke, welche von den Hochfluthen des »Aternus« (Pescara) wiederholt beschädigt oder zerstört wurde .... Wir übersetzen jetzt das Gewässer auf der Eisenbahnbrücke und eilen nun den Küsten entlang nach unserem vorläufigen Ziele — Ancona. Bald fühlen wir die Nähe des Gran Sasso d'Italia. Wir queren eine Anzahl von Torrenten, deren bedeutendste der Tordino ist. Sein Bett — eine einzige riesige Geröllmasse — ist fast 2000 Fuß breit .... Wir erreichen das freundliche Städtchen Teramo und entfernen uns immer mehr und mehr vom centralen Apennin. An die Stelle der Großartigkeit tritt die Anmuth. Dörferbesäete Hügel schmücken die Küste vor der Station Porto San Giorgio. Dann treten wir in das alte Picenergebiet ein, sehen den berühmten Gnadenort Loreto auf dominirender Küstenwarte und durchziehen das Schlachtfeld von Castelfidardo, wo am 18. September 1860 der Widerstand der päpstlichen Truppen unter Lamoricière endgiltig durch die italienische Armee (Cialdini)

gebrochen wurde .... Das hochgelegene Städtchen zur Linken ist Osimo, die letzte Etappe vor Ancona. Schon kurz vor Loreto schwenkte der Schienenweg landeinwärts. Wir sehen das Meer erst wieder, wenn wir den Tunnel hinter uns haben, der uns von Ancona trennt.

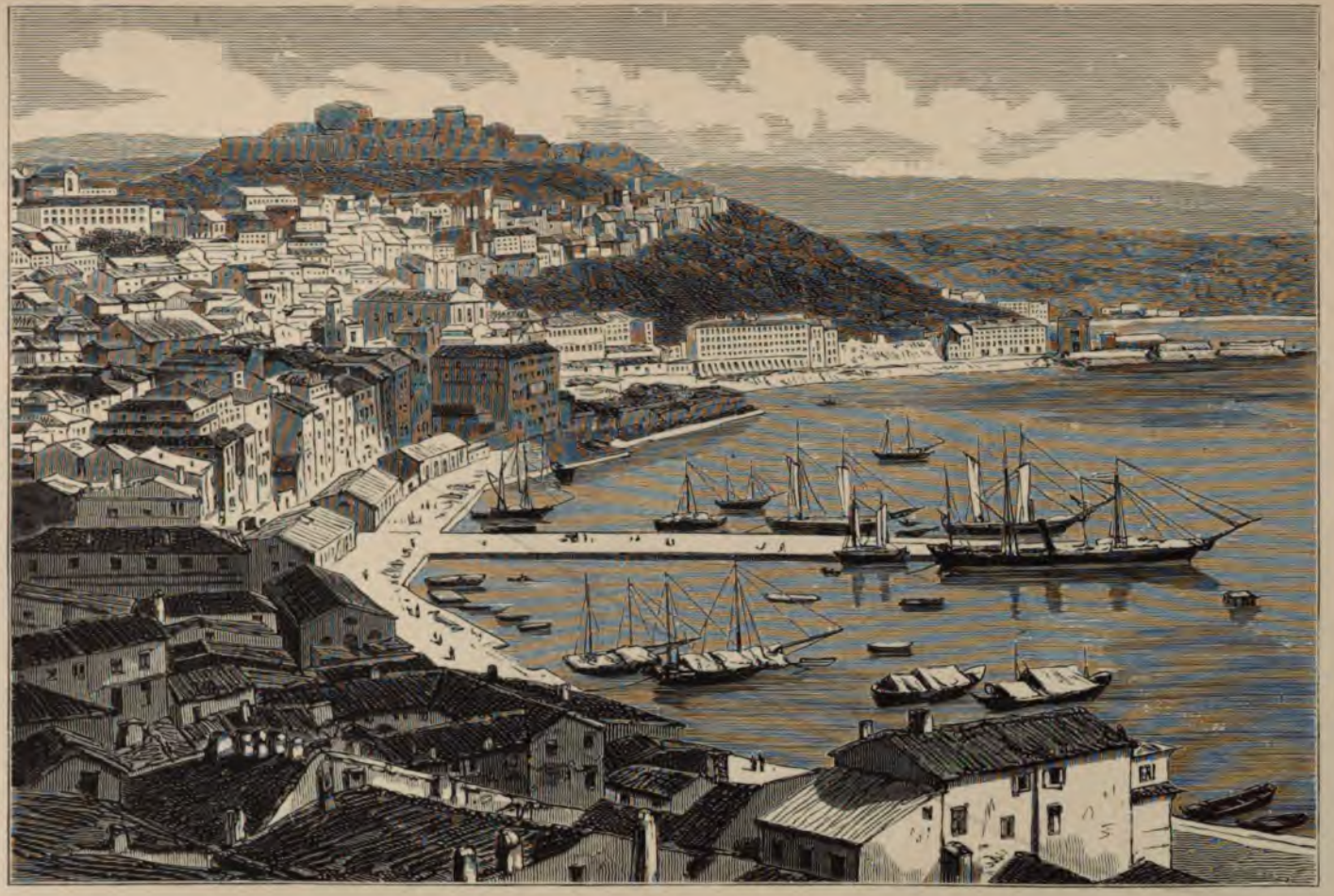
Ancona ist unbestreitbar die heiterste, am malerischsten gelegene Küstenstadt der Adria. Vom Hafen aus steigt sie in hohen und breiten Terrassen empor, jede Terrasse eine Fronte von stattlichen Gebäuden. Zu beiden Seiten greift das Ufer zangenartig vor und schließt auf diese Art ein geräumiges, höchst stattliches Hafenbecken ein. Ueberragt wird die Stadt von zwei Höhen, von denen die nördliche (links) den altehrwürdigen Dom, die südliche die »Fortezza«, das starke Reduit der vielen Befestigungen des Hafenplatzes, trägt. Jener erste Berg ist der Monte Guasco, dieser der Monte Astagno .... Die höchst vortheilhafte Lage von Ancona läßt vermuthen, daß sich hier sehr früh griechische Colonisten niedergelassen haben dürften. In der That weiß man, daß an der Stelle des heutigen Ancona schon in der Mitte des IV. Jahrhunderts v. Chr. eine griechische Colonie blühte. Es waren Griechen aus Syrakus; sie waren der Gewaltwirthschaft des älteren Dionysius entronnen und ließen sich, nachdem sie offenbar die südöstlicheren Küsten übervölkert gefunden hatten, an der Stelle von Ancona nieder. Zu einiger Bedeutung gelangte übrigens die Colonie erst zur Zeit Roms, namentlich unter der Regierung des Kaisers Trajan, dessen Hafenbauten noch heute zu erkennen sind. Trajan hat auch in anderer Hinsicht sein Andenken hinterlassen. An der nördlichen Seite der Riviera steht sein Triumphbogen, »ein würdiges, einfaches Prachtwerk des Alterthums.« Das Denkmal, 115 n. Chr. aufgeführt, ist ein edler Marmorbau mit einem Durchgangsbogen und hoher Attica, welche sich über dem Architrav und Fries erhebt. Auf der Attica befand sich einst die Widmungsschrift. Die beiden Pfeiler zeigen je zwei Halbsäulen korinthischer Ordnung. Vor Zeiten war der Triumphbogen mit dem erzenen Reiterstandbilde des Kaisers und den Bildnissen seiner Frau und Schwester geschmückt.

Trajan's Denkmal ist das antike Wahrzeichen von Ancona. Wer in den Hafen einlenkt, sieht wohl vorerst nach der Höhe, wo der Dom von San Ciriaco liegt und der massige Glockenthurm aufragt. Dann aber gleitet

sein Blick zum Hafen herab, der ihm vorläufig näher liegt. Dort gewahrt er den weißen, wunderbar erhaltenen Bogen und vor ihm das bunte Hafengetriebe, das längs des Quais fluthet. Der ganze Raum bis zum großen Molo, der beim Arsenale wurzelt und den Hafen seeseits abschließt, ist mit

Am Hafenquai in Ancona.

Küstenfahrzeugen vollgepfropft. Weniger belebt ist der südliche Theil des Hafens, der sich vom mittleren Molo bis zum alten Lazareth erstreckt. Die Dampfer aber ankern fast in der Mitte des Beckens. Man hat daher vollauf Muße, sich das prächtige Städtebild dem Gedächtnisse einzuprägen, ehe man ans Land geht.



Ancona vom Monte Guasco aus.

Daß die Landung in adriatischen Küstenstädten selten Gewinn bringt, haben wir im Verlaufe unserer Schilderungen unzähligemale wahrgenommen. Auch Ancona macht hiervon keine Ausnahme. Auf das heitere Panorama folgt eine fühlbare Enttäuschung. Wir landen am mittleren Molo, oder vollends am Quai und treten durch das Hafenthor in die Stadt. Dieser Eintritt erinnert an Korfu, denn auch hier trennt das Hafenthor das sonnige Seebild von dem düsteren Stadtinnern. Es folgt eine enge von hohen Gebäuden eingeschlossene Parallelgasse, die uns zunächst auf einen kleinen Platz führt. Eine alterthümliche Kirche —. Santa Maria della Piazza — bleibt links liegen. In der Folge gelangen wir zu dem stattlichen Theater (Teatro della Muse) und auf den stattlichen Platz davor. Wir sind hier im Herzen der Stadt, denn nach drei Richtungen zweigen von hier die Hauptgassen ab. Der ganze Stadttheil, der ostwärts den sanftgeneigten Küstenhang hinanzieht, ist Neuanlage. Derselbe wird von dem breiten, von hohen, theilweise palastartigen Gebäuden eingeschlossenen »Corso Vittorio Emanuele« durchzogen. Wenn man auf dem Theaterplatze steht, sieht man einerseits auf den Hafen hinaus und hat andererseits den schnurgeraden, immer belebten Corso vor sich, der uns Ancona von seiner vortheilhaftesten Seite kennen lernen läßt. Da diese Straße in der Richtung von Westen nach Osten verläuft, so liegt fast den ganzen Tag das Sonnenlicht auf dem Pflaster. Eine geschlossene Reihe von Zeltdächern, die über die Trottoirs spannen, spendet Schatten und gestaltet die Promenade einigermaßen erträglich.

Loretanerin.

Man legt die Porta Calamo zurück und hat dann noch ein beträchtliches Stück des Corso vor sich, bis man an das Ostende der Stadt — auf die Piazza Cavour gelangt. Der Platz hat den Namen von dem Standbilde, welches die Bewohner Anconas dem berühmten Staatsmanne am 7. Juni 1868 errichteten. Leider macht das überlebensgroße Erzbild den Eindruck der Schwerfälligkeit. Stylvoller ausgeführt und von geradezu eminenter Plastik sind die zwei Reliefdarstellungen an den seitlichen Sockelfeldern, welche zwei Hauptmomente aus Cavour's Leben vorführen. Der Platz selber ist auf drei Seiten von stattlichen Gebäuden eingefaßt und hat auf der vierten (östlichen) Seite den von einem Thore durchbrochenen Wallzug. Dahinter folgen Hügelgelände mit spärlichem Grün. Auf den dominirenden Kuppen sieht man allenthalben Fortificationen, welche die Spaziergänge auf wenige Punkte beschränken. Es hat daher nicht an Stimmen gefehlt, welche den näheren Bereich von Ancona als vollständig baar aller landschaftlichen Genüsse erklärten, und es fällt schwer, gegen diese Ansicht etwas einzuwenden.

Einigen Ersatz in dieser Richtung bietet die Promenade vom Theaterplatze aus längs des südlichen Quais — Via Nationale — und durch die Porta Pia in der Richtung nach dem Bahnhofe. Man muß diesen Spaziergang nach oder kurz vor Sonnenuntergang machen, wenn das weite Hafenrund goldig aufflammt und die dahinter liegende Küste in den schönsten Rosatönen schwimmt. Bis Falconea, der ersten Eisenbahnstation nach Norden hin, reicht der Blick. Darüber hinaus verschwimmen die niederen Vorberge des Umbrischen Apennin, der im äußersten Hintergrund noch in den Rahmen des Bildes eintritt. Zur Linken des Quais hat man eine lange Fronte von stattlichen Gebäuden; darüber ragt der Monte Astagno mit der »Fortezza« .... Die Allee am Quai ist namentlich an heißen Sommernachmittagen nicht zu verachten, denn in ganz Ancona findet sich kein grüner Fleck. Zwischen Felsen und Meer erscheint die Stadt wie eingezwängt und die wenigen Villen (Scalamonti, Turrio, Aureli, Rossi u. s. w.), welche jenseits der Fortezza liegen, beleben keineswegs die monotone Landschaft.

Wer vollends das ältere Ancona kennen lernen will, um auf diese Weise ein Bild von der Stadt zu gewinnen, wie sich dasselbe in früherer

Zeit anließ, da die Befestigungen die Ansiedlung noch beträchtlich knapper einschnürten, der darf sich weder von dem stattlichen Corso noch von der Strandpromenade täuschen lassen. Jenes ältere Ancona liegt im Norden und füllt fast ganz den halbinselartigen Sporn aus, der als Monte Guasco die Hafenbucht nordwärts abrundet. Das ist der »Ellbogen« (griechisch »Ankon«), von dem die Stadt den Namen hat. Enge Berggassen, die streckenweise in Treppensteige übergehen, führen vom Hafen und den anstoßenden Plätzen empor. Alle Gebäude sind altersgrau, manche verwittert, die meisten verwahrlost. In einzelne Seitengäßchen dringt weder Licht noch Luft. Entsetzliche Steige mit halsbrecherischem Pflaster führen von den Hauptwegen ins tiefergelegene Quartier hinab. Ruhepunkte in dieser Wüste sind der Communalpalast in der Via della Scuola und drei Kirchen: Gesu, Madonna della Misericordia und San Pellegrino. Die erste liegt uns zunächst, denn wir haben vom Communalpalast aus nur wenige Schritte bis zu ihr zurückzulegen. Der Aufstieg ist die »Rupa del Comune«, von der es einen prachtvollen Fernblick über den Hafen giebt. Die Kirche selber bietet wenig; Vanvitellis Façade (aus dem Jahre 1687) ist das einzig bemerkenswerthe an ihr .... Viel reicher ist die nächste Kirche, Madonna della Misericordia, deren Portal elegante Formen einer reichen Frührenaissance zeigt.

Wir kommen an der kleinen Kirche San Pellegrino vorüber und erreichen endlich die dominirende Uferhöhe, auf welcher sich der Dom San Ciriaco erhebt. Es ist der schönste Punkt in Ancona. Fast vortheilhafter noch, als vom Meere aus, präsentirt sich die Stadt dem Beschauer, der auf der Scheitelhöhe des Monte Guasco steht. Zu Füßen liegt der belebte Hafen mit seinen Segelschiffen und Dampfern, auf der Landseite gesäumt von den hellen Terrassen der Stadt. Weiter draußen ist glatte, fast grauweiße Meeresfläche und folgt der umbrische Küstensaum, den ein scharfes Auge bis nach Pesaro und Rimini hinauf verfolgen kann. Wenn die Sonne westwärts niedergeht, durchbrechen die Alpenhöhen des Apennin die goldige Dunstmasse. Dort ragt auch das Horn des Monte d'Asdrubale und öffnet sich der Furlo-Paß, um die Via Flaminia durchzulassen. Berg, Paß und Straße erinnern uns an den Metaurus, der von jenen Höhen niederströmt, und geben der Phantasie Nahrung, sich jene mörderische Schlacht zu ver-

gegenwärtigen, in welcher die Karthager und ihr Feldherr untergingen .... In nächster Nähe, am nördlichen Hafenrand, fällt der Blick auf das Arsenal und auf das kleine Becken davor, das offenbar die Lage des ältesten Hafens bezeichnet. Auf dem neuen Molo, der es vom Haupthafen trennt, steht der Triumphbogen des Trajan. Eine Strecke weiter, gleichfalls auf dem Molo, öffnet sich der Arco Clementino, ein Werk Vanvitelli's aus dem XVIII. Jahrhundert. Da auch dieser Bogen als Denkmal für die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter Papst Clemens XII. hergestellten Hafenbauten errichtet wurde, so liegt die Vermuthung nahe, daß Trajan das Vorbild abgegeben.

Die Scheitelhöhe des Monte Guasco trägt den merkwürdigen Dom San Ciriaco. Wir wenden uns vom Meere ab und haben so unmittelbar das Portal vor uns. Es zeigt reichen vielfarbigen Säulenschmuck und schließt mit einem flachen Spitzbogen. Zwei Löwen aus rothem Granit flankiren den Eingang. Das Innere präsentirt sich als eine Basilica mit dreischiffigem Langhaus und einem Querschiffe, an das Seitenschiffe anschließen. Der Dachstuhl ist offen und gewölbt; die Säulen haben ravennatisch-byzantinische Capitäle, die Apsiden-Kreuzgewölbe ohne Emporen, die Flügel der Querarme je eine Krypta. Die Kuppel sitzt auf der mittleren Vierung auf .... Der ganze Bau macht einen überaus ehrwürdigen Eindruck, was zunächst auf sein hohes Alter zu setzen kommt. Schon zu Ende des XI. Jahrhunderts in Angriff genommen, wurde er im Jahre 1128 geweiht. Der Dom steht auf der Stelle, wo sich vor Alters ein Tempel der Venus Marina erhob. Säulen dieses Heiligthums haben im Innern der Kirche Verwendung gefunden.

Wer die Pracht der Küste bei Ancona voll und ganz genießen will, verweile auf der Guasco-Höhe bis nach Sonnenuntergang. Da die Stadt von Nord nach Süd orientirt ist und das Meer vor sich im Westen hat, sinkt die Sonne hinter den Uferterrassen hinab. Den Dom streifen noch einige goldene Lichter, während der Hafen bereits in grauen Schatten gehüllt ist. Auch an der Laterne des Leuchtthurms blitzt es auf, wenn die schrägen Strahlen den Knauf treffen. Weiter draußen färbt sich das Meer milchig. Silberstreifen zittern von der Spitze des großen Wellenbrechers

aus. Dahinter folgt rosiger Nebel, durch den noch einzelne Uferortschaften hell aufleuchten. Goldig überthaut sind auch die umbrischen Alpenhöhen, denn dort glüht das Dämmerlicht lange noch, wenn Stadt und Hafen von Ancona bereits von den Straßenlichtern erglänzen.

Wenn die Sonne vollständig hinabgesunken ist, steigen wir durch die engen Gassen der Altstadt zum Hafen hinab. Dort tritt jetzt Ruhe ein und die Seeleute sammeln sich in Gruppen nach Nationalitäten, von denen fast keine europäische fehlt. Selbst schwedische und holländische Laute wird der aufmerksame Lauscher vernehmen. Am lärmendsten geberden sich die Neapolitaner und Korfioten, und überhaupt die Griechen. Letztere geben besonders prächtige Staffagen ab. Es sind die Nachkommen jener »segelberühmten Phäaken«, von welchen Alkinoos sagt:

Lernen sollst Du es selber, wie sehr sie vor Allen geübt sind,
Meine Jünglinge und Schiffe, mit Rudern das Meer zu durchfliegen ....

Gemessener als Alle sind die Anconitaner. Kaum, daß eine Gruppe sich findet, die ein heimatliches Lied anstimmt. Soldaten schlendern den Hafen entlang, dann finden sich einzelne Spaziergänger ein und, wenn die Uferlaternen greller flackern, die Schatten der hereinbrechenden Nacht intensiver werden, belebt sich der Quai mit plaudernden Frauen. Die schönsten unter ihnen sind die Blondinen, an welchen es in Ancona keinen Mangel giebt. Die leise Seebrise mischt den Boudoirduft mit der penetranten Theeratmosphäre, die über den vertäuten Schiffen brütet. Das giebt dann einen eigenthümlichen Parfum, der aber keineswegs das Geruchsorgan beleidigt. Kichernde Mädchen, in ganzen Reihen, die Arme ineinander verschlungen, so daß sie eine unzerreißbare Kette bilden, marschiren tactmäßig auf und fordern die herumlungernden Matrosen zu Scherzen heraus. Vielleicht stimmen sie ein kehlfrisches Lied an, das uns noch lange bestrickend in den Ohren klingt, wenn wir durch das Hafenthor schreiten und unser vereinsamtes Heim aufsuchen ....

Wer zu Ancona verweilt, den läßt es nicht lange innerhalb der engen Mauern. Ganz besonders ist es das so nahe gelegene Loreto, das auf den Reisenden eine außergewöhnliche Anziehungskraft ausübt .... Und auch in uns wird eine bereits halb und halb verblaßte Erinnerung wieder

lebendig. Wir gedenken jenes reizenden Morgenspazierganges, den wir gelegentlich unseres Aufenthaltes in Fiume nach der Höhe von Tersato unternahmen. Damals knüpften wir zum erstenmale an die Legende von der wunderbaren Translation des Hauses der heiligen Maria an; nun da wir in Loreto sind, gewahren wir das Haus selber und sehen das Mirakel verkörpert vor uns. Zuvor aber wollen wir in Kürze das berichten, was die Legende überliefert hat .... Es war im Jahre 336 n. Chr., daß die Kaiserin Helena, Constantin's Mutter, das Haus, in welchem die Gottesmutter zu Nazareth weilte, auffand. Das Gebäude war noch immer wohlerhalten und im Innern mit einem Crucifix und einem aus Holz geschnitzten Madonnenbilde, dem Werke des kunstbegabten Apostels Lucas, geschmückt. Die fromme Kaiserin, die ja bekanntlich auch das Kreuz Christi und die Begräbnißstätte des Heilandes auf Golgatha entdeckt hatte, ließ das heilige Haus mit einer Kirche überbauen. Bald drängten Schaaren von Pilgern nach diesem neuen Wallfahrtsorte. Fast ein Jahrtausend hindurch blieb das Heiligthum unangefochten, im Jahre 1291 aber machten die Saracenen die Basilica dem Erdboden gleich, indeß das heilige Haus von Engeln entführt und auf den Berg Tersato bei Fiume gebracht wurde. Wie die Legende weiter wissen will, wurde das Marien-Haus 1294 abermals von Engeln übers Meer getragen und bei Recanati in einem der Donna Lauretta gehörenden Walde niedergestellt, wo es den Namen »Casa Lauretana« erhielt. Wegen Unsicherheit der Pilger und der Schätze und wegen eines blutigen Bruderstreites über den Besitz des Hauses, erhob sich dasselbe noch zweimal und blieb dann auf seinem heutigen Platze stehen, wo man die prächtige Basilica darüber baute. Das hier geschilderte Wunder soll sich, wie man aus der Jahreszahl entnimmt, vor Ablauf des XIII. Jahrhunderts zugetragen haben, also zu einer Zeit, wo Dante in der Vollkraft seiner Jahre stand und füglich von dem Ereignisse Nachricht hätte geben können. Aber sowohl er, wie die gleichzeitigen Schriftsteller, wissen hierüber nichts zu berichten.

Der Weg nach Loreto führt uns wieder auf die Eisenbahnstrecke, die wir weiter oben, aus Apulien kommend, zurückgelegt haben. Von Ancona aus ist der Besuch des berühmten Wallfahrtsortes ein Morgenausflug von

etwas mehr als einer Stunde. Davon entfällt die halbe Zeit auf die Bahnfahrt, die andere Hälfte auf den Aufstieg zum Städtchen auf seiner freien, dominirenden Höhe. Die Fußwanderung ist der Fahrt in der unbequemen Diligence entschieden vorzuziehen. Schon von Weitem grüßt uns die braune Kuppel der Basilica und die birnförmige Haube des Glockenthurms. Der Aufstieg nach Loreto kann dem Wanderer zu Zeiten verleidet werden von den zahllosen Bettlern und Gebresthaften, welche zu beiden Seiten der Straße lungern und den Ankömmling in allerdings etwas zu aufdringlicher Weise an eines der schönsten Gebote der Kirche, die Mildthätigkeit, mahnen.

Die Hauptstraße von Loreto sieht einem morgenländischen Bazar zum Verwechseln ähnlich; der Unterschied besteht nur in der Art und Bedeutung der Waaren. In den zahlreichen Buden überwiegt natürlich der fromme Tand. Man sieht mirakulöse Rosenkränze, Korallenschnüre, Elfenbein-, Perlen- und Metallcolliers mit der blinkenden Loretaner Medaille, auf der das Wunder zu sehen ist, wie Engelschaaren das »heilige Haus« durch die Lüfte tragen. Photographien von der Basilica, der Santa Casa und dem uralten Gnadenbilde zieren in allen Größen die Schaufenster .... Diese Straße mündet auf die stattliche Piazza della Madonna, mit der Basilica und dem königlichen (früher apostolischen) Palast. Der Dom macht einen imposanten Eindruck. Wir schreiten über den Platz, den Giacomettis marmorner Springbrunnen ziert, vor die Kirchenfaçade und halten zunächst vor der herrlichen Broncestatue Sixtus' V. Ihr Schöpfer ist Calcagni, ein Meister aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Die marmorne Aufgangstreppe führt uns vor die Hauptfaçade und deren Erzthüren, mit denen die Kunstgenüsse, an welchen der Mirakelort so reich ist, beginnen. Diese Erzthüren sind berühmt wegen ihrer prachtvollen Reliefs. Die schönsten finden sich am Mittelportal, das unter Leitung des Girolamo Lombardo von seinen vier Söhnen ausgeführt wurde. Das Werk zeigt »den größten Reichthum der Decoration, durch architektonische Gesetzmäßigkeit gezügelt«.

Durch das Hauptportal treten wir in das Innere der Kirche. Wir haben einen herrlichen Raum von freier Gesammtwirkung vor uns — eine hohe, gothische Hallenkirche mit spitzbogigen Kreuzgewölben auf viereckigen Pfeilern, die durch Eckſäulen nach Art des romanischen Styles gegliedert

sind. An der Basilica von Loreto haben vier Päpste ununterbrochen gebaut: Paul II. (1465), Julius II., Clemens VII. und Paul III. Die Meister, welche hier ihr Können gezeigt, waren Giuliano da Majano und Bramante Calcagni hat die stattliche marmorbekleidete Façade geschaffen .... Im Mittelraum der Basilica steht unter der Kuppel das hochgefeierte Heiligthum, die Santa Casa, das Haus, welches die heilige Maria zu Nazareth bewohnt haben soll. Die Santa Casa ist durch ihre Marmorbekleidung »eine der edelsten baulichen und bildnerischen Schöpfungen der Renaissance. Ueber zwei Marmorstufen folgt ein Sockel mit geistvollen, decorativen Sculpturen und prächtig abgestufter farbiger Täfelung. Sechszehn große korinthische Halbsäulen gliedern die Wände, so daß den Schmalseiten je zwei und den Langseiten je drei Abtheilungen zufallen, die mit plastischen, zu den schönsten Schöpfungen der christlichen Plastik zählenden Reliefs geschmückt sind«. Schöpfer dieser Werke sind Andrea Sansovino und seine Schule. Die Motive sind dem Leben der Madonna entnommen.

Der Trajansbogen in Ancona.

Die Wände der Casa bestehen aus großen, unregelmäßig aufgeführten Ziegelsteinen, die bis hoch hinauf von den Andächtigen abgeküßt sind. Der Raum ist sehr beschränkt und in der Zeit des größten Pilgerandranges gar nicht zu erreichen. Am Eingange zu dem Heiligthum weist der Sacristan eine ordinäre Terracottaschüssel vor, deren sich, nach Versicherung des ersteren,

Loreto.

Maria in Nazareth bedient haben soll. Wie selbstverständlich, ist bei dieser Reliquie der größte Andrang. Mund auf Mund neigt sich zu dem Gefäße hinab. Das Innere des heiligen Hauses ist von blendender Pracht. Von der Decke hängen silberne Ampeln herab und mehrere Dutzend Flammen erleuchten das fast lebensgroße, aus Cedernholz geschnitzte Madonnenbild, das Werk des Apostels Lucas. Die Madonna hält das Christuskind im

Der Dom in Ancona.

Arm. Beide haben glänzende Kronen und glockenförmige, von Edelsteinen und Gold überladene Gewänder. Ueber dem Altare der Kammer ist als Chornische die »Küche Maria« beigegeben: ein roher, von den Andächtigen knieend geküßter Feuerherd, der aus den mit vergoldetem Blech bekleideten Wänden hervorragt.

Seltsame Contraste sind's, die sich uns an der Santa Casa aufdrängen: In der Bewunderung der unvergleichlichen Sculpturen Sansovino's fühlen wir die grellen Gegensätze, die zwischen ihnen und dem überschwäng-

lichen Prunk, dem Diamantengeflimmer und massiven Goldschmuck herrschen, der im Innern des Heiligthums die heiteren Kunstwerke der äußeren Marmorhülle ersetzen soll. Dumpf und schwül ist der enge Raum, durch den ein wehmüthiges Gebetgeflüster geht. Die Ueberschwänglichsten der Pilger küssen den Boden, oder blicken ekstatisch zu dem todten, starren Gnadenbilde empor.

Die im linken Querschiff der Basilica befindliche Schatzkammer hat im Laufe der Zeit von ihrem ehemaligen Reichthume viel eingebüßt. Was sich vorfindet, ist meist sehr jungen Datums. In hohen Schränken glänzen und flimmern die Gaben, welche büßende Fürstinnen oder gekrönte Häupter der himmlischen Jungfrau gespendet. Uebrigens waltet in den Schränken demokratische Gleichberechtigung. Ein Diamanten-Diadem einer Gräfin Doria theilt den Raum mit einer simplen Korallenschnur, die vielleicht eine umbrische Bäuerin gespendet. Neben Schätzen aus massivem Golde gewahrt man einen kleinen silbernen Talisman, den einst ein frommer Schiffer aus Pesaro oder Sinigaglia auf der Brust getragen haben mag .... Einen weit kostbareren Schatz als all' dieses Gold und Geschmeide besitzt Loreto in den Majolikagefäßen, deren effectvolle Malereien (biblischen und mythologischen Inhaltes) von den Künstlern des Herzogs von Urbino nach Raffael'schen Zeichnungen ausgeführt wurden. Der Werth dieser Sammlung soll ein ganz fabelhafter sein. Eine schwere, eisenbeschlagene Blockthüre versperrt den einzigen kleinen Eingang zu dieser kostbaren Schatzkammer.

Die schwüle Atmosphäre im Bereiche des Heiligthums beklemmt alsbald die Brust, und wäre man der ausdauerndste Besucher. Auch uns drängt es hinaus in die sonnenheitere Natur, wo die Lerchen jubeln und des Flieders Duftathem die Sinne wonniglich berauscht. Unser letzter Blick gilt nicht den Wunderwerken Sansovino's am Marmorgetäfel der Santa Casa, er gilt einem — Weibe .... Es ist eine blasse Büßerin, die ihre feuchtglänzenden Augen im Juwelengeflimmer der Madonna badet. Die Lippen, welche so bewegt die lauretanische Litanei hervorstammeln, hatten vielleicht kurz vorher ebenso glühend geküßt, und die zerknitterte Rose im Haar mag an der Brust eines geliebten Mannes geruht haben .... Es wäre ungerecht, wollte man behaupten, daß dieses Bild sich störend zu dem feierlich erhabenen

Ernste der düsteren Basilica verhielte .... Wir treten hinaus auf den hallengesäumten Hof, von dem Liebesblicke der profanen Beterin verfolgt, und kein Engelslächeln vermöchte diesen tiefbannenden Blick mit seiner unheimlichen Begehrlichkeit aus der Erinnerung zu wischen .... Ist doch die Situation wie geschaffen, um das Herz mehr an die irdische Welt zu ketten, als an jene höhere, in der es keine Sünde, keinen Jammer giebt!

Drüben, hinter dem lauretanischen Berge, liegt das stille, hügelumsäumte Recanati, die Heimat eines der unglücklichsten unter den Musensöhnen, die je auf Erden gewandelt .... Was Leopardi — ihn meinen wir — erstrebt und gelitten, weiß alle Welt. Bei ihm tritt der Weltschmerz weit herber und unversöhnlicher auf, als bei Byron und Heine, mit welch' Letzterem der italienische Dichter, trotz der Grundverschiedenheit ihres beiderseitigen Naturells, eine unverkennbare Aehnlichkeit hat. »Leopardi spricht der Menschheit jede Bedingung für ein zufriedenes Leben ab; für ihn ist das Elend des Menschen unheilbar, als in seiner Natur und seiner Stellung zur Weltordnung begründet. Um die bleichen Züge des Dichters spielt nur dann ein wehmüthiges Lächeln, wenn ihm in seinen Träumen vom Glück eines jener Phantasiegebilde von vollendet weiblichen Wesen in idealer Gestalt umschwebt, wie er sie ab und zu in seinen Gedichten geschildert hat. Die Liebe war ihm Erlösung, aber sie erlöste ihn nicht. Die Natur, das Meisterwerk der Schöpfungskraft, erfüllte seine feurige Seele, aber er selber fühlte sich in dieser herrlichen Natur vereinsamt, von ihr verstoßen. War er doch mit einem körperlichen Leiden behaftet und auch sonst nichts weniger als ein Meisterbild leiblicher Schönheit. Der Feuerquell der Liebe aber durchbrach das elende Gefäß und von Liebesschmerz übermannt stellte er Tod und Liebe nebeneinander« .... Es ist dies das herrliche Gedicht »Amore e morte«. In diesem Poem feiert Leopardi die Liebe und den Tod »als die beiden schönen Gottheiten des Lebens«. Es war aber nur der Glaube an die Liebe, nicht diese selbst, deren erlösender Lichtstrahl seine Seele nie über den Jammer dieser Welt erheben sollte.

Mit derlei Gedanken erreichen wir von Loreto aus das kleine, liebliche Recanati. Wir wandeln durch die Hauptstraße, in deren Häuserfront der einfache Palast der Leopardi'schen Familie liegt, nicht ohne von Weh-

muth beschlichen zu werden. Zwischen den engen Häusern leidet es uns gleichwohl nicht. Um Leopardi's Geist auf sich einwirken zu lassen, um etliche jener bitteren Tropfen, welche sein Leben vergällten, zu schlürfen und von der Gewalt des Weltschmerzthums ergriffen zu werden, wenn auch nur für wenige Stunden: zu solcher Probe, denken wir, bedürfe es einsamen Wanderns über Höhen und durch Thäler, die der Geist des Dichters umschwebt .... Wir schreiten also hinaus ins Freie. Die Sonne versinkt westwärts hinter purpurnen Wolkengardinen und vor den Blicken breiten sich fahle Schatten. Auf den umliegenden Höhen liegen noch grelle Lichtflecken und wo Loretos düstergraue Basilica im abendlichen Goldnebel verschwimmt, fließen violette Schleier die grünen Thalhänge herab .... Mehrere Rosenbüsche, die den Pfad säumen, wehen Himmelsdüfte den Sinnen zu. Dann schreiten wir durchs blüthenprangende Gefilde, das den letzten Hang hinanzieht, der sich von Recanati abstuft.

Wir befinden uns dicht vor einem Gartenportale, auf dessen Simse, hinter verstümmeltem Wappenschilde, ein Turteltaubenpaar nistet. Da Niemand den Eintritt wehrt, schreiten wir auf dem weißen Kiesband, das unter Maulbeerkronen die Höhe hinanzieht, vorwärts. Nichts regt sich im Umkreise. Die Baumkronen flüstern leise in der leichten Brise und im Rosengestrüpp knistert es von golden schimmernden Insecten, die schlaftrunken von Kelch zu Kelch taumeln, bis sie berauscht in das duftige Blüthenbad herabsinken .... Nicht ohne Beklemmung schreiten wir weiter. Die Farben der Dämmerung sind bereits verblaßt, so daß nur ein bleicher Schimmer das Schloßportal umfließt, das nun plötzlich aus seiner grünen Umrahmung hervorlugt. Weißes Getäfel leuchtet fahl aus großblätterigem Geranke. Eine schlanke Arcadenreihe verläuft zwischen blühenden Schlinggewächsen, die von stark ausladenden Altanen nach der Tiefe sich abhaspeln. Blüthenkelche biegen sich ringsum zur thaufrischen Erde nieder. Der Spiegel eines stillen Wasserbeckens erzittert leise, von schlafmüden Libellen berührt. Glitzernde Tropfen gleiten die Purpurdolden, die aus granitenen Mauernischen hervorlodern, herab ....

Merlin's Zauberschloß kann nicht reizender, nicht berückender gewesen sein! .... Die Arcadenreihe entlang schreitend, verlieren wir uns im Dickicht

eines kleinen Parkes, der, auf vorspringender Plattform gelegen, den Garten und das entschlummerte Thal leicht überblicken läßt. Zu beiden Seiten beugen Trauerweiden ihre lichtgrünen Zweige nieder und weiße Marmorbilder prunken mit ihrer todten, kalten Schönheit in den dunklen Laubgängen, welche die Schloßterrasse im Süden begrenzen .... Einige Schritte noch und wir befinden uns auf einer zweiten, höheren Terrasse, die, von einem stachlichten Aloëgürtel umzäunt, mit einer Marmorgruppe — Amor und Psyche darstellend — geschmückt ist .... Um die Sinne aber legt sich der Blüthenathem der paradiesischen Einsamkeit wie mit unlösbaren Zauberfesseln. Hier mochte wohl einst der schwermüthige Dichter des »Amore e morte« gewandelt haben, wenn er jenes Wesens harrte, das eine Zauberstunde lang sein ganzes Sein erfüllte, und in dessen Gefühlsseligkeit er den Abglanz seiner eigenen Seelenstimmung fand.

— — — — — — — — — —

Da wandelt' beschwingt in später Dämmerstunde,
Durch Blumenau'n, die reizvoll schliefen,
Die Schöne zum verschwieg'nen Liebesbunde ....

— — Einige Minuten verweilen wir auf der Terrasse, dann biegen wir seitwärts ab, dorthin, wo ein schöner, jugendlicher Bacchus unter dämmeriger Laubkuppel und zwischen üppigen Ranken wilder Reben schlummert — ein Bild für Götter! .... Hier sinken wir müde auf die weiche Moosbank und durchmessen mit mattem Blick die Tiefe des Gartens, mit dem Schlößchen in der Mitte, dessen Contouren und helle Colonnaden im violetten Abenddunste verdämmern .... Da taucht eine lichte Gestalt aus dem Blätterportale des anstoßenden Pavillons. Ein junges, schönes Weib, umwallt von weißem Mousselin, der die berückende Plastik des schlanken, elastischen Leibes zur vollen Wirkung kommen läßt, schreitet die Treppen hinan. Dann nähert es sich dem marmornen Götterknaben, zu dem es, an das Piedestal gelehnt, den feuchten Blick erhebt, indeß der rechten Hand der Schönen ein zierlicher Band entsinkt .... Im ersten Augenblicke glauben wir an eine Vision; alsbald aber sehen wir, wie die dunklen Augen der Schönen magisch aufleuchten. Reiches, schwarzblaues Haar umfluthet das bleiche Antlitz, und, wie vom Winde gebeugt, biegt sich die Huldgestalt zur Erde nieder, um das Buch aufzuheben. Regungslos kauern

wir, der Schuld bewußt, in dieses Asyl unberufen eingedrungen zu sein. Aber das Bild ergötzt uns über alle Maßen. Einzelne Sterne thauen wie Silberfunken nieder und über das schneeige Costüm der Schönen spinnen sich die ersten bleichen Mondesstrahlen, die zwischen den Orangenkronen in die Garteneinsamkeit sich stehlen.

Sie hat den Blick von dem marmornen Gotte abgewendet und schreitet über den knirschenden Kies. Unter ihrem Tritte wirbeln die Krystallblättchen flimmernden Katzensilbers auf. Harmonie und berauschende Anmuth umweben die schöne Gestalt. Es ist, als schwebte ein Luftgebilde über die tausendfältige Blüthenzier. Und indem sie die weiche weiße Hand ausstreckt, um eine aufgesprungene Rosenknospe zu pflücken, theilt sich ein bleicher Mondesstrahl am Krystall ihrer Armspange und fließt mit bläulichem Lichte in das schwüle Dunkel unseres Verstecke: ... Es ist ein unbeschreiblicher Zauber. Auf des Bacchus marmorkalten Arm gestützt, neigen wir uns vor, um ins Freie zu blicken. Sie hat die Rose am Busen festgemacht, das Köpfchen nach dem Schloßportale hin gewandt. Dann lauscht sie fast regungslos, was uns alsbald erklärlich wird, denn zwischen den Blumenbeeten naht eiligen Schrittes ein junger, blühender Mann — offenbar der Gatte dieses schönen, liebreizenden Wesens. Im nächsten Augenblicke steht er vor ihr und Beider Lippen berühren sich innig, fieberglühend .... Ein wollüstiger Schauer pulst durch den Garten. Einen Moment hindurch empfinden wir die Täuschung, als bewegte der Bacchus zu unserer Linken die weichen, mäßig geschwellten Lippen .... Jetzt legt sich ihr runder, weißer Arm um den Nacken des Mannes, indeß dieser, sie sanft an sich gedrückt, allmählich unserem Gesichtskreise entrückt, bis Beide wie ein holder Spuk im Dämmerlichte der Mondnacht verschwimmen ....

Dann wird es stille und einsam ringsum .... In diesem beseligenden Augenblicke aber, der die Freude am Leben, am Genusse so vollglühend zum Bewußtsein bringt, schwebt Leopardi's Schatten herab, der in demselben Blüthenparadiese vergeblich nach dem Glücke haschte.

»Nicht ist den Seufzer werth
Die Erde. Bitter und ermüdend
Ist dieses Leben und sonst nichts, und Koth ist diese Welt.
Nichts gab das Schicksal uns,

längs der Riviera zwischen Ancona und Falconara! Seeseits liegen blaßrothe Streifen auf dem dunkelgrünen Meeresspiegel und wo fahle Morgennebel sich dicht zusammenballen, schweben einzelne weiße Segel, wie Riesenmöven, die ins Gewässer tauchen. Plötzlich tritt rechter Hand das malerisch

Die Santa Casa im Dome von Loreto.

die Uferhöhe hinankletternde Ancona in den Rahmen des Bildes ein. Ganz zu hinterst steht die graue Dommasse, magisch verklärt vom Morgenlichte, das über die Dächer wogt. Im Hafen selber herrschen die Schatten vor, wodurch die Stadtterrassen gleichsam wie über einem düsteren Abgrunde zu schweben scheinen .... Das Alles ist aber nur der Anblick weniger Minuten. Der Eisenbahnzug rasselt über eine kleine Brücke und hinter ihr öffnet sich

links (südwestwärts) ein breites, von sanften Hängen eingeschlossenes Thal. Einzelne Kronen säumen die grünen Culturen, welche von einem kleinen Flüßchen — dem Esino — durchschlängelt werden.

An diesen Ufern schlug einst Sulla den Marius und fielen von Pompejus' eisernen Legionen Brutus' und Scipio's zusammengewürfelte Haufen wie Halme von Schnitterhand. Jetzt aber ist's einsam hier, wie in dem entlegensten Winkel von Italien. Die weißen Rinder, die hier und da die Wegwindungen hinänklimmen, bilden die einzige Staffage. Jesi, der Hauptort des Thales, liegt in dessen Mitte, auf dominirendem Hügelrücken, und präsentirt sich ungemein malerisch. Auf der Ostseite ragt ein grauer, düsterer Bautencomplex in die Höhe. Es ist diese Stelle offenbar diejenige, auf der die uralte römische Ansiedlung lag. Reste finden sich keine vor, es wäre denn, daß jener graue, düstere, ostwärts vorspringende Stadttheil auf antiken Fundamenten stünde. Im Anschlusse an diesen Stadttheil entwickeln sich westwärts breitere und freundlichere Gassen mit stattlichen Gebäuden. Zuletzt löst sich die Stadt in Häusergruppen auf, auf welche ab und zu einzelne Gebäude folgen, die sich weit hinaus in den üppigen Culturlanden verlieren.

Zum Leidwesen des Besuchers führt die Eintrittsstraße durch den alten verwitterten Stadttheil, der trotz des historischen Interesses, das er beanspruchen darf, nicht gerne besucht sein mag. Was uns übrigens die Stadt ganz besonders interessant macht, ist die Thatsache, daß innerhalb dieser düsteren, dunklen Häuseranhäufung, wo die Sonne kaum flüchtig die Mauerfronten zu streifen vermag, einer der genialsten und feurigsten Menschen des Mittelalters das Licht der Welt erblickte. Der Hohenstaufe Friedrich II., Barbarossa's Enkel, Sohn des Kaisers Heinrich VI. und der Constantia von Neapel, wurde hier am Stephanstage 1193 geboren .... Heute weiß man nichts mehr davon. In Jesi wurzelt selbst die historische Erinnerung nur in der allerjüngsten Zeit. Als der Verfasser zu Anfang der Siebenziger Jahre zum ersten Male in der Stadt weilte, fand er Gelegenheit den politischen Sturm der vergangenen Jahre zu studiren. Die Art und Weise, wie dieses Studium möglich wurde, hat sicher Anspruch auf Originalität. Die Sache verhält sich nämlich so. In den Tagen der Be-

drängniß, die für den Kirchenstaat in jenem Augenblicke den Höhepunkt erreicht hatte, als Cialdini's Truppen die umbrischen Marken besetzt und ihr Bollwerk Ancona cernirt hatten, fehlte es natürlich auch in dem kleinen Jesi nicht an Kundgebungen von Seite der verschiedenen politischen Parteien. Nach altem Brauche wurden jene in Straßenaufschriften zum Ausdrucke gebracht. Dem modernen Bedürfnisse entsprechend, begnügten sich übrigens die klugen Jesianer nicht mit dem umständlichen Apparate von gedruckten Plakaten, sondern sie benützten zur Bethätigung ihrer Gesinnungsrichtungen eigens verfertigte Schriftpatronen, die, einfach an die Wand gelegt und mit Farbe überstrichen, dieser Art die Partei-Devise à la minute an den Straßenfronten verbreiteten. In welchem Zustande mag sich damals die alarmirte, heißblütige Bewohnerschaft des antiken Aesis befunden haben! .... Jene Straßenaufschriften aber, die noch nach anderthalb Decennien allerorts prangten, ließen ein vorherrschendes politisches Glaubensbekenntniß nicht errathen, geschweige feststellen. In bunter Abwechslung sah man hier, weder von der Polizei, noch vom Militär beachtet, die Devisen der einzelnen Parteien. An der Langseite einer Kirche flimmerte in brennrothen Buchstaben: »Viva Garibaldi!« .... nebenan: »Viva il Papa!« .... Nicht weit hiervon, wo eine lange Häuserfront schnurgerade verläuft, wiederholte sich die Devise »Viva il Progresso« fünf- oder sechsmal. Oberhalb einer Schenkenthüre prangte ein »Viva Napoleone III.!«, während an dem durchlaufenden Sims eines Palastbasamentes ein rothes »Viva il Rè« mit einem blauen »Abbasso i Preti« harmonisch abwechselte. In den Seitengassen waren die Häuserfronten mit Aufschriften förmlich bedeckt; neben den bereits angeführten las man noch: »Viva l'Italia una!« — »Viva la Republica!« — »Viva Cavour!« und »Viva Roma!« ...

Weit angenehmer als derlei politische Reminiscenzen dürften den Wanderer die schönen Frauen Jesi's berühren. Es sind herrliche Gestalten, fast so junonische, wie die vielgepriesenen Trasteverinnen in Rom. So mögen jene unerschrockenen Umbrierinnen ausgesehen haben, die, blumengeschmückt, dem siegreichen Consul Claudius Nero entgegenzogen, als er mit seinen Legionen vom Metaurus kam, an dessen Ufern Hasdrubal und seine Spanier verbluteten. Sicher sind diese Frauentypen so classisch, wie der

schon zu Roms Zeit berühmte — Käse von Aesis .... Da wir aber bereits Eingangs erwähnten, daß der Hauptreiz von Esino durchaus nicht in der Stadt oder in ihren classischen Reminiscenzen liegt, sondern in dem paradiesischen Thale, in welchem sie gelegen ist, so müssen wir uns nun auch in diesem ein wenig umsehen.

Das Val Esino ist eine fruchtbare, gesegnete Thalniederung, in Bezug auf die Fülle der Abwechslung ein wahrer Garten. Auf dem weichgeformten Hügelrücken schimmern allenthalben Villen, gleichsam wie auf grünen Inseln liegend, die aus einem gelben Meere von Feldern auftauchen. Während das Thal ostwärts, in der Richtung nach Chiaravalle und Falconara sich beckenartig erweitert, verengt es sich westwärts zu einem schmalen Defilé, in welchem der Esino wildbachartig seinen Weg sucht .... Ganz besonders reizend sind die früher erwähnten Villen. Sie bilden einen Kranz heiterer Mußesitze und sind selber umkränzt von üppigen Vegetationsgürteln. An der Straße nach Ancona liegen die schönsten dieser Tusculums »in den Marken«. Von Jesi erreicht man in einer schwachen Stunde die Villa »Baleani«, von deren Terrasse man einen entzückenden Blick auf das langgestreckte Thal mit seinen duftigen Farbentönen genießt. Der Weg dahin verläuft in einer tiefen Einsenkung des Thales und wird von schnurgeraden Hecken gesäumt. In der Sonnenhitze ist das Wandern auf diesem Wege just kein besonderer Genuß. Umso erquickender wird die Rast, wenn man vom Pfade abbiegt und das weiße Straßenband zu dem genannten Tusculum hinauf zurücklegt. Mächtige Maulbeerbäume und Eichen beschatten den Aufstieg zur Schloßterrasse. Eine Parterre-Halle mit drei Arcaden und dorischen Säulen aus schönem dunkelgrauen Granit tritt zunächst in den Blick. Darüber ragt das ziemlich anspruchlose Wohngelaß. Umso prächtiger ist das weite Meer von Baumgrün und Blumen, welche das Schlößchen förmlich umfluthen. Man muß im Frühjahr nach dieser Thaleinsamkeit pilgern, um ihre Pracht ganz genießen zu können. Ganz besonders bezaubernd sind die Abende, wenn das ganze Thal in einem blauen Dufte schwimmt, indeß die Kuppen der Hügelgelände rosig überthaut erscheinen. In der Ferne verhallen Glockentöne. Drosseln heben im Rosengebüsch an und beleben mit ihrem schmelzenden Gesang die entschlummernde Landschaft. Jäh wird es

dann Nacht und die Farben verglühen, gleich dem Funkenregen eines verprasselnden Feuerwerkes. Dann scheint sich die Landschaft zu beleben, aber nicht von Gestalten dieser Welt. Sulla's Genius, der einst den Marius in diesem Thale geschlagen, um Rom wieder auf seine lichte Höhe emporzuheben, verklärt die entschlummerte Landschaft, die selber wie ein Sagenbild anmuthet .... Und Pompejus, Scipio, Brutus, die hier gefochten? Ihre Schatten schweben nächtlich durch das stille Thal.

Madonna von Loreto.

Nach Falconara zurückgekehrt, setzen wir unsere Route längs der Küste fort. Unsere erste Station ist das hübsche Sinigaglia, der Geburtsort der Catalani und des Papstes Pius IX. Man wird überrascht von der Reinlichkeit, die in dem kleinen Städtchen herrscht. Die Niederung, welche sich längs des Gestades dehnt, wird vom Cesano und dem classischen Metaurus durchströmt. Unweit seiner Mündung liegt das Städtchen Fano, nächst Sinigaglia und dem nördlichen Pesaro, eine Etappe auf dem Wege nach Rimini .... Wer am Ufer des Metaurus steht, sieht fern im Westen durch die Thalpforte, welche das Flüßchen durchrauscht, einen stattlichen Berg aufragen. Es ist der Monte d'Asdrubale, an dessen Lehnen und weiter thalabwärts sich jener mörderische Kampf abwickelte, in welchem der Punier sein Leben ließ. Seltsamer Contrast zwischen dieser Erinnerung und dem schmetternden Jubelgesange, den die zahllosen Lerchen anstimmen, welche die Ebene bei Fano beleben!

schon zu Roms Zeit berühmte — Käse von Aesis .... Da wir aber bereits Eingangs erwähnten, daß der Hauptreiz von Esino durchaus nicht in der Stadt oder in ihren classischen Reminiscenzen liegt, sondern in dem paradiesischen Thale, in welchem sie gelegen ist, so müssen wir uns nun auch in diesem ein wenig umsehen.

Das Val Esino ist eine fruchtbare, gesegnete Thalniederung, in Bezug auf die Fülle der Abwechslung ein wahrer Garten. Auf dem weichgeformten Hügelrücken schimmern allenthalben Villen, gleichsam wie auf grünen Inseln liegend, die aus einem gelben Meere von Feldern auftauchen. Während das Thal ostwärts, in der Richtung nach Chiaravalle und Falconara sich beckenartig erweitert, verengt es sich westwärts zu einem schmalen Defilé, in welchem der Esino wildbachartig seinen Weg sucht .... Ganz besonders reizend sind die früher erwähnten Villen. Sie bilden einen Kranz heiterer Mußesitze und sind selber umkränzt von üppigen Vegetationsgürteln. An der Straße nach Ancona liegen die schönsten dieser Tusculums »in den Marken«. Von Jesi erreicht man in einer schwachen Stunde die Villa »Baleani«, von deren Terrasse man einen entzückenden Blick auf das langgestreckte Thal mit seinen duftigen Farbentönen genießt. Der Weg dahin verläuft in einer tiefen Einsenkung des Thales und wird von schnurgeraden Hecken gesäumt. In der Sonnenhitze ist das Wandern auf diesem Wege just kein besonderer Genuß. Umso erquickender wird die Rast, wenn man vom Pfade abbiegt und das weiße Straßenband zu dem genannten Tusculum hinauf zurücklegt. Mächtige Maulbeerbäume und Eichen beschatten den Aufstieg zur Schloßterrasse. Eine Parterre-Halle mit drei Arcaden und dorischen Säulen aus schönem dunkelgrauen Granit tritt zunächst in den Blick. Darüber ragt das ziemlich anspruchlose Wohngelaß. Umso prächtiger ist das weite Meer von Baumgrün und Blumen, welche das Schlößchen förmlich umfluthen. Man muß im Frühjahr nach dieser Thaleinsamkeit pilgern, um ihre Pracht ganz genießen zu können. Ganz besonders bezaubernd sind die Abende, wenn das ganze Thal in einem blauen Dufte schwimmt, indeß die Kuppen der Hügelgelände rosig überthaut erscheinen. In der Ferne verhallen Glockentöne. Drosseln heben im Rosengebüsch an und beleben mit ihrem schmelzenden Gesang die entschlummernde Landschaft. Jäh wird es

dann Nacht und die Farben verglühen, gleich dem Funkenregen eines verprasselnden Feuerwerkes. Dann scheint sich die Landschaft zu beleben, aber nicht von Gestalten dieser Welt. Sulla's Genius, der einst den Marius in diesem Thale geschlagen, um Rom wieder auf seine lichte Höhe emporzuheben, verklärt die entschlummerte Landschaft, die selber wie ein Sagenbild anmuthet .... Und Pompejus, Scipio, Brutus, die hier gefochten? Ihre Schatten schweben nächtlich durch das stille Thal.

Madonna von Loreto.

Nach Falconara zurückgekehrt, setzen wir unsere Route längs der Küste fort. Unsere erste Station ist das hübsche Sinigaglia, der Geburtsort der Catalani und des Papstes Pius IX. Man wird überrascht von der Reinlichkeit, die in dem kleinen Städtchen herrscht. Die Niederung, welche sich längs des Gestades dehnt, wird vom Cesano und dem classischen Metaurus durchströmt. Unweit seiner Mündung liegt das Städtchen Fano, nächst Sinigaglia und dem nördlichen Pesaro, eine Etappe auf dem Wege nach Rimini .... Wer am Ufer des Metaurus steht, sieht fern im Westen durch die Thalpforte, welche das Flüßchen durchrauscht, einen stattlichen Berg aufragen. Es ist der Monte d'Asdrubale, an dessen Lehnen und weiter thalabwärts sich jener mörderische Kampf abwickelte, in welchem der Punier sein Leben ließ. Seltsamer Contrast zwischen dieser Erinnerung und dem schmetternden Jubelgesange, den die zahllosen Lerchen anstimmen, welche die Ebene bei Fano beleben!

Den Verlauf der Schlacht am Metaurus kennt man zur Genüge. Wir berichten in Kürze, daß der von Hannibal lang ersehnte Hasdrubal die Alpen überschritten und mit 60.000 Mann im raschen Anmarsche begriffen war. Sein Ziel war Umbrien, wo der Consul Livius mit seiner Heeresmacht stand. Der zweite Consul, Claudius Nero, wurde durch Hannibal in Süditalien festgehalten. Als aber die reitenden Boten Hasdrubal's durch die Römer abgefangen wurden, wagte der Consul Claudius Nero ein gefährliches Spiel. Er ließ einen Legaten als Befehlshaber im Lager, Hannibal gegenüber, zurück und entfernte sich Nachts mit erlesenen Truppen, um in Eilmärschen längs der adriatischen Küste nach Sena Gallica (Sinigaglia) zum Consul Livius zu stoßen. Von jenem Abzug hatte Hannibal unerklärlicherweise nichts gemerkt. In bewundernswerth kurzer Zeit hatte Claudius Nero den sechzig Meilen langen Weg vom Aufidus nach Sena zurückgelegt und war geräuschlos, bei Nacht, damit Hasdrubal nichts merke, ins römische Lager eingerückt. Aber der spähende Hasdrubal nahm gleichwohl neue Gestalten wahr und befahl aufzumerken, ob nicht am Abend zweimal geblasen werde. So geschah es in der That, und damit war die Anwesenheit zweier Consuln verrathen. In der Unsicherheit, wie das möglich sei — ob Hannibal ein solches Unglück erlebt, daß auch der andere Consul sich nach dem Norden wenden konnte, faßte Hasdrubal den unglücklichen Entschluß, über den Metaurus zurückzugehen — vermuthlich um in festerer Stellung auf Aufklärung zu warten. In der Nacht wurde aufgebrochen; aber vergebens sah man sich nach den Wegweisern um, welche die Furthen durch den Fluß hätten zeigen sollen, und denen es gelungen war, sich zu verstecken oder zu entkommen.

Daß ein Heerführer einen Fluß im Rücken läßt, dessen Uebergangsstelle er sich nicht einmal gemerkt, ist sicher ein unverzeihlicher Fehler. Der ganze Heereszug irrte in die Nacht hinein. Den Galliern wurde es bald zuviel und sie legten sich schlafen. Als Tags darauf die Sache nicht besser stand, versuchte man flußauf einen Uebergang zu finden, doch waren dort die Ufer noch steiler und ungangbarer. Um das Maß des Mißgeschickes voll zu machen, traf nun auch die römische Reiterei ein, welche den Feind im Auge behielt und unterdessen den Aufmarsch der Legionen maskirte.

Bald hierauf entbrannte der Kampf. Als Hasdrubal den Untergang unaufhaltsam sah, sprengte er selber in eine römische Cohorte hinein, suchte und fand den Tod. Nach Livius hätte die Zahl der gefallenen Feinde den Verlust der Römer bei Cannä noch übertroffen. Nach Polybius fielen nur 10.000 auf karthagischer, 2000 auf römischer Seite. Jedenfalls war Hannibal's vieljährige Hoffnung zu Ende, der Jubel in dem angstvoll harrenden Rom unermeßlich, als die Siegesbotschaft immer größere Sicherheit gewann. Als die Gesandten eingetroffen waren, wurde ein dreitägiges Dankfest gefeiert ....

So kurz die Strecke zwischen Fano und Pesaro, sie versetzt uns gleichwohl in eine völlig andere Welt .... Einige Augenblicke noch und die Kämpfenden am Metaurus versinken vor unseren Blicken. Villenbesetzte, pflanzengrüne Hügel grüßen in nächster Nähe und nach einigen Minuten halten wir in Pesaro, dem »Weimar Italiens«, in welchem Tasso an der Seite des Dichter-Vaters wie eine Wunderblume aufblühte, Ariost vom Zauber des kunstsinnigen Herzogs delle Rovere sich gefangen fühlte und der gefühlstiefe Bembo glückliche Tage verbrachte. Das wahre Musenheim war das vom Blüthenduft umwogte Paradies auf dem Monte San Bartolo. Das Alles genügt, um uns den romantischen Reiz, der dem Städtchen Pesaro eigen ist, zum Bewußtsein zu bringen. Etwas nüchterner freilich haben die modernen Pesaroten ihre Sache aufgefaßt. Sie wußten nämlich für das Standbild eines ihrer berühmtesten Mitbürger — des Maëstro Rossini — kein besseres Plätzchen ausfindig zu machen, als knapp neben der Bahn. Nun hüllen das einst melodienreiche Haupt stinkende Kohlendämpfe ein, die sicher nichts gemein mit jenen delphischen Dämpfen haben, welche die Pythia hellsehend und extatisch verzückt machten.

An frappanten Gegensätzen fehlt es auch sonst dem Städtchen nicht. Im Innern wechseln breite, luftige Straßen mit engen dumpfen Gäßchen, hübsche moderne Bauten mit zerfallenden alten Palästen. Als Ersatz für letztere hat man neue stylvolle Palazzi geschaffen. Sie befriedigen nur theilweise, denn was Pesaro interessant macht, sind die Erinnerungen an die Tage seines Glanzes, seines Kunst- und Dichterlebens. Viel erfrischender wirkt der liebliche Kranz anmuthiger Villen, die zwischen Olivenhainen auf

dem Hügelterrain in der Umgebung der Stadt liegen. Auch steht außer Frage, daß die Landschaften von Pesaro weitaus zu den reizendsten am umbrischen Gestade gehören. Solche Ueppigkeit zeichnet auch die Landschaften der benachbarten Romagna und Emilia aus, wo die Fülle von Feld- und

Das Thor von San Michele in Fano.

Baumfrüchten das Auge des Wanderers entzückt. Pesaros Gebiet aber geht allen anderen voran. Dichter aller Zeiten, die dieser Boden geboren, haben diesen »Garten Italiens« gepriesen. Zur Zeit der Obstreife neigen sich die dichtbelaubten Aeste des Feigenbaumes von der Last schwellender Früchte. Auch sonst schwellt Alles in üppiger Fülle und dieser Segen bietet einigermaßen Ersatz für den verblichenen Glanz des einstigen Herzogssitzes

Volksscene in Sinigaglia.

Jeder Reisende, der in Pesaro ankehrt, sucht zu allererst den Palast der Rovere auf. Eine imposante Façade mit einer Parterre-Halle von sechs mächtigen Rundbogen geben dem Baue ein ungemein stattliches Aussehen. In diesem Palast las Torquato Tasso sein romantisch-süßliches Schäferspiel »Aminta« im Kreise der schönen Prinzessinnen. Vom nahen Urbino kamen liebeselige Mediceerinnen, Glückskinder mit dem sonnigen Lächeln und der feurigen Begierde nach romantischem Zeitvertreib. Ein edler Wetteifer durchpulste alle Herzen. Der bleichblühende Rosenbusch schauerte auf unter dem Klange der Mandolinen und im blassen Mondlichte verschwammen die flimmernden Marmorbrüstungen, an denen holde Kunstjüngerinnen träumten. Dann flüsterten sie schlaftrunken und liebeselig in den dämmerigen Loggien, wo weiche Kissen zum Schlummer luden .... Es war der Zauber eines orientalischen Märchens.

In dieser Zeit war Pesaro der Mittelpunkt des italienischen Geisteslebens. Es war in der That ein südliches Weimar. Lag es damals überhaupt im Zuge der Zeit, sich weniger von den praktischen Lebensinteressen gängeln zu lassen und dem Gefühlsleben mehr Rechnung zu tragen, so mußte die Wiederbelebung des Zaubers der Antike umso energischer der Gemüther sich bemächtigen .... Dante, der im nahen Ravenna sein bewegtes Leben abschloß, hatte zuerst den Kampf gegen das auf Verblödung und Geistesumnachtung losarbeitende Römerthum aufgenommen. Später betrat Giotto, den des Höllendichters tiefsinniges allegorisches Zeitgemälde mächtig inspirirt hatte, den gleichen Pfad, indem er der bildenden Kunst jenen neuen Lebensgeist einhauchte, der fortan von der größten Bedeutung für sie wurde. Zu jener Zeit ging an Pesaro die Epoche der Malatesta und Sforza in jenem Sinne noch ziemlich ereignißlos vorüber, bis endlich die Herzoge delle Rovere die Geistesblüthe zur vollen Entfaltung brachten, um traumselig von der wiedererwachten Herrlichkeit der Antike zu nippen.

Es war im Jahre 1445, als Galeazzo Malatesta Pesaro dem Grafen Francesco Sforza, dem späteren Herzog von Mailand, verkaufte. Sein Bruder Alessandro wurde damit der Stifter des Herrenhauses in Pesaro. Giovanni von Pesaro ehelichte Lucretia Borgia, die berüchtigte Tochter des Papstes Alexander VI., und legitimirte damit seine Herrschaft als

päpstliches Vicariat. Lucretia war wenig über 14 Jahre alt, als sie in Pesaro einzog, und wir hätten keinen Grund aus diesem Anlasse von dieser »unseligsten Frauengestalt in der modernen Geschichte« Notiz zu nehmen, denn sie hielt sich nur ein Jahr in Pesaro auf .... Dennoch ist uns die Gelegenheit willkommen, bei dieser Gestalt etwas länger zu verweilen. Wer Gregorovius' vortreffliches Werk über Lucretia Borgia nicht kennt, hat von ihr die falsche, irrige Vorstellung, welche durch Victor Hugo's Drama und die an dieses sich anlehnende Verdi'sche Oper in der Welt Verbreitung gefunden hat.

Daß die Tochter Alexander Borgia's keine Giftmischerin und Messalina war, hat Gregorovius klar und stichhaltig nachgewiesen. Zwar spricht dieser sie nicht frei von jedem Fehl, der ihr zur Last gelegt wurde; sie war eben ein Kind ihrer Zeit; sie lebte in der Luft Roms und war sicher nicht schlimmer, als die übrigen Frauen Italiens in jener Epoche. »Sie war lebensfroh und leichtsinnig. Wir wissen nicht einmal, ob sie jemals sittliche Kämpfe durchgekämpft, ob sie je im bewußten Widerspruche zu den Thatsachen ihres Lebens und ihrer Umgebungen sich befunden hat. Sie hielt einen Hof, den ihr Vater reichlich wird ausgestattet haben, und sie war im täglichen Verkehr mit den Höfen ihrer Brüder. Sie war die Genossin und Zierde ihrer Feste; sie wurde zum Mittelpunkte der Intriguen im Vatican, welche sich auf die Größe der Borgia bezogen, und darin mußte sich bald all' Dasjenige concentriren, was ihr lebhaftes Interesse bildete. Sie erscheint zwar nirgends als eine Frau von außerordentlichem Genie. Wenn sie nicht die Tochter Alexander's VI. und die Schwester Cäsar's gewesen wäre, so würde sie kaum in der Geschichte ihrer Zeit bemerkt worden sein, oder nur als ein reizendes, viel umworbenes Weib in der Masse der Gesellschaft sich verloren haben. Doch in den Händen ihres Vaters und Bruders wurde sie das Werkzeug und auch das Opfer von politischen Berechnungen, welchen sie kaum einen Widerstand entgegenzusetzen die Kraft besaß.«

Die Welt, in welcher Lucretia lebte — berichtet Gregorovius an anderer Stelle — quälte sich nicht mit moralischen Skrupeln, und selten gab es eine Zeit, wo die größtmögliche Ausbeutung factischer Verhältnisse

ein so verbreiteter Grundsatz war .... Sie hörte, daß die meisten Cardinäle mit Freundinnen lebten und für ihre Kinder reichlich sorgten. Man erzählte ihr von denen des Cardinals Julian Rovere oder Piccolomini; sie sah die Söhne und Töchter Estouteville's und hörte von den Baronien,

Rossini's Denkmal in Pesaro.

die ihnen ihr reicher Vater im Albanergebirge erworben hatte; sie sah die Kinder des Papstes Innocenz zu hohen Ehren kommen; man zeigte ihr seinen Sohn Franceschetto Cibo und dessen erlauchte Gemahlin Maddalena Medici.

Die ersten Namen von Frauen, die der Lucretia bekannt wurden, waren die schöne, aber höchst anrüchige Julia Farnese, die Kupplerin Adriana

und Donna Sancia, Gemahlin Josre's, Lucretia's jüngeren Bruders .... Uebrigens kam Lucretia's Gemahl — der Fürst von Pesaro — übel weg. Als Alexander VI. seiner nicht mehr bedurfte, that er die nöthigen Schritte. Die Ehe war zudem ohne Erben geblieben. Sträubte sich Giovanni Sforza auch, so gab es Gift und Dolch, und er besaß Schwäger, bei denen er sich solcher Mittel versehen durfte. Aber Lucretia selber — gutmüthig genug — warnte ihn und rettete so sein Leben. Wie man sieht, war sie keineswegs jene Giftmischerin, als die sie Victor Hugo hingestellt hat. Kurze Zeit darauf begab sich Lucretia in das Kloster St. Sisto, unter dem Vorgeben, den Schleier nehmen zu wollen, und auf diese Weise die Ehescheidung zu erleichtern. Dieselbe erfolgte in der That im December 1497.

Damit endet unsere Abschweifung. Unter den kunstsinnigen Herzögen delle Rovere war die Episode bald vergessen. Sicher sind es nur diese, welche uns das kleine Pesaro sympathisch machen. Es war einer jener kleinen Fürstenhöfe, in denen einst mit so vielem Aufwand von Reichthum und Geist Wissenschaft und Künste blühten und edle Geschlechter ein von geistiger Regsamkeit ausgefülltes Leben führten. Wie anders ist es in dieser Richtung geworden! Nicht nur in Pesaro allein ist der Wandel vor sich gegangen; auch die anderen üppigen Residenzen längs der antiken Via Aemilia haben die Erinnerung an ihre einstigen Fürstengeschlechter mehr und mehr verwischt: Die Gonzaga, Este, Farnese! .... Vielleicht ist die Verödung umso rascher vor sich gegangen, weil es all' jenen Residenzen und Mittelpunkten kleiner Reiche an einem eigentlichen, wohlhabenden und einflußreichen Mittelstande fehlte. Gleichwohl haben diese Städte — zumal Pesaro, Bologna und Ferrara — anheimelnde Erinnerungen hinterlassen. Dies gilt ganz besonders auf dem Gebiete der Kunst. Die Meister, welche den Beifall der Fürsten fanden, durften, einmal an den Hof berufen, nach ihrem Gutdünken schalten und walten; kein Zwang, keine beengende Fessel schränkte sie in ihren Ideen und Ausführungen ein. Es war kein Kunstschaffen auf Commando, wie man es so häufig an anderen, namentlich nicht-italienischen Duodez-Höfen antraf. Das fürstliche Mäcenatenthum war dort — in den italischen Klein-Residenzen — nur der Ausfluß des Wohlwollens und der Zuneigung, der Freude an der Kunst an sich, ohne selber dilettantenhaft in das Entstehen

und Werden der Kunstwerke einzugreifen und durch Unverständniß die Kreise des Künstlers zu stören.

An der Hand von Goethe's »Tasso« — der geistigen Hauptperson jener Zeit — gewinnt man eine zum Theil falsche Vorstellung von dem Leben an den kleinen Fürstenhöfen in der Aemilia. Die kleinen Listen und Ränke, die Fallstricke des Hoflebens bei aller Glätte der Formen; die tiefsten Dissonanzen der Charaktere, die sich hinter lächelnden Mienen verbergen; die Kälte gegen die Person bei aller Wärme für die Leistungen des Dichters und ebenso die schwärmerische Verehrung des Menschen neben der entschiedensten Gleichgiltigkeit gegen seine Schöpfungen: das war — wie K. Goedeke selber zugiebt — der Apparat, mit welchem das Schauspiel arbeiten sollte. So ward »Tasso« zum Spiegelbilde des Dichters — nicht zu dem jener Zeit. Immerhin ist es die Dichtergestalt, wie wir sie uns nicht anders denken können, wenn wir in trauter Stunde in Pesaro nach dem Urbilde spähen. Der Schatten verkörpert sich, wenn wir der Worte gedenken, mit denen sich Tasso an Alphons und Eleonore wendet (I. Act, 3. Scene):

— — — — — — — — — — — — —

Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.
Hier ist mein Vaterland, hier ist der Kreis,
In dem sich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink.
Hier spricht Erfahrung, Wissenschaft, Geschmack;
Ja, Welt und Nachwelt seh' ich vor mir steh'n.
Die Menge macht den Künstler irr' und scheu:
Nur wer Euch ähnlich ist, versteht und fühlt,
Nur der allein soll richten und belohnen.

Wer neben den zahlreichen Erinnerungen, die sich auf Pesaro beziehen, auch sonst den besten Eindruck von diesem einstigen Musen- und Minnehofe mitnehmen will, der pilgere zur »Villa Imperiali«, dem einstigen Lieblingspalaste der Herzoge von Urbino, von dem Tasso's Vater und der Dichter Bembo mit Begeisterung sprechen. Nun ist das Schloß in Verfall. Ueber diese Marmortreppen, die emporführen, sind zu Zeiten die edelsten Geister Italiens geschritten. Außer der Erinnerung hieran findet aber der Besucher wenig .... Ein Blick aber in die Tiefe ist geradezu bezaubernd. Ein anderer Polykrates, der von der Höhe des Monte San Bartolo das

gesegnete Land seinem Gastfreunde zeigen würde, könnte es in der That nicht enthusiastischer preisen, wie das vom Glücke verhätschelte Samos .... Auf und nieder, im schimmernden Gewoge, breiten sich die weitläufigen Culturgürtel; in der Niederung blitzt das spiegelnde Wasserband der Foglia, von Kronen beschattet, die sich über das Flüßchen neigen. Weite Mulden wechseln mit flachen Hügelwellen, so daß man die Täuschung empfindet, als sehe man auf ein bewegtes grünes Meer hinab. An der Straße nach Rimini taucht ein zierliches Gebäude aus dem Dämmer der Ferne. Das ist die Villa Vittoria, wo jener Günstling Pergami am Hofe der hier weilenden Prinzessin Karoline von Wales seine Glückslaufbahn begann, um sie als Parvenu par excellence zu schließen, als nachmals seine Gönnerin auf dem Throne von England saß.

So klein das Städtchen Pesaro ist, entbehrt es keineswegs eines heiteren geselligen Lebens. Jene erdrückende Einsamkeit und unerquickliche Oede, wie man sie allenthalben in nordischen Kleinstädten anzutreffen pflegt, sind den italienischen fremd. Der Italiener mit seiner charakteristischen Beweglichkeit und seiner Empfänglichkeit für das ihm direct oder indirect werdende Lob, ist in der Regel eifrig bemüht, jene Eigenschaften, die der Fremde an ihm ansprechend findet, hervorzukehren. Ganz besonders ist es die Geselligkeit im weitesten Sinne, welche seinem Naturell in hohem Grade zusagt. Das bewegte öffentliche Leben, das in einer gewissen wechselseitigen Vertraulichkeit der einzelnen Mitglieder dieser kleinen Gesellschaft wurzelt und ihr das Gepräge einer großen Familie aufdrückt, ist ein charakteristisches Merkmal italienischer Kleinstädte .... Wer demnach erquickende Leutseligkeit und köstliche Naivetät kennen lernen will, der möge auf seinen italienischen Fahrten auch einmal in Pesaro einkehren ....

Urbino — Rimini Ravenna.

In Pesaro unterbrechen wir unsere Küstentour, um einen Ausflug zu machen, der uns außergewöhnlichen Genuß bereiten wird. Es handelt sich um das einsam im umbrischen Gebirge gelegene Urbino, die vielgepriesene Heimat des größten Kunstgenius — Raffael Santi .... In nicht ganz fünf Stunden bringt uns die Diligence nach der inmitten einer romantischen Gebirgspartie gelegenen Stadt. Auf dem Wege dahin grüßt uns nach kaum viertelstündiger Fahrt die auf dem Monte Cesana malerisch gelegene Kirche San Bernardino, ein

Werk des berühmten Bramante, ersten Baumeisters aus der Frührenaissance. Die Kirche hat deshalb besonders Interesse für uns, weil sie die Gebeine eines Herzogs von Urbino — Guidobaldo — enthält. Er war der Nachfolger des großen Friedrich von Montefeltro und wie dieser ein Freund der Künste, ritterlicher Spiele und geistiger Unterhaltung. Einigen Eintrag that allerdings dessen physischer Zustand. Es muß geradezu rührend gewesen sein, den gichtkranken Herzog die Ritterspiele seiner Edelleute überwachen zu sehen. Ein wahrer Engel war seine Gemahlin, die gefeierte Herzogin Elisabeth, in deren Umgebung »bei freiester Heiterkeit die strengste Sitte herrschte« ...

Die Lage von Urbino giebt das vollendetste Bild von einer italienischen Bergstadt. Auf dominirender Felshöhe gelegen, hat es rings im Kreise dunklen Wald und ein altes Castell über sich. Steile Berggassen führen empor. Im Osten dehnen sich Gärten, die das anmuthige Element in der romantischen Totalität der Scenerie abgeben .... Wenn man einmal auf der Piazza d'Erbacci angelangt ist, beeilt man sich, das bedeutendste Denkmal aus der Zeit der urbinischen Fürsten — den herzoglichen Palast — zu sehen. Er liegt auf dem »großen Platze«, zu dem die Via Puccinotti hinaufführt. Leider machen wir bei diesem Gange die Wahrnehmung, daß das Innere der Stadt einen grellen Gegensatz zu seiner romantischen Lage bildet. Mühsam steigen wir die steile, finstere Gasse hinan. Die Häuser sind so hoch und rücken so nahe zu einander, daß nur ein schmales Stück des tiefblauen Himmels sichtbar ist .... Und welch' ein herrliches Blau! Es hat einen solch' durchsichtigen Glanz, daß man auf dem Klettergange unwillkürlich stille hält und den Blick in die Höhe wirft. Das braune Gemäuer hat einen warmen Rostton, der vorzüglich zu der durchsichtigen Luft stimmt.

Endlich sind wir auf der »Piazza Maggiore«. Wir haben die Domfaçade vor uns und brauchen nur wenige Schritte weiter links zu treten, um vor den wappengeschmückten Eingang des herzoglichen Palastes zu gelangen. Er steht auf der Stelle eines älteren Schlosses, das der baulustige Friedrich von Montefeltro cassirt hatte, um es durch eines der schönsten Werke der Frührenaissance zu ersetzen. Der Unterbau liegt zwischen

zwei Felsen und ist von beträchtlicher Höhe. Dadurch erhielt der ganze Bau eine zwar unregelmäßige, aber imposante Anlage. Gleich hinter dem Eingange öffnet sich ein hallengesäumter Hof von herrlichster Formenharmonie. Die schlanken hohen Säulen mit ihren zart stylisirten korinthischen Capitälen, die große Marmortreppe, welche Vasari für die schönste seiner Zeit erklärte, dann das erste Geschoß mit seiner von Pilastern korinthischer Ordnung gegliederten Front und den prachtvollen Arabesken an Thüren und Friesen: das Alles vereint sich zu einer architektonischen Gesammtwirkung, welche das feinste Formengefühl der Frührenaissance offenbart.

Dieser Palast ist der bauliche Ausdruck seines Bauherrn, des kunstsinnigen und prachtliebenden Federigo von Montefeltro, des ersten »Herzogs von Urbino«. Er war ein großer, edler Fürst, ein tapferer, nie besiegter Krieger, ein fürsorglicher Landesvater, der seine Reichthümer dem Vaterlande widmete, ein feinfühliger Grandseigneur, der die Huldigungen des Volkes als einen Tribut an sein geistiges Schaffen und Walten hinnahm. Welch' ein Unterschied zwischen diesem leutseligen und braven Fürsten und jenem gewaltthätigen Winkeltyrannen aus dem Geschlechte der Malatesta, die im nahen Rimini schalteten. Zwar hat auch diese kleinstaatliche Fürstendynastie einen prunkliebenden Repräsentanten aufzuweisen, jenen Sigismondo Pandolfo Malatesta, der gleichfalls ein tapferer Krieger und ein verdienstvoller Feldherr der venetianischen Republik war. Während aber Sigismondo seine Frauen erwürgte und das Volk mit eiserner Hand niederhielt, knieten die glücklichen Urbinoten auf der Straße nieder, wenn sie ihrem Fürsten begegneten und riefen: »Gott beschütze Dich, Herr!«

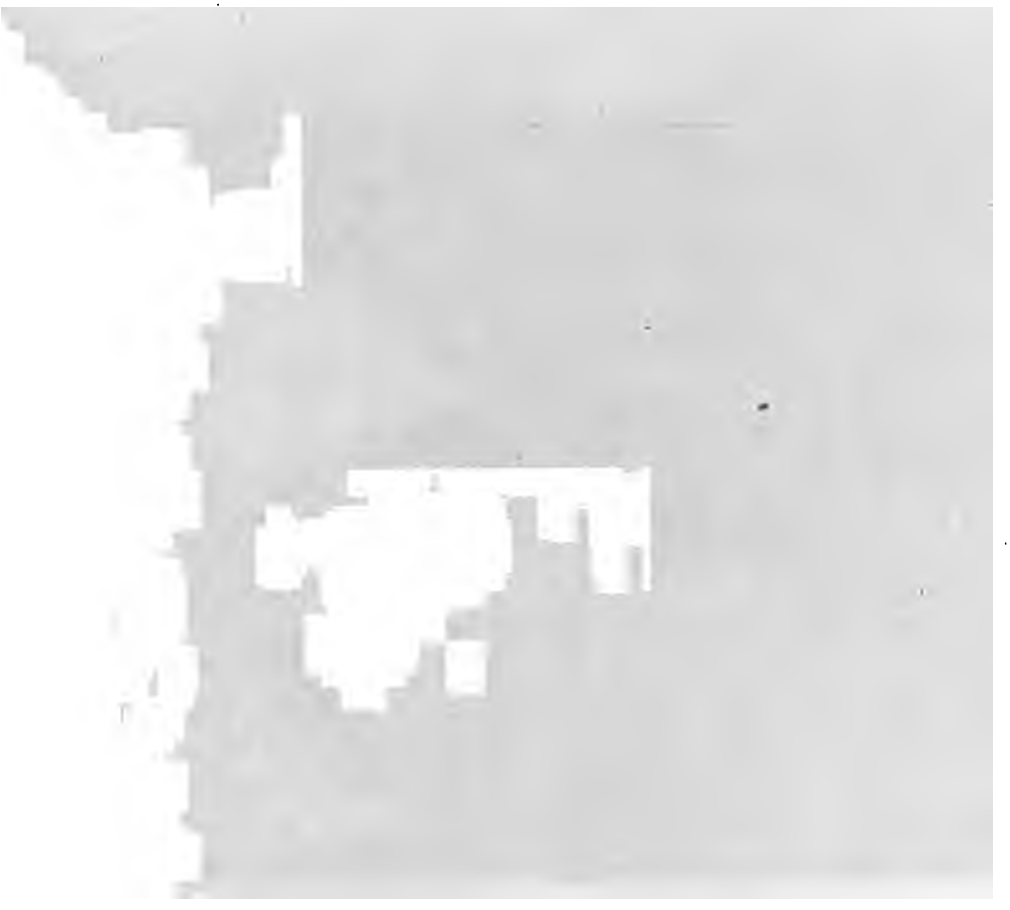
Welche Schätze das Fürstenschloß besessen, wissen wir aus den Aufzeichnungen eines Zeitgenossen Federigo's, des Staatsmannes Grafen Castiglione. Er nennt den Palast den schönsten, der auf italienischem Boden sich findet. Es war kein Palast, sondern — eine Stadt. Außer Goldstoffen, Silbergefäßen, kostbarem Schmuck und dergleichen gab es in den prächtigen Räumlichkeiten zahlreiche antike Sculpturen, Erzfiguren, Instrumente, zahlreiche Artikel der Kunstindustrie, vortreffliche Gemälde und seltene Bücher .... Von all' diesen Herrlichkeiten ist nichts mehr vorhanden; schon vor langer Zeit hatten sie den Weg nach Rom genommen ....

großherzige Spende des Grafen Pompeus Gherardi möglich gemacht wurde.... Das »Raffaelische Museum«, das man im ersten Stock etablirt hat, kann leider kein besonderes Interesse beanspruchen. Die Kupferstichsammlung rührt von dem Engländer M. Moore her, der sie dem Museum zum Geschenke machte.

Die umbrische Malerschule, der, wie man weiß, auch Raffael und dessen Vater Giovanni Santi angehörten, gab der wieder erwachten Kunstdarstellung die Weihe des Schwärmerischen. »Religiöse Beseligung, weiche Inbrunst der Empfindung, ein Enthusiasmus, wie er den Charakter des nahe (zu Assisi) verehrten heil. Franciscus kennzeichnete, durchdrang die Bilder, die ungeachtet ihrer technischen Unvollkommenheiten die Seelenstimmung des Beschauers aufs Tiefste anregen. Ist auch später das Festhalten an dieser rasch beliebt gewordenen Darstellung zu einem stereotypen Manierismus herabgesunken, so dürfte doch die religiöse Gemüthsbewegung, die Hingabe des innersten Lebens an das Göttliche zu keiner Zeit einen hinreißenderen und schöneren Ausdruck erhalten haben, und nur der zum Theil gleichzeitige Fra Angelico hat dieses Wonnegefühl in unnachahmlicher Individualität noch reiner und seliger als die umbrische Schule wiedergegeben.«

Raffael's Vater, von dem sich in Urbino herrliche Werke befinden (unter Anderem das von uns noch nicht erwähnte Hauptaltarbild — das Martyrium des heil. Sebastian — in San Sebastiano) war ein tüchtiger Meister, der wohl die ersten Kunstregungen in der Seele des jungen Raffael erweckt haben mochte. Sehr hervorgehoben wird auch der Einfluß der Mutter. Leider verlor der Knabe frühzeitig seine Eltern; er zählte acht Jahre als der Vater, elf Jahre als die Mutter heimging. Die weitere Erziehung besorgte hauptsächlich ein Onkel väterlicherseits, der den Knaben nach Erreichung des fünfzehnten Lebensjahres nach Perugia in das Atelier Pietro Perugino's brachte.

Aus jener ersten Zeit des Kunstschaffens zu Perugia drängt sich der Phantasie eine Malerlegende mit elementarer Gewalt auf. Raffael war eines Tages die Bergstraße hinabgestiegen und hatte sich in dem schwülen Laubdome, der gegen den Tiber hinzieht, verloren. In einer Lichtung saß ein Mädchen, eigentlich ein Kind, mit dem Flechten von Blumenkränzen beschäftigt. Als der Jüngling an sie herantrat, erschrak die Schöne und



großherzige Spende des Grafen Pompeus Gherardi möglich gemacht wurde.... Das »Raffaelische Museum«, das man im ersten Stock etablirt hat, kann leider kein besonderes Interesse beanspruchen. Die Kupferstichsammlung rührt von dem Engländer M. Moore her, der sie dem Museum zum Geschenke machte.

Die umbrische Malerschule, der, wie man weiß, auch Raffael und dessen Vater Giovanni Santi angehörten, gab der wieder erwachten Kunstdarstellung die Weihe des Schwärmerischen. »Religiöse Beseligung, weiche Inbrunst der Empfindung, ein Enthusiasmus, wie er den Charakter des nahe (zu Assisi) verehrten heil. Franciscus kennzeichnete, durchdrang die Bilder, die ungeachtet ihrer technischen Unvollkommenheiten die Seelenstimmung des Beschauers aufs Tiefste anregen. Ist auch später das Festhalten an dieser rasch beliebt gewordenen Darstellung zu einem stereotypen Manierismus herabgesunken, so dürfte doch die religiöse Gemüthsbewegung, die Hingabe des innersten Lebens an das Göttliche zu keiner Zeit einen hinreißenderen und schöneren Ausdruck erhalten haben, und nur der zum Theil gleichzeitige Fra Angelico hat dieses Wonnegefühl in unnachahmlicher Individualität noch reiner und seliger als die umbrische Schule wiedergegeben.«

Raffael's Vater, von dem sich in Urbino herrliche Werke befinden (unter Anderem das von uns noch nicht erwähnte Hauptaltarbild — das Martyrium des heil. Sebastian — in San Sebastiano) war ein tüchtiger Meister, der wohl die ersten Kunstregungen in der Seele des jungen Raffael erweckt haben mochte. Sehr hervorgehoben wird auch der Einfluß der Mutter. Leider verlor der Knabe frühzeitig seine Eltern; er zählte acht Jahre als der Vater, elf Jahre als die Mutter heimging. Die weitere Erziehung besorgte hauptsächlich ein Onkel väterlicherseits, der den Knaben nach Erreichung des fünfzehnten Lebensjahres nach Perugia in das Atelier Pietro Perugino's brachte.

Aus jener ersten Zeit des Kunstschaffens zu Perugia drängt sich der Phantasie eine Malerlegende mit elementarer Gewalt auf. Raffael war eines Tages die Bergstraße hinabgestiegen und hatte sich in dem schwülen Laubdome, der gegen den Tiber hinzieht, verloren. In einer Lichtung saß ein Mädchen, eigentlich ein Kind, mit dem Flechten von Blumenkränzen beschäftigt. Als der Jüngling an sie herantrat, erschrak die Schöne und

wollte sich entfernen; der jugendliche Künstler aber faßte das Mädchen an der Hand und fragte, wie es heiße .... »Bianca«, lispelte das blonde Kind und in zarten Rosentinten erglühte das zarte Gesicht, aus dem zwei milde Vergißmeinnicht-Augen hervorleuchteten .... Durch Raffael's Seele zitterte eine nie gekannte Begeisterung. Er zog Bianca an sich und sah minutenlang in das wunderbare Antlitz, das in dem vollen Zauber harmonischer Hoheit so überwältigend ihm schien. Dann küßte er sie auf die Stirne und eilte durch den rauschenden Hain nach dem hochgelegenen Perugia, wo er seitdem Tage und Nächte in seinem Arbeitsstübchen verbrachte, bis das tief seiner Seele eingeprägte Bild seine Wiedergeburt auf der — Leinwand gefunden .... Es war Raffael's erste Madonna .... Wer aber heute durch Perugia wandelt, der begreift bei dem Anblicke der schönen Menschen, die ihn umgeben, unschwer, warum gerade dieser Ort in der Kunst so Außerordentliches leisten konnte. — —

Nach Pesaro zurückgekehrt, setzen wir unsere Reise per Bahn nach Rimini fort. Die Stadt ist eine hervorragende Etappe auf unserem Küstenwege von Otranto bis Venedig. Wir haben es hier mit einer uralten Niederlassung der Umbrier zu thun, welche unter dem Namen »Ariminum« zur Zeit Roms eine hervorragende Rolle spielte. Namentlich während der Bürgerkriege wird die Stadt vielfach genannt. Julius Cäsar hat sogar ein Andenken hinterlassen, seine Säule auf der Piazza Giulio Cesare (1555 errichtet), welche die Stelle bezeichnen soll, von der aus der Feldherr die Legionen, welche den Rubicon überschritten hatten, in zündender Rede zu den nun bevorstehenden Thaten anspornte. Zu besonderem Glanz gelangte Ariminum in der Kaiserzeit und die beiden Denkmale, welche im heutigen Rimini die Erinnerung an Augustus (Octavianus) bewahren, gehören zu dem Interessantesten, was man in der Stadt sehen kann.

Bei der Annäherung von Ancona her gelangen wir in den Raum, der sich zwischen der Stadt und dem Meeresufer erstreckt — die Gärten der Vorstadt. Hier befand sich vor Zeiten der sehr geräumige und viel besuchte Hafen der Stadt. Die beiden Flüßchen, welche die Stadt im Nordwesten und Südwesten einschnüren, haben also im Laufe der Zeit tüchtig gearbeitet und ausgiebiges Schwemmland aufgehäuft. Auf der Stelle, wo

sich nun der Bahnhof erhebt, fand man sogar die Reste eines Hafendammes — 700 Meter vom Küstenrande entfernt! Trotz des der Stadt im Nordosten vorgelagerten Schwemmlandes macht sie keinen öden, melancholischen Eindruck, wie etwa das nördlicher gelegene Ravenna. Um Rimini ist Gartenland, auf dem die Sonne funkelt und über dessen frisches Grün die belebende Brise des nahen Meeres streicht.

Im Innern bietet Rimini nichts Außergewöhnliches. Vielleicht arbeitet bei dem geschichtsbeflissenen Besucher die historische Reflexion vor, und das ist bei einer Stadt, wie diese, vom Uebel. Hier in Rimini schalteten jene übelberüchtigten Fürsten aus dem Hause Malatesta, »deren Geschichte vielleicht mehr Uebelthaten aufzuweisen hat, als die irgend eines anderen Dynastengeschlechtes«. Wer an die Malatesti denkt, kommt sofort auf Dante. Noch steht der altersgraue, ehrwürdige Palazzo Ruffo. In ihm, an dessen verwitterter Front nun melancholisch die Sonnenlichter spielen, soll sich jene Liebesepisode zugetragen haben, von der uns Dante im V. Gesange des »Inferno« Kunde giebt. Francesca, das schöne junge Weib, läßt sich bei der Lectüre der Liebesabenteuer Lanzelot's, die sie mit ihrem Schwager Paolo gemeinsam pflegt, von dem verderblichen Zauber »solches Liebenden« berücken. Sie nippt von dem verbotenen Liebeskelche, als eben ihr hinfälliger, lahmer Gatte Gianciotto dazukommt .... Zwei Degenstiche bringen den süßen Zeitvertreib zum Abschlusse .... Was Francesca gelitten, hat Dante in der Verdammniß vernommen.

.... »Nicht größern Schmerz wohl giebt's
Als an glückselig'ge Zeit sich zu erinnern
Zur Zeit des Jammers, und dies weiß dein Lehrer.
Doch wenn den ersten Grund von unsrer Liebe
Zu kennen du so große Neigung hast,
Will ich wie Jener thu'n, der weinend redet.
Wir lasen eines Tages zum Ergötzen
Von Lanzelot, wie ihn die Lieb' umstrickte;
Wir waren einsam und ohn' alles Arg.
Als wir von dem ersehnten Lächeln lasen,
Erweckt vom Kusse solches Liebenden:
Da küßte Er, der nie von mir sich trennt,
Am ganzen Leibe bebend, mir den Mund.
Verführer war das Buch und der's geschrieben —
An jenem Tage lasen wir nicht weiter ....

In dem genannten Palaste weilte Dante bei einem Neffen der schönen Francesca, dem noch später (in Ravenna) zu nennenden Guido da Polenta. Ein Heimatloser, von Ort zu Ort, von Land zu Land flüchtend, ohne Freunde, umlauert von einem jesuitischen Denunciantengelichter, sollte der vielbedrängte Dichter endlich ein Asyl in Rimini bei jenem edelgesinnten Fürsten finden. Abgelegen und vereinsamt, wie der Ort zu jener Zeit war, hat er sicher wenig erquickend und belebend auf Dante's Geist gewirkt. Gleichwohl sollten einige Freundschaftsbande den Dichter durch längere Zeit an den Ort fesseln. In einsamen Stunden mochte er dann jenes liebens-

Urbino.

werthen Wesens gedacht haben, dessen Schicksal ihn erschütterte und dessen Schatten ihm theuer geworden war durch Guido, den Verwandten. Die angezogene Stelle in der »Divina Comedia« ist zart und weich genug, um beim Anblicke des Palazzo Ruffo mit eigenthümlich romantischem Schauer auf unsere Phantasie einzuwirken .... Man weiß, daß der unglückliche Dichter Silvio Pellico sich des dankbaren Stoffes bemächtigt und ihn in einem Drama verarbeitet hat, das eine Verherrlichung Francesca's ist.

Die Erinnerung an Francesca da Rimini ist die erste, welche uns beim Betreten der Stadt gefangen nimmt. Wir haben den Bahnhof verlassen und gelangen durch die Porta Marina in die innere Stadt. Die

Hauptader derselben ist der schnurgerade, die Stadt in zwei Hälften scheidende und sie in ihrer ganzen Ausdehnung von Nordwest nach Südost durchziehende Corso d'Augusto. Diese Straße muß auch in dem antiken Ariminum die große Schlagader der Stadt gewesen sein, da sie an ihren beiden Endpunkten durch zwei antike Monumente markirt wird. Diese Monumente sind die Brücke und der Triumphbogen des Augustus.

Das herzogliche Schloß in Urbino.

Verfügen wir uns zur ersteren. Wir schlagen von der Piazza Cavour aus die gerade Richtung ein und gelangen zur Marrechia, dem Flüßchen, das Rimini im Norden bespült. Das prächtige Bauwerk wurde von Augustus begonnen, von Tiberius vollendet, und ist ganz aus mächtigen Travertinquadern hergestellt. Fünf Bogen spannen über den Fluß. Die gewaltigen Pfeiler (jetzt etwas tiefer im Geröll steckend als vor Alters) spiegeln sich in der Tiefe, so daß die Bogenwölbungen scheinbar unter dem Wasserspiegel eine Wiederholung finden und sich mit diesen zu eirunden Thoren schließen. Das Mauerwerk ist stellenweise malerisch verwittert; breite Sand- und Geröllbänke unterbrechen da und dort die Wasserfläche.

Wenn wir von der Brücke aus, anstatt den langen Corso entlang bis zum Triumphbogen des Augustus vorzuschreiten, gleich rechts den einsamen Weg längs der alten Stadtmauer zurücklegen, kommen wir zur Stelle,

wo einst die Zwingburg von Rimini mit ihren Wällen und tiefen Gräben sich erhob, die Trutzburg des hervorragendsten aller Fürsten aus dem Hause Malatesta, Sigismondo Pandolfo. Ein anderes Werk dieses Fürsten ist der prachtvolle, weitberühmte Tempio Malatestiano. Ueber ihn später .... Vorläufig verweilen wir bei den Resten des »Castello«. In dem stehengebliebenen Theile der Burg sind jetzt Verbrecher untergebracht — ein sonderbares Spiel des Zufalls, eingedenk der Thatsache, daß hier einst ein anderer, erlauchter Verbrecher ungestraft seine Gewaltherrschaft ausübte. Und dieser Verbrecher ist Niemand anderer als der Bauherr selber: Sigismund Malatesta .... In den Räumen jener unheimlichen Burg mußten zwei edle Frauen ihre Seelen aushauchen: Ginevra von Ferrara, die Sigismund zum Gifttode verurtheilte, und Polyxena Sforza, die er nach dem Erwachen einer rasenden Leidenschaft für die schriftgewandte und gelehrte Tochter des Fernando di Atto, Isotta degli Atti, mit eigenen Händen erwürgte. Die erste Frau Sigismund's war eine Tochter Carmagnola's. Er ließ sich von ihr scheiden, nachdem ihr Vater eines infamirenden Todes gestorben war.

Woher wohl der besänftigende Einfluß der geistreichen Isotta auf den eisernen Sigismund, in welchem »Frevelmuth, kriegerisches Talent und höhere Bildung« in seltener Weise sich vereinigten? Die vierte Frau des Wütherichs betrieb leidenschaftlich Moralphilosophie. Vielleicht brachten es derlei Studien mit sich, daß Sigismund zahmer wurde. Bescheidenheit aber war seine Sache nicht, und als er nach dem glücklichen Kriege im Jahre 1448 jenen stolzen Kirchenbau aufrichten ließ — angeblich zur Ehre Gottes in Folge eines Gelübdes, thatsächlich aber zur Verherrlichung des Hauses Malatesta — soll Papst Pius II. geäußert haben: »Die Kirche scheint nicht so sehr ein Tempel für die Verehrung Christi als der ungläubigen Genien zu sein.«

Sehen wir uns nun dieses berühmte Bauwerk etwas näher an. Der Weg, den wir von den Resten der Malatestianischen Burg aus dahin einschlagen, führt uns durch den eigentlichen Kern der Stadt: über den Theaterplatz auf die Piazza Cavour, wo der Communalpalast, die schöne Bronzestatue des Papstes Paul V. und der herrliche Brunnen des Giovanni da Carrara; dann auf den Corso d'Augusto, auf die Piazza Giulio

Ceſare. Hier ſehen wir die im Jahre 1555 errichtete »Säule des Julius Cäſar«. Der Platz dient als Markt und hat ſeinen ſchönſten Schmuck in dem großen, Mitte des XVI. Jahrhunderts errichteten Uhrthurme. An der Nordſeite des Platzes führt die Straße zum »Tempio Malateſtiano« hinüber.

Der Bau iſt von impoſanter Totalwirkung. An der Schmalfront, wo der Eingang, zeigt die Façade eine architektoniſche Gliederung von wunderbarer Stylharmonie. Die Baugeſchichte des »Tempels« reicht bis ins Jahr 1257 zurück. In ihrer baulichen Anlage iſt die Kirche eines der inſtructivſten Beiſpiele von dem Siege der Renaiſſance über die gothiſche Architektur. Leider iſt die Façade nur in halber Höhe ausgeführt. Sie iſt durch vier ſchöne korinthiſche Halbſäulen in drei Felder gegliedert mit darüber laufendem, an den Säulen abgekröpftem Fries, der die Widmungsinſchrift trägt. Im Mittelfelde öffnet ſich der von einem Giebel gekrönte, im hochgewölbten Niſchenportal liegende Haupteingang; die beiden Seitenfelder zeigen Niſchen mit Blendbogen, die auf Conſolen aufruhen. Als Material dienten die Marmorquadern, welche man dem antiken Hafen entnommen hatte.

Wenn wir dicht an das Bauwerk herantreten, gewahren wir am Fries des Baſaments, auf welchem die Halbſäulen rechts und links des Mitteleinganges aufruhen, eine fortlaufende Reihe von Wappen der Malateſti, abwechſelnd mit den Initialen S und J (Sigismund und Iſotta) .... Ehe wir das Innere betreten, verfügen wir uns vor eine der beiden Langſeiten. Hier iſt die Front durch eine prächtige Reihe von ſieben Arcaden gegliedert. Im Halbdunkel der Bogenwölbungen ſehen wir mehrere Sarkophage. Sie enthalten die ſterblichen Reſte von berühmten Männern aus der Umgebung des Sigismund Malateſta: den Dichter Baſinio, den Redner Giuſto, den Militärſchriftſteller Valturio u. A. Die Anordnung der Sarkophage unter offener Pfeilerhalle hat ein Fachmann »eine originelle Ueberſetzung der im Mittelalter üblichen Grabmalniſchen an der Außenſeite der Kirche« genannt.

Wenn das Aeußere des Baues uns die Pracht der aufblühenden Frührenaiſſance offenbart, werden wir andererſeits beim Betreten des

Innern an den stolzen Fürstenprunk des Malatestianischen Hauses gemahnt und bequemen uns zu der halb erzwungenen Bewunderung von Denkmälern und Kunstwerken, welche durch das Bedürfniß nach Reclame und Selbstverherrlichung entstanden sind. Sechs Kapellen sind dem Andenken des Sigismondo Pandolfo Malatesta geweiht. Gleich rechts vom Eingange stoßen wir auf dessen Sarkophag; an jedem Bogen der einschiffigen Kirche prangt des Fürsten Name mit beigefügter Jahreszahl »fecit 1450« .... In der ersten Kapelle rechts scheint die Apotheose des heil. Sigismund nur die Folie zur eigenen Verherrlichung abzugeben, denn die zwei schwarzen Elephanten, welche die Pilaster am Eingange tragen, sind in Stein übertragene Embleme des Malatestianischen Wappens. Das Wappenthier kehrt wieder im Innern der Kapelle, wo über dem Altar der heil. Sigismund in Gemeinschaft zweier Elephanten dargestellt ist. Von den »zwölf Tugenden«, welche in den Nischen der Eingangspilaster angebracht sind, hat Sigismund wohl kaum eine besessen .... In der zweiten Kapelle ist man einen Schritt weiter gegangen, denn hier tritt Sigismund in höchst eigener Person auf. Ein Fresco von Pietro della Francesca zeigt uns den Fürsten, wie er, in der schwer zu deutenden Gesellschaft zweier Hunde, vor dem heil. Sigismund kniet. Damit aber diese Demuth das nöthige Gegengewicht finde, ist gleich unmittelbar daneben die Zwingburg Riminis, das »Castello Sigismondo« in einem Medaillon zu sehen.

In der nächsten Kapelle tritt Sigismund bescheiden hinter seine Gemahlin Isotta zurück. Der marmorne Erzengel über dem Altare soll nämlich die Züge der gelehrten Frau tragen. Die schönen Züge verklären das Mausoleum der Fürstin, das in dieser Kapelle noch bei deren Lebzeiten von ihrem fürsorglichen Ehegemahl eingerichtet wurde. Auch sonst ist der Raum durch künstlerischen Aufwand heiter belebt. Namentlich reizend sind eine Anzahl von Reliefs auf blauem Grunde, Kinderspiele darstellend. Dasselbe Detail wiederholt sich an den Pfeilern der gegenüberliegenden Kapelle, wo die Grabstätte für die weiblichen Glieder des Hauses Malatesta. In dem Kapellenraum, welcher an den mit dem Mausoleum Isotta's anschließt, hat man die Heldenthaten der Malatesta verewigt. Die Nachbarschaft von Gottheiten und Himmelszeichen deutet den hohen Flug der Phantasie Sigis-

mondo's an. Die Welt ward ihm zu enge und ſo mußte, was er vollbracht, wenigſtens ſinnbildlich in den Himmel gerückt werden .... Nun kommt aber das Hauptſtück. Wir ſtehen in der erſten Kapelle links, der Hauptkapelle. Sigismund thront auf einem Triumphwagen und hat Gefangene zu ſeinen Füßen. Das herrliche Relief kann ein gewiſſes Mißbehagen, das wir empfinden, nicht verſcheuchen. Wir finden Sigismondo wieder, wenn wir vor den Eingang dieſes »Mauſoleum des Hauſes Malateſta« treten und einen Blick auf die Würfel der Pfeiler des Eingangsbogens werfen. Es ſind zwei Medaillonbildniſſe mit Lorbeerkränzen. Von einer der herrlichen Statuetten, welche die Pfeiler ſchmücken — die cumaniſche Sibylle darſtellend — wird behauptet, daß ein Reiſender für dieſelbe das Gewicht in Gold geboten habe. Das »alte Weib« hat alſo in künſtleriſcher Beziehung den Sieg über alle pompöſe Malateſtianiſche Selbſtverherrlichung davongetragen.

Vielleicht gewinnen wir die richtige Stimmung wieder, wenn wir nach dem Verlaſſen des »Tempio Malateſtiano« ein ſtolzeres Ehrendenkmal als dieſes — den Triumphbogen des Auguſtus aufſuchen. Das Ziel iſt bald erreicht. Wir lenken wieder in den Corſo ein und ſehen alsbald die dunkle Bogenmaſſe vor uns. Sie liegt am ſüdöſtlichen Ende des Corſo. Der mittelalterliche Zinnenaufbau über dem Giebel muthet ſeltſam an; es iſt der einzige antike Triumphbogen im Abendlande, der ſich eine derartige Verunſtaltung gefallen laſſen mußte. Der Grund zu der Verunſtaltung liegt übrigens nahe genug. Der Triumphbogen wurde in den mittelalterlichen Mauerring einbezogen und als Thor benützt. Er iſt heute noch immer in das alte Gerümpel eingezwängt. Tritt man unter den Bogen und hinaus über die Auffahrbrücke in die ſüdliche Vorſtadt, ſo präſentirt ſich das Denkmal immerhin vortheilhaft. (S. S. 512.) Errichtet wurde dasſelbe im Jahre 27 v. Chr. zur Verherrlichung des Auguſtiniſchen Straßenbaues .... Trotz des architektoniſchen Reclamepompes der Malateſti ſind die römiſchen Denkmäler Riminis unſtreitig deſſen ſtolzeſter Schmuck, Zeugen einer großen Zeit, der gegenüber die Erinnerungen an die rimineſiſchen Winkeltyrannen kläglich zuſammenſchrumpfen.

Wie Ancona und Peſaro, giebt uns auch Rimini Gelegenheit zu einem kurzen Ausfluge in das Innere des Küſtenlandes. Unſer diesmaliges

Ziel ist die in mancher Hinsicht merkwürdige Republik San Marino. Der originelle Freistaat, der nur wenig über eine Quadratmeile Flächenraum einnimmt und Alles in Allem circa 7500 Seelen zählt, hat seine Unabhängigkeit durch anderthalb Jahrtausende zu behaupten gewußt. Wie das möglich wurde, ist ein wahres Räthsel, denn an Feinden hat es dem kleinen Gemeinwesen zu keiner Zeit gefehlt. Die meiste Bedrängniß brachten ihm die Bischöfe von Montefeltro und die Malatesti. Cäsar Borgia war sogar eine Zeit hindurch Herr in San Marino. Die Päpste machten seit 1631 wiederholt Versuche, dem Freistaate das Lebenslicht auszublasen, aber die drohende Gefahr wurde immer wieder im geeigneten Momente abgewendet. Als Bonaparte den Dingen auf der italienischen Halbinsel eine andere Gestalt gab, fiel sein Auge auch auf San Marino. Er war nicht gewillt, an dessen Unabhängigkeit zu rühren und ließ den Bewohnern die Zusicherung seiner Freundschaft kundthun. Die Republik acceptirte den Antrag, lehnte aber die ihr zugedachte Gebietsvergrößerung mit Stolz und Selbstbewußtsein ab. Unter dem Pontificat Leo's XII. war San Marino abermals nahe daran, seine Unabhängigkeit zu verlieren, ebenso im Jahre 1854, wo sich Napoleon III. ins Mittel legte und den Freistaat rettete. Im Jahre 1862 von dem geeinigten Italien anerkannt, nahm zwölf Jahre später ein Conflict wegen des der Republik zuerkannten, von dieser aber eigenmächtig gedeuteten Asylrechtes, einen höchst bedenklichen Verlauf. Schließlich gab die Republik nach, nicht ohne zuvor die üble Erfahrung gemacht zu haben, daß die Tage der stolzen Zuversicht und des übertriebenen Selbstbewußtseins für immer vorüber seien.

San Marino besteht aus drei Gemeinden, dem Borgo der Hauptstadt und dieser selber. Der Anblick aus der Ferne ist ungemein malerisch. Nach Eintritt in das Territorium erfolgt der Aufstieg zum Borgo, über den die Felshöhe ragt, welche die Hauptstadt des kleinen Reiches einnimmt. Ein einziges Thor führt in das Innere. Der Raum ist sehr beschränkt, die Gassen sind eng und die Häuser unansehnlich. Immerhin sind fünf Kirchen, ein Theater, ein Museum, eine Bibliothek und ein Rathhaus vorhanden; die alte thurmgekrönte Burg dient als Gefängniß. Im Ganzen zählt das Städtchen 1600 Bewohner und die dabei liegenden Landhäuschen

zusammen etwa 400. Der Rest der Bevölkerung entfällt auf die drei Gemeinden Serravalle, Faetano und Monte Giardino. Seit dem Jahre 1864 besitzt die Republik ihre eigene Münze, d. h. Kupfergeld, das in Mailand geprägt wird. Die Verfassung ist repräsentativ; ein großer Rath (consiglio principe gli anziani) besteht aus 60 Mitgliedern (20 Adeligen, 20 Bürgern der Stadt und Vorstadt und 20 grundbesitzenden Landleuten). Zwei auswärtige Rechtsgelehrte besorgen die Civil- und Staatsrechtspflege. Seit 1858 besteht eine aus 12 Mitgliedern zusammengesetzte Congregazione economica di stato, der die Aufgabe obliegt, die Landwirthschaft zu fördern. Die indirecten Steuern betragen nur ein Percent des Einkommens. Die Republik verfügt auch über einen Orden, mit dem selbst die höchsten Machthaber Europas bedacht wurden ....

Wir verlassen nun Rimini, um dem nördlicher gelegenen Ravenna unseren Besuch abzustatten. Der gewöhnliche Weg geht nicht längs der Küste, sondern landeinwärts über Forli und Faenza. Die üppigen Landschaften zu beiden Seiten geben zwar ein monotones, aber immerhin erquickendes Bild ab. Rechter Hand dehnt sich ohne Unterbrechung bis in undurchmeßbare Ferne die »Romagna«, linker Hand die gesegnete »Emilia« mit den etruskischen Apenninen im Hintergrunde. Während also nach jener Seite das Auge über die lichtsatte Ebene schweift, um nur da oder dort an einer Ortschaft, einem Kirchthurme Halt zu finden, ist der Ausblick auf der entgegengesetzten Seite räumlich beschränkt. An Abwechslung kann es daher dem Reisenden nicht fehlen. Er findet sie übrigens auch in anderer Richtung ....

Bald hinter den Stationen San Arcangelo und Savignano folgt eine andere interessante Stelle. Das kleine Flüßchen Pisatello, das der Reisende im Nu überfliegt, soll mit dem antiken Rubicon identisch sein. Sicher ist die Annahme nicht, denn die kleinen, vom Apennin herabströmenden Flüßchen haben ihre Läufe mehrfach verändert. Durch päpstliches Decret von 1756 wurde der heutige Uso, der unweit von San Arcangelo fließt, für den einstigen Grenzfluß zwischen Gallia Cisalpina und dem eigentlichen Italien erklärt. Mit Decreten macht man aber keine Geographie und die ganze topographische Situation spricht sehr dafür, daß wir an

Stelle des Uso den Pisatello zu setzen haben. An der bei Savignano stehenden Säule ist die Inschrift, welche »die Ueberschreitung des Rubicons jeder Cohorte oder Legion in Waffen verbietet und den Uebertreter des Verbotes den unterirdischen Göttern weiht«, längst als gefälscht erwiesen.

Canalhafen von Rimini.

Bald hinter dem Rubicon folgt die Station Casona in üppiger, weinreicher Gegend. Es ist ein Land des Ueberflusses, das hier dem Reisenden entgegentritt. Die Einförmigkeit aber ermüdet und nicht ohne Ungeduld harren wir der Ankunft in Forli, die uns ein bereits andernorts geschildertes Ereigniß wieder in Erinnerung bringt. Die Stadt wurde nämlich von dem Consul Livius, dem Sieger in der Schlacht am Metaurus, ge-

gründet. Aus späterer Zeit ist Forli durch einen Zwischenfall gegen Ende des XV. Jahrhunderts bekannt, in welchem die energische Catherina Sforza eine bemerkenswerthe Rolle spielte. Ihr herrschsüchtiger Gemahl Girolamo Riario hatte nämlich durch seine Gewaltwirthschaft das Volk zur Empörung getrieben, in welcher er seinen Untergang fand. Nun bemächtigten sich die Verschworenen der Gattin und dreier Kinder des Getödteten und wollten

Rimini. Die Piazza Giulio Cesare mit der „Säule des Cäsar".

sich mit dem gemachten Fange in die Citadelle zurückziehen. Hier aber erklärte der Befehlshaber, keinem anderen als der Gräfin die Burg übergeben zu wollen. Die Gräfin verlegte sich denn auch scheinbar aufs Unterhandeln und wurde eingelassen, mußte aber vorher ihre drei Söhne als Geißeln zurücklassen. Als sie indeß in die Burg eingelassen wurde, ließ sie das Thor schließen und das Sforza'sche Banner aufpflanzen. Die Drohung der Gegner, sie würden die Kinder hinrichten, beantwortete sie mit der classischen Bemerkung: sie besitze die Hilfsmittel für andere Kinder! ....

Von den mailändischen und bolognesischen Truppen aus ihrer bedrohten Lage befreit, regierte sie später milde und kräftig ihr kleines Land. Eine Zeit hindurch saß sie gefangen in der Engelsburg. Ihr Sohn, der ihr im Großen und Ganzen sehr glich, ist jener Giovanni Medici, der als Führer der »schwarzen Banden« Berühmtheit erlangt hat. Sein Denkmal befindet sich in Florenz.

Wir verfolgen unsere Tour über den Montone und Lamone und kommen nach Faenza, der Heimat Toricelli's und einstigem Erzeugungsort der weltberühmten Majolikavasen (Fayence). Zwischen Faenza und der nächsten Stadt, Imola, befindet sich die kleine Station Castel Bolognese, wo wir den Zug nach Ravenna besteigen. Wir nähern uns bald dem denkwürdigen Boden. Wer der prächtigen Bilder gedenkt, die sonst in Italien die großen Städte bei Annäherung des Reisenden gewähren, der wird den gleichen äußeren Eindruck bei Ravenna schwer vermissen. Aber die Ueberraschung hinterher ist groß. Ravenna ist ganz und gar eine Stadt der Vergangenheit. Ueberall drängen sich historische Erinnerungen dem Wanderer auf. Die landschaftliche Oede und die Vereinsamung des Ortes erhöhen die Friedhofsstimmung. Zwar fehlt es der Stadt weder an Leben noch an baulichem Fortschritt. Wie aber soll uns das Moderne Interesse ablocken: hier, wo die ältesten Denkmäler des Gothenthums zu schauen sind, wo der letzte Rest des stolzen Palastes Theodorich's des Großen steht, Placidia's Mausoleum sich über dem Sarkophage wölbt, in welchem die Leiche der Fürstin nach tausendjähriger Ruhe durch Unvorsichtigkeit in Flammen aufging (1577), und weit draußen in schmuckloser Haide das Grabmonument des Gothenkönigs die ergreifendsten Erinnerungen wachruft.

Wir werden alle diese Monumente weiter unten kennen lernen und senden einige allgemeine Bemerkungen voraus. Wann die Stadt Ravenna, deren älterer Name Rene lautet, gegründet wurde, ist mit Genauigkeit nicht festzusetzen. Die Annahme, daß die Pelasger sie gegründet, hat viel Wahrscheinlichkeit für sich. Julius Braun hat mit großem Scharfsinne nachgewiesen, daß die Pelasger (oder Philister) ein kananitischer Stamm waren, dessen Name soviel wie »Auswanderer« bedeutet. Ihre Ausstoßung erfolgte von Aegypten aus und die hierdurch entstandene Völkerbewegung machte

sich bald im ganzen Umkreis des Mittelmeeres geltend. In Italien folgten sie ihrer alten Gewohnheit und suchten die große Ebene an der Mündung des Po auf. Ihre Erinnerung erhielt sich noch spät durch den Namen der »philistinischen Gräben«, was offenbar auf Wasserwerke zu deuten ist, womit sie ein herrenlos gebliebenes Sumpfland urbar machten. Sie rückten aber landeinwärts und nahmen von Cortona, mitten in Umbrien, Besitz. An diese pelasgische Canalisation erinnert auch das jüngere, umbrische Ravenna (oder Rene), dessen zahlreiche Canäle unwillkürlich an das nachmalige Venedig gemahnen.

Von Bedeutung wurde Ravenna indeß erst in römischer Zeit. Augustus erkannte bald den Uebelstand, der in der großen Entfernung der Stadt von der Küste lag, und gründete eine Flottenstation (Classis) mit einem Hafenbecken für 240 Dreiruderer. Wie wir aus einem anderen Capitel wissen, war dieser Kaiser auch der Gründer der aquilejischen Flottenstation »Classis«. Starke Fortificationen, welche die Binnen- und Seestadt umschlossen, erhöhten die Vertheidigungsfähigkeit der ganzen Anlage, die schon von der Natur durch Sümpfe und Canäle widerstandsfähig gemacht war .... Dennoch spielte Ravenna in jener Zeit keine besonders glänzende Rolle. Wegen ihrer gesunden klimatischen Verhältnisse (die Sümpfe müssen also damals regulirt gewesen sein) ward sie zum Orte, wo man die Gladiatoren auferzog. Zu diesen zählte bekanntlich auch der »Fechter von Ravenna«, Thumelicus, der Sohn Thusnelda's und Hermann's. Als die Gothen unter Alarich in Italien einbrachen, residirte Honorius in Ravenna.

Wie man sieht, entrollt Ravenna ein höchst eigenartiges Geschichtsbild. Diese Eigenart gewinnt aber noch wesentlich, wenn wir neben dem Römerthum das für die Stadt viel bedeutsamere Gothenthum herbeiziehen. Die gothischen Monumente sind in Ravenna ohnedies die bedeutsamsten. Nur das Mausoleum der Placidia ragt noch in das erstere herein, birgt aber sowohl als bauliche Anlage, wie in Bezug auf seine Bestimmung und den Namen, den es trägt, ebensoviel römische, d. h. byzantinische, wie gothische Erinnerungen .... Es ist jene merkwürdige Zeit, in welcher das »Weltgeschick ein mit starkem Anlauf begonnenes Stück deutscher Geschichte in Italien gewaltsam abschnitt.«

Nicht minder wie als geschichtlich denkwürdiger Platz ist Ravenna als Etappe der Kunstgeschichte von größter Bedeutung. Die Grundlage zum kunstgeschichtlichen Studium bildeten die Briefe Cassiodors. Die primitive Lebhaftigkeit der Aufnahme und die präciöse Art der Wiedergabe — die gothische Naivetät in der Sache und die spätrömische Stylaffectation in der Form — das giebt ein höchst merkwürdiges, culturhistorisch bedeutsames Resultat. Theodorich befahl dem Conservator der römischen Baudenkmale, »den Styl der Alten fleißig zu studiren und von ihren Mustern nicht barbarisch abzuweichen.« (Gregorovius.) Dennoch ging die Sache nicht so glatt ab und C. Schnaase hat über diese neue Kunstrichtung den trefflichen Satz niedergeschrieben: daß es jedenfalls eine fremde Anschauung, eine noch unentwickelte aber neue Art des Sehens sei, welche die antiken Eindrücke hier aufnimmt und naiv umdeutet.

Wir wollen nun unseren Rundgang zu den hervorragendsten Monumenten von Ravenna antreten .... Unser Hôtel — »Spada d'Oro« — befindet sich in der Strada del Monte; ihre Verlängerung ist die Strada della Stazione, mit dem kleinen Garten und dem Stationsgebäude im Hintergrunde. Senkrecht auf beiden Straßen verläuft der breite und lange Corso Garibaldi. Wir schwenken also um die Ecke und lenken rechter Hand in letztere Gasse ein. Dort steht die Basilica »San Apollinare« in Città (oder nuovo), die Basilica, welche der Ostgothenkönig Theodorich dem heil. Martinus geweiht hatte. Auch dann noch, als der Arianismus längst ausgemerzt war, blieb der Tempel dem ersten Patron geweiht. Im IX. Jahrhundert aber brachte man die Reliquien des heil. Apollinar nach Ravenna, und von diesem Zeitpunkte ab blieb die Kirche fortan dem Culte des Stadtpatrons geweiht.

Treten wir ein. Wir haben eine dreischiffige Halle vor uns, die einen höchst vortheilhaften Eindruck macht. Vierundzwanzig prächtige Marmorsäulen trennen die Schiffe von einander. Von den Mosaiken stammt einiges noch aus der Zeit Theodorich's, die schönsten indeß aus der Zeit, da der Erzbischof Agnellus die Kirche dem katholischen Culte weihte, also aus der Mitte des VI. Jahrhunderts. So erblicken wir oberhalb der Bogengänge einen sacralen Aufzug von männlichen und weiblichen Heiligen von herr-

lichstem Farbenglanze. Die Gestalten sind in byzantinische Prachtgewänder gehüllt und bilden eine Procession, welche der Himmelskönigin und dem Gottessohne gilt, die auf Thronen sitzen. Das Ganze macht einen ungemein feierlichen Eindruck und die scenische Darstellung wird belebt durch die Architekturbilder, die gleichfalls in musivischer Darstellung in dem Mosaikgemälde angebracht sind. Daß dieses selber großen kunstgeschichtlichen Werth hat, liegt auf der Hand. In jeder Kunstgeschichte findet man Ausführliches über sie, namentlich über die Bedeutung dieser ersten figuralen Darstellung Christus' .... »Mit diesem Christus-Antlitz ist etwas absolut Neues in die Kunst gekommen, und eine frühere, nie vernommene Tonart des Empfindens und der Gestaltung klingt und schwingt von da weiter fort. Es ist der Ausdruck und nicht die Form, worin die Idealität im christlichen Sinne sich kundgiebt. Das traditionell gewordene Heilandsangesicht ist so unolympisch als möglich. Eine fast kränkliche Physis bei einer über das Körperliche hinausstrahlenden Geistigkeit liegt in diesen Zügen — ein geläuterter Adel erdentrückter, schwärmerischer Hoheit. Die längliche Kopfform, das in der Mitte gescheitelte, glatt herabfallende Haar, der getheilte Bart, sind orientalische, ja semitische Merkmale. So ging das Besonderste im Bildungsprocesse ein, der jenes Angesicht formte, vor dem eine Welt beten und Trost finden sollte«. Ernst Förster sagt: die Ausbildung des Christuskopfes wurde die erste selbstständige That der christlichen Kunst; das Bild der heiligen Jungfrau das zweite, der sodann die allmähliche Umwandlung auch der Apostel und der anderen Heiligen folgte.

Wir verlassen die Basilica und treten eine ganz kurze Strecke weiter aufwärts auf dem Corso Garibaldi vor ein anderes Denkmal aus der Gothenzeit — Theodorich's Palast. Vorhanden ist übrigens nur noch die schmale Wand eines Flügels, eine schmucklose, fensterlose Straßenfront mit Blendarchitektur. Karl der Große beraubte im Longobarden-Kriege das Königsschloß seiner Säulen und seines anderen Schmuckes. Der Platz, wo dieser Denkmalrest aus alten Tagen steht, ist nicht so vereinsamt, wie man annehmen sollte. Vielleicht erhöht dieser Umstand den Eindruck des fremdartigen Architekturbildes. Die Phantasie aber, welche ihre weihevollsten Genüsse nicht in schreienden Contrasten, sondern in harmonischen Stimmungen

findet, fühlt sich nicht wohl in diesem Gegensatz zwischen altersgrauer Erinnerung und lärmendem Leben .... Uns selber ergeht es nicht besser. Knapp neben dem Palaste Theodorich's öffnet sich eine stillere Querstraße — die Strada Girollo. Dorthin schwenken wir ab. Es ist gerade Mittag und die Sonne liegt heiß auf dem Pflaster. Von der Lebendigkeit des italienischen Straßenlebens verspürt man hier blutwenig, und das ist eben recht, denn jede äußerliche Zerstreuung auf unserem weiteren Gange müßte uns unwillkommen sein.

Das Ziel unserer diesmaligen Wanderung ist das Grab Dante's. Die Straße, in welcher es sich befindet, trägt den Namen des großen Todten. Wir treten von der Strada Girollo in sie ein und schreiten an der Kirche San Francesco vorüber. Knapp daneben, in der nordöstlichen Ecke des kleinen Platzes erhebt sich die kleine Grabkapelle mit ihrer Kuppel. Wenn wir in das Innere dieses kleinen Heiligthums eintreten, fällt unser Blick sofort auf die dem Thore gegenüberliegende Wand, wo der Sarkophag eingelassen ist. Nicht ohne Erregung treten wir näher. Es giebt in solchen Grufträumen Augenblicke, wo man der Alltäglichkeit auf tausende von Meilen sich entrückt wähnt und sich ganz der außergewöhnlichen Situation hingiebt. Wie durch Zauberwirkung stehen wir urplötzlich inmitten der Zeit des großen Dichters. Die erste Gestalt, die wie als bleiches Schattenbild durch den bescheidenen Raum zu uns herabschwebt, ist jener Guido da Polenta, der edle Schirmherr Dante's. Nur ein Jahr lebte der Dichter unter den schützenden Fittichen des guelfischen Fürsten. Im Jahre 1320 war Dante nach Ravenna gekommen, am 14. September 1321 schloß er sein bewegtes Leben ab. Bürger von Ravenna trugen ihn zu Grabe und Guido da Polenta hielt eine Grabrede, welche die Menge tief ergriff. Das Grabdenkmal aber sollte erst in späterer Zeit folgen. In seiner jetzigen Gestalt gehört es dem vorigen Jahrhunderte an, da Cardinal Gonzaga erst 1780 eine gründliche Restauration hatte vornehmen lassen. Da geschah es aber, daß man die Oertlichkeit, wo Dante's Gebeine ruhten, mit Sicherheit nicht mehr anzugeben wußte. Sie wurden erst 1865, bei Gelegenheit des Festes der sechshundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages Dante's, entdeckt, aus dem Holzsarge entfernt und dann mit großem Pompe

in dem Sarkophage beigesetzt .... Ueber diesem, der die Widmungsinschrift trägt, erblicken wir die Figur des Dichters (ein Werk Pietro Lombardi's) in einer Nische, die von einem Pilasterrahmen mit verbindendem Fries auf der Höhe der Capitäle eingefaßt ist. Innerhalb des darüber spannenden Rundbogens lesen wir die von einem Lobeerkranze eingefaßten Worte: Honori et Virtuti ....

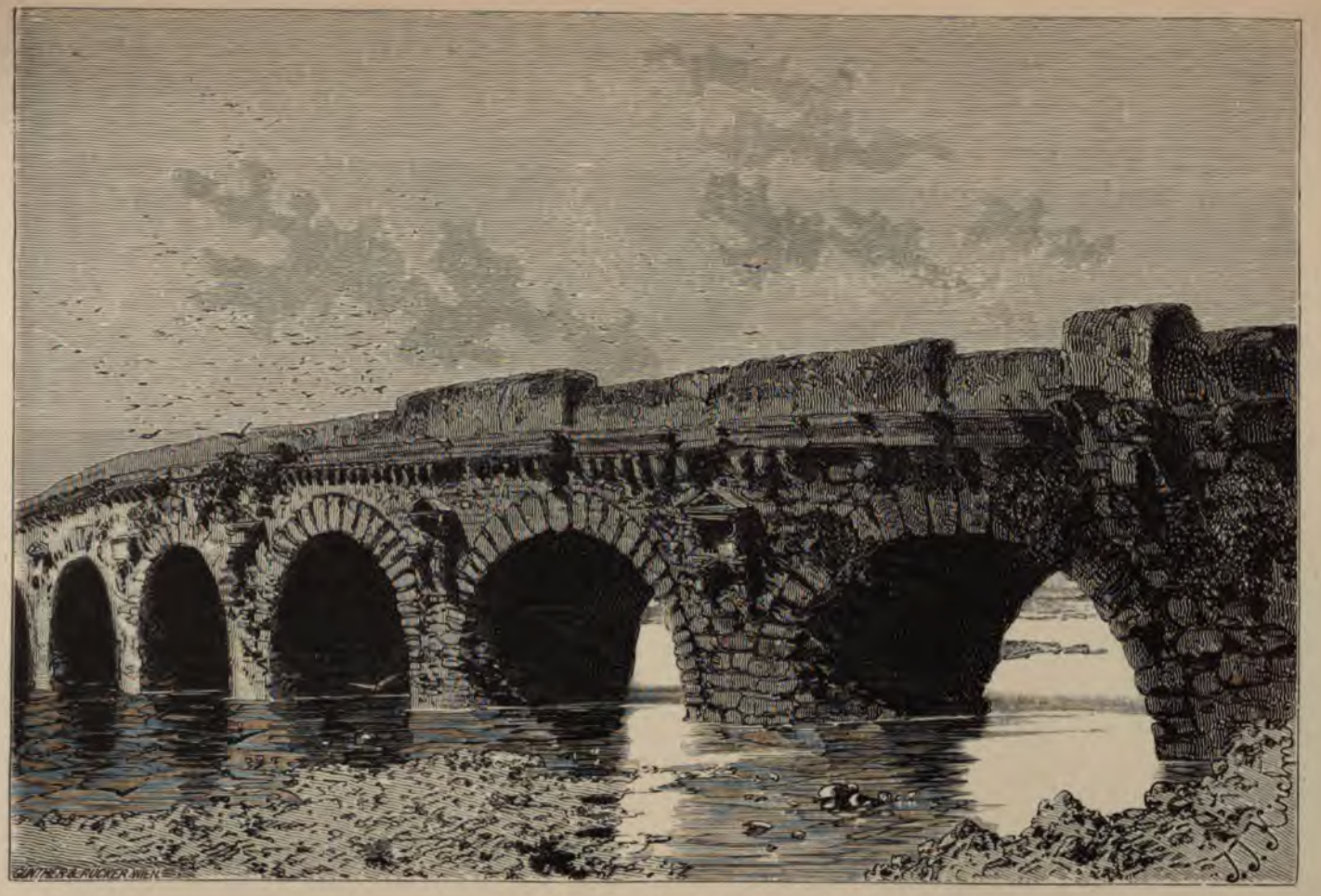
Die Via Dante, die uns wieder aufnimmt, verläuft in nördlicher Richtung und mündet auf der Piazza Vittore Emanuele. Die zwei Granitsäulen mit den Reliefs von Pietro Lombardi haben die Venetianer aufgerichtet. Interessanter sind die Säulen der sogenannten »Basilica des Herkules«, welche den Platz auf der Westseite abschließen. Durch aufgesetzte (moderne) Rundbogen ist aus dem Stückwerk eine Halle geworden. Merkwürdig ist ein Monogramm des gewaltigen Theodorich an einem der Capitäle .... Theodorich und die Gothenherrschaft sind es denn auch, die uns fortan gefangen nehmen. Zwar das laute Leben, das von der Piazza aus durch die in sie mündenden Hauptstraßen der Stadt wie aus einem großen Sammelbecken nach allen Windrichtungen abfluthet, reißt uns aus unseren Träumereien. Keine Erinnerung vermag der Geist einheitlich durchzuarbeiten. Bei aller Alterthümlichkeit, die an Ravenna haftet, ist und bleibt es eine echt italienische Stadt, in welcher der antiquarische Staub die Gemüther nicht zu beengen vermag.

Auf die Dauer aber überwiegt bei dem fremden Besucher die Reflexion, und das ist am Ende begreiflich. Westwärts von der Piazza öffnen sich mehrere Gassen, in welchen es minder bunt hergeht. Dorthin flüchten wir und geben so der Gedankenarbeit Raum. Dieser Raum ist auch in topographischem Sinne zur Hand, denn jenseits der Strada Cavour tritt uns das Gothenthum eindrucksstärker als irgend sonstwo auf ravennatischem Boden entgegen. Es sind dies zwei Denkmäler: Die Basilica San Vitale und das Mausoleum der Placidia .... Bald stehen wir vor dem plumpen uralten Centralbau, der keineswegs einen nachhaltigen Eindruck hervorzubringen vermag. Umso bedeutsamer ist Alles, was drum und dran hängt. Aus den Wirren an der Neige der Römerherrschaft taucht zunächst die Gestalt jener heroischen Frau, die in Ravenna mancherlei Denkzeichen hinterlassen hat. Es ist dies die

Tochter des oströmischen Kaisers Theodosius des Großen, Galla Placidia, die mit ihrem Bruder, dem Kaiser Honorius, in Ravenna ihre glücklichsten Tage verbrachte. Hier stand ihr Palast und leitete sie die Erziehung ihres Sohnes Valentinian III., nachdem das Schicksal sie in die Arme eines ihr aufgezwungenen Gemahles nach Spanien geworfen hatte. Eine Zeit hindurch verbrachte sie abermals gezwungen an der Seite ihres neuen Gemahles Constantius sorgenvolle Tage, denen ein Exil in Constantinopel folgte. Der heldenmüthigen Frau sollte nicht der Trost werden, ihre Tage in dem geliebten Ravenna zu beschließen. Sie starb in Rom (450).

Straße in Rimini. (Triumphbogen des Augustus.)

Nach Honorius war der Herulerkönig Odoaker Herr in Ravenna. Nur drei Jahre (490 bis 493) dauerte die Herrlichkeit. Nach langwieriger Belagerung drang der Ostgothenkönig Theodorich in die Stadt, wobei Odoaker verrätherischer Weise in seinem Palaste niedergestoßen wurde. Die Stadt war nicht bezwungen worden und hatte nur unter der Bedingung capitulirt, daß des Königs Leben geschont werde .... Das tragische Ende dieses Letzteren bringt uns einen anderen Schauplatz in Erinnerung, den wir vor längerer Zeit betreten hatten: die Ebene am unteren Isonzo, wo Odoaker zum erstenmale dem Gothensturm sich entgegenstellte. Er unterlag und unterlag ein zweitesmal bei Verona, worauf die feindliche Völkerfluth sich südwärts wälzte .... Den Ansturm selber hat die deutsche Sagenwelt theilweise aufgesogen und die herrliche Gestalt »Dietrich's von Bern« geschaffen .... Auch die »Rabenschlacht« gehört hierher.



Die Augustusbrücke in Rimini.

Die Ereignisse nahmen in der Folge gleichwohl einen für das Gothenthum unglücklichen Verlauf. Vergebens belagerte Totila das durch Belisar vertheidigte Rom. Der eigentliche Gothenvernichter trat aber erst nach der Schlacht bei Taginas auf die Schaubühne. Es war Narses, der von Ra-

Augustus-Thor in Rimini.

venna aufbrach, um seinen Gegner zu vernichten. Bei den »Gräbern der Gallier« fiel der heldenhafte Totila durch den Lanzenstich eines feigen Gepiden, der sich von rückwärts an den König angeschlichen. Seine Stelle nahm nun Tejas ein. Nach wechselseitig glücklichem Kampfe der Gothen und Byzantiner um Rom, zogen endlich die Ersteren nach Süden ab,

wurden aber am Vesuv zur Schlacht gezwungen und in grimmigem Entscheidungskampfe vernichtet .... Das war das Ende der Gothenherrschaft, im März 553.

Sechs Jahre vorher (547) ward durch den Erzbischof Maximian die Basilica von San Vitale dem römisch-katholischen Cultus geweiht. Das Bauwerk, das wir vor uns haben, gestaltet sich also gewissermaßen zur Folie jener denkwürdigen Ereignisse. Aber es ist nicht das Gothenthum wie bei San Apollinare, das uns hier entgegentritt, sondern das siegreiche Byzanz. San Vitale ist der »abendländische Sophiendom«. Die Anlage verräth durchweg den orientalischen Kunststyl. Es ist ein von einer Kuppel überwölbter Centralbau, mit einem von mächtigen Pfeilern umfaßten Mittelraum, an den sich das Altarhaus mit der Apsis anschließt. Der Mittelraum hat eine octogonale Grundform; acht große, mit Marmor verkleidete Pfeiler steigen rings empor und sind durch Rundbogen mit einander verbunden, über denen mittelst Pedentifs die erhöhte Kuppel ruht. Zwischen den Pfeilern stehen tribünenähnliche Nischen (Exedren), deren Wände von zwei Geschossen, Arcaden von je drei Bogen, durchbrochen werden.

Der Innenraum ist von wirkungsvollstem Effect. Der ganze Bau wächst nach Oben, wo die leichte Kuppel spannt. Wer die Sophienkirche kennt, wird sofort die frappante Aehnlichkeit zwischen ihr und der Basilica von San Vitale wahrnehmen, namentlich was die Innenwirkung anbelangt. Bei beiden Bauwerken ist es ein Vorzug vor den Langhausbasiliken, daß man nicht unter dem langen Tonnengewölbe des Schiffes bis unter den Rand der Kuppel fortschreiten muß, bevor man in die Kuppel selber hinaufzuschauen vermag .... San Vitale in Ravenna ist wegen des außerordentlich guten Zustandes, in welchem sich die Chormosaiken befinden, von größtem kunstgeschichtlichen Interesse. Wenn das Sonnenlicht durch die acht gekuppelten Fenster bricht, welche in den unteren Theil der Kuppel eingeschnitten sind, dann glitzert ein Meer von Licht auf den musivischen Darstellungen. Sehen wir uns dieselben etwas näher an. Wir treten unter den Gurtbogen, unter dem das Altarhaus sich öffnet. Das um eine Stufe erhöhte Bema erinnert uns daran, wie die höhere byzantinische Geistlichkeit sich über das Volk und die niedere Geistlichkeit erheben zu müssen glaubte.

Sehr im Gegensatze zum Urchristenthum, das durch seine Brüderlichkeit und die Gleichstellung Aller vor Gott seine Ausbreitung bedeutend gefördert hat, führte die Hofgeistlichkeit von Byzanz die strengste Sonderung in Rangclassen ein. Jedem Stand war in der Kirche ein besonderer Platz angewiesen, und auch die Austheilung des Abendmahles geschah nach der Rangordnung. Nur Priester durften das Bema betreten; eine Schranke, Cancellen genannt, mit drei von Vorhängen geschlossenen Thüren (die mittlere am höchsten) schied diese höhere Stufe vom Schiff der Kirche. Innerhalb dieser Schranke erhob sich auf goldenen Säulenfüßen der goldene Tisch mit dem geweihten Brod und Wein. In San Vitale sieht man Abweichungen von dieser Eintheilung, welche im Laufe der Zeit platzgriffen, als der byzantinische Cult dem lateinisch-römischen Platz machen mußte.

Der Bogengurt, unter dem das Altarhaus sich öffnet, ist mit einer Folge von Medaillon-Bildnissen geschmückt: im Scheitel das durch farbigen Stuck ersetzte Brustbild Christi, zu beiden Seiten Apostelporträts. Die Zwischenräume zeigen das reichste Ornament. Es ist eine Pracht, wie man sie kaum anderswo findet. Nun treten wir über die Stufe und durch die Lücke im Schranken und stehen unter der Halbkuppel der Tribuna. Die Seitenwände sind durch zwei übereinanderstehende Arcadenreihen gegliedert. Alle Wände prangen im herrlichsten Mosaikschmucke. In dem Blendbogen links oberhalb der unteren Arcade sehen wir einen gedeckten Tisch mit den drei Engeln der Verheißung; Abraham nähert sich ihnen, indeß Sarah in der Thüre steht. Rechts hiervon ist die Opferung Isaaks dargestellt. Aehnliche Darstellungen (Abel mit dem Lammsopfer, Melchisedek mit Brod und Wein) füllen die anderen Blendbogen und die Lünetten .... Wir werfen nun den Blick aufwärts und sehen im Scheitel der Halbkuppel das Christusbild, eine auf der Weltkugel thronende Jünglingsgestalt in antiker Gewandung. In der linken Hand hält er das Evangelium, auf das Knie gestützt, in der Rechten eine Krone, die er dem sich demüthig nahenden, von einem Engel begleiteten San Vitalis darreicht. Auf der entgegengesetzten Seite naht der Bischof Ecclesius, gleichfalls von einem Engel vorgeführt. Ecclesius († 534) ist der Gründer der Basilica; daher das Modell derselben, das er herbeiträgt.

Der musivische Hauptschmuck aber sind die beiden Ceremonienbilder auf den Seitenwänden: Kaiser Justinian und Kaiserin Theodora, beide mit ihrem Hofstaat. Wir finden also hier das byzantinische Hof- und Staatswesen verkörpert. Vielleicht hat gerade die musivische Technik sich für die starre Förmlichkeit dienstbar erwiesen. Wir sehen auf der rechten Wandseite den Kaiser in der Mitte einer Gruppe von zehn Personen, die dem Clerus, den Hofchargen und der Leibwache angehören. Justinian selber ist in das prunkvolle Staatscostüme gekleidet und trägt eine funkelnde Krone, um die ein Heiligenschimmer sich breitet .... Es ist also wohl die Majestät der Krone, welche hier verherrlicht ist. Oder sollte der Kaiser selber in seiner Gottähnlichkeit dargestellt werden? Dem byzantinischen Bediententhum würde das letztere freilich besser entsprechen .... Rechts vom Kaiser schreitet der Patriarch Maximian mit einem goldenen juwelengeschmückten Kreuze in der Rechten. Sein Gewand ist grün, jenes des Kaisers braun. Neben dem Patriarchen sehen wir zwei Diacone mit Evangelium und Rauchfaß, dahinter, über die Schultern des Kaisers und Patriarchen herüberseheud, einen dritten Cleriker. Die Gruppe zur Linken Justinians (vom Beschauer aus) stellt zwei Hofchargen und vier mit Schild und Speer bewaffnete jugendliche Palastwächter dar.

Das Mosaikbild auf der entgegengesetzten Wand führt uns den Aufzug der Kaiserin Theodora mit ihren Hofdamen dar. Die Kaiserin ist pompös aufgeputzt. Namentlich der reiche Kopf und Halsschmuck fallen auf. Wie sich der Heiligenschein, in dessen goldigen Glanz der Kopf sich spiegelt, mit dem Vorleben der Erlauchten (sie war bekanntlich, bevor sie auf den Thron kam, eine Circusgauklerin) in Einklang bringen ließ, bleibt Sache der byzantinischen Heuchelei und Schönfärberei. Auch die Hofdamen, welche hinter der Kaiserin schreiten, sind reich geputzt und prunkvoll gekleidet. Die Gesichter gleichen sich wie ein Ei dem anderen. Ein Page oder Hofdiener lüftet den Vorhang am Eingange zur Kirche, dem Theodora mit ihren Damen zuschreitet. In den Händen trägt sie einen Kelch.

Ueber diese und die anderen Mosaiken sagt Rahn, der treffliche Schilderer der ravennatischen Monumente: Von der Nothigung zur Wiedergabe classischer Vorbilder befreit, setzten die Künstler offenbar ihren Werth

darein, die Hauptpersonen porträtmäßig zu bilden; gezeichnet sind fast alle Figuren mit Sorgfalt und geschmackvoll gefärbt, der fast durchgängige Goldgrund und die Fülle der Zieraten verleihen dem Ganzen einen gewissen Glanz, durch welchen man jedoch über die Verflachung des Styles nicht getäuscht werden kann« .... Dieser Satz ist umso treffender, als die ganze musivische Kunst mit ihrer zwar farbigen, aber auf technischen Kunstgriffen beruhenden Darstellungsart jene plastische Formenwelt ausschließt, die das Wesen der antiken Kunst ausmacht. Für die künstlerische Gestaltungskraft und Stylentwicklung ist die musivische Kunst völlig unfruchtbar geblieben. Es war eine Kunst, die lediglich den starren Lebensformen des Byzantinismus entsprang und in ihrer Anwendung diesem sklavisch untergeordnet wurde. Der Aufwand von schimmernder Pracht bei einförmigster scenischer Darstellung deutet auf eine hochgradige Ideenarmuth. Hier ward die Kunst zur Kunstfertigkeit. Von Plastik ist in der gesammten byzantinischen Herrlichkeit keine Rede .... Man denkt unwillkürlich bei diesem Anlasse an Fallmerayer. Seine Worte sind mehr als ein Commentar, sie sind eine These. »Zu Byzanz — sagt der Fragmentist — ist die menschliche Brust den süßen Regungen des Mitleids verschlossen, und an die Stelle unserer liebevollen That setzt man dort das leere, trostlose, unfruchtbare Formular des Glaubens, wie es menschliche Klugheit für bestimmt und deutlich erkannte Zwecke nach langem Hader festgesetzt und zugeschnitten hat. Mit Privattugenden, sagen sie, mag es Jeder halten, wie er will; es giebt nur »byzantinische« Pflichten für das Ganze.« Auch Gregorovius hat einen ähnlichen Gedanken ausgedrückt, wenn er sagt: »In dem großen Schmelztiegel Constantinopel gingen die griechisch-römische Cultur des Heidenthums, die christliche Religion, der kosmopolitische Mechanismus des Cäsarenthums und die Lebensformen und Sitten Asiens eine Verbindung ein, die als byzantinische Form weltgeschichtlich geworden ist« ....

Fast hundert Jahre vor der Erbauung der Basilica von San Vitale fand die Errichtung eines anderen Bauwerkes statt, das sich in unmittelbarer Nähe der ersteren befindet. Wir meinen das Mausoleum der Galla Placidia. Es liegt, wie San Vitale, in einem Winkel der Nordwestecke von Ravenna. Im Jahre 440 ließ die Fürstin diese Gruftkapelle für sich

und ihre Angehörigen errichten. Man hatte also hier das Römerthum eingesargt; denn Placidia sowohl wie ihre »Angehörigen« stehen an der Schwelle vom Alterthum zum Mittelalter. Die neue Zeit brach mit der ungeheueren Zigeunerei, welche man »Völkerwanderung« nennt, herein. Wer vollends das alte morsche Bauwerk über den Haufen warf, das waren die Gothen. Für uns wird es von besonderer Bedeutung sein, wenn wir auch das Grab- und Geschichtsdenkmal der letzten großen Heldengestalt des Gothenthums besuchen. Wir meinen das Mausoleum Theodorich's, das vereinsamt im nordöstlichen Weichbilde der Stadt sich befindet. Vorerst aber kehren wir in der kaiserlichen Gruft an.

Das Innere ist räumlich beschränkt. Wir haben ein Kirchlein vor uns, das ein lateinisches Kreuz bildet; die kurzen Seitenarme mit Tonnengewölben sind eigentlich nur Nischen für Sarkophage; der überhöhte Mittelraum ist von einer gestirnten Kuppel überwölbt. Spärliches Licht dringt in den reich geschmückten, im übrigen aber düsteren Raum. Die Mosaiken repräsentiren die älteste kirchlich-musivische Kunst. »In dieser Grabkapelle herrscht nicht die bunte Heiterkeit, vielmehr erhöht die schwache Beleuchtung, eine gedämpfte Harmonie der Farben den Eindruck feierlichen Ernstes, der dem Charakter eines Grabmales entspricht.« Dieser Eindruck wird wesentlich erhöht, wenn wir der Schicksale derer gedenken, welche einst in diesem Grufttempel zur ewigen Ruhe eingingen.

In dem rohen, ungemein hohen Sarkophag hinter dem Altare ruhte — über ein Jahrtausend lang — die fürstlich geschmückte Leiche der Galla Placidia. Im Jahre 1577 sollen Kinder durch Unvorsichtigkeit die in neue Prachtgewänder gehüllte Mumie, welche durch eine Oeffnung des Sarkophages zu sehen war, in Brand gesteckt haben. Es ist also in dem riesigen Steintroge nur mehr die Asche der vielgeprüften Frau vorhanden. Wer in den anderen vier Sarkophagen beigesetzt wurde, ist nicht eruirbar. Gregorovius vermuthet, daß in dem Sarkophage rechts (wenn man nach dem Hochaltare hin sieht), mit dem geschuppten Deckel, der zweite Gatte der Galla Placidia — Constantius — in dem gegenüberstehenden Sarkophage aber ihre entartete Tochter Justa Grata Honoria ruhen. Von Constantius weiß man, daß die Placidia gezwungen wurde, mit ihm die Ehe einzugehen. Ihr leibhafter

Bruder — der verweichlichte, feige Kaiser Honorius hatte den Zwang ausgeübt. Die Prinzessin mußte überdies später nach Constantinopel in die Verbannung, kehrte aber nach dem Tode des Honorius nach Ravenna zurück, wo sie ihren Sohn Valentinian, den Thronerben, unter ihre schützenden Fittige nahm.

Mit ihrer Tochter Honoria aber stand es schlimm. Sie war noch eine der Nachzüglerinnen jener in Purpur geborenen Damen, die ganz Rom in den wüsten Sinnentaumel hineinzogen und der Liederlichkeit Altäre bauten. Die Verführung der Honoria, welche dem Hofmarschall Eugenius zur Last gelegt wird, mag diesem sicher nicht schwer gefallen sein. Placidia aber war nicht die Frau, solche Schmach zu dulden, und jagte die ungerathene Tochter fort. Damit war aber der Sache wenig gedient, denn der Scandal konnte nun noch größere Dimensionen annehmen. Man schickte also die Honoria nach Constantinopel, wo ihr heißes Blut in den Weihrauchnebeln der byzantinischen Hof- und Staatskirche Beruhigung finden sollte. Die Entsühnung übernahm die Muhme Pulcheria, eine Frömmlerin vom reinsten Wasser. Honoria mußte das Gelübde der Eheloſigkeit ablegen und in Sack und Asche Buße thun. Das mag für die leichtfertige Prinzessin eine harte Zumuthung gewesen sein. Ob Gesinnung und Temperament derselben durch die strenge Observanz eine Aenderung erfuhren, ist nicht bekannt. Thatsachen verschiedener Art lassen eher das Gegentheil vermuthen. Bekannt ist, daß Honoria aus ihrem klösterlichen Kerker mit dem furchtbaren Feinde des Abendlandes — dem Hunnenkönig Attila — in Verbindung trat, um durch dessen Hilfe wieder die Freiheit zu gewinnen. Für ihre Rettung bot sie ihm Hand und Erbrecht. Welchen Verlauf dieser verrätherische Zwischenfall anfänglich nahm, ist nicht bekannt; doch neigt man der Vermuthung zu, daß Attila thatsächlich die gefangene Prinzessin vom Hofe in Byzanz reclamirte. Die Folge hiervon war, daß Honoria unversehens zu ihrer Mutter nach Ravenna geschickt wurde, wo sie nach vorangegangener Vermählung mit einem Hofbeamten — wohl nur eine Schein-Ehe — für immer hinter der eisernen Pforte eines Kerkers verschwand.

Gattin, Gatte und Tochter — im Leben feindselig gegenüberstehend — fanden also in dem stillen Mausoleum ein gemeinsames Grab. Welch' merk-

würdige Zeit bringen uns diese Todtensärge in Erinnerung! Die düstere Melancholie, die in der Gruftkapelle brütet, ist der schwache, aber beredte Ausdruck jener Menschengeschicke, die sich vor mehr als vierzehn Jahrhunderten abspielten. Nur die musivische Pracht, welche von allen Wänden herabflimmert und den düsteren Raum magisch durchleuchtet, paralysirt einigermaßen die Todesschauer, die in diesem Raume walten. Kein Bauwerk Ravennas läßt bei dem Besucher einen so nachhaltigen Eindruck zurück, wie die Todtenhalle der Placidia. Gespensterhaft dämmern durch das fahle Zwielicht die bildlichen Darstellungen ober den Bogengurten. Nur auf die Sarkophage in den Seitennischen fällt hin und wieder ein greller Lichtbüschel durch die gegenüberliegenden kleinen Fenster. Goldstaub thaut auf die Särge herab und verflüchtigt nach Oben, wo die Sternenkuppel sich wölbt und die herrlichen Arabesken — dieser »Spätherbst des Formgefühls« — in tiefem Helldunkel leuchten ....

Wir treten wieder ins Freie und schlürfen mit gierigen Zügen das belebende Sonnenlicht ein. Ein solches Erwachen aus Todesbanden erhebt die Seele. Alle die Brust belastenden Erinnerungen verflüchtigen jählings. Es ist eine Wiedergeburt, ein Erwachen aus beängstigendem Träumen .... Zwar haben wir einen zweiten Gruftbesuch vor, aber diesmal umfangen uns keine Kirchenmauern, fordern keine Sarkophage zum Versenken in längst entschwundene Tage auf. Theodorich's Grabdenkmal — denn dieses meinen wir — liegt weit außerhalb der Stadt auf freier Flur. Unser Weg dahin geht zunächst im Zickzack durch einige Gassen im Osten des Mausoleums der Placidia und dann bei der Porta Serrata hinaus ins Freie. Wenige Schritte weiter zweigt von der Hauptstraße ein Seitenweg — die Strada Romea Circonvallazione — ostwärts ab. Wir schlagen sie ein und kommen in Sicht eines plumpen, trotzig dastehenden, thurmartigen Gebäudes. In ihm ruhte einst der Gothenheld Theodorich. Belisar ließ die Asche des Königs entfernen; wohin sie gerathen ist, wird wohl für immer unerforschlich bleiben ....

Das Mausoleum Theodorich's liegt einige Schritte seitwärts der genannten Straße, zwischen Pappeln, auf einem grünen Rasenflecke. Auch einige Blumen sprießen ringsum. Das Bauwerk selber stellt sich als zwei-

Die Pineta (Pinienwald) bei Ravenna.

geschossiger Centralbau dar, unten ein massives Zehneck, das den kreuzförmigen Gruftraum enthält, oben ein runder thurmartiger Aufbau. Nach Rahn ist das gegenwärtige Aussehen des oberen Geschosses nicht mehr das ursprüngliche. Früher begrenzte ein Kreis von Doppelsäulen den Umgang, und Balken, welche von den Wandconsolen nach den Säulencapitälen hinüberreichten, trugen die erzene Bedachung des Peripteros. Nun läuft am äußeren Rande des Umganges ein eisernes Geländer und ein ebensolches säumt den treppenartigen Aufgang. Das Innere des Mausoleums zeigt vollständig kahle Wände. Ueberwölbt ist das Ganze von einem einzigen kolossalen Flachkuppelstein, dessen Gewicht man mit 450.000 Kilogramm (9000 Centner) berechnet hat. Da das ganze Mausoleum aus istrischen Quaderblöcken erbaut ist, erhalten wir auch Aufschluß über die Provenienz des Kuppel-Monoliths. Ja, wir können sogar ganz genau den Platz angeben, wo die riesige Steinplatte gebrochen wurde. Auf dem Eilande San Girolamo bei Pola lag nämlich noch vor kurzer Zeit, unter Gebüsch und Gestrüpp versteckt, ein ähnlich kolossaler Flachkuppelstein, der zehn Meter im Durchmesser maß. Der Zwillingsbruder am Mausoleum des Theodorich mißt nur um einen Meter mehr. Leider ist jener kolossale Monolith auf San Girolamo jetzt nicht mehr zu sehen, denn er wurde in Stücke gesprengt und anderweit verwendet.

Man hat das Grabmal des Gothenkönigs zu Ravenna mit vieler Berechtigung ein »Hünengrab« genannt und dasselbe als den echten Ausdruck eines germanischen, von byzantinischer Kunst beeinflußten, auf romanischem Boden entstandenen Denkmals bezeichnet. In seinem baulichen Grundgedanken den römischen Mausoleen verwandt, erinnert es durch seine Steinmassen an den nordischen Einfluß, an das gewaltige, halbbarbarische Gothenthum.

Von diesem zweiten Gräberbesuche kehren wir in die Stadt zurück, in die wir bei der Porta Serrata eintreten. Wir haben die gleichnamige Straße und ihre schnurgerade Fortsetzung, den Corso Garibaldi, vor uns, den wir gleich bei Beginn unserer Wanderungen betreten hatten. Auf diesem langen Promenadenwege berühren wir außer der Kirche San Apollinare in Città und dem »Palaste des Theodorich« noch weitere zwei Etappen aus

jener Zeit. Die erste ist die Kirche San Spirito, rechter Hand, wenn wir nach dem Corso Garibaldi vorschreiten. Diese Kirche soll schon zu Beginn des III. Jahrhunderts, also lange vor Theodorich, errichtet worden sein. Sie war die Hauptkirche der Arianer. Nicht weit hiervon (rückwärts, in der Ecke eines kleinen Platzes) liegt die Kirche Santa Maria in Cosmedia, gleichfalls von sehr respectablem Alter, denn wir haben hier das ehemalige Baptisterium der Arianer vor uns.

Dante's Grab in Ravenna.

Mit diesen beiden Bauwerken haben wir unseren Studiengang in der Stadt beendet. Noch aber sind wir mit der stattlichen Reihe ravennatischer Architekturdenkmale nicht zu Ende. Eines ihrer wichtigsten und gegenwärtig die bedeutendste unter den altchristlichen Basiliken in Italien ist San Apollinare in Classe, zu deren Besichtigung wir uns weit hinaus ins Weichbild der Stadt begeben müssen. Drei Viertelstunden erfordert ein Spaziergang dahin. Wenn die Sonne auf den schattenlosen Pfad herablodert, ist ein solches Wandern just kein besonderer Genuß. Die große Entfernung dieses Tempels giebt übrigens einen Begriff von der Ausdehnung des antiken Ravenna. Wo nämlich jetzt die Kirche steht, dehnte sich die einstige Hafenstadt (Classis). Daher der Name der Basilica. Nun erstreckt sich dort sumpfige Ebene. Zwischen der Binnen- und der Hafenstadt lag noch ein dritter Stadttheil — Cäsarea — von dem nur mehr ein einziger Ueberrest (eine kleine Säule mit gothischem Kreuz) vorhanden ist.

Die Kirche San Apollinare in Classe wurde im Jahre 534 begonnen und 549 durch den Bischof Maximianus geweiht. Sie ist der Typus einer altchristlichen Basilica. Namentlich interessant ist der Innenraum mit seinen drei Schiffen mit der erhöhten Tribuna und den 24 Cipollin-Säulen. Die Medaillon-Friese ober den Bogenwölbungen zeigen eine Folge von 129 Brustbildern ravennatischer Bischöfe. Die Malereien sind aber nicht die altchristlichen, sondern Restaurirungen aus späterer Zeit. Der kostbare Marmorschmuck an den oberen Wänden ging im Jahre 1450 verloren, wo er nach Rimini zur Ausstattung des Baues San Francesco gebracht wurde. In den Seitenschiffen stehen die Sarkophage ravennatischer Erzbischöfe. Was die Mosaiken anbetrifft, so geht das fachmännische Urtheil dahin, daß dieselben zwar noch immer die Eigenthümlichkeit byzantinischer Kunst unter dem Exarchat offenbaren, obschon sie sich am weitesten vom alten Styl entfernen, unter allen ravennatischen Mosaiken die letzten sind und schon den Uebergang zum starren Byzantinismus einleiten.

Theodorich's Grab in Ravenna.

Die vereinsamte Lage von San Apollinare in Classe giebt dem Landschaftsbilde auf dieser Seite der Stadt einen ungemein melancholischen

Anstrich. Die in der Ferne in grauem Dunste liegende Stadt, das öde Sumpffeld, die merkwürdigen runden Glockenthürme, die fast das Aussehen von Fabriksschloten haben, und die Weite des Horizonts, die durch keine noch so geringe Unebenheit unterbrochen wird, tragen das Ihre zu dem fremdartigen Bilde bei .... Dennoch hat dieses Stück Land einen Schmuck, der einzig in seiner Art ist — den berühmten, vielgepriesenen und besungenen Pinienwald (Pineta), welcher die Gestade-Ebene bedeckt. Hier schaukeln Singvögel in den Kronen und dehnt sich eine frischgrüne Pflanzendecke im Schatten der herrlichen Bäume. Wenn die Sonne auf dem Meerescanale glitzert und mit dem grellen Licht breite Schattenflächen wechseln, gestalten sich die einzelnen Partien des Waldes zu zauberischen Einzelbildern. Die Rasenflächen zwischen den Stämmen erscheinen getigert von den Sonnenstrahlen, die durch das Geäst brechen. Und dann, diese prächtigen Durchblicke, das azurne Firmament, das tiefe Helldunkel in den dichteren Partien des Bestandes — man begreift unschwer, daß an diesem Bilde ein Dante, Boccaccio oder Byron unendliches Wohlgefallen finden konnte.

Den modernen Ravennaten ist die Pineta durch ein Ereigniß aus der neueren Zeit ganz besonders ans Herz gewachsen. Es war im Jahre 1848. Garibaldi hatte von Rom aus seinen Rückzug über die Apenninen bewirkt und war nördlich von Rimini (bei Cesena) an die Küste gelangt. Zwölf Barken nahmen den Freiheitskämpfer und das Häuflein auf, das mit ihm geflohen war. In der Nähe aber kreuzte ein österreichisches Geschwader und den scharfen Augen seines Commandanten entging der ganze Zwischenfall nicht. Sieben Barken wurden abgefangen, die anderen entkamen mit knapper Noth. Garibaldi setzte ans Land, entließ die geretteten Freunde und ergriff mit seiner Gattin Annita die Flucht landeinwärts. Es ging eiligst durch das Sumpfland, denn die Verfolger saßen den Fliehenden auf dem Nacken. Annita erlag der Mühsal und dem Sumpffieber. Zu Ravenna bettete man sie in die Erde. Garibaldi aber entkam nur durch die todesmuthige Aufopferung eines seiner Freunde. Noch zeigt man in der Nähe des jetzigen Hafens die Hütte, die den Helden der italienischen Revolution schützte ....

Eine andere moderne Erinnerung, welche uns Ravenna interessant macht, ist der Aufenthalt Lord Byron's. Er fällt in die Jahre von 1819

bis 1821. Seine Wohnung befand sich in der Strada di Porta Sisi, jener Straße, welche — wie die Via Dante — an der Piazza Vittorio Emanuele wurzelt und südwärts verläuft. Daß die Stadt, ihre Geschichte und Baudenkmale auf den genialen Dichter große Anziehungskraft ausgeübt haben mögen, ist ganz unzweifelhaft. Schrieb er doch hier seine herrlichsten Werke: Marino Falieri, Sardanapal, Cain und die Hauptstücke aus Don Juan. Auch übersetzte er hier Dante's Francesca da Rimini, welcher Uebertragung er seine eigene Arbeit »Dante's Prophezeiung« anschloß. Vielleicht war es eine Anspielung auf seine eigene Lage, als er in letzterem Gedichte mit der Strophe schloß:

.... Wenn dieser Geist zurück wird kehren
Verwandten Geistern, dann sollst Du erkennen
Erst meinen Werth, mit leerer Urne ehren
Die Asche, die Du nie erhältst von mir.
»Was that ich Dir, mein Volk?«*) Hart ist zu hören
Dein ganzes Thun, doch übersteigt dies hier
Gemeiner Menschen Bosheit Grenzen weit!
Was nur ein Bürger sein kann, war ich Dir,
Erhöht durch Deinen Willen jederzeit.
Und Du hast mich bekriegt! -- Es ist geschehen!
Ich kann die ew'ge Kluft, die breit uns trennt,
Nicht überspringen und will einsam gehen,
Mit eines Sehers düsterm Blick betrachten
Die bösen Tage, die meiner harren,
Und sie verkünden Denen, die 's nicht achten,
Bis jene Stunde kommt, wo sie in Nöthen
Die Wahrheit dann erkennen, die sie höhnten
Und sie im Grab erkennen den Propheten ....

Mehr als Ravenna selber fesselte, wie man wohl allgemein weiß, den Dichter die liebenswerthe Gräfin Guiccioli. Ihr Gemahl zählte 63 Sommer, sie erst 20, als der 32jährige Dichter sie kennen lernte. Er trat im Hause seines Gastfreundes gewissermaßen officiell als Cicisbeo auf und wurde — was noch merkwürdiger ist — als solcher anerkannt. Man hat dieses Verhältniß beschönigen wollen, aber gelungen ist es nicht. Vor Allem darf man nicht vergessen, daß das liederliche Treiben, das in derselben

*) Und er schrieb mehrmals, nicht allein an einzelne Bürger der Obrigkeit, sondern auch an das Volk, und unter Anderem eine ziemlich lange Epistel, welche anfängt: »Populo mi, quid feci tibi?« — (Dante's Leben von Lionardo Aretino).

Zeit in den venetianischen Salons herrschte, und deren Löwe der Feuergeist Lord Byron war, diesen selber zum vollendeten Don Juan stempelt. Der Ruhm der »italienischen Staël«, Signora Abrizzi, erweist sich, genau betrachtet, als erborgt; er maskirt nicht, sondern enthüllt vielmehr das wenig weibliche Betragen einer Segati oder Guiccioli. Nachdem Lord Byron und die Gräfin mehrere Monate hindurch ungestört in Venedig zugebracht hatten, reiste der Gemahl der letzteren nach und brachte sie nach Ravenna zurück. Aber Byron kam nach und nun suchte der Graf beim Papste um die Bewilligung nach, die Ehe trennen zu dürfen. Die Trennung wurde gestattet und Gräfin Guiccioli kehrte zu ihrem Vater zurück. Die väterliche Villa befand sich aber nur 15 Miglien von Ravenna und Byron setzte seine Besuche unausgesetzt fort. Der Dichter hat dieses mehrjährige Verhältniß in einem Gedichte (»der Po«) zu verherrlichen gesucht, in welchem es unter Anderem heißt:

Fluß, der die Fluth zu alten Mauern lenkt,
Wo meiner Seele Dame weilt, wo sie
Am Ufer wandelnd, mir vielleicht noch schenkt
Erinn'rung, die sie leichthin mir verlieh.

O wäre, tiefer Po, in Dir gewahrt
Ein Spiegel meinem Herzen, ihr darzustellen
Mein Denken tausendfach, Dir offenbart,
Wild wie ein Strom und rasch wie Deine Schnellen!

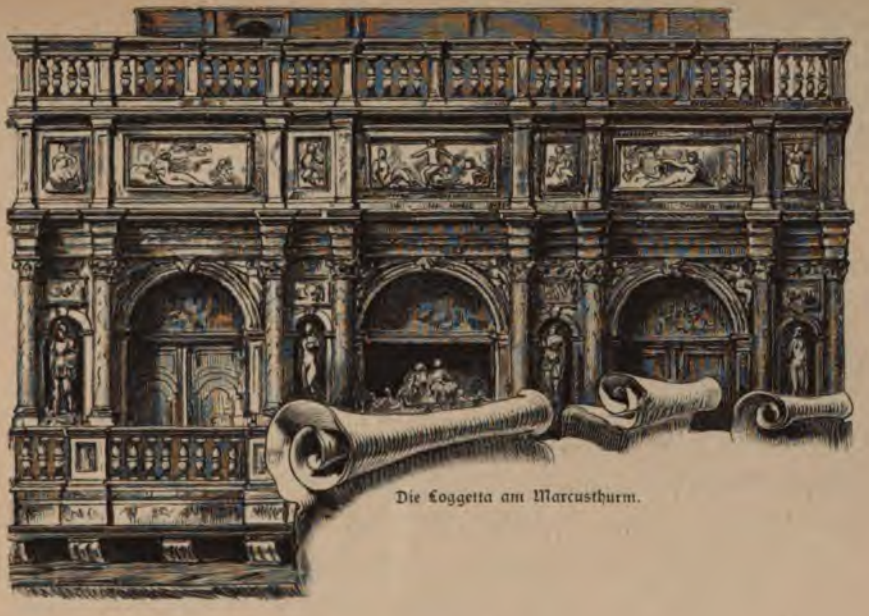
— — — — — — — —

Es wird der Strom zu jener Stadt getragen,
Wo sie geboren, ihr zu Füßen fließen.
Dich schaut ihr Blick und wird das Zwielicht tragen,
Wird sie der Kühlung Hauch an Dir genießen.

— — — — — — — —

Ihr Auge spiegelt sich in Deiner Welle,
Es schaut, wie ich, derselben Wog' Ergießen,
Und meinen, ob sich ihm ein Traum geselle,
Wird die beglückte Fluth nicht fließen!

Piazza Vittore Emanuele in Ravenna.



Die Loggetta am Marcusthurm.

Venedig.

Wenn unsere Reise längs den adriatischen Küsten beschwerlich war, so sind wir für die überstandene Mühsal reichlich belohnt, wenn das Endziel — das unvergleichliche Venedig — erreicht und der Zauber der Lagunenstadt uns in Bande schlägt .... Wohl haben wir auf dem langen Wege die mannigfachsten Reize genossen, welche dieses Meer allenthalben bietet. Wir bringen unsere erste Bootfahrt im Golfe von Triest in Erinnerung: Jenen herrlichen Frühlingsmorgen, wo die Sonne wie mit Feuercascaden von den zackigen Karsthöhen in die Tiefe sich ergoß. Dann gedenken wir der istrischen Küstenstädte, in denen wir zuerst an Venedig gemahnt wurden — der schönen Tage im Quarnero — der abwechslungsvollen Reise längs der Küste von Dalmatien. Die Zauberstunde, auf der Pille-Terrasse zu Ragusa zugebracht, ist uns noch ebenso in lebhafter Erinnerung, wie der mächtige Eindruck der wilden Bocche, die traulichen Tage auf Korfu, wo unsere Phantasie den phäakischen Zauber wachgerufen hatte. Schön war es auch

r ap hen Küste, in dem altberühmten Brindisi und auf dem Monte
w. Bahnfahrt bis Ancona brachte neue Bilder: die hochgipfeligen
eine Reihe von heiteren Städten, das uralte Ancona und den
ort Loreto. Dann beginnen die geschichtlichen Eindrücke zu über-
en. Der Metaurus, Pesaro, Rimini, Urbino und zuletzt das verein-
samte Ravenna mit seinen Baudenkmalen, waren die Etappen auf diesem
nur ab und zu von heiteren Kunsteindrücken verklärten ernsteren Wege ....
Nun sind wir mitten drin: in der Geschichte und Kunst.

Hier, in Venedig, sind die Eindrücke ohnedies am nachhaltigsten, mächtigsten — ob wir nun über den Marcusplatz wandeln und vor das Wunderwerk der Basilica des Patrons der Lagunenstadt treten, rings von einem Leben umgeben, das zwar seit langem weder von Leidenschaften, noch von Großthaten beeinflußt wird, aber noch immer die Sinne erquickt durch den Ueberfluß an Naivetät und Heiterkeit. An reicher Gedankenarbeit kann es an keiner dieser denkwürdigen Localitäten fehlen. Wir wandeln die Procuratien entlang und gedenken der mächtigen Herren derenthalben diese kolossalen Paläste erbaut wurden. Rückwärts gewendet sehen wir die drei Flaggenstangen aus ihren erzenen Fußgestellen emporwachsen. Wohl flattern zuweilen an ihren Enden bunte Fahnen, aber es sind nicht mehr, wie in früherer Zeit, die Banner von Cypern, Kandia und Morea. Dahinter schimmert die herrliche Façade der Marcus-Basilica wie ein versteinertes Märchen aus Feenduft.

Dann schwenken wir um den gigantischen Wächter des Platzes — den Glockenthurm — herum und treten auf die Piazzetta hinaus, auf der mehr als auf irgend einem anderen Platze Venedigs die Geschichte ihre Erinnerungen zurückgelassen hat. Dort stehen noch die beiden Säulen, zwischen denen so mancher hochgeborene Conspirator sein Leben aushauchen mußte. Die Gewalthaber der venetianischen Republik machten wenig Federlesens und stellten Spitzbuben und blaublütige Streber, deren Ehrgeiz bis zu den verbrecherischen Kampfmitteln sich verstieg, in eine Reihe. Die schwatzenden Gondoliere, welche auf dem Platze bei diesen Säulen und auf den Treppen am Rande der Lagune herumlungern, sind gleichfalls ein Stück verkörperter, individualisirter Geschichte. Gaben sie

doch im Großen und Ganzen in allen früheren Jahrhunderten dieselben Staffagen ab!

Nun treten wir aber gegen den rechtsseitigen Palast — die alte Bibliothek — zurück und nehmen den merkwürdigsten unter den Prachtbauten, die uns umgeben, aufs Korn. Es ist der Dogenpalast. Dieser Name ist Venedig für sich. Was ist und war die ganze Stadt mit ihren Hallen und Palästen; was der Canal grande mit seiner steinernen Schnur von Prachtbauten, in denen die stolzen Adelsfamilien ihre ehrgeizigen Pläne großzogen, oder düstere Familien-Tragödien in die Keime schossen; was das ganze steinerne Gewimmel, das schwimmende Wunder mit seinen Anhängseln im Norden, Süden und Osten: den die Stadt umschirmenden Inseln, gegen den gothisch-maurischen Prachtbau, der die Machthaber der Republik einschloß! Dazu stößt an diesen Palast das furchtbare Criminalgefängniß, der Schauplatz grausamer Torturen, Giftmorde, Erdolchungen, Enthauptungen, die Stätte, wo Schwert, Strick und Folterwerkzeuge durch Jahrhunderte ihre Herrschaft zu behaupten wußten. Und zwischen beiden spannt die Seufzerbrücke — ein steinernes Memento mori .... In der That, wer dort durch die verschlossenen Doppelgänge schritt, war fast immer dem Henker geliefert. Unter sich konnte der Delinquent das Plätschern des Canals vernehmen, dessen Wasser vielleicht wenige Stunden später seinen entseelten Körper aufnahm. Eine Thüre, in der verwitterten, rostbraunen Mauer des Palastes kaum wahrzunehmen, öffnete sich — einige vermummte Gestalten, ein bleicher, an allen Gliedern schlotternder armer Sünder, dann ein dumpfes Aufklatschen — und das Drama hatte sein Ende. Mit langen Stangen hielten die Henkersknechte ihre Opfer unter Wasser.

Vorbei! .... Wir schreiten auf der Riva degli Schiavoni vorwärts und saugen mit gierigen Zügen das Licht ein, das über die Lagune herüberwogt. Der Spiegel dieser letzteren ist graugrün, wird aber merkwürdig farbig durch den heiteren Abglanz von Palästen und Kirchen, die sich auf der Wasserfläche spiegeln. Namentlich schön ist dieses Bild, wenn wir in der schwanken Gondel weit draußen schaukeln, der muntere Gondolier das Ruder sinken läßt und wir — ein Meer von Lebensfreude in unserer Brust — mit entzückten Augen das Meerwunder vor unseren Blicken auf-

tauchen sehen. Wenn es in der Welt ein verwirklichtes Märchen giebt, so ist es hier, wo der weite Uferkranz von der Zecca bis hinauf zu den Giardini pubblici, wie den Fluthen entstiegen über den Wassern schwebt. Aus dem Silberschaum des Mittelmeeres stieg einst eine Göttin — aus der Brandung der Adria ein ganzer Götterhimmel. Dort aber waltet nur die Sage, und wenn der Seefahrer an Cerigo — dem alten Kythera — vorübersteuert, sieht er nichts als grüne Wasserwüste mit einigen Gold- oder Silberflecken darauf, die Phöbus seiner olympischen Genossin spendet.... Die Herrlichkeit Neptuns aber ist geblieben. Man kommt zum vollen Genuß dieser Herrlichkeit, wenn die Sonne mit voller Intensität auf die Häuserfront der Riva degli Schiavoni sich wirft und die blendende Wasserfläche davor die Täuschung bewirkt, als schwebte der steinerne Wall frei über dem Seespiegel.

Die Riva degli Schiavoni gemahnt uns daran, daß Venedig Herr in Dalmatien war. Die Uferstraße bezog nämlich ihre Bezeichnung von jenen Hilfstruppen, welche die Signoria in Dalmatien anwarb. Es waren Slaven, daher der Name. Elf solcher Regimenter standen unter Waffen. Es war keine Elitetruppe, trotz der venetianischen Officiere, welche die Schiavoni-Regimenter commandirten. Aber Venedig schonte — wie dermalen England — sein eigenes Menschenmaterial, und verwendete in den Schlachten, die es schlug, häufig genug fremdländisches Kanonenfutter. Zahlreiche Siege, die den Ruhm des Marcuslöwen in alle Welt trugen, wurden von gedungenen Waffen ausgefochten. Selbst der gepriesenste Held der Republik, der sie auf den Höhepunkt ihres Glanzes emporhob: der greise Enrico Dandolo, würde nie Constantinopel erstürmt, den byzantinischen Kaiserthron umgestürzt und die lateinische Herrschaft ins Leben gerufen haben, wenn nicht die Hälfte seines Heeres aus französischen Kreuzrittern bestanden hätte.

Wenn unser Boot die Südostspitze der Stadt — den Volksgarten — erreicht hat, könnten wir leicht der wahren Geburtsstätte der venetianischen Macht unseren Besuch abstatten — dem Arsenal. Aus ihm gingen jene gewaltigen Flotten hervor, welche die pisanischen, genuesischen und türkischen Geschwader wiederholt vernichtet hatten. Und war dieser Seewaffenplatz nicht das Heim jenes Prachtschiffes, das — selber ein Symbol der Herr-

schaft auf dem Meere — alljährlich mit dem Dogen an Bord ausfuhr, damit dieser die symbolische Vermählung mit dem Meere begehe? .... Es geschah dieser Act, wie man weiß, am Himmelfahrtstage, zur Erinnerung an den gleichen Tag des Jahres 1177, an welchem der Doge Ziani in der Bucht von Pirano die vereinigten Geschwader der Genuesen, Pisaner und Friedrich Barbarossa's vernichtete. In Folge dieses Sieges und der darauf stattgefundenen Versöhnung zwischen Kaiser und Papst erhielt der Doge von letzterem (Alexander III. Borgia) den Ring zu der, fortan am Himmelfahrtstage zu begehenden symbolischen Vermählung des Dogen mit der Adria .... Wenn der goldene Ring in die Fluth fiel, brauste Glockengeläute vom Campanile über die festlich geschmückte Stadt .... Diese Zeit ist längst vorüber. Der letzte »Bucentoro« wurde im Jahre 1797 seines äußeren Schmuckes beraubt, während der Schiffskörper noch bis zum Jahre 1824 als Kanonenboot verwendet wurde. Das Modell dieses Prachtschiffes hält das Arsenal in Verwahrung. Der Bucentoro war 100 Fuß lang, der Länge nach in zwei Stockwerke eingetheilt und besaß 42 Ruder, die von 168 Ruderknechten gehandhabt wurden. Der obere Stock bildete den Saal für die Nobili und in dem anstoßenden kleinen, aber prachtvoll ausgeschmückten Thronsaale saß der Doge mit dem Rathe und den fremdländischen Gesandten. Der Schiffskörper war vom Kiele bis zur Ballustrade übermäßig reich decorirt mit Blumenguirlanden, Muschelmosaik, Sirenen, Nymphen, Tritonen u. s. w. Karyatiden trugen das scharlachrothe Sammtdach; auf den zwei langen Schiffsschnäbeln prangten allegorische Figuren, welche die Herrschaft Venedigs zu Land und zur See darstellten. Am Hintertheile waren zwei geflügelte Löwen angebracht; ein vergoldeter Mast trug das Banner der Republik. Außerdem waren im inneren Schiffsraume zu sehen: sinnbildliche Darstellungen der Wissenschaften und freien Künste, die Tages- und Nachtstunden, der Thierkreis, ein riesiger Mars, der eine Schlange zertrat, und allegorische Figuren der Tugenden .... Die Fahrt an jenem pompösen Feste ging unter Escorte von unzähligen, festlich geschmückten Fahrzeugen, Gondeln und Barken vor sich, vorerst nach dem Lido, dann an die Riva San Nicolò, wo der Bucentoro hielt. Ein Pförtchen an der Rückseite des Thronsaales wurde geöffnet und der Doge, umgeben vom Clerus, trat

vor. Es wurde vorerſt geweihtes Waſſer herabgeſchüttet, dann ließ der Doge den Ring fallen. Volksjubel und Glockengeläute kündigten den feierlichen Act an, den der Doge mit den Worten ſchloß:

»Desposamus te mare, in signum
Veri perpetuique dominii« ....

Im Vorgenuſſe ſolcher Bilder und Erinnerungen dürfen wir nicht vergeſſen, daß es noch ſchönere Punkte als die eben berührten giebt. Aus der Lagune zurückgekehrt, geben wir dem Gondolier den Wink, in den großen Canal einzufahren. Welcher Wandel der Zeiten! Ein doppelter Wall von herrlichen Paläſten läßt unſer Schifflein durch. Dieſe Paläſte repräſentiren nicht, wie die ſtolzen Bauten auf dem Marcusplatze und der Piazzetta, Staatsgeſchichte ſondern — Familiengeſchichte. Die ſtolzeſten Namen der Dogenſtadt haften an dieſen Bauten. Jeder Ruderſchlag wird zum Schritt in eine reichbewegte Vergangenheit. Die Zeit aber hat kein Erbarmen mit alten ſtolzen Traditionen. Wenn ein genialer Kunſtkenner ſagen konnte: das mächtigſte aller Motive auch in äſthetiſcher Weltbetrachtung ſei die Gewohnheit, jede Gewohnheit aber, ob gut oder ſchlecht, dauere nur eine Weile — ſo geben uns die Paläſte des Canal grande Anlaß, dieſes Theorem auf geſchichtlichen Boden zu verpflanzen. Dann wird die »Gewohnheit« zum »Zufall« und der Wandel der Erſcheinungen läßt uns bange werden für unſere Gottähnlichkeit. Dies hat auch Lord Byron empfunden, als er in ſeinem Gedichte »Venedig« den Schwanengeſang der Lagunenſtadt anſtimmte:

»Venedig, wenn einſt Deine Marmormauern
Den Waſſern gleich, dann wird ein Ruf erſchallen
Der Völker, die ob Deiner Hallen trauern,
Daß über Dich als Grab die Wogen wallen!
— — — — — — — — — — — — — — —
Kein Hoffen bleibt den Völkern! Schaut die Seiten
Von viel Jahrtauſenden: das ewige Weſen
Von Ebb' und Fluth der ſtets erneuten Zeiten,
Das ſtete Sein an dem, was einſt geweſen,
Hat nichts gelehrt, da Stützen wir erleſen,
Die faulend ſtets, da wir die Kraft zerreiben,
Um mit Phantomen eitlen Kampf zu treiben.«
— — — — — — — — — — — — —

Wir müssen vorläufig auf dem Boden des heutigen Venedig bleiben und lassen die Paläste und deren Geschichte wie versteinerte Traumbilder an uns vorübergleiten. Rialto's stolzer Bogen giebt uns wieder der Gegenwart. Hier drängt sich das warme Leben kaum minder vielgestaltig und reich bewegt, wie drüben auf dem Marcusplatze. Dazu gehört freilich dieser architektonische Hintergrund. Was wäre diese lärmende, lachende und zankende Menge, dieses Drängen und Stoßen, das Gewimmel der Gondeln und Barken auf der schmutzigen Wasserfläche, der Menschenstrom auf dem Brückenbogen und den Uferquais, kurz, der ganze sinnbetäubende Wirrwarr, wenn zwischen den Canal-Pylonen — den Gebäudereihen rechts und links — nicht die Doppelkette von Palästen herüberschaute — von Rialto abgewendet links: Manin, Bembo, Grimani, Morosini, Mocenigo — rechts: Barbarigo, Pisani, Tiepolo, und im Hintergrunde, wo der Canal scharf nach Süden schwenkt, der Palazzo Foscari! So viel Namen, so viel Großthaten .... Der Himmel aber ist gnädig und erlöst uns aus dem Banne der Vergangenheit. Heiter lächelt das lichtverklärte Firmament auf das bunte Treiben herab. Auch dann noch, wenn unsere Gondel durch das Gespinnst der engen Seitencanäle gleitet, rauscht das Stimmenchaos wie ferne Brandung an unsere Ohren .... Dann verhallt der letzte Ton und wir sehen uns von hohen, braunen Mauern eingezwängt, wo Luft und Licht unbekannte Elemente sind. An den nackten Mauerfluchten zeigt sich kein menschliches Wesen. Ab und zu klirrt ein Fenster, man vernimmt das Aufklatschen eines fallenden Gegenstandes — denn aller Unrath wandert hier von Oben — von wo sonst der Segen zu kommen pflegt — in die Tiefe. Glücklich, wer der Wiedertaufe entronnen, oder unter einer der niederen, finsteren Brücken, die über die Canäle von Gäßchen zu Gäßchen spannen, im wonnigen Bewußtsein voller Sicherheit sich wiegen kann .... Dann geht es weiter. Die Stille wird nur durch die grellen Mahnrufe der Gondoliere unterbrochen, wenn sie um die Canalecken herumwenden. Hierauf wird es plötzlich Licht — die Lagune öffnet sich vor uns, wie vor der Mündung eines Tunnels. Die Seitenwände dieses Tunnels sind Dogenpalast und Criminalgefängniß, Wölbung ist die Seufzerbrücke .... Endlich halten wir an der Piazzetta ....

Wer Venedig genießen, seine historischen Localitäten mit Verständniß durchmustern, seine Bauten und Kunstsammlungen begreifen will, muß zunächst mit dem geschichtlichen Entwicklungsgange der Republik vollkommen vertraut sein. Wo der geschichtliche Zusammenhang fehlt, entbehren die denkwürdigsten Werke von Menschenhand ihres unmittelbaren lebendigen Interesses. Der Unkundige bewundert wohl die prächtigen Paläste, welche ihre verwitterten Fronten in den Wassern spiegeln, aber sein Blick bleibt nur an Aeußerlichkeiten haften. Für ihn sind die herrlichen Räume verödet, entvölkert, weil die Reflexion kein Material zu verarbeiten hat. Selbst die berühmten Namen, welche jene Paläste tragen, sind ihm eben nichts weiter als Namen .... Machen es aber Namen allein? Sicher nicht, namentlich dann nicht, wenn Namen, wie sie Venedig aufweist, nur das Gerippe zu geschichtlichen Großthaten liefern.

Gehen wir also auf das »Ei der Leda« zurück. Die Urgeschichte jenes Gebietes, welches man bereits in den ältesten Zeiten — zum Unterschiede von dem festländischen Territorium — See-Venetien nannte, reicht bis in das Mythenzeitalter hinauf. Wir haben an anderer Stelle — als wir vom Timavus berichteten — von dem Aufenthalte der »Veneter« vernommen und von deren Cult des thrakischen Diomedes Erwähnung gethan. Die Veneter also hatten die große Tiefebene inne, welche sich zwischen den Cadorischen, Karnischen und Julischen Alpen einerseits und der Adria-Küste von den Po-Mündungen bis über das Isonzo-Delta hinaus erstreckt. Die physische Eigenart des sogenannten Lagunengebietes muß schon vor Alters im Großen und Ganzen dieselbe wie dermalen gewesen sein. Die Alpenströme, welche in den »Golf von Venedig« münden — Tagliamento, Piave, Meduna-Livenza, Sile, Etsch und Po — haben zwar viel Schwemmland angesetzt und den Rand der Lagune um ein beträchtliches Stück weiter hinausgeschoben (der Po allein 70 Meter in einem Jahre!); die Lagunen bestanden aber auch vor Alters, wenngleich sie im Detail eine andere Configuration gehabt haben mögen.

Auf Grund der physischen Beschaffenheit des Gesammtgebietes der Veneter zerfiel dasselbe naturgemäß in zwei Abschnitte: das geeignete, von den Alpenströmen bewässerte Land-Venetien — die heutige venetianisch-

friaulische Tiefebene — und »See-Venetien«. Unter letzterem begriff man die Lagunenzone mit ihren zahlreichen Inseln. Im Grunde genommen waren diese nichts anders als die Hafenpunkte für die großen Niederlassungen auf dem Festlande. Der Handel- und Seeverkehr war aber unbedeutend, und vor dem Auftreten Roms zwischen Po und Isonzo wußte man so viel wie gar nichts über die Inselbevölkerung, die auch in politischer Beziehung keine Rolle spielte. Ja sogar über die Veneter überhaupt existirten die mannigfachsten Ansichten. Polybius leitete sie von dem paphlagonischen Stamme der Heneter (bei Homer) her, während Herodot in ihnen einen illyri-

Die Rialto-Brücke.

schen (thrakischen?) Stamm zu erkennen glaubte. Daß die Veneter ein eingewanderter Volksstamm waren, ist unzweifelhaft, denn sie selber hielten sich von asiatischer Abstammung. Andere hielten sie für Illyrier im engeren Sinne — also wohl Albanesen, oder für Kelten, oder für Liburnier. Zu letzterer Anschauung bekennt sich namentlich Niebuhr. Auf welcher Seite nun die Wahrheit liegt, ist schwer festzustellen, obwohl der asiatische Ursprung der Veneter außer Zweifel ist. Czörnig meint, daß Strabo Recht haben dürfte, wenn er angiebt, daß die Veneter in Folge der durch die Kimmerier veranlaßten Völkerbewegung aus Kleinasien über Thrakien und Illyrien in ihren neuen Wohnsitz gelangt seien. Dafür zeugen ihre berühmte Pferdezucht, die Erbauung

des Tempels des Diomedes am Timavus, ihre Stammverwandtschaft mit den thrakischen Sygimiern und ihre Sprache.

Mit dem Aufblühen Aquilejas scheint auch die Handelsthätigkeit der See-Veneter eine regere geworden zu sein. Bekannt ist, daß die Veneter vorwiegend ein friedliches, in der Cultur sehr vorgeschrittenes Volk waren, und es jederzeit mit den Römern hielten. Durch diese kluge Unterwerfung unter die Macht des Stärkeren hatten die Veneter und ihr Gebiet nie von den Römern zu leiden. Als die letzteren aus militärischen Gründen die Colonieſtadt Aquileja gründeten und sie gleichzeitig zum Basispunkte für Eroberungen in den benachbarten Alpenländern machten, erwuchs damit auch für die Veneter gewissermaßen der ausgiebigste Schutz. Eines solchen Schutzes bedurften freilich die See-Veneter nicht. Mit dem Heranwachsen Aquilejas zum bedeutendsten Handelsplatze an der Adria begaben aber auch die Inselbewohner sich unter die Fittige der Römermacht. Damit beginnt die größere Thätigkeit des Völkchens auf dem Meere.

Leider wissen wir wenig über den Zustand und die erste Organisation der kleinen Gemeinwesen, welche in den Lagunen mehr und mehr sich zu entwickeln begannen. In die Geschichte treten diese Gemeinwesen erst zur Zeit der Völkerwanderung ein. Der Gothensturm unter Alarich (402) brachte zuerst ganz Land-Venetien unter fremde Gewalt. Dann kamen die Hunnen (450) und von der Castellhöhe von Udine sah Attila das herrliche Aquileja in Flammen aufgehen. Das Ungewitter, welches sich über die venetianische Tiefebene entladen hatte, brachte — so drastisch dies klingen mag — neues Lebenselement nach See-Venetien. Unzählbar waren die Flüchtlinge, welche die von der Natur geschützten Eilande des Lagunengebietes aufsuchten. Dorthin, wo die Sümpfe und Strandseen jedem Eroberer Halt geboten, drang auch der nächste Bedränger des Römerreiches — Theodorich der Große — nicht ein. Nachdem er sengend und plündernd die illyrische Halbinsel durchzogen hatte, hielt er in Pannonien Rast, um für seine Horden ein neues fettes Weideland aufzusuchen. Am meisten Grund, die Ostgothen vom Halse zu bekommen, hatte der byzantinische Kaiser Zeno. Er war es denn auch, der seinen kaiserlichen Freund und Waffensohn auf Italien aufmerksam machte. Dorthin brach Theodorich mit seinem

ungeheueren Heere, mit Troß, Weibern und Kindern, auf. Der Marsch ging aus der Donau-Theiß-Niederung durch das heutige Slavonien und Kroatien nach Krain hinein, immer in gerader Richtung nach Westen. Bei dem heutigen Adelsberg fand der Gothenkönig die Pforte, durch die er weiter vordringen mußte. Bei dem imposanten Nanos drang das Heer in die Pässe der Julischen Alpen ein, unweit der Ausmündung der Wippach in den Isonzo kam es zur ersten Schlacht zwischen Theodorich und Odoaker. Die Gothen siegten und nun wälzte sich der Völkerstrom hinaus in die unvertheidigte venetianische Ebene. Bei Verona stieß Theodorich auf den letzten Widerstand. Mit der Einnahme von Ravenna war Italien gothisch.

Aus der Zeit der Gothenherrschaft zu Ravenna ist uns ein Document erhalten, aus welchem die interessante Thatsache hervorgeht, daß die Lagunenbewohner sich damals bereits einer gewissen Selbstständigkeit und bedeutender Wohlhabenheit erfreuten. Die Inselgemeinden standen unter eigenen Tribunen und an einen derselben schrieb Theodorich: »Da Ihr Schiffe genug besitzet, so ersuchen wir Euch, die Vorräthe von Wein und Oel mit gewohnter Ergebenheit nach Ravenna zu liefern. Es wird Euch wenig Mühe kosten, solches bei der mäßigen Entfernung zu thun, da ihr oft unermeßliche Räume durchsegelt! denn Ihr seid geborne Schiffer, da ihr um von Haus aus in Eure Heimat zu gehen, den Wasserweg wählen müßt; im Inselgebiet habt Ihr Euch Häuser aufgerichtet, wie die Nester von Wasservögeln; durch Faschinen und künstliche Dämme wußtet Ihr Euere Wohnungen mit einander zu verbinden« .... Wie man sieht, waren die Lagunenbewohner bereits gegen Ende des V. Jahrhunderts ein reges, tüchtiges, abgehärtetes und unternehmendes Schiffervolk — in einer Zeit, die von jener der Gründung von Venedig um mehr als drei Jahrhunderte absteht.

Die ersten großen Veränderungen im Seegebiete brachte die Longobarden-Invasion. Bis dahin zerfiel das Gebiet in eine Reihe von Insel-Gemeinden mit eigenen Tribunen, über welche das byzantinische Reich Hoheitsrechte ausübte. Weder ein politischer noch ein kirchlicher Mittelpunkt war vorhanden. Als aber König Alboin Venetien an sich gerissen hatte und der Patriarch von Aquileja (Paulinus) schwere Bedrückungen erdulden mußte, übersiedelte derselbe im Jahre 580 mit den Kirchenschätzen nach

Grado, der Lagunenstadt am äußersten Ostende des Seegebietes. Nun hatte dieses zunächst ein geistliches Oberhaupt gewonnen. Neben dem Patriarchenstuhl von Grado werden die Suffraganſitze von Heraclea, Olivolo und Malamocco genannt. Zwar das byzantinische Regiment war nicht darnach, um für das weitere Gedeihen der Insel-Gemeinden große Hoffnungen zu erwecken. Gleichwohl hatte Byzanz ein großes Interesse daran, daß See-Venetien gedieh, und nur so begreift man, daß der byzantinische Despotismus einem Gemeinwesen, das um jene Zeit bereits einen Freistaat bildete, seine Fürsorge zuwendete. In der That wurde See-Venetien in jener Zeit zu jenem Gebiete, in welchem Orient und Occident sich die Hände reichten. Die Inselbewohner leiteten Handelsbeziehungen mit der Levante ein, und lange bevor noch die erste Pilote zu der nachmaligen »Königin der Adria« in den Lagunenschlamm getrieben wurde, hatten die See-Veneter für die Verbreitung ihres außergewöhnlichen Rufes als Schiffer, Seefahrer und Handelsleute Sorge getragen.

Staatliche Unabhängigkeit und große Betriebsamkeit waren sonach die Grundpfeiler zu der nun folgenden rapiden Entwicklung jener Gemeinwesen. Schon vor Ablauf des VII. Jahrhunderts besaßen dieselben ein gemeinsames Oberhaupt — Doge (Dux) — über welchen der Doge Dandolo Folgendes berichtet: Schon im Jahre 697 ward Paluzzo (Paulucius Anafestus) zum Herzog über See-Venetien bestätigt. Zu seiner Wahl traten die Tribunen, alle Vornehmen und auch die Volksgemeinden, ebenso der Patriarch von Grado, die Bischöfe und der gesammte Clerus zusammen. Folgende Befugnisse wurden dem »Dogen« eingeräumt: er ist ermächtigt, allgemeine Versammlungen einzuberufen, Tribunen und Richter zu ernennen, welche dem Volke und dem Clerus — mit Ausnahme der rein geistlichen Streitsachen — Recht zu sprechen haben. Die Parteien können Berufung an den Dogen einlegen, Synoden dürfen nur mit Bewilligung des Dogen abgehalten werden, und nur mit seiner Erlaubniß sind Wahlen zur Besetzung erledigter Stühle von Volk und Geistlichkeit vorzunehmen, sowie die Gewählten nur von ihm belehnt werden können. Damit beginnt — hundert und zwölf Jahre vor der Gründung der Stadt Venedig — die Geschichte der venetianischen Republik...

Wer auf den ersten Dogen Pauluzzo folgte, ist nicht bekannt, da in den Chroniken der Beginn des Dogats des zweiten Dogen — Orso I. — auf das Jahr 726, also zehn Jahre nach dem Ableben Pauluzzos, gesetzt wird. Orso I. war der erste Doge, welcher activ in die Schicksale der benachbarten Länder eingriff. So rüstete er eine Flotte von 80 Galeeren aus, blockirte und erstürmte über Aufforderung des Papstes das von den Longobarden besetzte Ravenna und kehrte hierauf siegestrunken nach Heraclea, dem damaligen Dogensitze, zurück. Hier traf ihn unverhofft der Meuchlerdolch. Fast hatte es den Anschein, daß die Herrlichkeit des Dogats wenige Jahre nach ihrer Geburt wieder untergehen sollte. In der That trat nach dem gewaltsamen Ende des Dogen Orso ein Art von Interregnum ein, das sechs Jahre währte. Fünf »magistri militum« traten an die Stelle der früheren Tribunen und rissen die Herrschaft an sich. An Rivalen, welche an die Spitze der Gewalt treten wollten, fehlte es indeß gleichwohl nicht. Vor Allem machte der schismatische Patriarch von Grado große Anstrengungen, den Einfluß des Papstes zu beseitigen, konnte aber nicht durchdringen. Dagegen gewann die Partei der Familie Galla großen Anhang. Die Lage wurde also drohend und das Volk sah sich genöthigt, die Herrschaftsverhältnisse definitiv zu regeln, das heißt zur Dogenwahl zu schreiten. So gelangte im Jahre 742 Deodato Orso auf den Dogensitz. Es war sicher ein Gebot der Klugheit, denselben so rasch wie möglich aus der schwülen Luft von Heraclea nach einem anderen Punkte der Lagunen zu verlegen. Die Wahl fiel auf Malamocco, die langgestreckte Insel, welche, vor sich das offene Meer, hinter sich die Lagune, mehr als irgend eine andere gegen feindliche Angriffe vom Lande her gesichert war .... Wir wissen wenig von diesem älteren Malamocco. Der heutige Ort dieses Namens ist ein kleines Dorf, inmitten des langen, strauchüberwucherten Inselstreifens, dessen Bewohner von Gartenbau und Fischfang leben. Die ältere Stadt soll von den Wellen des Meeres verschlungen worden sein und die Localmythe will wissen, daß zu Zeiten aus der Tiefe der See Glockengeläute, Frauengekicher und Schiffergesang herauftöne .... Ein Gang durch das jetzige Fischerdorf, das westwärts bis an den Rand der Lagune reicht, vermag leider nicht Erinnerungen an jene ältesten Zeiten der venetianischen

Republik wachzurufen. Ein munteres Völklein bevölkert die kleinen Häuschen, und ein kleiner Hafen, kaum größer als ein Karpfenteich, beherbergt eine Anzahl winziger Fischerbarken, die tagsüber auf offener See schaukeln, mit dem letzten Schlage der Vesperglocke aber beutebeladen den Hafen aufsuchen ....

Auch Deodato Orso nahm ein gewaltsames Ende. Es heißt, er habe — offenbar beeinflußt von den turbulenten Verhältnissen und den ehrgeizigen Strebungen einzelner Familien — die Absicht gehabt, die Dogenwürde in seinem Geschlechte erblich zu machen. Der Plan bekam ihm übel. Verschworene bemächtigten sich des verrätherischen Dogen, setzten ihn ab, indem sie ihn gleichzeitig blendeten. Die nachmals so bewährten Mittel, mißliebiger Dogen sich zu entledigen, scheinen demnach recht frühzeitig in dem kleinen Freistaate Eingang gefunden zu haben. Anführer der Verschwörung scheint Galla gewesen zu sein, da er als nächster Doge figurirt. Nur ein Jahr dauerte seine Herrlichkeit, denn schon 756 gelangte Domenico Monegario auf den Dogensitz. Das Volk wurde in Folge der gemachten Erfahrungen etwas vorsichtiger und stellte dem Dogen »Rathgeber« zur Seite, die aber höchst wahrscheinlich nichts anderes als Regulatoren der Herrschaftsgelüste des jeweiligen Dogen waren. Gleichwohl setzte Monegario es durch, daß man seinen Sohn als eventuellen Nachfolger anerkannte. In der Dogenliste folgt aber auf Monegario der thatkräftige Mauricio Galbaia (764—787), der Stifter des Bisthums Olivolo. Der Patriarch von Grado erkannte in dieser Stiftung einen Eingriff in seine kirchlichen Hoheitsrechte und wendete sich von dem Dogen ab. Unterhandlungen mit den Franken zur Bekämpfung des Dogen scheinen im Zuge gewesen zu sein, da die Galbaia's sich bemüssigt sahen, den Patriarchen zu überfallen und zu ermorden ....

Abermals zog sich ein drohendes Ungewitter über das Gemeinwesen in See-Venetien zusammen. Karl der Große, mit dem der Doge Monegario ein leidliches Auskommen gefunden hatte, war gestorben und sein Sohn Pipin war nicht gewillt, das bisher bestandene Verhältniß zwischen dem Frankenreiche und dem Freistaate aufrecht zu erhalten. Zur Abwehr dieser Gefahr bedurfte [illegible] n Armes. Der Usurpator Giovanni

Galbaia wurde verjagt und Obelario Antenorio zum Gegendogen gewählt. Im Jahre 809 drang Pipin in Venetien ein und brachte es unter seine Botmäßigkeit. Schon hatten sich die Franken auch der meisten Inseln bemächtigt und die Existenz der Republik hing an einem Haare. Griechische Hilfsgeschwader geboten der Invasion endlich Halt, in einem Augenblicke, da nur noch die Insel Riva Alta (daher »Rialto«) Widerstand leistete. Es kam zum Frieden, der sehr zu Gunsten der Franken ausfiel. Obelario, der Urheber desselben, ward in die Verbannung geschickt und wieder trat — freilich nur für ein Jahr — das Volk als souveräne Staatsgewalt an Stelle des Dogats. Die einzelnen Inseln traten in einen engeren Verband zu einander und der Sitz der Centralgewalt wurde von Malamocco nach der Insel Riva Alta verlegt. Brücken verbanden die einzelnen Eilande miteinander und starke Mauern schützten den ganzen Complex gegen Angriffe von Außen. Die Eilande wurden zu Stadtvierteln, die Canäle zu Verkehrsstraßen und das ganze, innerhalb der Mauern gelegene Besiedelungsgebiet zu einer neuen Stadt.... So war Venedig entstanden. Man schrieb das Jahr 810.

Der erste Doge, welcher in der neugegründeten Stadt seinen Sitz einnahm, war Angelo Partecipazio (810—827). Wir wissen von ihm, daß er an der Stelle des jetzigen Dogenpalastes sein Wohnhaus aufrichten hatte lassen. Es war das erste steinerne Gebäude in Venedig; andere folgten nun in größerer Zahl und ebenso die erste größere Kirche (San Pietro, die jetzige San Zaccaria) auf der Insel Olivolo. Von dieser im Jahre 827 fertig gewordenen Kirche ist nur noch ein Stück des Kreuzganges mit Rundbogen und Würfelcapitälen vorhanden. Der gegenwärtige Bau stammt aus den Jahren 1457 bis 1515; der Baumeister ist nicht bekannt....

Es ist sehr bemerkenswerth, daß auf den vorgenannten Dogen dessen Sohn Giustiniano folgte. Dadurch ward die Dogenwürde abermals in den Kreis einer bevorzugten Familie getragen, und zwar, wie wir gleich sehen werden, auf längere Zeit hinaus. Unter dem Dogat Giustiniano's (827—830) ereignete es sich, daß venetianische Kaufleute in Alexandria den Körper des Apostels Sanct Marcus an sich brachten und nach Venedig zur Gruft der Dogen überführten, in einer Zeit, da der Besitz heiliger

Leichen zur Leidenschaft sich gesteigert hatte, die Reliquien durch ihre Wunderwirkungen bei der Uebersiedlung ihre Verpflanzung stets sanctionirten, Processionen und tagelange Feste den neuen Stadtschutz feierten .... So ward Sanct Marcus mit seinem apokalyptischen Thiere zum Abzeichen Venedigs, der Apostel selber aber zum Patrone der Stadt. Die Angelegenheit hat insoferne große Bedeutung, als sie uns die Thatsache vorführt, daß bereits damals Venedigs Verbindungen zur Levante sehr rege waren und venetianische Kaufleute an den hervorragendsten Punkten des näheren Orients sich schon sehr großen Einflusses erfreuten. Kaiser Justinian —

Riva degli Schiavoni.

selber ein großer Reliquienjäger — verhinderte die Ueberführung der Reste des Apostels nicht nur nicht, sondern ließ sogar zur Unterbringung der Reliquie eine eigene Kirche erbauen. Es war dies die ältere Marcuskirche, welche nachmals verbrannte.

Nachdem Vater und Sohn Partecipazio den Dogensitz eingenommen hatten, trat in der Zeit von 837 bis 864 eine längere Unterbrechung in der Reihenfolge der Dogen aus diesem Geschlechte ein. Pietro Tradenigo erlangt die Würde. Unter ihm wird die Dogenmütze — Corno ducale —

eingeführt. Die tägliche Mütze war von einfachem Sammt (erst seit 1473 aus Goldstoff), die Krönungsmütze reich geschmückt mit orientalischen Perlen, einem großen Diamant und Rubinen auf der Vorderseite, oben ein Kreuz aus 23 Smaragden. Nach lebhafter Betheiligung an den Kämpfen Byzanz' gegen die Saracenen und Erweiterung des Handels, fällt Tradenico vor der Kirche San Pietro dem Meuchlerdolche zum Opfer .... Nun gelangt abermals ein Sproß der Familie Partecipazio — Orso I. Partecipazio — auf den Dogensitz. Auch er war in Kämpfe mit den Saracenen und dalmatinischen Piraten (Uskoken und Narentaner) verwickelt, desgleichen sein Sohn (Giovanni Partecipazio II.). Die ununterbrochenen kriegerischen Affairen ließen die Republik in militärischer Beziehung mehr und mehr erstarken. Wie einst Orso I. erstürmte auch der letztgenannte Doge das aufstrebende Ravenna, diesmal, wie es den begründeten Anschein hat, einfach nur deshalb, um die gefährliche Handelsrivalin zurückzudrängen. Andererseits werden die Venetianer über die fast den Charakter der Erblichkeit erlangte Folge von Dogen aus einem und demselben Geschlechte mehr und mehr beunruhigt. Zwar ist die Reihe der »Partecipazio« in der nächsten Zeit (von 886 bis 912) unterbrochen, aber nur um einer anderen Familie das gleiche Privilegium zu schaffen. In der Zeit von 886 bis 976 finden wir vier Dogen, welche den Namen Candiano führen. Und das Mißtrauen der Venetianer war in der That nur zu berechtigt. Candiano IV. trachtete als der reichste, vornehmste und ritterlichste Herr in Venedig, der einen bedeutenden Aufwand trieb und stets von einem großen Hofstaate umgeben war, die Dogenwürde in seiner Familie erblich zu machen — ein Versuch, der sich auch in späterer Zeit, wo die Sache doch bereits weit gefährlicher war, wiederholen sollte. Der Anschlag wurde indeß entdeckt. Das aufgebrachte Volk stürmte den Dogenpalast, legte Feuer an die umliegenden Gebäude, so daß mehr als tausend Häuser einschließlich der Marcuskirche abbrannten. Der Doge selber fiel unter Meuchlerhänden (976). Immerhin ist es auffallend, daß die Venetianer nach dieser etwas zu energischen Selbsthilfe schon in allernächster Zeit (978) abermals einen »Candiano« zum Dogen hatten. In der Dogenliste ist freilich die Folgezahl »V.« fortgelassen, was schließen läßt, daß das Volk zwar nicht gegen den Namen-

träger, wohl aber gegen das Bestreben opponirte, die aufeinanderfolgenden Dogen einer und derselben Familie zu einer förmlichen Dynastie zu stempeln. Uebrigens nahm Vittorio Candiano nur ein Jahr den Dogensitz ein.

Der Doge Tribuno Memmo steht an der Schwelle des ersten Jahrtausends (979—991). Die inneren Verhältnisse Venedigs scheinen damals in mancher Beziehung bereits recht unerquicklich gewesen zu sein. Die vornehmen Familien trieben die Rivalität so weit, daß es zwischen ihnen zum Bürgerkriege kam, wie beispielsweise zwischen den Geschlechtern der Morosini und Coloprini. Dabei hörten — trotz der üblen Erfahrungen — die dynastischen Bestrebungen keineswegs auf, wenn die Herren Usurpatoren auch vorsichtiger geworden sein mögen. Von Orseolo II. (991—1009) weiß man, daß er große Anstrengungen machte, seinen Sohn Otto, der ein Schwager des ungarischen Königs Stephan war, zum Erben des Dogats einzusetzen. Nur seine außergewöhnliche Bedeutung als Feldherr und Staatsmann scheint die Venetianer diesmal etwas nachsichtiger gestimmt zu haben. In der That erlangte Ottone Orseolo (1009—1026) das Dogat; als aber auch er in der von seinem Vater inaugurirten Hauspolitik sich gefiel, machte das Volk wenig Federlesens und schickte den Dogen in die Verbannung .... Nun war es aber an der Zeit, derlei Staatsstreich-Velleitäten ein- für allemal unmöglich zu machen. Es wurde ein Gesetz decretirt, nach welchem die Mitregentschaft des Sohnes oder Bruders, sowie die erbliche Nachfolge in der Dogenwürde für immer aufgehoben wurde. Auch hatten von nun ab zwei (alljährlich neugewählte) Räthe den Dogen zu überwachen und dessen Gewalt zu beschränken. Ueberdies wurden bei wichtigen Anlässen die Häupter der vornehmsten Familien zu Berathungen herbeigezogen. Man nannte diesen ersten Rath, welcher an den Staatsgeschäften der Republik Antheil nahm, »Consiglio dei Pregadi«. Seiner Natur nach war er der Vorläufer des nachmaligen »Großen Rathes« — des eigentlichen Souveräns von Venedig

Die Dogen, welche auf den verjagten Ottone Orseolo folgten, haben nicht viel von sich reden gemacht. Es waren dies Pietro Barbolano (aus der Familie Barbol[illegible]e den Dogen Pietro Tradenico vor der Kirche

San Pietro ermordet hatte), dann Domenico Flabanico (dessen Partei Ottone Orseolo gestürzt hatte), Domenico Cantarini und Domenico Selvo. Unter den beiden letzteren Dogen wurde die dermalige Marcuskirche erbaut. Selvo wurde abgesetzt, weil er im Kampfe gegen den Normannenherzog Robert Guiscard die venetianische Flotte eingebüßt hatte (1084).

Mit dem Beginne der Kreuzzüge nimmt eine der bedeutsamsten Epochen der Republik ihren Anfang. Mit seiner großen Kriegs- und Handelsflotte, seinen levantinischen Besitzungen und auf Grund der ausgiebigsten Verbindungen im Orient, mußte Venedig gewissermaßen zum Vorkämpfer des Abendlandes gegen das Morgenland werden. Ein solches Hervorkehren der eigenen Bedeutung und Macht war um so nothwendiger, als die beiden gefährlichsten Rivalinnen Venedigs, Genua und Pisa, noch lange nicht die Herrschaft auf dem Meere ihrer Gegnerin ausgeliefert hatten. Zwar hatte Venedig kurz vor Beginn der Kreuzzüge Istrien und Dalmatien unter seine Botmäßigkeit gebracht; der Besitz wurde ihm aber von den genannten Seemächten immer und jederzeit streitig gemacht, und es bedurfte noch weiterer dritthalb Jahrhunderte, bis der Marcuslöwe seine Herrschaft in jenen Ländern begründen konnte. Mit der Eroberung dalmatinischer Küstenstrecken hatte schon der Doge Orseolo II. den Anfang gemacht. Es war dies genau im Jahre 1000. Der Kroatenherzog Tamislaw hatte fast ein Jahrhundert vorher sich den Königstitel beigelegt und so die slavische Herrschaft im Osten der Adria ziemlich festgefügt. Unter seinem Sohne und Enkel wuchs die Macht der kroatischen Könige. Sie unterwarfen sich die serbischen Stämme von der Narenta bis gegen Ragusa hin, Venedig mußte ihnen für seine Seefahrer sogar Tribut zahlen und die romanischen Dalmatiner kamen mehr und mehr in ihre Abhängigkeit .... Das änderte sich aber sehr, noch vor Ablauf des X. Jahrhunderts. Unter Dirzislaw, Tamislaw's Enkel, wurde Zara von den Narentanern derart bedrängt, daß es die Hilfe Venedigs anrief. So kam es zur ersten venetianischen Heerfahrt nach Dalmatien. Die Städte Zara, Trau, Biograd und Spalato, sowie der Erzbischof von Ragusa, Namens dieser Stadt, huldigten dem Dogen, die Narentaner mußten auf den Tribut der Venetianer verzichten, der Doge aber nahm den Titel »Herzog von Dalmatien« an. Doch sollte Venedigs Herrschaft

nicht Bestand haben. Die Kroatenfürsten traten gegen dieselbe auf und 1032 kamen die Küstenstädte in griechischen Besitz und das alte Verhältniß der Kroatenfürsten zu Byzanz lebte wieder auf. Wir finden später Kasimir III. (1052—1074) als erblichen König Kroatiens und Dalmatiens. Unter ihm hat das Kroatenreich seine letzte Blüthezeit gehabt. Der letzte König war Zwonimir († 1089). Er starb während des Dogates Vitale Falieri, der nun Dalmatien wieder unter venetianische Botmäßigkeit brachte.

Diese Ereignisse gehen den Kreuzzügen voran. Die Schwächung der Narentaner war für die Republik von großem Vortheile. Sie war nun thatsächlich Herrscherin auf der Adria, wenn ihr diese Herrschaft auch oftmals und von mehreren Seiten streitig gemacht wurde. Während der Kreuzzüge aber nahmen Venedigs Macht und Einfluß erheblich zu. Am ersten Kreuzzuge betheiligte es sich mit 200 Schiffen. In Ptolemais (St. Jean d'Acre), Tyrus und anderen Orten des Königreichs Jerusalem erwarb es abgeschlossene Gebiete mit besonderen Privilegien und Handelsrechten.

Unterdessen gingen aber die Angelegenheiten daheim minder glatt ab. Der Abfall Dalmatiens, sowie die Vereinigung dieses letzteren mit Ungarn unter König Koloman, veranlaßte die Republik abermals zu interveniren, jedoch der Erfolg bleibt aus. Im Kampfe gegen den Ungarnkönig fällt der Doge Ordelaffio Falieri und sein Nachfolger Domenico Micheli ist gezwungen einen Waffenstillstand abzuschließen. Die Venetianer aber nützen in der nächsten Zeit die unwillkommene dalmatinische Kampfespause weidlich aus. Abermals nimmt die Republik Antheil an den Kreuzzügen, der Doge besiegt die Flotte des byzantinischen Kaisers und bringt die Reliquien des San Teodoro von der Insel Chios nach Venedig .... Der Doge selber war ein unternehmender, tapferer Mann, der bei den Venetianern sich des höchsten Ansehens erfreute. Auf Beides deuten die Anfangszeilen seiner Grabschrift in der Kirche San Giorgio Maggiore, welche lauten: »Der Schrecken der Griechen liegt hier und das Lob der Venetianer ꝛc.« ....

Um die Mitte des XII. Jahrhunderts nahm Domenico Morosini den Dogensitz ein. Er war ein vorsichtiger, kluger Staatsmann und verabsäumte nicht, sich mit dem Kaiser Friedrich I. Barbarossa, der damals

Italien erschütterte, auf friedlichem Wege abzufinden. Mehr als die Politik beschäftigte den Dogen der Krieg. Auch er betheiligte sich an den Kreuzzügen und zwar in rühmlicher Weise. Morosini war es auch, der zuerst energisch gegen die Istrianer einschritt. Pola war mit Venedig in Streit gerathen und dieses trat sofort in Action. Im Jahre 1150 wurde Pola vollständig geplündert und verheert. Venedig, das in jener Epoche hauptsächlich das eine Ziel vor Augen hatte: jede fremde Machtentfaltung im Adriatischen Meere zu verhindern, ohne auch schon den Beschluß gefaßt zu haben, sich der istrischen Küstenstädte zu bemächtigen, hatte mit jenem Gewaltacte augenblicklich seine Absicht erreicht. Doch begann von diesem Zeitpunkte ab eine Reihe von blutigen Fehden, welche die rivalisirenden Mächte Venedig, Genua und Pisa um den Besitz dieser Küsten auszufechten hatten, die mit wechselndem Glücke die Besetzung oder Zerstörung der istrianischen Küstenstädte erstrebten und häufig genug auch erreichten.

Morosini's Nachfolger, Vitale Michiel (1156—1172) war, obgleich noch gewiegter als Staatsmann, in seinen auswärtigen Unternehmungen weniger glücklich, denn sein Vorgänger. Zwar der von ihm ins Leben gerufene oberitalienische Städtebund, der seine Spitze gegen den Kaiser Friedrich richtete, trug nicht wenig zur Stärkung der bedrängten Position des Papstes bei; als aber der Doge gegen den byzantinischen Kaiser ins Feld rückt, zieht er den Kürzeren, was sofort eine Empörung zur Folge hat, der der Doge zum Opfer fällt. Zu allem äußeren und inneren Unglücke verheerte nun auch eine furchtbare Epidemie die Stadt .... Die Ermordung des Dogen veranlaßte eine abermalige straffere Bildung der Aristokratie. Es wurde decretirt, daß alljährlich aus jedem der sechs Städteviertel 80 Notabeln gewählt werden sollten (zusammen also 480 Mitglieder), welche als »Großer Rath« dem Dogen und der Signoria an die Seite gegeben wurde. Dieser große Rath war eine geschlossene Verbindung der vornehmsten Familien der Stadt und der Vorläufer der Erbaristokratie Venedigs.

Trotz dieser Verschärfung der Regierungsform hatten die Wähler bei der Aufstellung des nächsten Dogen — Sebastiano Ziani (1172 bis 1178) — ein Mittel gefunden, sich der Beeinflussung durch das Volk zu entziehen, und dasselbe durch Geld abgefunden. Unter Ziani ward

Venedig zum Schauplatze einer der bedeutsamsten Staatsactionen in der ganzen Geschichte der Republik .... Man weiß, daß Kaiser Barbarossa nach Aufhebung der Belagerung von Alessandria (1175) sehr in Bedrängniß gerieth. Heinrich der Löwe konnte selbst durch den Kniefall des Kaisers nicht zur Heeresfolge bestimmt werden und in Italien selber war die alte Feindschaft zwischen Ghibellinen und Welfen heftiger denn je entbrannt. Zwar erhielt der Kaiser in der nächsten Zeit einige Verstärkungen, die er in dem getreuen Pavia concentrirte. Aber die Lombarden, wohl begreifend, wie gefährlich ihnen diese Truppenvereinigung sein würde, schlossen schnell ihre Heerhaufen zusammen, und verlegten den Deutschen bei Legnano (westlich von Alona) den Weg (29. Mai 1176). Aus einem Avantgarde-Gefechte hatte sich alsbald eine Hauptschlacht entwickelt. Die Deutschen, obgleich schwächer an Zahl, trieben die Brescianer zur Seite ab und warfen Alles vor sich nieder, so daß selbst der geheiligte Bannerwagen (Carrocio) auf ein Haar in ihre Hände gefallen wäre. Da aber brachen die mailändischen Reserven auf die in Unordnung fechtenden Heerhaufen der Deutschen vor; in deren Rücken stürzten zu gleicher Zeit die wieder gesammelten Brescianer. Es entstand ein furchtbares Chaos, in das auch der Kaiser gerathen war; er stürzte unter seinem getödteten Pferde zusammen und sein Schild, sowie das Hauptbanner fielen in die Hände des Feindes. Der Rest des Heeres kämpfte verzweifelt; Viele wurden in den Ticino gedrängt, Viele gefangen. Nur vereinzelte Haufen gelangten nach Pavia, wo auch nach einigen Tagen der todtgeglaubte Kaiser eintraf.

Nach dieser furchtbaren Katastrophe blieb dem letzteren nichts anderes übrig, als mit seinen Gegnern zu unterhandeln. Das Friedensbedürfniß des Kaisers wurde noch erhöht durch eine zweite Katastrophe, welche seine Flotte auf der Rhede von Pirano traf (am Himmelfahrtstage 1177). Wir haben dieses Ereignisses bereits an anderer Stelle gedacht. Der Doge Ziani hatte nach nur sechsstündigem Kampfe die 75 Galeeren zählenden vereinigten Geschwader des Kaisers, der Genuesen und Pisaner vernichtet und Barbarossa's Sohn Otto gefangen genommen .... Uebrigens war auch der Papst Alexander III. (Borgia) geneigt, Frieden zu machen. Er hatte sich auf einer normannischen Galeere persönlich nach Venedig (wohin der Friedenscongreß

berufen worden war) begeben, und — wie erzählt wird — die erste Nacht unerkannt unter dem Porticus von Salvatore aufgehalten .... Der Friedenscongreß, welcher im Juli 1177 zu tagen begann, zeigte Venedigs damalige Größe und seine Bedeutung als kriegführende Macht. Der Papst, die Kirchenfürsten, die kaiserlichen Geschäftsträger, die Abgeordneten der Städte, die nun zum ersten Male das freie Bürgerthum als gleichberechtigte dritte Macht im öffentlichen Leben einführten; die glänzenden Gesandtschaften Englands, Frankreichs und des Normannenreiches: All' diese Fürsten und Würdenträger gaben den Congreßtagen in Venedig einen Glanz, der sie zu den denkwürdigsten in den Annalen der Republik machte. Der Kaiser selber durfte anfänglich die Stadt nicht betreten und hielt sich in dem nahen Chioggia auf. Das Weitere ist bekannt. Ein Waffenstillstand ward auf sechs Jahre abgeschlossen, der Kaiser vom Banne befreit (nachdem er dem Papste den Fuß geküßt und dafür den Friedenskuß empfangen hatte) und hierauf dem Volke und versammelten Großen das seltsame Schauspiel geboten, wie ein deutscher Kaiser zur Seite des berittenen Papstes über den Marcusplatz schreitet und den Steigbügel in der Hand hält .... Nach der Abreise des Kaisers nach Deutschland wurde das von uns bereits erwähnte symbolische Vermählungsfest des Dogen mit der Adria gestiftet.

Ehe wir auf die Schilderungen der Ereignisse unter dem Dogat Heinrich Dandolo — der Venedigs Ruhm auf die höchste Stufe hob — des näheren eingehen, müssen wir einige Bemerkungen über die Formen, welche die staatliche Organisation Venedigs im Laufe der letzten Zeit angenommen hatte, voraussenden. An der Spitze der Centralgewalt und der Regierungsgeschäfte stand, und zwar mit beschränkter Gewalt, der Doge. Dem Dogen stand die »Signoria« zur Seite. Sie zählte sechs Mitglieder (für jedes Stadtviertel ein Mitglied) und fertigte mit dem Dogen alle für den »Großen Rath« bestimmten Gesetzesvorlagen und Staatsdecrete. Zwischen der Signoria und dem Großen Rathe fungirte die »Quarantie« als vermittelnde Behörde. Sie hatte ursprünglich einen rein juridiciellen Wirkungskreis, ward aber später durch ihre ausgebreitete und einflußreiche politisch-juridicielle Thätigkeit zu jener Vermittlungsbehörde. Uebrigens mußten die drei Vorstände der Quarantie gleichzeitig Mitglieder der Signoria sein ....

Den größten Einfluß in der Staatsadministration hatte der »Große Rath«. Er war, wie wir es von früher her wissen, aus 480 Mitgliedern zusammengesetzt und hatte über alle Vorschläge und Angelegenheiten endgiltig Beschluß zu fassen. Dadurch wurde er zum wahren Herrn, zum

Die Seufzerbrücke.

eigentlichen Souverän, und gleichzeitig ein heilsames Regulativ gegen die zeitweiligen Umsturzbestrebungen dynastisch gesinnter oder ehrgeiziger Dogen. Neben dem Großen Rathe fungirte zeitweilig auch der sogenannte »Consiglio dei Pregadi« — ein Rath, welcher sich aus Mitgliedern der vornehmsten Familien zusammensetzte und vom Dogen hin und wieder zu Berathungen herbeigezogen wurde. Eine entscheidende Stimme hatten diese »Erbetenen«

nicht. Gegenüber der bevorzugten Classe und ihren Repräsentanten in den verschiedenen Rathsversammlungen und Staatsbehörden trat das Volk sehr zurück. Es bedurfte ganz außergewöhnlicher Ereignisse, um auch an das Volk zu appelliren und seiner Stimme Gehör zu schenken. Sollte dies geschehen, so wurde der »Arrengo« — die Volksversammlung — einberufen .... Eine solche Versammlung war es auch, von der — wie wir sofort sehen werden — der Doge Dandolo seine Berufung zum Führer des vierten Kreuzzuges abhängig machte. Das Unternehmen war von zu großer Tragweite, um dessen Ausführung einfach durch die Räthe der Republik decretiren zu lassen. Jedenfalls liefen bei solchen Anlässen politische Bedenken mit unter. Ein aus Venedig für mehrere Jahre sich entfernender Doge mußte trachten, daheim im guten Andenken zu verbleiben, und von vornherein für alle seine Unternehmungen der Billigung seitens des Volkes sicher sein ....

Kutter.

Wir kommen nun zu einem bedeutsamen Abschnitte in der Geschichte der venetianischen Republik. Im Jahre 1192 trat Enrico Dandolo das Dogat an. Seine ersten Ziele gingen dahin, durch Erwerbung von levantinischen Handelsstationen dem seemächtigen Pisa entgegen zu treten. Die passende Gelegenheit sollte nicht lange auf sich warten lassen. Eine von den französischen und flandrischen Rittern nach Venedig geschickte Gesandtschaft mit Villehardouin (dem nachmaligen Chronisten des IV. Kreuzzuges) an der Spitze traf in der Dogenresidenz ein, um die Verträge zur Ausführung

eines Kreuzzuges abzuschließen. Villehardouin war Marschall der Grafschaft Champagne, ein Mann, ebenso tüchtig in militärischen wie in politischen Dingen, und gleich zuverlässig durch seinen Muth wie durch seinen Charakter. Heinrich Dandolo war zur Zeit dieser Vorgänge bereits ein Greis von 85 Jahren, von durchdringendem Verstande und rücksichtslosester Energie. Er erkannte in dem Zuge der Kreuzfahrer von Anbeginn her eine günstige Gelegenheit, um die Macht und den Reichthum Venedigs zu heben. Deshalb betrieb er die Betheiligung seiner Stadt an dem Unternehmen als kaltberechnender Kaufmann, ohne von religiösen Zwecken bewegt zu werden. Seine Ueberlegenheit des Geistes und Willens war es wesentlich, welche später den Zug der französischen Herren von seinem ersten Ziele ablenkte, als welches man damals Aegypten, das »Babylon« des Mittelalters, in geheimen Verabredungen ins Auge faßte.

Ueber die Vorbereitungen zum Zuge und den Verlauf desselben folgen wir den Aufzeichnungen Villehardouin's, die ihn weit mehr als seine Waffenthaten berühmt gemacht haben. Er beschrieb die Ereignisse, bei denen **er mit Rath und That eine Hauptrolle spielte, mit seltener Objectivität, so daß man ihm wohl glauben kann, wenn er versichert: er sei bei allen Verhandlungen zugegen gewesen und habe seines Wissens nicht ein unwahres** Wort gesagt. Die Gesandtschaft, an deren Spitze Villehardouin stand, hatte die Aufgabe, alle jene Seehäfen aufzusuchen, in denen sie hoffen durften, zu ihrem Unternehmen eine nachhaltige Unterstützung zu erlangen. So kamen sie nach Venedig, ihrem Hauptziele. Hier war man anfänglich nicht wenig erstaunt über die Absichten und Ziele der Herren. Nachdem sie dem Dogen Dandolo ihre Briefe überreicht hatten, erklärte sich dieser bereit, ihre Wünsche entgegenzunehmen. Die Gesandten aber meinten: »Sire, wir wünschen, daß Ihr Euren Rath beruft, und vor Eurem Rathe wollen wir Euch sagen, was unsere Herren (Thiebald Graf von Champagne, Graf Balduin von Flandern und Graf Ludwig von Blois) Euch entbieten lassen, morgen, wenn Ihr wollt.« — Hierauf antwortete der Doge, daß er vier Tage Aufschub verlange, dann werde er seinen Rath versammelt haben und sie könnten sagen, was sie wünschten .... Am vierten Tage traten sie in den Palast ein, wo sie den Dogen und den versammelten Rath fanden,

und brachten ihr Anliegen vor. Villehardouin selber erzählt die nun sich abspielende Scene wie folgt (nach der Uebersetzung von B. Todt): »Sire, wir sind zu Euch gekommen von Seiten der großen Barone von Frankreich, welche das Zeichen des Kreuzes genommen haben, um die Schmach Jesu Christi zu rächen und Jerusalem wieder zu erobern, wenn Gott es zulassen will. Und weil sie wissen, daß Niemand so große Macht hat, ihnen beizustehen, als Ihr und Eure Leute, so bitten sie Euch, daß Ihr um Gottes willen Erbarmen habt mit dem Lande jenseits des Meeres und mit der Schmach Jesu Christi, und daß Ihr Euch bemühen wollet, damit sie Galeeren und andere Schiffe haben.«

»Auf welche Weise?« fragte der Doge .... »Auf jede Weise, welche Ihr ihnen vorschlagen oder anrathen könnt, vorausgesetzt, daß sie es thun oder ausführen können« .... »Traun!« sagte der Doge. »Eine wichtige Sache verlangen sie von uns, und es scheint wohl, daß sie nach großen Dingen trachten; und wir wollen Euch heute über acht Tage antworten. Und wundert Euch nicht, wenn die Frist lang ist, denn es geziemt sich eine große Sache reiflich zu bedenken« .... Die Pause lief ab und die Gesandten fanden sich wieder beim Dogen ein. Dandolo erklärte, daß er erbötig sei, die französischen Barone in ihrem Unternehmen zu unterstützen und daß er — die Gutheißung seitens des Großen Rathes vorausgesetzt — bereit sei, folgende Kampfmittel zu bewilligen: 4500 Pferde, 9000 Schildknappen, 4500 Ritter und 20.000 Fußknechte nebst der entsprechenden zur Beförderung dieser Streitkraft nothwendigen Anzahl von Lastschiffen nebst 50 Galeeren; für die Verpflegung der Mannschaften und Pferde bezahlen die Vertragsschließer 85.000 Mark Silber köln. Gewicht (etwa 4½ Mill. Fr.) in Raten. Die Summe ist zu bezahlen, falls die Kreuzfahrer auch nicht vollzählig eintreffen sollten; diese haben sich zur festgesetzten Zeit einzufinden und ein Jahr unter Waffen zu bleiben. Von den gemachten Errungenschaften oder Erfolgen sollte allemal die Hälfte Venedig zufallen ....

Die Gesandten acceptirten nach eintägiger Berathung die vorstehenden Vertragspunkte, worauf eine große Volksversammlung nach San Marco einberufen wurde. Nach Villehardouin's Bericht sollten über 10.000 Menschen in der Basilica sich eingefunden haben. Das Wunderwerk selber scheint

auf den Chroniſten großen Eindruck gemacht zu haben, denn er nennt ſie die »ſchönſte der Kirchen, die es geben kann« .... Vom Dogen aufgefordert, das verſammelte Volk zu bitten, es möge zu dem geplanten Vertrage ſeine Zuſtimmung geben, ergriff Villehardouin das Wort: »Edle Herren! Die höchſten und mächtigſten Barone von Frankreich haben uns zu Euch geſchickt, und ſie rufen Eure Gnade an, daß Ihr aus Mitleid mit Jeruſalem, das unter dem Joche der Türken iſt, ihnen beiſtehen wollet, die Schmach Jeſu Chriſti zu rächen. Und ſie haben Euch erwählt, weil ſie wiſſen, daß kein Volk, das am Meere wohnt, ſo große Macht beſitzt, wie Ihr und Eure Leute. Und ſie haben uns befohlen vor Euch zu knieen und nicht eher aufzuſtehen, bis Ihr eingewilligt habt, Euch des heiligen Landes jenſeits des Meeres zu erbarmen« .... Hierauf warfen ſich die ſechs Geſandten auf die Knie und der Doge, ſowie das verſammelte Volk brach in Thränen aus. Zehntauſend Stimmen riefen im Chorus: »Wir willigen ein!« Die allgemeine Begeiſterung brach in ein ſolches Acclamationsgetöſe aus, daß die »Erde einzuſtürzen drohte«. Nachdem noch der Doge auf die Größe des Unternehmens hingewieſen und dem Volke für das an den Tag gelegte Vertrauen für die große Sache gedankt hatte, erfolgte der Austauſch der Vertragsbriefe, die feierliche Eidesleiſtung auf deren getreue Befolgung und die Feſtſetzung des Termins für das Eintreffen des Kreuzfahrerheeres. Auch bei dieſem Anlaſſe, ſowie beim Abſchiede wurde »manche Thräne der Rührung geweint« ....

Als die Kreuzfahrer ſelber nach Venedig kamen, herrlich gerüſtet, aber gerade nicht übermäßig zahlreich, war die Flotte bereit, ſie aufzunehmen. Da ſtellte ſich plötzlich Geldmangel ein. Viele der Kreuzfahrer konnten die Einſchiffungsſumme nicht erlegen und wenn auch die Barone das Möglichſte thaten, und alle ihre Baarvorräthe (»manches ſchöne Fäßchen voll Gold und Silber«) dem Dogen abgeliefert hatten, fehlten noch immer 34.000 Mark Silber. Dandolo war aber nicht der Mann, um ſich durch dieſe Vertragsſtörung in ſeinen feſtgefaßten Plänen beirren zu laſſen. Er theilte den Geſandten mit, daß der König von Ungarn (Sigismund) die feſte Stadt Zara in »Slavonien« der Republik entriſſen habe und daß dieſer Platz zurückerobert werden müſſe. Er ſei gerne bereit für die fehlende

Summe eine Fristerstreckung zu gewähren, wenn die Kreuzritter ihm nach Dalmatien folgen wollten. Darüber entstand in einem Theile des Kreuzritterheeres Murren.

Vielen war das ganze Unternehmen bereits bedenklich geworden und sie würden es gerne gesehen haben, wenn das Aufgebot schon in Venedig unverrichteter Dinge auseinander gegangen wäre. Da trat im geeigneten Augenblicke der energische und zielbewußte Doge dazwischen, indem er gelegentlich einer großen Versammlung in der Sanct-Marcuskirche auf die Kanzel stieg und folgende Worte an das Volk richtete: »Edle Herren! Ihr seid mit den besten Männern von der Welt für die größte Sache, welche jemals unternommen worden ist, verbündet. Ich bin ein alter und schwacher Mann und ich hätte wohl Ruhe nöthig, und bin am Leibe krank (das Augenlicht war fast ganz erloschen), aber ich weiß, daß Niemand Euch so gut berathen und anführen kann, als ich, der ich Euer Oberhaupt bin. Wenn Ihr genehmigen wollet, daß ich das Kreuz nehme, um Euch zu wahren und zu leiten, und daß mein Sohn an meiner Statt bleibe, um das Land zu schützen, so würde ich mitgehen, und mit Euch und den Kreuzfahrern leben und sterben.«

Das begeisterte Volk klatschte Beifall; Dandolo ließ sich am Altare das Kreuz auf die Dogenmütze setzen und stellte sich nun selbst an die Spitze der Kreuzritter. Die Einschiffung nahm geraume Zeit in Anspruch. Die größten Lastschiffe wurden mit den Steinschleudern und Wurfgeschützen, von denen über 300 vorhanden waren, befrachtet. Der zeitgenössische Chronist Robert von Clary theilt mit, daß jedem der französischen Barone eine Anzahl von Schiffen zugewiesen war, indeß der Doge sich mit 50 prachtvollen Galeeren umgeben hatte. Die Galeere, auf der sich Dandolo befand, prangte in Purpur und Gold. Unter einem seidenen Zelte wählte der greise Heerführer seinen Sitz. Bei der Abfahrt stimmte die Geistlichkeit »Veni creator spiritus« an, Fanfaren erschollen und tausendstimmiges Jauchzen mischte sich in das Gedröhne der Ruder .... »Als sie das Meer erreicht und ihre Segel gesetzt, und ihre Fahnen und Feldzeichen auf den Castellen der Schiffe aufgezogen hatten, da schien es als ob das ganze Meer wimmelte und ganz im Feuer wäre von allen den Schiffen.«

Der erste Hafen, den die Flotte anlief, war Pola. Es ist sehr fraglich, ob die Bewohner die Gäste mit großem Enthusiasmus aufgenommen hatten. Pola hatte bereits damals guten Grund der Republik zu grollen. Fünfzig Jahre vorher hatten nämlich die Venetianer die Stadt vollständig geplündert und verheert. Die nächste Zeit war mit einer Reihe von blutigen Fehden ausgefüllt, welche die rivalisirenden Mächte Venedig, Genua und Pisa um den Besitz des Gebietes von Pola ausfochten.

Am 8. October 1202 hatte Dandolo mit seiner Flotte Venedig verlassen, am 10. November kamen die Geschwader in Sicht von Zara. Die Ueberfahrt, die man heute in einer einzigen Nacht bewirken könnte, hat also mehr als einen Monat beansprucht. Der erste Anblick der dalmatinischen Festung machte einen bedeutenden Eindruck auf die Kreuzfahrer. Villeharbouin erzählt, daß viele Ritter erstaunt fragten: »Wie könnte man eine solche Stadt mit Gewalt nehmen, wenn Gott selber es nicht thut?« .... Gleichwohl forcirten die ersten Schiffe, welche angelangt waren, den Hafen, indem sie die starke Kette, welche ihn sperrte, entzwei rannten. Die Ausschiffung erfolgte der Stadt gegenüber, auf der Festlandsseite, »so daß der Hafen zwischen ihnen und der Stadt war.« Kaum hatte sich Dandolo eingefunden, erschien eine Deputation von Zaratinern im Zelte des Dogen, um ihre und der Stadt Unterwürfigkeit anzuzeigen. Dandolo meinte, er könne sich nicht früher in Verhandlungen einlassen, bis er mit den Baronen Rücksprache gepflogen haben würde. Diese willigten sofort in das Angebot ein. Leider aber hatten die Intriguanten im Kreuzfahrerheere (namentlich Simon von Monfort) kurz zuvor den Gesandten bedeutet, sie hätten von den Venetianern nichts zu fürchten, und es sei besser, die Stadt zu vertheidigen und frei zu bleiben, anstatt sie zu übergeben und in schmachvolle Sklaverei zu gerathen.

Als die Barone erfuhren, daß die Gesandten bereits abgezogen seien, geriethen sie in Bestürzung. Dazu kam noch, daß ein Herold auf dem Festungswalle der Hafenseite erschien, und mit weithin vernehmlicher Stimme die Botschaft abgab, daß Zara sich bis auf den letzten Mann vertheidigen werde. Zum Ueberflusse mischte sich nun auch der Abt von Vaux in den Handel, indem er im Namen des Papstes erklärte, der Angriff auf Zara

stimme nicht mit den Zielen und Zwecken des Kreuzheeres und sei ein verbrecherischer Act, da man hier eine gut christliche Stadt der Vernichtung weihe .... Dandolo aber war nicht einzuschüchtern. Er berief sich auf seinen Vertrag und ermahnte die Barone an demselben festzuhalten. Auch betonte er, daß es ihm ja ein Leichtes gewesen wäre, die Stadt ohne Blutvergießen in seine Gewalt zu bekommen, wenn die Mißvergnügten das Vorhaben der Zaratiner, sich freiwillig zu unterwerfen, nicht verrätherischer Weise vereitelt haben würden.

Das Loos war entschieden: Zara mußte fallen. Schon am nächsten Tage spielten die Steinschleudern und Wurfmaschinen gegen die Wälle und Thürme und nach fünftägiger Beschießung waren jene so weit zerstört, daß an einer der Breschen Leitern angelegt werden konnten. Die Zaratiner waren sofort zur Capitulation bereit. Anderen Berichten entgegen, handelte es sich demnach hier um eine ziemlich unblutige Affaire. Gleichwohl kam es nach Occupation der Stadt zu einem bedauerlichen Nachspiele, das höchst wahrscheinlich die Mißvergnügten im französischen Heere und die Geistlichkeit provocirt hatten. Nach der Capitulation hatte nämlich Dandolo die eine Stadthälfte (am Hafen) den Venetianern, die andere den Franzosen zugewiesen. Drei Tage lebten die beiden Heeresabtheilungen friedlich nebeneinander, dann aber brach ein erbitterter Kampf zwischen ihnen aus, der auf ein Haar zur gänzlichen Massacrirung der Venetianer geführt hätte. Die Ursache dieses Streites war theils die Entrüstung der Kreuzfahrer über die Venetianer, welche sie gezwungen hatten, eine christliche Stadt gegen den Willen des Papstes – also gegen ihr Gewissen — zu bekämpfen, und des herannahenden Winters wegen die Abfahrt nach Aegypten und Syrien abermals aufschoben; anderntheils war es die ungleiche Theilung der Beute, indem die Venetianer diese fast ganz für den Rest des schuldigen Fährgeldes in Anspruch nahmen.

Die Angelegenheit erhielt einen verschärften Charakter, als Papst Innocenz III. den Streifzug der Kreuzfahrer mißbilligte und über sie den Bann aussprach. Die Reuigen wurden wieder losgesprochen. Venedig aber wies jedes Schuldgeständniß und jede fremde Einmischung ab. Auch sonst hatte Dandolo mit mancherlei Mißlichkeiten zu kämpfen. Sein Heer lichtete

sich von Tag zu Tag. Einmal sagten sich 500 deutsche Ritter los und segelten auf Kauffahrteischiffen ab, kamen aber sammt und sonders im Sturme um. Auch Ueberläufer in das Lager des Königs Sigismund von Ungarn gab es. Villehardouin gebraucht für diesen Verrath den mildernden, etwas naiv klingenden Ausdruck: jene Barone hätten sich mit dem Könige von Ungarn »vertragen«. Andererseits wird der Abfall mit den religiösen Bedenken entschuldigt, welche die Abtrünnigen vorgeschützt hatten — oder möglicherweise auch wirklich hatten.

Brigg.

Noch vor Ablauf des Winters erschienen die Abgesandten des byzantinischen Erbprinzen Alexios in Zara, um die Hilfe des Kreuzfahrerheeres anzurufen. Es handelte sich um die Einsetzung seines durch den Oheim entthronten Vaters. Alexios gab das Versprechen ab, beim Gelingen des Unternehmens das byzantinische Reich dem päpstlichen Stuhle zu unterwerfen. Ferner wurden für die Bedürfnisse des Heeres 200.000 Mark Silber und Lebensmittel bewilligt. Trotz der Einwilligung des Papstes zu diesem Abkommen opponirte die Geistlichkeit im Kreuzfahrerheere und verlangte nach Syrien — dem ursprünglichen Ziele — geführt zu werden.... Unter solchen und ähnlichen Streitigkeiten verging der Winter.

Im Frühjahre segelte das Heer aus Zara ab und lief nach günstiger Fahrt Durazzo an. Von hier, wo dem Dogen gehuldigt wurde, ging es nach Korfu, wo es den Kreuzfahrern sehr gefallen zu haben scheint, denn

Villehardouin nennt sie eine »sehr reiche und fruchtbare Insel«. Der Aufenthalt währte drei Wochen — Zeit genug, um viele Mißvergnügte schwankend zu machen. Sie meinten, »das Unternehmen scheine ihnen sehr langwierig und gefährlich, und sie würden auf der Insel bleiben und das Heer absegeln lassen.« Der Einfluß dieser Leute muß immerhin bedeutend genug gewesen sein, da unser Chronist nach namentlicher Anführung der Abfälligen mit Unmuth die Bemerkung hinzusetzt, daß mehr als die Hälfte des Heeres mit ihnen übereinstimmte. Als aber die Lehensträger jene auf den Knieen baten, das Unternehmen nicht zu vereiteln und beim Heere zu bleiben, willigten sie bedingungsweise ein.

Venetianische Brazzera.

Am 24. Mai 1203 segelte die venetianische Flotte von Korfu ab und nahm ihren Curs um die Südspitze von Griechenland herum und durch den Kykladen-Archipel nach »Negroponte«. Gemeint ist offenbar der Hauptort der gleichnamigen Insel — das heutige Chalkis — da Villehardouin ausdrücklich bemerkt, es sei »eine sehr schöne Insel und eine sehr schöne Stadt« .... Auf dieser Station wurde wieder einmal Kriegsrath gehalten. Dandolo, der selber später die Aeußerung that, daß er in den griechischen Gewässern heimisch sei, und daß man in allen Stücken seinem Rathe folgen möge, bewirkte eine Trennung der Flotte, indem er ein starkes Geschwader (unter Markgraf Bonifacius und Graf Balduin von Flandern) nach der Insel Andros aufbrechen ließ. Diese Insel ist das heutige Andro, unweit der Südostspitze von Euböa gelegen. Sie ist die nördlichste der

Kykladen und nur durch einen ganz schmalen Canal — die sogenannte Oropassage — von Euböa getrennt. Die heutige Hauptstadt Andro befindet sich auf der Ostküste, während das alte Andros auf der Westküste lag; man findet von demselben nur spärliche Reste.

Die Kreuzfahrer hielten sich nur ganz kurze Zeit auf der Insel auf und eine Besitzergreifung scheint nicht stattgehabt zu haben. Villehardouin sagt: »Die Ritter durchritten die Insel und die Einwohner unterwarfen sich dem Sohne des Kaisers und gaben ihm so viel von ihrem Gut, daß sie Frieden erhielten. Dann begaben sie sich zurück in ihre Schiffe und fuhren zur See weiter« .... Die Fahrt ging durch die nördliche Hälfte des Aegäischen Meeres nach dem Hellespont — damals die St. Georgs-Meerenge genannt.

In Abydos wurde neuerdings Station gemacht. Die Stadt, von der heute nichts mehr vorhanden ist, muß also damals noch bestanden haben. Die Stelle derselben ist jenseits der schmalsten Passage zu suchen, also nicht etwa mit einem der heutigen »Dardanellen-Schlösser« identisch. Eine Strecke weiter westlich liegt nun das türkische Fort Nagara Kalessi. Die frühere Schwesterstadt Sestos, welche schräg gegenüber auf der europäischen Seite lag, wird von unserem Chronisten nicht genannt, ebenso wenig das nahe Gallipoli, wo ein Jahrhundert später ein anderer Feind der byzantinischen Herrschaft — die Osmanen — landeten.

Als nächste Station der venetianischen Flotte und des Kreuzfahrerheeres nennt Villehardouin San Stephano, ein Ort, der aus dem letzten Orientkriege allgemein bekannt geworden ist. Von hier aus erreicht der Blick das in der Ferne verschwimmende Constantinopel. Die Kreuzfahrer sind von dem Anblicke der Riesenstadt überrascht. »Nun könnt ihr glauben,« schreibt unser Chronist, »daß diejenigen, welche Constantinopel noch nicht gesehen hatten, es viel ansahen, denn sie konnten sich nicht denken, daß es in der ganzen Welt eine so reiche Stadt geben könnte, als wie diese von hohen Mauern und stattlichen Thürmen, mit denen sie rings eingeschlossen war, und die schönen Paläste und hohen Kirchen, deren es so viele gab, daß man es nicht glaubt, wenn man es nicht mit eigenen Augen gesehen hat, und endlich die Länge und Breite dieser Königin unter allen Städten!« ....

Treuherzig meint der Berichterstatter, es habe jedem Ritter im Heere »die Haut geschaudert«.

Dandolo aber versammelte die Barone und Heerführer und zeigte ihnen eine Gruppe von Eilanden seitwärts von Constantinopel. Es waren die Prinzeninseln, auf deren größten und schönsten — Principo und Antigone — heute die vornehmen Griechen und Armenier Constantinopels ihre Sommersitze haben. Dort sollte die Flotte ihre Aufstellung nehmen. Es kam aber nicht dazu und kein Grund wird angegeben, warum von der ursprünglichen Disposition abgewichen wurde. Als nämlich die Flotte im Angesichte der Stadt (die Seite am Marmara-Meer) vorübersteuerte und eine ungeheuere Menschenmenge auf den Mauern sich versammelt hatte, die die Flotte zwar feindselig empfing, ihr aber nicht den geringsten Schaden zufügte, scheint Dandolo sich eines anderen besonnen zu haben. Er ließ um die Landspitze (jetzt Serailspitze), welche mit der gegenüberliegenden asiatischen Küste die Einfahrt in den Bosporus markirt, herumwenden und bei Chalcedon Anker werfen. Die Barone stiegen sofort ans Land und nahmen von dem kaiserlichen Palast Besitz. Die Stätte von Chalcedon, auf welchem sich nun das freundliche, zumeist aus Landsitzen bestehende Kadiköj (Richterdorf) erhebt, ist die südöstlich von Scutari in das Marmara-Meer hinausgeschobene Halbinsel mit dem niederen und schmalen, zungenförmigen Ansatz im Osten, der mit jener Halbinsel eine schöne und geräumige Bucht einschließt. Es war offenbar diese Bucht, in welche Dandolo's Flotte einlief. Dadurch läßt sich auch mit einiger Sicherheit der Platz bestimmen, wo jenes Sommerschloß des Kaisers Alexios gestanden haben dürfte: die früher erwähnte niedere, nun mit Cypressen und anderen Bäumen bestandene Halbinsel im Osten von Kadiköj. Dort erhob sich später das Landhaus Belisar's, wo der berühmte Feldherr Justinian's nach seiner Abberufung und Ersetzung durch Narses noch lange Zeit im ruhigen Genusse seiner Reichthümer lebte. Die Geschichte, daß Belisar in seinen letzten Jahren als blinder Bettler umhergezogen, beruht auf einer Anekdote bei Tzetzes, der ein guter Grammatiker, aber herzlich schlechter Historiker war.

Die Landung der Venetianer und Franzosen in unmittelbarer Nähe von Constantinopel läßt voraussetzen, daß die Griechen keine energischen

Kykladen und nur durch einen ganz schmalen Canal — die sogenannte Oropassage — von Euböa getrennt. Die heutige Hauptstadt Andro befindet sich auf der Ostküste, während das alte Andros auf der Westküste lag; man findet von demselben nur spärliche Reste.

Die Kreuzfahrer hielten sich nur ganz kurze Zeit auf der Insel auf und eine Besitzergreifung scheint nicht stattgehabt zu haben. Villehardouin sagt: »Die Ritter durchritten die Insel und die Einwohner unterwarfen sich dem Sohne des Kaisers und gaben ihm so viel von ihrem Gut, daß sie Frieden erhielten. Dann begaben sie sich zurück in ihre Schiffe und fuhren zur See weiter« .... Die Fahrt ging durch die nördliche Hälfte des Aegäischen Meeres nach dem Hellespont — damals die St. Georgs-Meerenge genannt.

In Abydos wurde neuerdings Station gemacht. Die Stadt, von der heute nichts mehr vorhanden ist, muß also damals noch bestanden haben. Die Stelle derselben ist jenseits der schmalsten Passage zu suchen, also nicht etwa mit einem der heutigen »Dardanellen-Schlösser« identisch. Eine Strecke weiter westlich liegt nun das türkische Fort Nagara Kalessi. Die frühere Schwesterstadt Sestos, welche schräg gegenüber auf der europäischen Seite lag, wird von unserem Chronisten nicht genannt, ebenso wenig das nahe Gallipoli, wo ein Jahrhundert später ein anderer Feind der byzantinischen Herrschaft — die Osmanen — landeten.

Als nächste Station der venetianischen Flotte und des Kreuzfahrerheeres nennt Villehardouin San Stephano, ein Ort, der aus dem letzten Orientkriege allgemein bekannt geworden ist. Von hier aus erreicht der Blick das in der Ferne verschwimmende Constantinopel. Die Kreuzfahrer sind von dem Anblicke der Riesenstadt überrascht. »Nun könnt ihr glauben,« schreibt unser Chronist, »daß diejenigen, welche Constantinopel noch nicht gesehen hatten, es viel ansahen, denn sie konnten sich nicht denken, daß es in der ganzen Welt eine so reiche Stadt geben könnte, als wie diese von hohen Mauern und stattlichen Thürmen, mit denen sie rings eingeschlossen war, und die schönen Paläste und hohen Kirchen, deren es so viele gab, daß man es nicht glaubt, wenn man es nicht mit eigenen Augen gesehen hat, und endlich die Länge und Breite dieser Königin unter allen Städten!« ....

Treuherzig meint der Berichterstatter, es habe jedem Ritter im Heere »die Haut geschaudert«.

Dandolo aber versammelte die Barone und Heerführer und zeigte ihnen eine Gruppe von Eilanden seitwärts von Constantinopel. Es waren die Prinzeninseln, auf deren größten und schönsten — Principo und Antigone — heute die vornehmen Griechen und Armenier Constantinopels ihre Sommersitze haben. Dort sollte die Flotte ihre Aufstellung nehmen. Es kam aber nicht dazu und kein Grund wird angegeben, warum von der ursprünglichen Disposition abgewichen wurde. Als nämlich die Flotte im Angesichte der Stadt (die Seite am Marmara-Meer) vorübersteuerte und eine ungeheuere Menschenmenge auf den Mauern sich versammelt hatte, die die Flotte zwar feindselig empfing, ihr aber nicht den geringsten Schaden zufügte, scheint Dandolo sich eines anderen besonnen zu haben. Er ließ um die Landspitze (jetzt Serailspitze), welche mit der gegenüberliegenden asiatischen Küste die Einfahrt in den Bosporus markirt, herumwenden und bei Chalcedon Anker werfen. Die Barone stiegen sofort ans Land und nahmen von dem kaiserlichen Palast Besitz. Die Stätte von Chalcedon, auf welchem sich nun das freundliche, zumeist aus Landsitzen bestehende Kadiköj (Richterdorf) erhebt, ist die südöstlich von Scutari in das Marmara-Meer hinausgeschobene Halbinsel mit dem niederen und schmalen, zungenförmigen Ansatz im Osten, der mit jener Halbinsel eine schöne und geräumige Bucht einschließt. Es war offenbar diese Bucht, in welche Dandolo's Flotte einlief. Dadurch läßt sich auch mit einiger Sicherheit der Platz bestimmen, wo jenes Sommerschloß des Kaisers Alexios gestanden haben dürfte: die früher erwähnte niedere, nun mit Cypressen und anderen Bäumen bestandene Halbinsel im Osten von Kadiköj. Dort erhob sich später das Landhaus Belisar's, wo der berühmte Feldherr Justinian's nach seiner Abberufung und Ersetzung durch Narses noch lange Zeit im ruhigen Genusse seiner Reichthümer lebte. Die Geschichte, daß Belisar in seinen letzten Jahren als blinder Bettler umhergezogen, beruht auf einer Anekdote bei Tzetzes, der ein guter Grammatiker, aber herzlich schlechter Historiker war.

Die Landung der Venetianer und Franzosen in unmittelbarer Nähe von Constantinopel läßt voraussetzen, daß die Griechen keine energischen

genehm und verwunderlich. Sie verkannten, daß die Griechen den gesalbten und rite installirten Kaiser auch als den rechtmäßigen anerkannten. Außerdem war bekannt geworden, daß Isaak's Sohn, Alexios, die kirchliche Unterwerfung von Byzanz unter Rom versprochen hatte.

Nach diesem Vorfalle war es entschieden, daß die Entscheidung den Waffen überlassen werden mußte. Nach gegenseitiger Vereinbarung wurde beschlossen, daß die Venetianer zur See, das Kreuzfahrerheer zu Lande angreifen sollten. Vorerst aber mußte die Kette, welche den Hafen (das goldene Horn) sperrte, gesprengt werden. Die Kette lief vom sogenannten Galatathurm zur gegenüberliegenden Landspitze von Byzanz und ruhte auf mächtigen Piloten. Jener Thurm ist nicht mit dem heutigen gleichen Namens zu verwechseln. Dieser erhebt sich nämlich auf der Anhöhe, dermalen an der Grenzscheide zwischen Galata und Pera, während jener ältere Thurm hart am Meeresufer stand. Hier kam es zuerst zum Kampfe. Der Thurm wurde von Engländern und Dänen vertheidigt. Die Angreifer hatten — was geradezu unbegreiflich ist — ohne Schwierigkeit die Landung bewirkt und dem Thurme auf Armbrust-Schußweite sich genähert. Ein in der Nacht versuchter Ausfall wurde abgewiesen und zeitlich Morgens der Angriff gleichzeitig zu Land und zur See bewirkt. Die Besatzung wurde nach kurzer Gegenwehr entweder niedergemacht oder entfloh; gleichzeitig sprengten die Galeeren die Kette und drangen in das goldene Horn ein. Das venetianische Schiff »Adler« war das erste im Hafen.

Das Landheer nahm unterdessen seinen Weg von der Landungsstelle längs des nördlichen Ufers, immer im Angesichte der Stadt, bis zur Stelle, wo der Fluß Barbyssos (heute die »Süßen Wässer« genannt) in das goldene Horn einmündet. Dort befand sich eine steinerne Brücke, die aber theilweise zerstört war. Balduin ließ in einer Nacht die Schäden gut machen, zog hierauf ins Weichbild der Stadt und errichtete in einiger Entfernung von dem kaiserlichen Palaste Blachernä ein Lager. Die Flotte blieb kampfbereit am entgegengesetzten Ufer. Es war also eine Kampfbereitschaft auf ungewöhnlich kurze Entfernungen, sozusagen Auge in Auge. Aus den weiteren Berichten Villehardouin's und seines Zeitgenossen Nicetas geht hervor, daß die Stadt schlecht vertheidigt wurde. Der Angriff erfolgte gleichzeitig zu Lande und

zur See. Sehr heldenmüthig hielt sich Dandolo, von dem unser Chronist die folgende Episode erzählt: »Nun sollt ihr eine wunderbare Heldenthat hören! Nämlich der Doge von Venedig, welcher ein alter Mann und stockblind war, stand ganz bewaffnet am Bug seiner Galeere und hatte die Fahne des heil. Marcus vor sich; und er rief den Seinen zu, sie sollten ihn ans Land setzen, wo nicht, so sollten sie es an Leib und Leben büßen. So thaten sie also; sie lassen die Galeere stranden, springen heraus und tragen die Fahne des heil. Marcus zu Lande vor ihm her.« Dieses Beispiel des heldenmüthigen Greises wirkte ungeheuer begeisternd auf die Angreifer. Gleichwohl konnten die Venetianer sich nur am Rande der Stadt festsetzen, da die Uebermacht des Feindes eine geradezu erdrückende war. Alexios ordnete überdies einen Ausfall nach der Landseite hin an. Nach übereinstimmenden Berichten sollen es 100.000 Mann gewesen, eine Streitmacht, die unter anderer Führung von Anbeginn her in der Lage gewesen wäre, jeden feindlichen Angriff abzuweisen. Die vereinigten venetianisch-französischen Heerhaufen aber zählten Alles in Allem 40.000 Streiter. Als Dandolo Botschaft von dieser gewaltigen Uebermacht erhielt, räumte er sofort seine Position und eilte den Franzosen zu Hilfe. Lange wagte kein Theil anzugreifen. Als Alexios sah, daß sein Gegner die Verpalissadirungen nicht verlassen wolle, zog er sich mit seiner ganzen Streitmacht zurück. So kläglich hat wohl nie ein Kaiser Thron und Reich im Stiche gelassen.

Am nächsten Tage war Alexios aus Constantinopel verschwunden. Das Volk — ohnedies nicht sehr kampflustig — eilte nach dem Gefängnisse, in welchem sich der geblendete Kaiser Isaak befand und brachte ihn im Triumph nach dem Schlosse Blachernä, um ihm als Herrscher zu huldigen. Dann verfügten sich Abgesandte ins feindliche Lager, welche von der Wendung der Sachlage Bericht erstatteten. Eine Gegendeputation machte dem reinstallirten Kaiser zu wissen, daß die Kreuzfahrer gekommen seien, um Alexios auf den Thron zu heben, und der Schwergebeugte willigte schließlich ein, seinen Sohn zum Kaiser von Byzanz zu krönen. Am 1. August 1203 wurde unter großer Feierlichkeit die Krönung vollzogen.

Als der wiedereingesetzte Alexios durch Charakterlosigkeit das Vertrauen der Venetianer und Byzantiner verlor und ermordet ward, entbrannte

der Kampf von Neuem. Ueber zwei Monate widerstand Constantinopel, wurde aber schließlich mit Sturm genommen, geplündert und verheert, während an der Bevölkerung Grausamkeiten aller Art begangen wurden. Unermeßlich war die Beute, welche die Lateiner machten. Es wurden 400.000 Mark Silber vertheilt, desgleichen zahlreiche Werthgegenstände und »Reliquien«. Die vier herrlichen Bronzepferde, ein Thor der Sophienkirche und andere Kunstschätze kamen nach Venedig, um San Marco und den Dogenpalast zu schmücken. Das griechische Kaiserreich wurde aufgehoben und an dessen Stelle das lateinische gesetzt. Balduin wurde zum Kaiser gekrönt, Thomas Morosini, ein vornehmer Venetianer, als Patriarch eingesetzt. Das Quartier Pera in Constantinopel und eine Reihe vorzüglicher Küstenpunkte, sowie viele Inseln in den griechischen Gewässern fielen an Venedig, das sich auf diese Weise eine Kette von Etappen seiner Herrschaft und Handelsthätigkeit schuf. Die orientalischen Colonien bildeten fortan eine neue Quelle der Macht und des Reichthums und eine heilsame Ableitung für einheimischen Adelsehrgeiz, da die in Venedig nicht verwendeten Edelleute in den Colonien und Factoreien Staatsanstellungen erhielten .... Dandolo selber sollte nicht wieder in Venedig einziehen. Als Datum des Todes des Dogen wird der 1. Juni 1205, als sein Alter 97 Jahre angegeben. Er hatte sich, wie Nicetas erzählt, bei dem anhaltenden Reiten nach dem Rückzuge der Lateiner aus Constantinopel, einen schweren Bruch zugezogen und erlag diesem Leiden. Wenn ein vaterländischer Chronist von ihm sagt: »Alles, was er gewollt, habe er in seinem Leben aufs Herrlichste erreicht,« so ist gleichwohl sein Tod kein beneidenswerther. Er starb schmerzhaft und in einem Augenblicke, wo er nicht ohne seine Schuld das größte Werk seines Lebens fast zertrümmert sah.

Die Umgestaltung des byzantinischen Kaiserreiches in ein lateinisches war von der größten Tragweite für die Entwicklung der ferneren Beziehungen zwischen Abendland und Morgenland. »Alles, was ein Geschichtsforscher zur effectvollen Darstellung braucht, findet sich im vierten Kreuzzuge enger und übersichtlicher als in jedem anderen Ereignisse zusammengedrängt. Großartige Gegensätze der Leidenschaften und Erfolge, von der milden Idylle der Bergpredigten in Frankreich bis zur wilden Tragik der

Einnahme Constantinopels; dazwischen ein wogendes Gedränge von idealer, beinahe Don Quixotte'scher Begeisterung; von Gebet, das sich allmächtig glaubt, und Habsucht, die es beinahe wird; von byzantinischem Intriguengeiste, von päpstlicher Weltklugheit und venetianischer Rechenkunst, die immer im rechten Augenblicke, wie nach dem Gesetze des Dramas, eingreifend,

Fischerbarke in den Lagunen von Venedig.

eine allzu rasche Entwicklung der Dinge staut; dann schließlich, und auch dieses wieder wie in den Regeln der dramatischen Kunst gegeben, noch einmal ein jähes Auf und Nieder verzweifelter Hoffnungen, ob das Gewonnene zu behaupten sei, bis es hinsiecht unter den verbündeten Schwertern der Byzantiner und Türken, langsam und kläglich wie ein verwundeter Held endet, der Nächte lang auf trostlosem Schlachtfelde ohne Hilfe lag, oder wie Egmont's Lampe erlischt mit den hinsterbenden Klängen der Beethoven'schen Musik. Und als Personale für dieses Trauerspiel eine Shakespeare'sche Fülle von Charakteren und ein Scenarium wie sie Tizian

und Paolo Veroneſe nicht zuſtimmender und prächtiger ihren Martyrologien und Gaſtmälern gegeben haben; als fortwirkendes Motiv aber einen großen und durch die ganze Weltgeſchichte gegangenen Zweck, die Verſchmelzung des Orients mit dem Occident, in welchem unterirdiſch die Vorſehung arbeitet, daß trotz dem kurzſichtigen Wollen der Einzelnen wirklich bleibende Vortheile für die Sitten, den Reichthum, die Kunſt und das Wiſſen der Menſchheit daraus erblühen, ſo daß die Epiſode hierdurch auch, wie es die Wünſche der neueren Geſchichtsſchreibung bedingen, mit der Culturgeſchichte und Volkswirthſchaft in Zuſammenhang gebracht werden könnte.«

Für uns iſt es beſonders wichtig zu erfahren, daß mit der Vernichtung der byzantiniſchen Herrſchaft die Venetianer zum erſtenmale auch auf Korfu Fuß faßten. Da das byzantiniſche Kaiſerreich aufgehört hatte zu beſtehen, wurden, nach der Logik der lateiniſchen Eroberer, auch deſſen einzelne Theile herrenlos. Im Sommer 1205 landete eine Flotte, welche den Patriarchen Tommaſo Moroſini nach Conſtantinopel zu bringen hatte, an der Inſel. Sie war von Giacomo Moroſini befehligt. Er hatte den Auftrag, die Inſel in Beſitz zu nehmen. Die Aufgabe erforderte einige Anſtrengung, gelang aber ſchließlich, Dank der unentſchloſſenen Haltung der Korfuoten, welche von dieſer Wendung der Dinge offenbar überraſcht wurden. Nach dem Abzuge der venetianiſchen Flotte gingen aber den Inſulanern die Augen auf und ſie erhoben ſich, um den eingeſetzten fremden Statthalter zu verjagen. Held dieſer Bewegung war der »Corſar und Erzpirat« Leone Vetrano, ein Parteigänger von ſeltener Kühnheit und Unternehmungsluſt. Venedig ſchien indeß nicht gewillt, den kaum errungenen koſtbaren Beſitz im Handumdrehen wieder zu verlieren. Im Frühling 1206 erſchien abermals eine Flotte vor der Inſel und die Landungstruppen konnten ſich nach kurzem Kampfe in den Beſitz der Inſel ſetzen. Damit aber künftighin die Luſt zu Erhebungen und Unabhängigkeits-Erklärungen einen Dämpfer erhalte, ließ die Republik den im Joniſchen Meere aufgebrachten Vetrano und weitere ſechzig Edle der Inſel kurzweg aufknüpfen.

An Einſchüchterung ließ es alſo die Republik, wie man ſieht, keineswegs fehlen. Noch aber war die Zeit nicht gekommen, wo ſich Venedig der dauernden Herrſchaft auf der Phäakeninſel erfreuen ſollte. Nach wenigen

Jahren fiel Korfu dem Fürsten Michael I. von Epirus zu. Die auf der Insel bereits angesiedelten Venetianer waren in Folge dessen in großer Gefahr und würden sicher insgesammt niedergemetzelt worden sein, wenn der neue Herrscher nicht aus Staatsraison und Klugheit vorgezogen hätte, sich mit der mächtigen Republik in ein freundschaftliches Einvernehmen zu setzen und die Colonisten nachdrücklichst in Schutz zu nehmen. Gleichwohl ereignete sich unter der Regierung Theodor's, Bruders des in Berat 1214 ermordeten Michael I., ein Zwischenfall, der auf ein Haar abermals die bewaffnete Intervention Venedigs heraufbeschworen hätte. Ein venetianischer Handelsmann scheiterte an der Küste von Korfu und der Statthalter Theodor's übte Strandrecht. Darauf hin blockirten die Venetianer die Küste von Epirus, bis Theodor Genugthuung gegeben hatte (1228).

Alle diese Vorgänge trugen sich unter dem Dogat Pietro Ziani's (1205—1228) zu. In seiner Begeisterung für die orientalische Machtstellung der Republik ging er so weit, daß er die Absicht an den Tag legte, den Dogensitz nach Constantinopel zu verlegen. Natürlich war der Große Rath minder phantastisch gesinnt und legte gegen derlei Pläne Verwahrung ein. Darauf hin entsagte Ziani. Die Dogenwürde fiel nun durch das Los zwischen zwei Candidaten auf Jacopo Tiepolo (1228—1249), einen talentvollen, kräftigen Dogen, der mit einer Flotte von 25 Galeeren das abfällig gewordene Kandia wieder unterwarf und an den Ostküsten der Adria die Herrschaft des Marcuslöwen nach Kräften zu befestigen suchte. So erschien im Jahre 1243 eine Flotte unter persönlicher Führung des Dogen vor Pola, das erobert und aus Rache, daß es sich unter das Protectorat von Genua begeben hatte, auf die grausamste Weise verheert und geplündert wurde. Die Mauern und Befestigungswerke der Stadt wurden dem Erdboden gleichgemacht, damit sie aufhöre ein fester Platz zu sein. Ein ähnliches Schicksal traf Zara.

Während so Venedig in der Fremde mit Feuer und Schwert schaltete, gedieh in der Lagunenstadt ein Tempelbau, der künftighin zum Pantheon der Republik werden sollte. Es ist dies die Kirche San Giovanni e Paolo — eine imposante gothische Kirche, welche im Jahre 1253 bereits so weit gediehen war, daß der Gründer Jacopo Tiepolo darin begraben werden

konnte. Im Jahre 1268 wurde hier der Nachfolger Tiepolo's, der Doge Ranieri Zeno beigesetzt. Unter ihm eroberten die Griechen Constantinopel wieder, ein äußerst harter Schlag für die Venetianer, da die Genuesen, welche den Griechen beigestanden waren, von da ab in der Levante, namentlich aber im Schwarzen Meere das Uebergewicht über ihre Rivalen erlangten.

Unter dem Dogat Lorenzo Tiepolo, Jacopo Contarini und Giovanni Dandolo erweitert die Republik ihre Machtstellung in Istrien. Die Unzufriedenheit der dortigen Bevölkerung gegen die Regierung des Patriarchen von Venedig, welcher im Jahre 1243 nicht im Stande war das Land vor der Katastrophe, über die wir weiter oben berichtet, zu schützen, wurde so groß, daß in vielen Städten Aufstände ausgebrochen waren und die Gemeinwesen sich für unabhängig erklärten. Capo d'Istria unterwarf sich mehrere Gemeinden, bekriegte Pirano und bedrohte Parenzo. Letzteres, welches dem Angriffe der vereinigten Städte nicht zu widerstehen vermochte, ergab sich, Schutz suchend, zuerst an Venedig. Diesem Beispiele folgten bald andere Städte, und zwar Umago und Cittanuova 1269, San Lorenzo 1271, Montona 1276, Capo d'Istria 1278, Pirano und Isola 1283. Viel später (erst unter dem Dogat Francesco Dandolo's) erfolgt die Unterwerfung von Rovigno, Pola und der Städte in Süd-Istrien .... Die Unterwerfung von Parenzo unter die venetianische Republik begründete demnach eine denkwürdige Epoche, denn seit dieser Zeit begannen die Venetianer festen Boden in Istrien zu gewinnen, mit dem Bestreben, Herren der ganzen Provinz zu werden.

In der nächsten Zeit griffen innere Maßnahmen platz, die für die Republik von großem Belange wurden. Wir haben im Verlaufe unserer Mittheilungen wiederholt die Wahrnehmung gemacht, wie die venetianische Staatsverwaltung mehr und mehr rein oligarchische Formen annahm. Die ersten Volksaufstände und Ermordungen von Dogen gaben den ersten Anlaß zur Kräftigung des aristokratischen Elementes. Unter Mar. Morosini (dem Nachfolger Jacopo Tiepolo's) ward eine neue Zuspitzung der Aristokratie dadurch eingeleitet, daß eine Veränderung in der Ergänzung des Großen Rathes erfolgte. Die Ergänzung sollte von nun ab nicht mehr durch 12, sondern durch 4, welche zu Michaeli je 100 Räthe zu wählen

hatten, und durch 3, welche die Wahl für die jeweiligen Ergänzungen trafen, vorgenommen werden. Unter Pietro Gradenigo (1288—1310) wurde das Goldene Buch der rathsfähigen Adelsfamilien geschlossen. Nur diejenigen Familien, welche in diesem Jahre (es war das Jahr 1296) den Großen Rath bildeten und in den vier vorausgegangenen Jahren bei demselben waren, wurden hinfort Mitglieder des Rathes. Die Quarantie hatte die Richtigkeit zu bestätigen. So wurde die Aristokratie zur geschlossenen Regierung. Nur die altadeligen und populären Familien bildeten von nun ab den wahren Adel.

Diese strammere Organisation hatte indeß ihre üblen Folgen. »Da die Mehrzahl der Eroberungen Venedigs von dem Hause Dandolo ausgegangen und neue aristokratische Tendenzen in diesem Geschlechte weckte, trat ihr die Familie Tiepolo entgegen. Endlich versuchten 1310, als Venedig wegen des Besitzes von Ferrara mit dem Papste stritt und durch den Kirchenbann seine auswärtigen Handelsgüter gefährdet waren, mehrere zurückgesetzte Adelsfamilien (die Tiepolo, Quirini, Barozi, Badoer) unter Anführung des Bajamonte Tiepolo durch Waffengewalt die Verfassung zu stürzen. Eine Schaar Verbannter und Söldner sollte gegen den Dogenpalast ziehen. Aber der Doge erhielt Kunde und ließ den Marcusplatz besetzen; hier kam es zu schwerem Kampfe, in welchem die Verschworenen unterlagen und nach Abbruch der Rialtobrücke zum Theil entfliehen konnten.«

Der verunglückten Revolution von 1310 folgte der Schlußstein des Aristokraten-Regiments: Die Einsetzung der Staatsinquisition, der sogenannte Rath der Zehn (Consiglio dei Dieci), ein furchtbares Polizeigericht, das sich mit allen Schrecken einer geheimen Macht umgab. Dieser Rath der Zehn ertheilte durch das Statut vom 3. Januar 1313 einem Comité von Dreien aus seiner Mitte den Auftrag, die geheimsten Zweige der Verschwörer und Feinde Venedigs aufzuspüren und zu diesem Zwecke jedes Mittel anzuwenden, um der Verdächtigen habhaft zu werden. Dieses Comité durfte die Bestrafung der von ihm schuldig Befundenen verfügen, wie es ihm gut schien, eventuell unter Anwendung der härtesten Torturen und mit dem Rechte der Lebensstrafe. Alle anderen Staatsverbrechen, welche nicht unmittelbar mit der Verfassungsänderung im Zusammenhange standen,

wurden wie bisher vor das Forum der Quarantie, der höchsten richterlichen Instanz der Republik gebracht. Im Jahre 1335 erfolgte durch ein besonderes Decret die Bestätigung des Rathes der Zehn »für alle Zeiten«.

Mit diesen Mittheilungen haben wir in der chronologischen Reihenfolge unserer historischen Rückblicke um einige Jahrzehnte vorausgegriffen. Wir müssen nämlich eines Ereignisses gedenken, das noch in das Dogat Giovanni Dandolo's fällt — eines Ereignisses, welches von der größten culturgeschichtlichen Bedeutung ist. Venedig, das den Welthandel angebahnt und dem Abendlande den Orient erschlossen hatte, darf sich rühmen, die ersten Weltreisenden die seinen zu nennen. Es sind dies die Brüder Maffeo und Nicolo Polo und der berühmteste von Allen, Marco Polo, Nicolo's Sohn. Sie waren die ersten Europäer, welche Central- und Ostasien betraten, durch die fernen Meere schifften, die die Küsten Japans, Indiens und der Sunda-Inseln bespülen, und nach langjähriger Abwesenheit Kunde von jenen Ländern brachten, von denen bis dahin die fabelhaftesten Vorstellungen herrschten. Angebahnt wurden diese großartigen Reisen durch die beiden Brüder Polo. Sie hatten sich im Jahre 1260 in Constantinopel Handelsgeschäfte halber aufgehalten, und waren von hier nach der Krim und über die Wolga nach Bokhara gegangen, wo sie drei Jahre verblieben. Eine eben vom Khan von Persien zum Großkhan der Mongolen, Kublai, abgegangene Gesandtschaft gab die Veranlassung, daß die Genannten die weite Reise antreten konnten.

Kublai hatte eben die Herrschaft angetreten und seine Residenz von Karakorum nach Cambalu (Peking) verlegt. Zugleich hatte er den Titel eines »Kaisers von China« angenommen. Als die ersten Fremden des Westens, welche die weite Reise gemacht hatten, wurden sie ehrenvoll und gastlich empfangen. Bei ihrer Rückreise reich beschenkt, mußten sie versprechen wiederzukommen und erhielten sogar einen Brief an den Papst mit, in welchem der Kaiser denselben bat, ihm hundert fromme, erfahrene Männer zu schicken, die das Christenthum in seinem Reiche einführen könnten. Die Erfüllung dieser Bitte war etwas bedenklich. In unseren Tagen freilich sind tausend Gottesgelehrte leicht aufzutreiben, aber für jene Zeit war selbst diese weit kleinere Zahl schwer zusammenzubringen. Der respectabelste Paß —

eine Goldplatte mit eingeprägtem kaiserlichen Siegel — erleichterte den kühnen Reisenden die Heimkehr, welche nach neunjähriger Abwesenheit glücklich erfolgte.

Im Jahre 1271 traten die beiden Brüder zum zweitenmale die Reise an, nahmen aber diesmal Nicolo's Sohn Marco mit sich. Er war damals ein Jüngling von 17 Jahren, aber voll des Feuereifers und der Unternehmungslust, welche die damaligen Venetianer auszeichnete. Mit welchen Schwierigkeiten in jenen Zeiten eine so große Reise verbunden war, geht schon aus deren langer Dauer hervor. Die Polo befanden sich nämlich die Kleinigkeit von vierthalb Jahren unterwegs! Natürlich wurden die Fremden auch diesmal mit Ehren empfangen, sicher ein Beweis, daß in früheren Jahrhunderten auch asiatische Machthaber, die durch den Verkehr mit den meist eigennützigen europäischen Mächten noch nicht verdorben waren, zugänglicher gewesen sein mochten, als dermalen. Ganz besonders war es aber diesmal Marco Polo, welcher sich durch seine Klugheit und Geschicklichkeit bei dem Beherrscher des Mongolenreiches — des größten, das die Sonne je beschienen — angesehen und beliebt machte. Er ward »Ehrenbegleiter« des Kaisers, später sogar Gouverneur der großen und wichtigen Provinz Manji.

In solcher Stellung und auf den mit ihr verbundenen vielfachen amtlichen Reisen hatte Marco Polo die beste Gelegenheit sich mit allen Verhältnissen jener fernen, dem Abendlande unbekannten, ihrer Natur, Geschichte und Cultur nach höchst merkwürdigen Ländern vertraut zu machen. Nach mehr als zwanzigjährigem Aufenthalte erwachte in den drei wackeren Venetianern die Sehnsucht nach ihrer geliebten Heimat. Der Kaiser aber, der die Fremden lieb gewonnen hatte, und ihre weitere Unterstützung in Rath und That schwer vermißt haben würde, konnte sich nicht entschließen, die Europäer ziehen zu lassen. Es sollen ihnen fabelhafte Schätze geboten worden sein, um sie zum Bleiben zu bestimmen. Kurz, die Abreise wurde rückgängig gemacht und würde auch in nächster Zukunft kaum zu bewirken gewesen sein, wenn mittlerweile nicht ein Zwischenfall eingetreten sein würde, der den Kaiser umstimmte. Der Khan von Persien hatte nämlich eine kaiserliche Prinzessin zur Frau erbeten und Kublai willigte ein. Die Polo wurden

nun auserlesen, den Brautzug nach seinem Bestimmungsorte zu führen und zwar auf dem üblichen Landwege. Die Beschwerden und Fährlichkeiten waren aber so bedeutend, daß der ganze Gesandtschafts- und Brautzug umkehren mußte. Auf den Rath Marco's wurde nun versucht, das Reiseziel auf dem Seewege zu erreichen. Der Kaiser willigte ein und ließ eine förmliche Flotte, vierzehn große Viermaster, ausrüsten, bemannen und in See gehen. Die Reise war nicht eben glücklich. Java wurde erst nach einer

Hof des Dogenpalastes mit der Riesentreppe.

schweren Seefahrt von drei Monaten erreicht, und stürmisches Wetter hielt sie monatelang im Sunda-Archipel zurück. Erst nach anderthalbjähriger Fahrt erreichten sie den Persischen Meerbusen. Hier angelangt, erfuhren die Polo, daß der persische Khan mittlerweile gestorben sei. Die Braut wurde, da an eine Rückreise nicht zu denken war, dem Thronfolger zugeführt. Viel betrübender war für die Polo die Nachricht, welche sie in Täbris — ihrem Reiseziele — erhielten: das Ableben ihres großmüthigen Beschützers Kublai-Khan. Daß die Nachricht von dem Tode des Kaisers früher in Täbris (doch offenbar [illegible] der [illegible] einlangen konnte, als die Reisenden,

bewies, daß die Seefahrten damaliger Zeit von ganz unverhältnißmäßig langer Dauer waren.

Wenn wir die geographischen Resultate von Marco Polo's Reisen überblicken, werden wir erst inne, was dieser Mann für die damalige Zeit geleistet hatte. Er war der erste Reisende, welcher durch ganz Asien seinen Weg genommen hatte und alle jene Gebiete durch eigene Anschauung kennen lernte, von denen man im Abendlande so viel wie nichts wußte. Diese Länder waren Persien, die Hochländer von Badakschan, die Steppen der Mongolei, die Wiege jener Macht, welche noch kurz vorher als ungeheuere Völkerfluth in Europa eingebrochen war und den Welttheil zu verschlingen drohte. Marco Polo war auch der erste Reisende, welcher das Geheimniß, das China umschloß, lüftete und die ersten Nachrichten über dessen Reichthum und Größe nach Europa bringen konnte. Länder, welche auch heute noch sehr der Durchforschung bedürfen, wie China, Tibet, Birma, die Laos-Gebiete, Siam u. s. w. wurden durch ihn zuerst bekannt. Auch von den Sunda-Inseln wußte man vor Polo nicht viel, von Indien kaum mehr als die bekannten Alexandrinischen Fabeln des Ktesias überliefert hatten. Wo die eigenen Erfahrungen nicht ausreichten, zog Polo Erkundigungen ein, und auf diese begründete er seine hochinteressanten Beschreibungen einzelner Gebiete Sibiriens, von Ostafrika und Madagaskar, Abessinien u. s. w.

Marco Polo's Reisen sind weltberühmt geworden. Sie bildeten, obgleich anfänglich bezweifelt, die Grundlage zu allen späteren Entdeckungen im fernen Osten. Selbst heute ist das Polo'sche Reisewerk eine Fundgrube für den geographischen Fachmann, eine Quelle der Anregung für den Liebhaber abenteuerlicher Reisen. Wir besitzen gegenwärtig nicht weniger als 58 Ausgaben dieser Reisen: 23 italienische, 16 englische, 8 lateinische, 7 deutsche, 5 französische, 3 spanische, 1 portugiesische und 1 holländische, nebst einer großen Zahl von commentatorischen Schriften. Was die Reisenden selber betrifft, so begreift man, daß ihr plötzliches Auftauchen in Venedig Anlaß gab, sie anfänglich für Betrüger zu erklären. Sie waren über Constantinopel und Griechenland im Jahre 1295, also nach genau fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit, in Venedig angelangt. Die Zeit war auch sonst nicht günstig. Der Doge Pietro Gradenigo hatte eben die Vorarbeiten zur stram-

meren Organisirung des Aristokraten-Regiments getroffen, war aber hierbei durch einen sehr ernsten Conflict mit Genua überrascht worden. Als die Polo in ihrer Heimatstadt eintrafen, hatten die Venetianer bereits mehrere Niederlagen erlitten. Die Zeit war ernst genug, und das Erscheinen dreier Venetianer, welche in ihrem Wesen viel Barbarisches hatten, ihre Muttersprache mit fremdartiger Betonung und mit barbarischen Ausdrücken untermengt redeten, gab zu denken. Den größten Widerstand fanden die Polo auf Seite ihrer — Erben. Die Reisenden waren, als verschollen, längst für todt ausgegeben worden. Ein Versuch der Heimgekehrten, von ihrem Hause Besitz zu ergreifen, wurde gewaltsam verhindert. Die Polo aber hatten aus Asien unermeßliche Schätze mitgebracht und diese sollten über alle Schwierigkeiten hinweghelfen. Blos reich zu sein, genügte den Braven nicht. Sie wollten auch erkannt sein, ihre Leistungen anerkannt sehen, in ihren Mittheilungen gehört werden. Es wurde also ein großes Festmahl arrangirt, bei dem die Polo Gewänder von unerhörter Pracht trugen und auch sonst der denkbar größte Aufwand gemacht wurde. Schon zeigten sich die Versammelten geneigter die Identität der Angekommenen mit den verschollenen Polo anzuerkennen, als diese zu einem Possenspiel seltsamer Art griffen. Sie legten nämlich ihre sehr defecten Reisekleider an und erschienen im Saale. Diener trennten die Nähte und das Futter und nun ergoß sich ein wahrer Lichtstrom in den Saal, hervorgerufen von den unzähligen Edelsteinen, Diamanten, Rubinen und Smaragden, welche im Futter der Gewänder eingenäht waren. Damit war der Beweis erbracht, daß man wirklich die verschollenen Polo vor sich habe. Die Erben wurden entschädigt und die Heimgekehrten nahmen von ihrem Hause wieder Besitz. Es lag und liegt in der Straße San Giovanni Chrisostomo und führte durch Jahrhunderte den Namen: La corte del Milione — »der Palast des Millionärs« ....

Leider sollte der genuesisch-venetianische Zwischenfall auch für einen der Polo, Marco, böse Folgen haben. Im alten Abenteuerdrange stellte er sich dem Commandanten der venetianischen Flotte Andrea Dandolo zur Verfügung, und erhielt von diesem das Commando einer Galeere. Sie fiel in die Hände des Feindes, und Marco Polo mußte ins Gefängniß nach

Genua. Sein Ruhm milderte indeß die Gefangenschaft. Während derselben ordnete er seine Reisenotizen und dictirte sie einem genuesischen Freunde in französischer Sprache. Viel später — im Jahre 1307 — besorgte er eine neue — und wie man heute sagen würde — umgearbeitete Ausgabe, und zwar gleichfalls in französischer Sprache. Da er erst im Jahre 1323 starb, konnte er noch Zeuge der großen Revolution vom Jahre 1310 und des Gemetzels auf dem Marcusplatze und in der Merceria sein, wo der Kampf durch die persönliche Bravour des Dogen Gradenigo zu Gunsten der Staatsgewalt ausfiel.

Weiter über die Bedeutung der Polo'schen Reisen zu sprechen, erscheint uns überflüssig. Wir kommen also auf unsern geschichtlichen Ueberblick der Republik zurück .... Im Jahre 1312 hatte der Doge Giovanni Soranzo (bis 1328) den Dogenstuhl bestiegen. Unter ihm hat sich ein Zwischenfall zugetragen, der mehr als irgend ein anderer den venetianischen Stolz tief verletzt haben mochte. Um nämlich Venedig von dem päpstlichen Banne zu befreien, mußten die gewaltigsten Anstrengungen gemacht werden. Endlich gab der Papst nach, aber erst dann, als der venetianische Gesandte — Francesco Dandolo — zur Versinnbildlichung der Demüthigung der Republik, längere Zeit, einem Hunde gleich, unter dem Tische des Papstes gelegen war. Diese Schmach hatte übrigens für den wenig beneidenswerthen Gesandten keine üblen Folgen, denn nach dem Ableben Soranzo's fiel die Dogenwürde auf Francesco Dandolo (1328—1339), unter dem der Terrorismus gegen jeden Umsturzversuch oder Machteingriff im Innern, seinen Höhepunkt erreichte. Es traten eine Menge neuer Tribunale und Commissionen ins Leben, die das Schreckensregiment der geheimen Polizeieinrichtung an Macht und Einfluß wesentlich gewinnen ließen.

Zum Ueberflusse bringt das nächste Dogat (Andrea Dandolo, 1342 bis 1354) eine furchtbare Bescheerung, wie Venedig sie nie früher und nie später wieder erfuhr. Ein von der Krim angekommenes Schiff hatte — Pestkranke an Bord. Sie wurden, sorglos genug, ausgeschifft und verbreiteten so die Seuche, die unter dem Namen des »Schwarzen Tod« als die furchtbarste Epidemie, von welcher Europa je heimgesucht wurde, bekannt ist. Sie brach im Jahre 1347 aus und soll in Venedig allein

100.000 Menschen binnen 18 Monaten weggerafft haben. Wenn nun diese Ziffer auch übertrieben sein mag, so war Venedig nach Erlöschen der Seuche gleichwohl nur mehr ein riesiger Friedhof.

Es wäre eine dankbare Aufgabe, das grausige Bild auszumalen, welches die Dogenstadt in jener Zeit dargeboten haben mochte. Sicher wäre damals das Gemeinwesen für lange Zeit, wenn nicht für immer total vernichtet gewesen, wenn sich die Seuche auf Venedig allein beschränkt hätte. Indessen wurde durch sie der ganze Erdtheil zu einem ungeheuren Leichenhause. In Europa dürften damals durch die Pest 25 Millionen Menschen hinweggerafft worden sein. Wo alles zu leiden hatte, konnte Venedig getrost mit leiden. Schon wenige Jahre später gab es sich seiner alten Rührigkeit hin, umsomehr, da die Genuesen wieder entschiedener als die unversöhnlichen Gegner der Republik von San Marco auftraten. In der Schlacht bei Negroponte (1352) wurden die Venetianer sogar geschlagen; dafür aber erstürmte bald darauf der heldenhafte Nicolo Pisani, Admiral der Republik, das Genuesen-Viertel zu Constantinopel, und richtete in demselben ein schreckliches Blutbad an. Dann kommt wieder eine bewegte Zeit im Innern. Im Jahre 1354, also unmittelbar nach der Niederwerfung der genuesischen Präponderanz in Constantinopel und im Mittelmeer (hier durch Grimaldi) fiel die Dogenwürde auf Marino Falieri. Er war bereits ein Greis von 80 Jahren, als er sich auf dem breiten Podest der Riesentreppe im Dogenpalaste vor den versammelten Großen das herzogliche Baretto — das »corno ducale« — aufsetzte .... Das Schicksal dieses Dogen kennt alle Welt. Byron, der ihn zum Helden einer Tragödie gemacht hatte, hat über ihn die eingehendsten Studien angestellt, die auch für unseren Zweck beachtenswerth sind. Hauptquelle des Dichters waren die venetianischen Chroniken und Sanudo's »Leben der Dogen«. Wenn wir die betreffenden Mittheilungen kurz zusammenfassen, so war Marino Falieri ein Mann von Talent und Muth. Er war Oberbefehlshaber der Landmacht bei der Belagerung von Zara, wo er mit seinem Heere das feindliche von 80.000 Mann schlug, 8000 Mann in der Schlacht tödtete und während des Kampfes die Belagerer in Schach hielt. Er eroberte Capo d'Istria, war Gesandter in Genua und Avignon, auf welch' letzterem Posten er die Nachricht von seiner Wahl zum Dogen

erhielt. Seine Abwesenheit von Venedig ist übrigens ein Beweis, daß er jene Wahl nicht beeinflußt, am wenigsten sie durch Intriguen erstrebt haben konnte. Uebrigens erfuhr er den Tod seines Vorgängers und seine Wahl in einer und derselben Stunde. Sanudo erzählt, Marino Falieri habe lange Jahre vor seiner Wahl als Podestà von Treviso dem dortigen Bischof eine Maulschelle versetzt, als dieser bei einer Processíon gezaudert hatte, die Monstranz herbeizubringen. Natürlich stellt der fromme Sanudo dem Uebelthäter für diese Rohheit die Strafe Gottes in Aussicht, verschweigt aber, ob der Rath der Zehn den Uebelthäter zur Verantwortung gezogen habe. Später nahmen die Inquisitoren derlei Gewaltacte sehr streng, wie denn auch aus dem Jahre 1471 ein Fall bekannt ist, wo Bartolomeo Memmo wegen Beleidigung des Podestà von Padua kurzweg aufgehenkt (!), seine dabei betheiligten Brüder auf ein Jahr ins Gefängniß geworfen wurden.... Byron nimmt an, daß der erste Beweggrund zur nachmaligen Verschwörung des Dogen in der groben Beleidigung Steno's zu suchen sei, der einige anstößige Worte an den herzoglichen Thron angebracht und von der Quarantie mit einer nur allzu milden Strafe bedacht wurde. Zu berücksichtigen wäre freilich, daß Steno einer der drei -- Inquisitoren war. Jene anstößigen Worte sollen eine Huldigung an die Dogaressa gewesen sein, was wenig glaublich ist, da der Ruf dieser Dame ein tadelloser war. Hervorgehoben wird nur deren Jugend und Schönheit. In Byron's Tragödie schlägt das beleidigte Ehrgefühl des Gatten durch, wenn der Doge sagt:

.... Noch sah ich nicht
Mein schuldlos Weib, das schmählich man verleumdet,
Weil einen Greis zum Eh'gemahl sie wählte,
Da dieser ihres Vaters Freund, Beschützer
Von ihrem Hause war, als weilte nur
In Weiberherzen Lust an jugendlichem,
Bartlosem Antlitz — drum hab' ich an ihr
Des Schurken Schändlichkeit nicht heimgesucht,
Rief auf sein Haupt des Staats Gerechtigkeit,
Die man dem niedrigsten Geschöpfe schuldet,
Das süße Treu' von einem Weib besitzt,
Das eines Hauses theueren Herd besitzt,
Das fleckenloser Ehre Ruf besitzt,
Wenn Alles von fluchwürd'gem Hauch des Spottes
Und der Verleumdung ward befleckt....

Eine andere Version lautet wie folgt: An einem Hoffeste nahm ein junger, armer Edelmann — Michele Steno — der eines der Fräulein aus dem Gefolge der Dogaressa liebte, theil. Er stand inmitten der Frauen, betrug sich aber in indiscreter Weise und ward auf Befehl des Dogen aus dem Saale gewiesen. Nach Beendigung des Festes ging der aufgebrachte Steno in den Audienzsaal und schrieb unziemliche Worte über den Dogen und dessen Gemahlin auf den hölzernen Dogenstuhl. Der Senat befahl den Avvogadori der öffentlichen Wohlfahrt mit der größten Strenge vorzugehen. Der Thäter ward entdeckt. Die Quarantie ließ ihn verhaften und Steno gestand, daß er in der Aufregung, vor den Augen seiner Geliebten so fortgeschickt worden zu sein, jene Worte geschrieben habe. Der Rath verurtheilte den Uebelthäter in Anbetracht seiner Jugend zu zwei Monaten Haft und einem Jahr Verbannung. Ueber diese milde Strafe ergrimmte der Doge in hohem Grade. Nun sollte sich bald hierauf ereignen, daß der Arsenalsaufseher Bertuccio von einem Angehörigen der Adelsfamilie Barbano thätlich mißhandelt wurde, da jener sich weigerte, eine von diesem verlangte Auskunft zu geben. Bertuccio lief sofort zum Dogen und forderte Strafe. ....»Denke an die Strafe Steno's,« sagte der Doge, »und dann kennst Du den Schutz, den die Quarantie der verletzten Person leistet« .... Hierauf soll der Aufseher geantwortet haben: »Doge, wollt Ihr die Köpfe jener Adeligen, so habe ich den Muth, wenn Ihr mich rächen wollt, Euch zum Fürsten des Staates zu machen« .... So entstand die Verschwörung Falieri's.

Der wesentliche Unterschied zwischen beiden Versionen liegt weniger im eigentlichen Sachverhalt, denn in der Person jenes Michele Steno. In dem einen Falle ist er Mitglied des höchsten Polizeigerichtes in Venedig, im anderen ein simpler Edelmann, der sich gegen die gute Lebensart vergangen .... Die Version, wie sie Byron giebt, erscheint uns verdächtig, da der Dichter auf derselben Seite des Commentares zu seinem Trauerspiele einen unanfechtbaren Irrthum begeht. Er läßt nämlich Marino Falieri als venetianischen Gesandten beim Papste in — Rom (!) weilen, in einer Zeit, da der päpstliche Stuhl sich in Avignon befand. Erst im Jahre 1367 (16. October) zog Papst Urban V. wieder in den Vatican

ein. Zur Zeit der Verschwörung Falieri's saß Papst Innocenz VI. (d'Albert aus Limoges) auf dem päpstlichen Stuhl zu Avignon.

Ganz unzweifelhaft ist, daß der Doge ehrgeizige Pläne hegte und nicht erst durch eine Unterrocksgeschichte usurpatorische Gelüste erwachen fühlte. Diesen letzteren wird auch Byron gerecht, indem er seinem Helden folgenden Monolog in den Mund legt:

Doge

(nimmt die herzogliche Mütze.)

....Ein eitles Spielzeug!
Mit Dornen einer Krone rings besetzt,
Das die beschimpften Stirnen nie geweiht
Mit hoher Majestät der Könige;
Dich Spielzeug, eitel glänzend, goldgeschmückt,
Setz' ich gleichgiltig auf wie ein Visir.

(Setzt die Mütze auf.)

Wie drückst Du auf dem Haupte; meine Schläfen
Pulsiren fiebrisch unter Schmuck, der schmachvoll.
Kann ich Dich nicht in eine Krone wandeln?
Kann ich das Scepter nicht in Stücke schlagen,
Das hundertarmig die Patrizier halten,
Das Volk mißachtend und als Sklaven selbst
Den Fürsten unterdrückend? Einst hab' ich
Gar manche That vollbracht, die sicherlich
Nicht leichter schien. — Für wen? — Für Undankbare,
Die also lohnen. — Doch kann ich's vergelten? —
O, nur ein Jahr, o, nur ein einz'ger Tag
Der vollsten Jugend, als der Körper noch
Der Seele diente, wie ein edles Roß
Dem Reiter, und zerschmettern würd' ich sie!

Die Verschwörung nahm den folgenden Verlauf .... Die Hauptleiter derselben vertheilten sich in die Quartiere und bearbeiteten das Volk. Ein künstlich genährter Aufstand war nämlich zum Erfolge absolut nothwendig. Im geeigneten Momente sollte die Glocke des Marcusthurmes, die unter alleinigem Befehle des Dogen stand, bei Tagesanbruch ertönen. Wenn dann der Adel herbeieilte, um den Grund des Alarms zu erfahren, sollten die bei den Eingängen zum Marcusplatz versteckten Aufrührer über die Ankömmlinge herfallen und sie niedermetzeln. Daß es zu diesem Blutbade nicht kam, verdankte man der in Venedig üblichen Angeberei, Spionage und Verrätherei. Schon war der Tag der Empörung — der 15. April 1355

— festgesetzt, als einige Adelsfamilien (Lioni, Cornaro, Gradenigo) von dem Anschlage Wind bekamen. Der Rath der Zehn trat sofort zusammen und die Inquisitoren bemächtigten sich der Hauptverschworenen. Das zur Aburtheilung dieser letzteren eigens zusammengestellte Tribunal bestand aus dem Rathe der Zehn, zehn Staatsleitern und einer Junta von zwanzig Mitgliedern. Die Gerichtsprocedur währte kurz. Der Doge und seine Complicen waren geständig. Man verurtheilte diese zum Galgen, jenen zur Enthauptung. Am Fuße der Riesentreppe starb — bei verschlossenem Palaste — Marino Falieri unter dem Richtschwerte .... Byron legt seinem Helden die letzten Worte in den Mund (zum Scharfrichter gewendet):

.... Jetzt, Sklave, thue
Was Deines Amtes; führe schnell den Schlag,
Wie ich ihn gegen Feinde sonst geführt;
Den Schlag, wie ich ihn Jenen zugedacht,
Den Schlag, so tief und schneidend, wie mein Fluch!
Schlag zu! — Nur einmal ....

Und hierauf die Scene auf der Piazzetta:

Erster Bürger.

Ist er todt?

Zweiter Bürger.

Ich sah das Schwert
Herniedersinken — Halt, was seh'n wir dort?

Ein Haupt der Zehn

(tritt auf den Balkon mit dem blutigen Schwerte, schwingt es dreimal vor dem Volke und ruft:)

Es ward sein Recht dem mächtigen Verräther!

(Die Thore werden geöffnet. Das Volk dringt herein. Der Vordere ruft zu den Rückwärtigen:)

Die Riesentreppe rollt das Haupt hinab ....

Der Leichnam Marino Falieri's wurde in einem schwarzen hölzernen Kasten im Vorplatz der Capella della Pace in der Kirche San Giovanni e Paolo beigesetzt. Die Inschrift auf seinem Steinsarge, der 1815 in der Scuola di S. Marco wieder aufgefunden wurde, lautet: »Hier ist der Doge Venedigs begraben, Verräther des Staates; Scepter, Vermögen und Ehr' fielen dahin und — der Kopf!« ....

Nach diesem Zwischenfall wurde die Aufmerksamkeit der Venetianer wieder nach Außen abgelenkt, allerdings durch Ereignisse, von denen die stolzen Republikaner wenig erbaut gewesen sein mögen. Venedig hatte sich

schon seit langem als ausschließlichen Herrn der Adria erklärt, konnte indeß gleichwohl nicht dem bedenklich überhand nehmenden Piratenunwesen steuern. Den größten Schaden durch dasselbe nahm König Ludwig von Ungarn, der die Nothwendigkeit erkannte, Herr der dalmatinischen Küste zu werden, und demgemäß der Republik den Krieg erklärte. Bis vor Mestre gelangten die ungarischen Truppen. Venedig beeilte sich Frieden zu schließen und trat die dalmatinischen Küstenpunkte an Ungarn ab. Die nächsten zwanzig Jahre (1359—1379) war die Republik vielfach im Auslande beschäftigt. Nament-

Garibaldi-Brücke in Chioggia.

lich Kandia — dieser Tummelplatz zahlreicher Revolutionen aller Jahrhunderte — gab ihr zu schaffen. Das Endresultat konnte aber nicht zweifelhaft sein und die auf dem Fuße folgende »Pacification« brachte Hunderte in die gefürchteten Kerker von Canea, in denen auch so mancher von den Staatsinquisitoren verbannte Venetianer sein Leben beschloß.

Alle Drangsale der Vorjahre sollten indeß die mit dem Jahre 1379 beginnenden Kämpfe mit den Genuesen überbieten. Die Kämpfe dieses Krieges — des sogenannten »Chioggiakrieges« — begannen mit dem Ueberfalle der genuesischen Flotte unter Lucian Doria auf die venetianische im Canal von Fasana bei Pola. Nur vier venetianische Galeeren konnten entkommen. Hierauf bemächtigten sich die Genuesen der Stadt Pola und

ließen derselben die ganze Wucht ihres Zornes fühlen. Sie wurde vollkommen zerstört und geplündert, aller ihrer Kostbarkeiten beraubt, indem auch die Kirchen und Klöster, die von den Venetianern früher meist geschont worden waren, von den siegenden Horden heimgesucht wurden. Bald hierauf drangen die Genuesen in die Lagunen ein. Sie besetzten die Insel Chioggia und schlugen ihr Hauptlager zu Malamocco auf. Vom Marcusthurme aus konnte man also die verhaßten Gegner in ihrem ganzen Thun und Treiben beobachten. An einen Angriff ohne Flotte war aber nicht zu denken. Um eine solche zu schaffen, brachten Adel und Kaufmannschaft riesige Opfer und schon im December desselben Jahres (1379) konnten 34 Galeeren in See gehen. Es geschah bei Nacht und die Genuesen auf Chioggia wurden förmlich überrumpelt. Die Lage der Insel, seeseits geschützt durch das Litorale di Sottomarina und nur durch eine einzige Brücke mit diesem in Verbindung stehend, erwies sich außerordentlich günstig zur Vertheidigung. Außerdem standen die Vertheidiger durch den schiffbaren Brenta-Fluß mit Padua in Verbindung. Alle Provisionen während dreier Jahre kamen von dort. Aber gerade diese vorzügliche Lage als Vertheidigungsobject sollte den Genuesen verhängnißvoll werden. Als nämlich der genuesische Commandant Pietro Doria einen der beiden Ausgänge ins offene Meer suchte (Porta di Chioggia im Norden, Porta di Brondolo im Süden des Litorales von Sottomarina), fand er ihn verlegt, durch Schiffsstrunke und Wracks unpassirbar. Dennoch zog sich die Belagerung in die Länge. Die Angreifer erhielten eine unerwartete Verstärkung in den 14 Galeeren des levantinischen Flottenführers Carlo Zeno, der jene Fahrzeuge während eines furchtbaren Sturmes, der seine Flotte zersprengte, zusammengehalten hatte. Der schließliche Erfolg konnte also nimmer zweifelhaft sein. Am 27. Juni 1381 ergab sich Tizio Cibò, der an Stelle des gefallenen Pietro Doria zuletzt das Commando auf Chioggia führte. Bei 5000 Genuesen und 32 Galeeren (in Anbetracht der namhaften Unfälle und Mißgeschicke Venedigs zur See eine außerordentlich willkommene Beute) fielen den Siegern in die Hände. Carlo Zeno aber legte die Hände nicht in den Schoß, sondern stach in See, um alle kleineren Geschwader der Genuesen aufzusuchen, zu vernichten oder zu zersprengen. Selbst der Hafen von Genua war bedroht.

Der Capitulation von Chioggia folgte der Friede am 12. August desselben Jahres auf dem Fuße. Venedig hatte seinen gefährlichsten Rivalen bezwungen und durfte nun stolzer denn je sein Haupt erheben. Wie bei allen früheren Anlässen, welche zu einer Erstarkung der inneren und äußeren Macht der Republik führten, kam auch diesmal das Volk zu kurz. Der Freistaat hatte den Gipfel seiner Macht und seines Glanzes erstiegen, aber von Freiheit war keine Spur. An den inneren Angelegenheiten nahm das Volk von nun ab keinen Antheil mehr. Selbst die Ernennung der Pregadi fiel der Aristokratie zu. Der Adel entfremdete sich übrigens nicht nur dem Volke, sondern auch dem Handel und Gewerbsleben und beschäftigte sich fast ausschließlich mit Politik.

Bald nach Beendigung des Chioggiakrieges nahm die Republik eine ihrer Lieblingsideen, an der sie mit besonderer Zähigkeit festhielt, auf: die Erwerbung der Insel Korfu .... Welche Ereignisse sich auf dieser Insel seit Ende des vierten Kreuzzuges bis zur Mitte des XIV. Jahrhunderts abspielten, darüber haben wir weiter oben berichtet. Wir knüpfen an die Herrschaft des Despoten von Epirus wieder an und bringen jenes Familienereigniß in Erinnerung, durch welches der Hohenstaufe Manfred Herr der Insel wurde. Wie bekannt hatte derselbe die schöne Helena, Tochter Michael's II., nach Manfred's tragischem Ende in der Schlacht bei Benevent, geheiratet. Auf Korfu währte indeß die hohenstaufen'sche Lehensherrschaft fort. Michael II. aber dachte anders. Da nun der Hohenstaufe todt und von dieser Seite keine Hilfe mehr gegen die Paläologen zu erwarten war, ließ er den Verweser von Korfu durch Gift beseitigen. Diese Treulosigkeit fruchtete gleichwohl wenig. Die Korfuoten blieben hohenstaufenisch gesinnt und ernannten an Stelle des ermordeten Chinardo ein anderes Mitglied dieser Vasallenfamilie — Garnier d'Aleman — zum Reichsverweser und Stellvertreter der in Neapel mit ihren drei Söhnen eingekerkerten (s. S. 447) Helena. Erst als es unzweifelhaft wurde, daß die Macht der Hohenstaufen endgiltig vernichtet und Karl von Anjou Sieger sei, ließen sich die korfuotischen Lehensträger aufs Unterhandeln ein und entsendeten im Winter des Jahres 1267 eine Gesandtschaft an den Angiovinischen Hof. Das Ergebniß derselben war die Bestätigung des Verwesers Garnier d'Anjou.

Damit war die Insel angiovinisch geworden. Die inneren Vorgänge auf ihr in den nächsten hundert Jahren glauben wir übergehen zu sollen, da sie nicht zum Gegenstande gehören. Wohl aber ist es von Interesse, die Anstrengungen Venedigs, behufs Erwerbung Korfus, im Detail zu verfolgen. Um Gewalt anzuwenden, war die Republik viel zu klug; sie verlegte sich auf diplomatische Schleichwege. Der geistreiche A. v. Warsberg giebt in seiner »Geschichte Korfus« interessante Aufschlüsse über diese Vorgänge. Wir bringen dieselben im Nachfolgenden auszugsweise vor .... Im Jahre 1351 unterhandelten die Venetianer nach langer Pause wieder einmal mit dem inzwischen zur Herrschaft gelangten Robert von Tarent (der Linie von Anjou-Tarent) über den Verkauf der Insel. Man bot für Korfu und Buthroton und das Hoheitsrecht auf Kephalonia und Zante 60.000 Ducaten. Aber es kam nicht dazu. Doch hielt Venedig die besten Beziehungen aufrecht und ein Consul der Republik residirte fortwährend auf der Insel. Auch unter der Regierung des dritten Herrschers der tarentinischen Dynastie (Philipp II.) wurden wieder Verkaufsverhandlungen mit Venedig geführt. Schon gegen Ende 1366 schickte Philipp II. deshalb einen gewissen Masello Biscia nach der Dogenresidenz. Und dieses Mal zerschlug sich das Project erst im letzten Augenblicke.

Aber die venetianischen Gelüste ruhten nicht. Die tumultuarischen Vorgänge auf Korfu, durch welche die Insel zeitweilig der Krone von Neapel entrissen wurde, zeigten, daß die Zustände und Gemüther auf Korfu nicht mehr in einer festen Hand lagen, daß auch nach der Ansicht Aller die Zukunft zweifelvoll und unsicher geworden war. So bereitete sich der Abfall der Insel an die Venetianer vor. »Er lag in der Luft. Venedig war damals der starke Magnet, von dem sich solche herumschwimmende schutzlose Splitter gerne anziehen ließen. Allerdings wurde er mit starkem Willen und vieler Geschicklichkeit nach ihnen gestellt.«

Das Werkzeug Venedigs zu den nun folgenden diplomatischen Intriguen war dessen Consul, der gewandte und schlaue Giovanni Paninsacho. Sein und der Republik Bestreben war, die Zustände auf der Insel als unhaltbar und gar sehr der Aenderung bedürftig darzustellen. Man kennt derlei Praktiken seitens der italienischen Diplomatie aus jüngerer und allerjüngster

Zeit. Giovanni Paninſacho konnte ſeiner Regierung ſchon unmittelbar nach der Revolution, welche der Uſurpator Jacop de Vaux hervorgerufen hatte, berichten: »Gar viele angeſehene Barone und Bürger zögen die ſichere Herrſchaft der Republik den ewigen Schwankungen, denen das Königreich Neapel unterworfen ſei, vor.« Und die Antwort des Senates lautete: »Der Conſul ſolle vor Allem den Adeligen und den anderen gutgeſinnten Männern für ihre löbliche Abſicht danken. Er habe ihnen weiters wiſſen zu machen, daß ſolche Treue nie vergeſſen werden würde. Die Republik werde ſie immer gleich ihren Kindern betrachten, wie die That beweiſen werde. Einſtweilen möchten ſie ſich gedulden. Paninſacho möge ſie inzwiſchen ausforſchen über die Vorrechte und Privilegien, welche ſie zum Dank für ſo edle Geſinnungen erwarten, alſo ſie durch Hoffnungen, die aber keine Verſprechungen ſein dürften, zur That und zum Ausharren beſtechen u. ſ. w.«

Mit dieſer geheimen diplomatiſchen Action liefen offene Unterhandlungen mit dem Könige Karl III., welche von Pietro di Compoſtella geführt wurden. Ueber diplomatiſche Mittel und Schleichwege niemals verlegen, ordnete der Senat an, daß Compoſtella ſich auch mit Jacop de Vaux ins Einvernehmen ſetzen ſollte, ob derſelbe nicht gewillt ſei, die Inſel der Republik gegen ein Darlehen von 30.000 Ducaten als Pfand zu überlaſſen; »denn man wollte gleich von Anfang die Rechtstitel des neuen Eigenthums nach allen Seiten ſicherſtellen.« De Vaux war durch eine revolutionäre Bewegung von Korfu verdrängt worden (obwohl er perſönlich die Inſel nie betreten hatte), das Beſitzrecht Karl's III. alſo immerhin anfechtbar. Der Kniff mit dem Darlehen lag darin, daß die Republik dieſe, und womöglich eine noch größere Summe, für die »Verwaltung der Inſel« in Rechnung ſtellen wollte. Wenn dann de Vaux nicht zahlte, war das Pfand verfallen. Für den Fall aber, daß de Vaux von der Verpfändung der Inſel nichts wiſſen wollte, hatte Compoſtella den Auftrag, jenen einen Pachtſchilling von 3000 Ducaten per Jahr zu bieten. Der Handel wurde gegenſtandslos, da Compoſtella in Trani Jacop de Vaux nicht anweſend gefunden hatte .... Es wurde in Folge deſſen nicht ganz ein halbes Jahr ſpäter ein anderer Unterhändler, Nicolo Girardo, an Karl III. und de Vaux geſchickt und ähnliche Bedingungen vorgebracht. De Vaux würde

vielleicht eingewilligt haben, während Karl III. entschieden ablehnte. Der Republik — die immer vorsichtig negociirte — war es aber darum zu thun, »daß nur mit Zustimmung aller zur Abtretung entfernt Berechtigten« das Geschäft überhaupt abgeschlossen werde. Sie faßte sich also in Geduld.

Auf Korfu setzte unterdessen der Consul Giovanni Paninsacho sein Minirwerk fort. Gleichzeitig wurde mit den Baronen der Insel insgeheim unterhandelt, ihnen Waffen geliefert und jede Unterstützung zugesagt .... So wühlte und intriguirte die Republik fortgesetzt, bis der richtige Zeitpunkt sich ergab, um einzuschreiten. Die Neapolitaner hatten ein venetianisches Handelsschiff confiscirt, und die Republik glaubte sich nun berechtigt, Repressalien zu üben. Natürlich gehört zu solcher Schlauheit auch einiges Glück, und dieses ergab sich für Venedig durch den Tod Karl's III. Daraufhin wurden alle Vorbereitungen getroffen, um die Insel zu annectiren. Der Zufall brachte es mit sich, daß diese Action eine andere zur Folge hatte, welche gleichfalls zu Gunsten Venedigs ausfiel. Nach dem Tode Karl's III. erschien nämlich Jacopo di Scrovigni, der unter dem verstorbenen Könige gedient hatte, auf der Insel, um deren Statthalterschaft zu übernehmen. Nun war aber dieser Mann gleichzeitig ein Parteigänger der Carrara von Padua, der gefährlichste Feinden der Republik. Niemals würde Venedig zugegeben haben, daß Carraresen die Insel Korfu — den »Schlüssel zur Adria« — annectirten. Die Sache war übrigens nicht so gefährlich, für die Republik aber immerhin ein Anlaß, nun auch gegen ihre gefährlichen Nachbarn auf dem Festlande einzuschreiten. Die Carrara hatten, nach dem Ableben des ersten Herzogs von Mailand, überdies die Absicht, ihre früheren Besitzungen den Mailändern wieder zu entreißen, und verbanden sich zu diesem Zwecke mit den gleichfalls geschädigten Scala von Verona. Aber das Bündniß der Herzogin-Witwe mit Venedig brachte in einem einjährigen Kriege, den dieses mit Soldtruppen unter Malatesta auf dem Festlande und zu Meer führte, die Städte Vicenza, Feltre, Belluno, Verona und Padua (1404 und 1405). Der greise Francesco Carrara ward sammt seinen zwei Söhnen in einen Käfig gesperrt und hernach erdrosselt.

Viel früher als diese Katastrophe sich zutrug, hatte Venedig das Schicksal [illegible]s landete Truppen auf Korfu, drängte den

Jacopo di Scrovigni bis in die Festung zurück und beschoß dieselbe .... Daß das Alles möglich war, beweist, daß die Korfuoten denn doch nicht gar so sehr venetianisch gesinnt waren. Auch konnte sich Scrovigni, dem sicher die Folter und Strick bevorstanden, wenn die Venetianer ihn erwischten, noch rechtzeitig in Sicherheit bringen .... Am 28. Mai 1386 capitulirte die Citadelle von Korfu und damit war die Insel venetianisch.

Wir knüpfen nun wieder an die Ereignisse an, welche auf den siegreichen Krieg gegen die Carrara und Scala folgten. Venedig hatte durch den erfolgreichen Ausgang dieses Feldzuges seine Herrschaft auch auf dem Festlande erweitert und befestigt. Zur See hatte die Republik das alte Kriegsglück gegenüber ihrer nie ganz zu demüthigenden Rivalin — Genua .... So standen die Dinge zu Beginn des XV. Jahrhunderts. Unter dem Dogat Michele Steno's (1400 bis 1413), der den Paduanerkrieg führte, wurde auch Lepanto und Patras in Griechenland erworben .... Aber ein neuer Gegner, der die Republik von nun ab durch Jahrhunderte bedrängen sollte, war auf dem Schauplatze erschienen — die Osmanen. Der erste Sultan, welcher mit Venedig handgemein wurde, war Mohammed I. Die ganze Welt war gespannt, wie der Zwischenfall enden werde. Da kam die Nachricht nach Venedig, daß Pietro Loredano mit seinen Galeeren auf der Höhe von Gallipoli (am Nordende der Dardanellen) die osmanische Flotte zersprengt und zum Theile vernichtet habe. Die Türkennoth hatte übrigens das Gute, daß viele der schwächeren griechischen Herrscher sich unter den Machtschutz Venedigs begaben. Gleichzeitig siegte der venetianische Feldherr Filippo d'Arcelli mit einem Landheer über den Kaiser Sigismund, der die Politik seines Schwiegervaters, des Königs Ludwig von Ungarn fortsetzte. Welcher Machtfactor Venedig in jener Zeit (zweites Jahrzehnt des XV. Jahrhunderts) war, ersieht man aus den Angaben, welche der sterbende Doge Tommaso Mocenigo († 1423) einigen Senatoren machte. Die Republik umfaßte damals ein Landgebiet von 2000 Quadratmeilen; sie hatte 6 Millionen Ducaten Staatsschulden, bei einer Jahreseinnahme von 1 Million Ducaten. Der Gesammtumlauf des Handels betrug 10 Millionen, welche 4 Millionen abwarfen. Die Zahl der Handelsschiffe betrug 3000, die der Kriegsflotte 45 eigentliche Kriegs- und 300 andere Galeeren — alle Schiffe zusammen

mit 19.000 Seeleuten und 16.000 Schiffzimmerleuten. Die Häuser von Venedig hatten 7 Millionen Ducaten Schätzungswerth, ihr Miethertrag gewährte $^1/_2$ Million. Es gab 1000 Nobili von 70 bis 4000 Ducaten Einkommen. Die Einwohnerschaft belief sich auf 190.000 Seelen.

Mit dem vielgeprüften Dogen Francesco Foscari (1423 bis 1457) bricht eine bedeutsame Zeit herein. Wer hätte nicht von diesem Manne gehört, der dem Rathe der Zehn vorsaß, um aus seinem Munde das

Fischplatz in Chioggia.

Urtheil gegen seinen unglücklichen Sohn Jacopo zu vernehmen? Wer hätte nicht tief ergriffen die Byron'sche Tragödie aus der Hand gelegt, nachdem er alle Schauer dieses Dramas durchempfunden. Sicher hat jedem in der Erinnerung die Stimme der energischen, aber liebevollen Marina, der Gattin des gefolterten Jacopo nachgeklungen — sie, welche die venetianische Tyrannis mit den furchtbaren Worten gebrandmarkt hatte:

.... Diese alten Menschenteufel
Mit einem Fuß im Grab, mit todten Augen,
Die nicht von Thränen, nur von Alter triefen,
Mit langen, weißen, spärlich dünnen Haaren,

Mit schwachen Händen, Häuptern so gelähmt
Als ihre Herzen hart sind, die berathen,
Ersinnen Ränke, streichen Menschenleben,
Als gälte Leben mehr nicht als das todte
Gefühl in ihrer fluchbeladenen Brust!«

Francesco Foscari hatte mit Glück die äußeren Feinde bekämpft. Zwar ein gegen Visconti von Mailand geführter glücklicher Feldzug hatte nur zur Folge, daß die Besiegten abermals zu den Waffen griffen und ein auf dem Po vorgedrungenes Geschwader der Venetianer vernichteten. Gegen derlei Unglücksfälle hatte die Republik ihre besonderen Gegenmittel. Der gefürchtete Feldhauptmann Carmagnola, welcher — wie der Rath der Zehn meinte — versäumt habe, dem bedrängten Geschwader rechtzeitig zu Hilfe zu eilen, wurde unter Vorspiegelung von anzuknüpfenden Friedensunterhandlungen nach Venedig gelockt, dort feierlich empfangen, dann aber des Nachts aus seinem Bette geholt und in den Kerker geworfen. Da Carmagnola früher die Truppen des Herzogs von Mailand befehligte, sich aber entzweit hatte und nun an die Spitze der venetianischen Truppen trat, schöpfte der Rath der Zehn Verdacht wegen seines saumseligen Benehmens vor und nach der Katastrophe, welche das venetianische Geschwader auf dem Po getroffen hatte. Angeklagt und grausam gefoltert, legte er ein (erzwungenes) Geständniß ab und ward am Abend des 5. März 1452 mit einem Knebel im Munde zwischen die beiden Säulen auf der Piazzetta geführt und enthauptet.

Visconti gab indeß nicht nach. Er bediente sich zunächst eines Sprößlings der früheren Herren von Padua als Werkzeug und stürzte so diesen ins Verderben. Er ward gefangen, wie üblich gefoltert und hingerichtet. Schließlich aber erzwangen sich die Venetianer einen vortheilhaften Frieden, der ihnen namhafte Gebietserwerbungen auf dem oberitalienischen Festlande verschaffte. Auf diese Erwerbungen spielt Foscari an, wenn er in Byron's Tragödie (II. Act, 1. Auftritt) sagt:

.... »Ich fand sie als Seekönigin,
Und hinterlasse sie als Fürstin von
Der Lombardei; es thut mir wohl, daß ich
Kann sagen: Ich flocht in ihr Diadem
Die Edelsteine Brescia und Ravenna,
Crema und Bergamo gehören ihr;
So ist ihr Landgebiet durch mich gewachsen,
Und ihre Seeherrschaft schmolz nicht dabei.«

Im Innern aber wühlte die finstere Intrigue während der ganzen vierunddreißigjährigen Regierungszeit Foscari's. Seine Hauptfeinde waren die Loredan, namentlich der Admiral Pietro Loredan, der Sieger wider Mohammed I. bei Gallipoli. Fast der ganze Rath der Zehn bestand aus Mitgliedern jener Familie. Kein Wunder also, daß sie alle Mittel aufwandten, um dem Dogen seine Existenz so viel wie möglich zu verbittern. Zwar hatte dieser zweimal seine Entlassung verlangt, aber nicht erhalten, da es der Gegenpartei sich weniger um die Beseitigung des Verhaßten, als vielmehr darum handelte, entweder den Dogen oder seine Familie durch irgend einen herbeizuführenden Zwischenfall für immer unmöglich zu machen.

Francesco Foscari aber war und blieb unanfechtbar. Es mußte also sein Sohn als Opfer in die Staatsangelegenheiten hineingezerrt werden. Bei der Stimmenmehrheit, welche die Loredan im Rathe der Zehn besaßen, konnte es denselben nicht schwer fallen, Jacopo Foscari anzuklagen und in den Kerker zu werfen. Man denke sich die moralische Marter: der Vater an der Spitze des Tribunals, welches über seinen schuldlosen Sohn aburtheilen sollte. Jacopo wurde den fürchterlichsten Torturen unterworfen, ohne ein Geständniß abzulegen. Er ward hierauf in die Verbannung geschickt, erlag jedoch den Verletzungen, welche er durch die Seiltortur und die Feuerbrände erlitten hatte, noch bevor er sein geliebtes Venedig verließ.

Damit nicht zufrieden, namentlich aber enttäuscht durch das negative Resultat der Tortur an Jacopo Foscari, richtete sich nun der ganze, mehr und mehr offen auftretende Haß gegen den Dogen. Zweimal hatte man dessen Demission abschlägig beschieden; jetzt war der Zeitpunkt gekommen — nicht etwa eine erneute Demission anzunehmen — sondern die Absetzung des Dogen zu decretiren. Als Grund wurde vorgeschützt, daß Foscari seit dem Tode seines Sohnes die Sitzungen vernachlässigt habe. Der Doge wurde verhalten, binnen drei Tagen den Dogenpalast zu räumen. Auf seinen Stab gestützt, verließ der greise Mann das Heim, in welchem er durch 34 Jahre geschaltet, und zwar, wie die Geschichte dargethan hat: nie zum Nachtheile der Republik geschaltet hat.

»Die Treppe will ich heut'
Hinuntergehen, die ich einst empor
Zu meiner Würde stieg, die Riesentreppe,
Auf deren breiten, königlichen Stufen
Man mir den Herzogshut aufs Haupt gesetzt.
Mich führten meine Dienste dort herauf,
Der Feinde Bosheit treibt mich dort hinunter.
Dort ward ich Fürst vor fünfunddreißig Jahren,
Und schritt in diese Säle ein, woraus
Ich nur als Leichnam einst zu scheiden dachte,
Vielleicht entseelt im treuen Kampf um sie,
Doch nicht von meinen Bürgern ausgestoßen.«

Als der abgesetzte Doge in seinem schlichten Gewande vor dem Volke erschien, äußerte dieses heftigen Unwillen; gehorchte aber, als die Staatsinquisitoren die Aufforderung ergehen ließen, »von dieser Angelegenheit« nicht mehr zu sprechen. Foscari hatte also Recht, als er dem Vorsteher der Zehn sagte:

»Es giebt kein Volk, das wißt ihr wohl,
Sonst würdet ihr's nicht wagen, ihm und mir
So viel zu bieten: — eine Menge, ja,
Mag da sein, deren Zuseh'n euch beschämt.
Doch dürfen sie nicht murren, noch euch fluchen,
Als mit dem Herzen und den Augen....«

Mit dem Abgange Francesco Foscari's beginnt für die Republik eine neue Zeit der Bedrängniß: die Epoche der Türkenkriege.... Eingeleitet wurden dieselben durch die äußere Veranlassung des Schutzes, den die Venetianer einem Sklaven des Paschas von Athen in Koron gewährten. Der Krieg brach aus und Venedig verlor zunächst Argos. Zwar gelingt es dem Flottenbefehlshaber Luigi Loredano mit 36 Galeeren und unterstützt durch die Landarmee die Stadt den Türken wieder zu entreißen; dafür fällt Bertoldo vor Korinth. Feige Nachgiebigkeit war nie die Sache der Republik. Sie rüstete daher eine neue Flotte aus, die von Ancona aus in See ging. Vittorio Capello erobert Athen, aber vor Patras werden die Venetianer geschlagen. Dieser Erfolg spornte den grimmigen Mohammed II., der Constantinopel bezwungen und durch seine Eroberungen in der Levante den Venetianern großen Schaden zugefügt hatte, zu neuen Thaten an. Der Sultan gedachte das Christenthum mit Stumpf und Stiel auszurotten und rüstete sich zu einem Zuge nach — Rom. Im Jahre 1470 erschien er

mit 138 Kriegsschiffen vor Negroponte, das die Venetianer heldenmüthig vertheidigten. Leider verabsäumte der Flottenführer Nicolo Canale rechtzeitig in den Kampf einzugreifen, und so fiel Negroponte in die Hände des Siegers .... Schauplatz dieses Kampfes ist die Stelle, wo das heutige Chalkis liegt: die schmale Landzunge von Euböa, die sich so weit nach der Küste Böotiens hinüberstreckt, daß sich die Meerenge auf dieser Stelle bis auf 200 Fuß verengt. Ueber diesen schmalen Sund führt seit den ältesten Zeiten eine Brücke, doch mag die Verbindung zur Zeit nicht bestanden haben.

Zum Glücke hatte das Ereigniß keine anderen Mißgeschicke im Gefolge und Venedig konnte umsomehr den Verlust von Negroponte verschmerzen, als es wenige Jahre hierauf die Insel Cypern erwarb. Dort hatte der verbannte venetianische Edelmann Cornaro seine schöne Nichte — Caterina Cornaro — an den König Jacob II. aus dem Hause Lusignan verheiratet. Jacob, welcher von dem Prätendenten Ludwig von Savoyen arg bedrängt wurde, wandte sich an Venedig, welches sofort Beistand leistete. Die Venetianer wären schlechte Rechenmeister gewesen, wenn sie nicht sofort erkannt hätten, daß der Intervention die Annexion bald auf dem Fuße folgen werde.... Sie brauchten sich blos an Korfu zu erinnern, das genau hundert Jahre vorher der Schauplatz ihrer unermüdlichen diplomatischen Thätigkeit war. Einmal in die inneren Händel von Cypern verwickelt, konnte die Republik logischerweise von der Insel nicht mehr lassen. Als Jacob II. gestorben war, trat die schöne Caterina die Herrschaft an. Sie ward ihr streitig gemacht durch einen natürlichen Sohn des verstorbenen Königs, doch erklärten die Venetianer, daß der nachgeborne Sohn Caterina's der erbberechtigte Prinz sei, die Regentschaft demnach durch die Mutter ausgeübt werden müsse. Gleichwohl lehnten sich die cyprischen Barone auf und so sah sich Venedig in der angenehmen Lage einzuschreiten und die Insel völlig venetianisch zu machen.

Dies ereignete sich unter dem Dogat Pietro Mocenigo, dem sechsten Dogen nach Francesco Foscari. Unter seinem Nachfolger Andrea Vendramin (1476 bis 1478) erreichte die Türkennoth ihren Höhepunkt. Zweimal waren die asiatischen Horden mordend und sengend bis zum Isonzo vorgedrungen. Im nördlichen Istrien hatten sie — wie wir bereits in einem

anderen Abschnitte erfahren haben — die Städte Rozzo und Pinguente vergeblich belagert. Auch gegenüber von Triest — das die Venetianer kurz vorher (1463) belagert hatten — konnten die Türken nichts ausrichten. Als sie aber bis an den Isonzo vorgedrungen waren und eine Invasion Italiens bevorstand, beeilte sich die Republik Frieden zu schließen (1479). Die Venetianer verlieren Scutari, die Inseln Lemnos und Negroponte und die »Maina«, das wilde Gebirgsland der lakonischen Halbinsel im Peloponnes. Das immer speculirende und rechnende Venedig wußte sich indeß gleichwohl ein Privilegium zu erhalten: den zollfreien Handel in der Levante, und zwar gegen eine jährliche Bezahlung von 10.000 Ducaten.

Zum Glücke segnete Sultan Mohammed II., dieser größte Bedränger der Republik, zwei Jahre nach dem Frieden von Constantinopel das Zeitliche. Nun hatte Venedig wieder freie Hände, deren es in der nächsten Zeit bedürfte. Welchen Einfluß die Republik damals besaß, beweist nachfolgende Thatsache. Ein venetianisches Heer war bis Ferrara vorgedrungen, um es zu besetzen. Nun war aber dem Herzog von Ferrara sein Territorium durch den Papst garantirt worden und dieser sah sich genöthigt, die Venetianer zu excommuniciren. Der Rath der Zehn entwickelte aber solche Macht, daß er den Gottesdienst in seinem Staate erzwang. Die Franciscaner, welche sich nicht fügen wollten, mußten Venedig verlassen — eine für jene Zeit unerhörte Gewaltmaßregel.

Unterdessen hatte die Republik die Insel Cypern definitiv unter ihre Herrschaft gebracht. Der Rath der Zehn sandte den Bruder der Caterina Cornaro nach Cypern, mit dem gemessenen Befehle, die Schwester nach Venedig zu bringen. Am 26. Februar 1489 wehte über den cyprischen Städten das Marcusbanner. Die Königin zog sich, umgeben von ihrem geistreichen Hofstaat, nach Asolo ins Trevisanische zurück. (Dieses Asolo liegt unweit von Bassano, am Abhange der südlichsten Alpenausläufer.)

An der Wende des XV. zum XVI. Jahrhundert steht Venedig auf der Höhe seines Glanzes und seiner Macht. Erst jetzt hatte es seine volle Reife erlangt. »Es war ein reicher Staat, mit straffster politischer Sicherheit, für öffentliche Anstalten ein sorgliches Vorbild, stets thätig für gewinnreiche Industrie und Eröffnung neuer Absatzwege, seine Bündnisse um

hohen Preis und je nach Umständen schließend, die Regierung durch sich selber controlirt, ihre Spitze — der Rath der Zehn — alljährlich von der regierenden Kaste erwählt, mit unbedingtem Recht über Leben und Tod, Heer und Schatz, mit Staatsinquisitoren (jetzt drei unsichtbaren), von Spähern bedient, selbst im Auslande durch seine eigenen Bürger. Die Venetianer selber scharfen, aber harten Verstandes, besonnen in der Rede, voll Weltkenntniß, stolz und — was nicht Ihresgleichen — verachtend, in engster Gemeinschaft mit den Ihrigen und insoferne patriotisch, im übrigen Italien verhaßt, von rücksichtsloser Ueberlegung, ceremoniell religiös, das Gesetz bis zur Aufopferung achtend, einem geistreichen Geistleben zugethan, dessen sinnliche Grundlage durch die Schönheit des gesellschaftlichen Lebens, den geschmackvollen Putz, die hohe Werthschätzung der herrlich aufsprießenden Kunst verklärt wurde.«

Der Träger dieser Kunst war Giovanni Bellini, dem das Glück zu Theil wurde, ein neunzigjähriges Leben mit unermüdlichem Schaffen auszufüllen. Er sank ins Grab, als seine Nachfolger — eine ganze Reihe von Namen — in das volle Mannesalter eintraten: Palma Vecchio, Giorgione und Tizian, sämmtlich im Jahre 1477, Sansovino ein Jahr später, geboren .... Daß die Freiheit des Idealismus sich anfänglich nur schwer mit dem Vorwiegen der äußeren Macht in Einklang bringen ließ, liegt auf der Hand. Aber der Einfluß des Kunstschaffens auf das Leben war unverkennbar und sicher war dieser Einfluß ein wohlthätiger. Wohlleben und Prachtliebe drangen in immer größere Kreise und an die Stelle des rüden Geldprotzenthums trat das liebenswürdige Mäcenatenthum.

In seinen inneren staatlichen Verhältnissen war Venedig um dieselbe Zeit neuen Gefahren ausgesetzt. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß Staatsgeheimnisse nicht immer geheimgehalten wurden und mancher Verrath gerade von jener Seite ausging, die darüber zu wachen hatte, daß kein Verrath begangen werde. Um nun dieser Gefahr zu steuern, ward der nächste Doge — Leonardo Loredano (1501 bis 1521) — aus den drei Staatsinquisitoren gewählt. Uebrigens hatte nun Venedig auch mit äußerem Mißgeschick zu kämpfen. In der Levante verlor es mehrere Gebietstheile und auf dem Festlande bildete sich die »Liga von Cambray« (Ludwig XII., Kaiser Max I.,

Papst Julius VI.), welche der Republik hart zu Leibe ging. Es verlor Schlachten und in der Folge (nach Auflösung der Liga) sogar Gebietstheile. Zu allem Mißgeschick verheerte auch noch eine Feuersbrunst die Stadt, wobei 2000 Häuser, die Rialtobrücke und die Markthallen zu Grunde gingen.

Daß es mit der Macht der Republik herabging, bewies sie durch ihr wiederholtes Schwanken in der Bundesgenossenschaft zwischen Franz I. und Karl V. Ihre Sympathien waren offenbar auf Seite Frankreichs, da Franz I. kurz vorher durch seinen Sieg bei Marignano den Venetianern wieder zu ihrem früheren Landbesitze verholfen hatte. Bei dem letzten Siege Karls V. bei Pavia stand Venedig auf Seite der Franzosen. Es mußte dafür Apulien an den Kaiser, Ravenna an den Papst abtreten. Die Dogen, welche in diesem Zeitraume regierten, thaten sich durch nichts hervor. Antonio Grimani nahm den Dogensitz zwei Jahre ein, Andrea Gritti drei Jahre. Bis zum Wiederbeginne der Türkenkriege zu Beginn der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts lösten einander acht Dogen ab: Lando, Donato, Trevisan, Vernier, Priuli, Pietro Loredan und Alvise Mocenigo I. Unter letzterem trug sich das Trauerspiel auf Cypern — das Ende der venetianischen Herrschaft daselbst — zu .... Als Sultan Selim II. (genannt der »Trunkenbold«) hörte, daß auf Cypern der beste Wein wachse, ließ er zu, daß seine ehrgeizigen Generale an die Eroberung der Insel gingen. Die cyprischen Städte wurden im mörderischen Kampfe genommen oder durch Hunger zur Uebergabe gezwungen. Im letzteren Falle war die von dem edlen Bragadino vertheidigte Stadt Famagusta (an der Ostküste der Insel). Trotz den ehrenhaftesten Bedingungen der Uebergabe wurde Bragadino scheußlich verstümmelt, ausgesuchtesten Qualen ausgesetzt und zuletzt lebendig geschunden .... »Wo ist nun Dein Christus,« rief der Henker Mustapha Pascha; »warum kommt er Dir nicht zu Hilfe?« .... Die ausgestopfte Haut des Helden, der keinen Schmerzenslaut ausgestoßen, wurde in Constantinopel ausgestellt .... Bald darauf aber erschien (October 1571) die venetianisch-spanisch-päpstliche Flotte unter Befehl von Don Juan d'Austria auf der Höhe von Lepanto (das die Venetianer 1499 an die Türken verloren hatten), wo die osmanische — 300 Galeeren stark — sie erwartete. Es gab eine meilenlange Kette von Zweikämpfen. Das Ende

war, daß Don Juan d'Austria das türkische Admiralschiff nahm und daß im Ganzen 30.000 Türken auf den geenterten Schiffen erschlagen wurden. Die Venetianer kämpften unter Sebastiano Vernier, Agostino Barbarigo und Marco Quirini. Die Verluste der Verbündeten waren enorm — 8000 Mann — umso größer aber die Beute: 130 Schiffe und 373 Kanonen. Außerdem konnten 15.000 Christensklaven befreit werden.

Die Venetianer verabsäumten nicht, die Erinnerung an diese glorreiche Schlacht (Hammer-Purgstall nennt sie die bedeutendste seit Actium) im Volke lebendig zu erhalten. Sie sind bis auf den Tag erhalten geblieben: das Gemälde Vincentino's im Dogenpalast, die Sculpturen der Schüler Sansovino's im Arsenale, die Erzbilder Veniero's und Barbarigo's in der Akademie, die Gemälde Tintoretto's und die Basreliefs Vittoria's in der »Kapelle des Rosenkranzes«. Democh ist dieser glänzende Sieg im Großen und Ganzen für die Verbündeten resultatlos geblieben, und zwar wegen der unter diesen herrschenden Uneinigkeit. Während die Venetianer das Andenken des Seesieges in Gemälden und Sculpturen feierten, schafften die Osmanen in Constantinopel Raum zu neuen Schiffswerften, um so rasch wie möglich eine zweite Flotte ausrüsten zu können. In einem einzigen Winter wurden 150 Galeeren gebaut. Der Starrsinn der Osmanen war so wenig gebrochen, daß der Großvezier Sokolli — dem gegenüber die Bemerkung gemacht wurde, die Schiffe wären wohl da, aber es fehle die Ausrüstung — antworten konnte: »Der hohen Pforte Vermögen und Macht ist so groß, daß, wenn es befohlen würde, die Anker aus Silber, das Tauwerk aus Seide, die Segel aus Atlas herbeizuschaffen, es möglich wäre« .... Gleichzeitig fand sich der venetianische Bailo Barbaro, welcher trotz Cypern und Lepanto muthig in Constantinopel ausgeharrt hatte, beim Großvezier ein und schenkte ihm einige Sklaven, um seine Gesinnung gegen Venedig auszuforschen. »Du kommst zu schauen, wie's mit unserem Muthe steht, nach dem letzten Zufall; es ist ein großer Unterschied zwischen Euerem Verluste und dem unserigen. Wir haben Euch, indem wir Euch ein Reich entrissen, einen Arm abgehauen, Ihr, indem Ihr unsere Flotte schlugt, habt uns den Bart geschoren. Der abgehauene Arm wächst nicht wieder nach, der abgeschorene Bart um so dichter.«

Daß Sokolli nicht prahlte, bewiesen die nächsten Ereignisse. Im Juni 1572 ging die türkische Flotte — 250 Segel stark — in See. Die der Verbündeten, welche nach langem Zögern von spanischer Seite endlich zusammenkam, war derselben an Stärke überlegen, aber der Vortheil der

Chioggiotin.

Ueberlegenheit, der Zahl und geübter Schiffsbemannung gingen verloren durch die Fahrlässigkeit der Commandanten und die Uneinigkeit, die zwischen ihnen herrschte. Zweimal begegneten sich die beiden Flotten — bei der Insel Cerigo und beim Vorgebirge Matapan — ohne daß es zum Kampf gekommen wäre. Die türkische zog sich nach Modoni und Navarino, die der Verbündeten, welche vor Cerigo lag, sollte die Vereinigung der feind-

lichen Geschwader verhindern. Die Vereinigung geschah gleichwohl und Uludj Ali führte die Flotte mit dem Verluste einer einzigen Galeere nach Constantinopel zurück. Venedig, welches wohl einsah, daß es auf Spanien nicht mehr ernstlich zählen könne, sah sich gezwungen, zum Frieden die Hände zu bieten.

Schon waren die Präliminarien endgiltig gediehen und die Vertragsurkunde niedergeschrieben, als der Großvezier dieselbe eigenmächtig umänderte. Die Bedingungen waren hart genug; Venedig zahlte 300.000 Ducaten, gab Sopoto zurück, verpflichtete sich zur Zahlung von jährlich 1500 Ducaten für den Besitz der Insel Zante, erhielt aber dafür Nachlaß des Tributs für Cypern. Unter Einem wurden die Grenzen in Albanien und Dalmatien berichtigt und decretirt, daß den beiderseitigen Kaufleuten die während des Krieges mit Beschlag belegten Waaren und Schiffe zurückgestellt werden sollten. Barbaro ging selber zur Grenzberichtigung nach Dalmatien ab, und seine Verrichtungen übernahm Andrea Bardoër, als außerordentlicher Botschafter, und Antonio Tiepolo als Bailo. Es schien, als ob die Türken die Schlacht bei Lepanto gewonnen hätten.

Ein zweites Mißgeschick traf die Republik wenige Jahre später (1574). Eine große Seuche verheerte Venedig; 40.000 Menschen fielen ihr zum Opfer. Gleichwohl genügten wenige Jahre der Erholung und Sammlung, um Venedig wieder im vollen Lichte seines ererbten Ruhmes erscheinen zu lassen. Unter dem Dogat Nicolo da Ponte's (1578—1585) wurde für die Kunst und Wissenschaft unendlich viel gethan. In diese Epoche fällt unter Anderem die Gründung der Akademie der Wissenschaften, des Seminars und anderer Anstalten, ferner die Erbauung der neuen Procuratien u. s. w.; immer höher stieg der Luxus und die Prachtliebe der Venetianer, was begreiflich, denn die Kunst war in jener Zeit durch glänzende Namen vertreten: Tizian, der kurz zuvor (1576) gestorben war, Sansovino, Palladio, Tintoretto, Paolo Veronese, Vittoria, Scamozzi.

Dann aber gab es wieder Streitigkeiten mit dem Papste, Intriguen nach Außen und im Innern. In letzterer Richtung ist namentlich ein Zwischenfall erwähnenswerth, der sich unter dem Dogat Giovanni Bembo's (1615—1618) zutrug. Der Gesandte Spaniens in Venedig,

Bedmar de la Cueva, und zwei andere Spanier (Peter von Toledo, Gouverneur von Mailand, und der Herzog von Ossuna, Vicekönig von Neapel) sollen den Plan gefaßt haben, Venedig durch mailändische Truppen und innere Verschwörung den Spaniern zu überliefern. Der Rath der Zehn kam dahinter und entwickelte eine fieberhafte Thätigkeit.

Als Haupturheber dieser Verschwörung galt der seit langem von Venedig abwesende Patricier Angelo Bardoër, der schon in früheren Jahren sich verdächtig gemacht hatte, gegen die Republik zu conspiriren, und dieserhalb in einen Proceß verwickelt war. Angelo Bardoër gehörte jener Familie an, die vordem den Namen Participatio führte und aus der im IX. und X. Jahrhundert eine ganze Reihe von Dogen hervorging. Warum die Namenwechslung vorgenommen wurde, ist nicht bekannt. Die Persönlichkeit, um die es sich hier handelt, gehörte also einem der ältesten Adelsgeschlechter Venedigs an. Angelo Bardoër stand wiederholt in diplomatischer Verwendung und erwies sich als treuer Diener der Republik. Umso befremdender klingt es, wenn man vernimmt, daß die venetianische Regierung nach dem Ausbruche der Zwistigkeiten mit dem Papste Paul V. plötzlich in eine ängstliche Spionriecherei verfiel und ganz besonders Angelo scharf auf die Finger sah. Als Dieser einmal eine nächtliche Zusammenkunft mit dem päpstlichen Nuntius Gessi hatte (Juli 1607), schritten die Zehn ein und machten jenem den Proceß. Das Urtheil lautete sehr mild: ein Jahr Gefängniß und Verbot die Republik je zu verlassen. Sicher hatte Bardoër Freunde unter seinen Richtern, und er besaß deren auch sieben Jahre später (1613), als er neuerdings in Verdacht gerieth, es mit den Feinden der Republik zu halten. Der Rath der Zehn glaubte Beweise in Händen zu haben, daß Bardoër im Solde einiger hervorragender fremder Fürsten stehe, und beschloß ihn zu verhaften und zur Verantwortung zu ziehen. Es gelang dem Bedrohten das Weite zu gewinnen, angeblich in Folge der Unterstützung seitens eines der drei Staatsinquisitoren, Almoro Zane, der den Beschluß der Zehn an jenen verrieth. Almoro Zane wurde drei Jahre vom Rath ausgeschlossen, Bardoër aber in Contumaciam verurtheilt, das heißt als Staatsverbrecher angeklagt und auf seinen Kopf ein Preis von 4000 Ducaten gesetzt. Wer vollends den Uebelthäter lebendig

in die Hände der Inquisition schaffen würde, dem wurden 6000 Ducaten zugesichert. Die Republik hat nie gegeizt, wenn es sich darum handelte, solcher, ihr gefährlich dünkender Personen habhaft zu werden.

Das ist die Vorgeschichte jener späteren Verschwörung vom Jahre 1618, von der wir weiter oben kurz berichteten. Da Bardoër sich in fremden Ländern herumtrieb, am französischen Hofe und beim spanischen Statthalter in Mailand sich aufhielt und überdies im Dienste der römischen Curie stand, glaubte die Republik die Lage vollständig zu durchblicken. Ihr war Bardoër nach wie vor der Urheber und Leiter der neuen spanischen Verschwörung. Da sie aber desselben nicht habhaft werden konnte, vergriff sie sich an anderen Persönlichkeiten. Man sah in Venedig plötzlich mehrere Unbekannte am Galgen der Piazzetta und hörte von Arrestationen und nächtlichen Canalexecutionen. Die Entfernung des spanischen Gesandten ließ, ungeachtet des Geheimnisses des Rathes der Zehn, eine weitverzweigte spanische Verschwörung »vermuthen«. Fünf Monate nachher ordnete der Senat Dankgebete für die Errettung der Republik an, ohne einen Grund anzugeben. Vielfach wird von Chronisten und Geschichtschreibern vermuthet, der ganze Lärm sei von der Republik selber angestiftet worden, um die Spanier verhaßt zu machen .... Den ihr unerreichbaren Bardoër verfolgte sie aber mit einer Zähigkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Noch im Jahre 1626 — also acht Jahre nach jener Verschwörungs-Komödie — erhöhte sie den Preis auf Bardoër's Kopf auf 10.000 Ducaten! Der Verfolgte, dessen Schuld keineswegs nachgewiesen ist, starb im Jahre 1630 in Rom, wie es heißt durch venetianisches Gift ....

Im Todesjahre Bardoër's verheerte die Pest abermals Venedig. Es sollen damals 44.000 Personen ums Leben gekommen sein. Zur Erinnerung an das Ende dieser Katastrophe ließ der Senat die Kirche Santa Maria della Salute erbauen und »Maria zum Heil« weihen. Erst im Jahre 1656 konnte sie der Geistlichkeit übergeben werden, nachdem der Bau über eine halbe Million Goldducaten gekostet hatte .... Unmittelbar nach jenem Pestjahre begannen die Türkenkriege von Neuem. Sie waren langwierig und fügten der [illegible] n Schaden zu. Schon Sultan Ibrahim rüstete sich z[illegible] aber dieser ausschweifende, nur von

Weibern gegängelte Padischah bald von den Janitscharen erdrosselt wurde, konnte erst sein Nachfolger, Mohammed IV., vollen Ernst machen .... Der Beginn des Kriegsjahres 1648 war für Venedig unglücklich genug. Ein furchtbarer Sturm vernichtete die venetianische Flotte unweit von Ipsara, in welchem 18 Galeeren und 8 Galionen zu Grunde gingen, darunter das Admiralschiff mit dem Generalcapitän Grimani. Die angenehme Nachricht dieses mit Hilfe der Elemente errungenen Sieges traf in Constantinopel gleichzeitig mit 100 Köpfen und 70 Gefangenen ein, welche von den Türken bei der Zerstörung des Felsennestes Carabusa gemacht wurden.

Auf Kandia wurde unterdessen die Lage immer ernster. Die Hauptstadt gleichen Namens war von den Türken cernirt und in den ersten Tagen des Mai (1648) wurden die Laufgräben gegen das große Bollwerk San Demetrios (von den Türken die »weiße Bastei« genannt) eröffnet. Die Venetianer machten wiederholt kühne Ausfälle, aber nur in ganz kleinen Trupps und womöglich ungesehen des Nachts. Einmal drangen fünf Waghälse bis ins Zelt des türkischen Commandanten und hieben mehrere Leute nieder, darunter einen französischen Ingenieur; das zweitemal wurde der türkische Befehlshaber sogar durch zwei Pistolenkugeln verwundet. Unterdessen hatten die Belagerer in Erfahrung gebracht, daß die venetianische Flotte die türkische am Auslaufen aus den Dardanellen verhindert habe. Dennoch stürmten sie gegen die Bollwerke, wurden aber von den Venetianern auf das energischste abgewiesen. So zog sich die Belagerung in die Länge. Ueberdies war eine venetianische Flotte im Hafen von Kandia erschienen, worauf der türkische Commandant Verstärkungen verlangte. Dies reizte des Sultans Zorn und er befahl, den Kapudanpascha hinzurichten. Zu Constantinopel aber ersetzten den Mangel an eingesandten venetianischen Köpfen die von Statthaltern oder Rebellen.

Der heldenmüthigen Vertheidigung Kandias durch Leonardo Mocenigo folgte die Vernichtung einer 100 Schiffe starken türkischen Flotte bei Chios (1651). Im Jahr 1656 fällt Generalcapitän Marcello in der großen Seeschlacht bei den Dardanellen, aber die Venetianer erfochten den größten Seesieg seit der Schlacht bei Lepanto. Schon ein Jahr darauf wird eine zweite Seeschlacht bei den Dardanellen geschlagen, in welcher das venetia-

nische Admiralschiff in Folge einer Pulverexplosion in die Luft fliegt .... Die ärgste Bedrängniß der Venetianer in der Levante sollte aber erst im nächsten Jahrzehnte kommen. Am 3. November 1666 landeten die Türken auf Kandia bei Canea. Bald hierauf erfolgte die Belagerung von Kandia. Sie ist zufolge des Heldenmuthes der Vertheidiger eine der berühmtesten in der Geschichte aller Zeiten. »Die Stätte der Belagerung von Kandia ist ein phlegräisches Feld, wo mit jedem Schritte die Erde klaffend Feuer speit und Pulverbrunnen aufspringen.« Das Tagebuch und der Rechnungsausweis der gesprengten Minen ist von dem General des venetianischen Fußvolkes, dem Marchese Ghiron da Villa — dem Geschichtschreiber dieser Belagerung — geschrieben worden .... Am Vorabende des 214. Jahrestages der Eroberung von Constantinopel eröffnete Achmed Köprülü die Laufgräben vor Kandia unter dem Feuer von 300 Geschützen. Zur Ermunterung der Belagerer traf wenige Tage vorher ein Handschreiben vom Sultan ein, welches die Nachricht enthielt, daß in Dalmatien ein Erdbeben die venetianische Grenzfestung Cattaro »in Schutt zerrollt« habe. Zur Sonnenwende (des Jahres 1667) traf der Generalcapitän Francesco Morosini vor der Kandia gegenüberliegenden Insel Stendia ein, und seiner Ankunft Gruß waren die ersten Minen, welche auf beiden Seiten aufflogen. Acht Tage darauf kamen auch die Hilfsgeschwader: das päpstliche von Prior Bichi, das maltesische vom Comthur del Bene befehligt, vor Stendia an, konnten sich jedoch nicht entschließen, Truppen ans Land zu setzen, was möglicherweise geeignet gewesen wäre, unter den Belagerern Verwirrung und Schrecken hervorzurufen.

Die Erfolge waren auf Seite der Angreifer für lange geringe. Auffliegende Minen und Ausfälle wechselten in rascher Folge, und scheint der Erfolg weit mehr auf Seite der letzteren gewesen zu sein. So war der November hereingebrochen und der Großvezier mußte daran denken, die Belagerung zu sistiren. In sechseinhalb Monaten waren auf Seite der Türken 20.000 Centner Pulver verknallt worden, 8000 Soldaten gefallen, 400 Janitscharen zu Krüppeln verstümmelt worden. Außerdem hatte der Tod reiche Ernte unter den osmanischen Kriegsobersten gehalten. Als dann mit Eintritt des Januar 1668 der Schnee und Regengüsse die Laufgräben

überschwemmten, wurden die meisten Truppen aus denselben zurückgezogen. Sie blieben aber gleichwohl den ganzen Winter über bewacht.

Am 14. Februar traf im Hauptquartier der Türken ein Parlamentär mit einem Schreiben Morosini's ein, in welchem dieser, um den umständlichen Weg über Venedig zu ersparen, directe Verhandlungen vorschlug. Es erfolgte die Antwort: daß der Großvezier als unumschränkter Machthaber nur dann mit dem Generalcapitän in Verhandlungen sich einlassen könne, wenn derselbe die Vollmacht hätte, Land und Festung zu übergeben. Morosini blieb die Gegenantwort schuldig und die Feindseligkeiten nahmen ihren weiteren Verlauf. So kam es unter Anderem zwischen dem venetianischen und türkischen Geschwader zu einem nächtlichen Gefechte, in welchem die Türken den Kürzeren zogen und fünf Galeeren den Siegern überlassen mußten. Ein mit Gefangenen, feindlichen Flaggen und Fahnen beladenes Schiff ward nach Venedig geschickt, wo es im Triumphe einzog.

Das türkische Belagerungsheer war unterdessen auf 20.000 Mann zusammengeschmolzen, wovon aber höchstens drei Viertel kampffähig waren. Verstärkungen waren also dringend nöthig und trafen auch in der nächsten Zeit ein: Alles in Allem 7000 Mann. Auch das Geschützmaterial wurde vermehrt. Da die Venetianer bis dahin 30.000 Kugeln ins feindliche Lager geschleudert hatten, ordnete der Großvezier den Guß von Geschützen mit venetianischem Kaliber an, um die gesammten Kugeln verwenden zu können.... Erst mit Beginn des Sommers wurde der Kampf wieder energischer aufgenommen. Eine der ersten von den Türken abgeschossenen Kugeln traf den General von Kandia, Benardo Nani, und ein Bericht des Kapudanpascha meldet den über den Ritter Giorgio Vitali errungenen Seesieg bei der Insel Nio, in welcher der genannte venetianische Befehlshaber — von den Türken einer der »berühmtesten venetianischen Seeräuber (!)« genannt — fiel. Auf Seite der Belagerer waren seit Beginn des Sommers 20.000 Centner Pulver, 15.000 Bomben, 40.000 Kanonenkugeln (von 40 bis 80 Pfund) und 20.000 Granaten angekommen. Wenn dieser furchtbare Eisenhagel über Kandia niederging, dann mußte es verloren gehen. Die Kanonade muß furchtbar gewesen sein, denn nachdem die Geschütze der Türken 600 Mal abgefeuert waren, waren sie derart desformirt, daß man sie umgießen

mußte. In den Angriffen wurde aber nicht eine Stunde ausgesetzt .... »Flatterminen und Handgranaten flatterten und knatterten, Singerinnen (Karthaunen) und Kammerstücke sangen und sprangen, und mitten in dieser ununterbrochenen türkischen Musik des Geschützes scholl wie ein Paukenschlag eine Mine von 70 und mehr Pulverfässern, oder ein aufgeflogenes Pulvermagazin, wie das an der Kirche St. Peter ....« Unter den edlen Venetianern hielt der Tod reiche Ernte: der General Batsaglia fiel bei einem Ausfalle; desgleichen fielen oder waren verwundet: Balbi, Bardoër, Barbaro, Pisani, Grimaldi, Cornaro u. A.

Chioggiotische Brazzera.

Wieder war der Winter hereingebrochen, ohne daß es den Türken gelungen wäre, Kandia zu bezwingen .... Welch' imponirende Heldenhaftigkeit! Ein Handschreiben des Sultans an den Großvezier gab Nachricht von der Ankunft eines venetianischen Gesandten und meldete zugleich die Unmöglichkeit, den Krieg das nächste Jahr mit dem gleichen Aufwande von Kräften fortzusetzen. Der Großvezier aber meldete zurück, daß die errungenen Vortheile zu bedeutende seien, um sie opfern zu können. Er beschwor den Sultan, ihn die Belagerung fortsetzen zu lassen. Diese Energie ist umso lobenswerther, als die Türken selber bereits Miene machten zu meutern. Einmal hatten sich sogar 500 Spahi vor dem Zelte des Großveziers zusammengerottet, um diesen zu steinigen. Dem venetianischen Gesandten, welcher für den Fall der Aufhebung der Belagerung Geld antrug, antwortete der

Großvezier: »Wir sind keine Kaufleute, haben Geld genug und geben Kandia um keinen Preis auf.«

So nahm die Belagerung den ganzen Winter über ihren Fortgang, um mit Beginn des Frühjahres (1669) wieder energischer aufgenommen zu werden. Furchtbar waren die Wirkungen des Minenkampfes. Eine einzige Mine der Venetianer, welche mit 200 Centner Pulver geladen war, richtete die gräßlichsten Verheerungen an. Anfangs Juni erschien das französische, einen Monat später das päpstliche, dalmatinische und maltesische Hilfsgeschwader. Aber dem Andrängen des Feindes war nicht mehr zu wehren. So ward denn im versammelten Kriegsrath der Venetianer die Uebergabe der Festung beschlossen. Die venetianischen Vornehmen wurden von den Türken mit Auszeichnung behandelt, und obwohl der Großvezier in seinen Berichten die Gegner immer nur »Schweine«, die Festung das »Schweinenest« nannte, äußerte er nun gleichwohl, er möchte die »tapferen Vertheidiger persönlich kennen lernen ....« Mit den Truppen zogen auch die Bewohner Kandias bis auf wenige ab. Hierauf wurde um Mitternacht vom 26. auf den 27. September das große Kreuz, welches auf dem Walle Kandias bis jetzt aufgepflanzt gewesen, heruntergenommen .... Die Venetianer hatten während der ganzen Zeit der Belagerung 69 Stürme abgewehrt, 80 Ausfälle unternommen und 1364 Minen springen lassen. Wie groß die Zahl der abgefeuerten Kanonenschüsse gewesen sein mag, wird wohl nie ziffermäßig festzustellen sein. Auf Seite der Belagerer waren 11.000, auf der der Belagerten 30.000 Mann gefallen.

So endete der vorletzte große Krieg Venedigs in der Levante .... Die Heldenthaten vor und in Ilion schrumpfen zu blassen Schatten gegen dieses jahrelange Ringen und Kämpfen im Donner der Kanonen und der aufspringenden Minen .... Noch einmal aber sollten die venetianischen Waffen den Osmanen hart zu Leibe gehen .... Derselbe Held, der Kandia vertheidigt hatte — Francesco Morosini — übernahm die Führung. Er eroberte nach sechzehntägiger Beschießung die Festung Sta. Maura, schiffte 8000 Mann an der Küste des Peloponnes aus, welche, Anfangs geschlagen, schließlich in Koron festen Fuß faßten und nach und nach den ganzen Peloponnes eroberten (1687) .... Dann nahm Morosini Athen, und zwar

der Vernichtung des Parthenon, in welches eine venetianische
ıg und einen großen Theil des herrlichen Bauwerkes einstürzen
.. Morosini erhielt im Golf von Aegina am 1. Juni 1688 die
cht von seiner Wahl zum Dogen. Er blieb gleichwohl in den griechischen
issern und kehrte erst — in Folge Erkrankung — das Jahr darauf
Venedig zurück. In Folge der drohenden Lage, welche im Peloponnes
im Jahre 1693 Platz griff, stellte er sich abermals an die Spitze des
res, starb aber schon am 6. Jänner 1694 in Nauplia.

Damit enden die Großthaten der Heerführer und Dogen Venedigs.
eits im Jahre 1715 ging der Peloponnes wieder an die Türken ver-
loren; mit dem Frieden von Passarowitz (1718) hörte Venedig auf eine
tonangebende Macht zu sein. Die Dogenliste des XVIII. Jahrhunderts
weist zwar Namen von altem guten Klange auf — Mocenigo, Pisani,
Grimani, Loredan, Venier — ihre Thaten aber waren belanglos. Ein
ganzes Jahrhundert fristete die Republik eine glänzende Scheinexistenz. Nicht
nur die äußere Macht hatte in den letzten Türkenkriegen Schiffbruch gelitten,
auch der Handel ward durch andere unternehmende Nationen an sich
gerissen. An die Stelle der Thaten traten die Erinnerungen und in den
Palästen der stolzen Adelsgeschlechter zehrte man an den mehr und mehr
verblassenden Traditionen.

Die Napoleonische Aera brachte der Republik den Todesstoß. Merk-
würdig: Bonaparte haßte in ganz Europa Niemanden mehr als die beiden
Seemächte: Venedig und England. Schon am 8. Mai 1797 hatte er dem
Directorium geschrieben, man müsse Venedig vom Erdboden tilgen ....
Kaum ein Jahr später landete er mit 40.000 Mann in Aegypten, um die
andere Seemacht — England — zu vernichten, den Orient umzugestalten,
Indien zu erobern u. s. w. Natürlich kam es nicht so, denn England war
mächtig und hatte die Rolle Venedigs übernommen. Zeuge des Unterganges
der Republik war der letzte Doge Manin. Nachdem die französischen Truppen
die Stadt besetzt hatten, wurde das »goldene Buch« verbrannt und die
Republik Venedig als aufgehoben erklärt ....

* * *

Marcuskirche und Dogenpalast.

Wir sind mit unseren historischen Rückblicken zu Ende. Wer alles Mitgetheilte seinem Gedächtnisse wohl eingeprägt hat, wird mit anderen Gefühlen die Dogenstadt durchwandern, als ein Unbelesener, Naiver, der nur den heiteren Himmel kennt, der sich über Stadt und Lagune spannt, und seine Sinne an den herrlichen unvergänglichen Kunstdenkmalen erlabt. Zwar sind ihm die Schrecken der Criminalgefängnisse und der Bleikammern, nicht ganz fremd; aber was weiß der Glückliche von der vielhundertjährigen Macht der Staatsinquisitoren, von der großen Zahl von Gefolterten, Gemarterten, Ertränkten und Hingerichteten? Was weiß er von dem kühnen Ehrgeiz der Candiano, den Intriguen, welche Marino Falieri um Thron und Leben brachten, dem Hader der Loredan und Foscari, der Stellenkäuflichkeit unter dem Dogen Francesco Molin? .... Und dasselbe Volk, welches seine langjährige aristokratische Erziehung nicht verleugnen kann und unter allen Völkern die größte Geschmeidigkeit, Lebensfreude und Wohlanständigkeit an den Tag legt — war dieses selbe Volk nicht eine willenlose »Menge« — wie Francesco Foscari es nannte — ein gefesseltes Glied am Staatskörper, welches für die Nobili Mailänder, Ravennaten, Istrier, Dalmatiner, Ungarn, Deutsche, Päpstliche, Türken, Byzantiner, Albanesen und Araber in unzähligen Kriegsaffairen besiegen mußte? Hat doch selbst die Kunst nie einen Abglanz auf das venetianische Volk geworfen. All' die Meister, welche noch nach Jahrhunderten die Welt in Bewunderung versetzen, huldigten dem aristokratischen Glanze, dem vornehmen Prunke der Staats- und Gesellschaftsherrlichkeit. Selbst biblische Vorwürfe wurden venetianisch zugeschnitten, Patriarchen und Apostel in die Brocatgewänder und Goldstoffe der venetianischen Vornehmen gezwängt. Das Volk gab höchstens eine willkommene Staffage, um den Glanz des Patricierthums zu erhöhen. Von Freiheit war in diesem Staatswesen ohnedies nie ein Körnchen vorhanden. Aber für die Freiheit — die ihnen nicht zu Theil wurde — mußten die Niedergeborenen kämpfen, sich zu Tausenden hinschlachten lassen. Freilich

ging der Adel immerdar mit bestem Beispiele voran. Da er nun einmal herrschte, mußte er sich auch dieser Rolle würdig zeigen. Muth, Tapferkeit, Thatendrang und Opferwilligkeit waren stets die Haupttugenden, durch die sich der Adel hervorthat. Keine Schlacht ward geschlagen, in der sich nicht ein Dutzend Nobili hervorgethan hätte, ein anderes Dutzend unter den Waffenstreichen der Feinde gefallen wäre. Auf den Wällen von Kandia blieben die Leichen von Angehörigen der edelsten Geschlechter im Trümmersturz der aufspringenden Minen liegen. Flottenführer und Feldhauptleute zogen hoffnungsfreudig aus, um nicht mehr heimzukehren, da sie die ersten waren, welche sich dem Feinde entgegenstellten und fielen.

Die Ergänzung, welche die Geschichte von Venedig in vielen Dingen nöthig hat, ergiebt sich von selbst, wenn man die Stadt mit offenen Augen durchwandert, jedes Bauwerk oder Kunstobject »mit der Seele« sucht .... So stehen wir eines Morgens auf dem Marcusplatz und lassen die steinernen Wunder um uns mit ihrer fabelhaften Pracht auf uns einwirken. Wie Rom, hatte auch Venedig sein Forum — die große Piazza, die im Osten mit dem Staatstempel: der Basilica des heil. Marcus, abschloß. Wer also den märchenhaften Bau vom Platze aus betrachtet, richtet seinen Blick nach Osten und gewinnt hierbei den richtigen Anknüpfungspunkt. Das heitere Prunkwerk ist fast ganz aus dem Orient bezogen. Orientalisch ist die bunte Mannigfaltigkeit in den architektonischen Gliedern, orientalisch die großartige Menge von Säulen, die zusammen einen Wald abgeben würden, gleich jenen im Innern der Moschee von Toledo; orientalisch vor Allem sind Grundform und Kuppelkrönung der Basilica, die herrliche musivische Ausstattung im Innern. Freilich macht an diesem Wunderwerk auch die Gothik ihren Einfluß geltend. Es war also dieser Staatstempel Venedigs gleichsam das Sinnbild der Republik selber, beziehungsweise ihrer Weltstellung, ihres Berufes, ihrer Macht: die Stätte, wo Abendland und Morgenland miteinander verknüpft wurden.

Um vollends zu begreifen, welche Bedeutung dieser Tempel für Venedig hat, brauchte es nur eines Blickes nach der Höhe jenes Ballustradenganges, der das fünfbogige Erdgeschoß mit seinen riesigen Thoröffnungen von dem [illegible]igen Obergeschosse trennt. Auf dieser Scheidelinie

stehen die fünf ehernen Rosse, welche die Venetianer nach der Erstürmung von Constantinopel von dort nach Venedig brachten. Anfangs wurden sie im Arsenal untergebracht; aber dort war ihr richtiger Platz nicht. Ober dem riesigen Thorbogen der Basilica erhalten sie förmlich eine symbolische Bedeutung. Die Ueberhöhung ist zudem nöthig, da die Rosse in der Nähe betrachtet — wie schon Goethe richtig bemerkte — sich schwerfällig, dagegen von unten aus ungemein leicht und graziös ausnehmen.

Die fünf Bogen, welche die Hauptfaçade der Basilica durchbrechen, zeigen den herrlichsten Säulenschmuck. Wo Venedig seinen Fuß hinsetzte, spähte es nach Kunstwerken und Architekturresten aus, die den Bauten daheim zur Zierde gereichen könnten. Die 500 Säulen der Marcuskirche stammen aus Nah und Fern. Die wenigsten freilich sind antik. Entschieden aus dem Orient bezogen sind die überreich sculptirten, mit einem Kreuz über jonischen Voluten, und die mit Tauben und Löwen oder Widdern an den Capitälen, sowie die würfelartigen mit Lilien und die mit Flechtnetzknäufen .... Alle diese Säulenarten, deren Material bald aus Marmor oder Porphyr, bald aus Serpentin oder Cipollin besteht, findet man im Innern der Kirche. Noch stehen wir aber unter dem Hauptbogen der Vorhalle. Vor uns haben wir eine der herrlichen Erzthüren, welche aus der Vorhalle in den Dom führen.

Die byzantinischen Grundmotive und die griechischen Bibelstellen auf den Spruchbändern verrathen uns — wenn auch nicht die Provenienz, denn die Arbeit ist venetianisch — so doch das Vorbild. Dieses ist in der That vorhanden: die Erzthüre rechts vom Haupteingange, die byzantinischen Ursprunges ist und höchst wahrscheinlich im Jahr 1204 von Constantinopel nach Venedig kam. Aufwärts gewandt, taucht der Blick in das farbige Wunder herrlicher Mosaiken. Der Genuß dieses Anblickes wird indeß getrübt durch eine geschichtliche Reminiscenz, mit der wir uns im buchstäblichsten Sinne in Contact befinden. Die drei rothen Marmorplatten des Fußbodens, auf welchem wir stehen, sollen nämlich die Stelle bezeichnen, wo im Jahre 1177 durch den Dogen Sebastian Ziani die Aussöhnung zwischen dem Kaiser Friedrich Barbarossa und dem Papste Alexander III. stattgefunden hat.

Doch halt! Da giebt es noch andere geschichtliche Erinnerungen. In der Nische der Eingangswand sind alte Dogengräber angebracht, am rechten Pfeiler: Vitale Falieri, am linken: die Gattin des Dogen Vitale Michieli. An ihre Namen knüpfen sich keine Thaten von Belang. Im linken Seitenflügel folgt das Grabmal des Dogen Bart. Gradenigo, unter dem der Terrorismus der Geheimregierung seinen Höhepunkt erreichte. Die biblischen Reliefs an dem Grabmal sind daher übel angebracht; die historische Treue würde Folterwerkzeuge u. dgl. erfordern, mögen sie sich nun auch weniger auf die Person des Dogen, denn auf seine Zeit und seine Regierung beziehen.

Endlich schreiten wir durch das Mittelthor und sind im Innern des herrlichen Tempels. Was die Pracht und die mächtige Eindrucksfähigkeit desselben anbelangt, haben unzählige Federn sich bemüht, dieselben zu schildern. Die Gesammtwirkung ist eine der ergreifendsten, die man an solcher Stätte überhaupt empfinden kann. Die gesammte innere Ausschmückung, die Verkleidung aller Flächen der Wände, Pfeiler und Archivolten des unteren Geschosses mit Tafeln aus geflammtem prokonnesischen Marmor, weisen auf den directen Einfluß des Orients. Wo das dreischiffige Langhaus von dem gleichfalls dreischiffigen Querhaus geschnitten wird, wölbt sich innerhalb der Vierung auf gewaltigen Pfeilern die majestätische Hauptkuppel mit ihren vier Nebenkuppeln, von einem marmornen Kranzgesimse getragen, das von den Tragbogen emporgehoben wird. Das spärliche Licht, das fast nur durch die Rundbogen der Kuppeln eindringt, den Goldgrund der Decken mit den farbigen Mosaiken magisch erglänzen läßt und an den dunklen glatten Marmorflächen sich bricht, gießt einen wunderbar mystischen Reiz über den ganzen Raum aus. Was die berühmten Mosaiken anbelangt, so sind dieselben zwar mannigfach restaurirt, »lassen aber in ihrer Vertheilung den ursprünglichen künstlerischen Zusammenhang im Großen noch erkennen.« Sie nehmen in ihrer Gesammtheit den ungeheueren Raum von circa 4200 Quadratmeter ein.

Wir schreiten im Mittelschiffe bis zur dritten Säule vorwärts. Dicht neben ihr steht die »Edicola del Crocifisso« — ein Tabernakel mit einem hochgehaltenen Crucifix, das im Jahre 1204 aus Constantinopel gekommen

sein soll. Weiter in der Tiefe, wo die Hauptkuppel sich wölbt, haben wir die Altäre und die Marmorbrüstung zwischen Chor und Querhaus mit ihren herrlichen Marmorstatuen, von denen W. Lübke sagt, sie wären »Werke von ernster Schönheit und bei etwas gedrängten Verhältnissen von jenem prächtigen Schwunge der Bewegung, der wahrscheinlich aus deutschem Einflusse hergeleitet werden darf« .... Der Hochaltar birgt in zwei Särgen die Reliquien des heiligen Marcus. Berühmt und von jedem Besucher bewundert — ist die »Pala d'oro«, jener Altarvorsatz aus Gold- und Silberplatten und mit herrlichen Emailmalereien, der einst die vordere Altarverkleidung bildete, nun aber rückwärts angebracht und fast immer verhüllt ist .... Dort, hinter dem Hauptaltar und im Hintergrunde des Chores, steht der frühere Sacramentsaltar mit bronzegoldenen Thürchen von Jacopo Sansovino. Die Erzthüre, die nebenan (rechts vom Altare) in die Sacristei führt, ist eines der berühmtesten Werke dieses Meisters. An den zwei herrlichen Reliefs voll malerischer Behandlung und ergreifender Wirkung soll der Künstler durch 30 Jahre gearbeitet haben.... Hat man diese Thüre hinter sich, so befindet man sich inmitten einer musivischen Pracht, die die Sinne bestrickt ....

Wer die Marcuskirche besucht, pflegt auch in die Krypta, die von hohem Interesse ist, hinabzusteigen. Sie ist eine der ältesten bis jetzt bekannten Unterkirchen, ist gleichfalls in Kreuzform angelegt, nimmt aber nur den Raum des östlichen Kreuzarmes der Oberkirche ein. Zweiundfünfzig kurze und dicke Marmorsäulen, dicke Pfeiler und mächtige Bogen tragen die Decke. Der Fußboden liegt unter dem Seespiegel, weßhalb es wiederholt vorkam, daß Wasser eindrang. Im Jahre 1588 mußte deshalb der Eingang zur Krypta sogar vermauert werden. Die letzte Trockenlegung erfolgte 1868 und mit ihr war auch eine Restaurirung der Krypta verbunden.

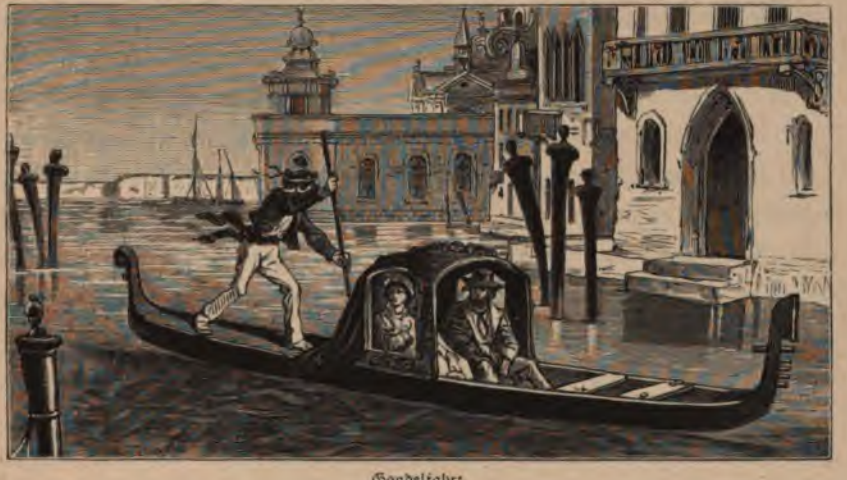
Die verschiedenen Kapellen, welche das Querschiff abschließen und sonst im Innern der Basilica disponirt sind, bilden anregende Objecte für den Kunstkenner. Für unsere Zwecke sind sie nebensächlich; nicht aber die Schatzkammer. Derlei Sammlungen von Raritäten haben einen unleugbaren culturgeschichtlichen Werth und haben sicher größere Bedeutung, denn einfach als Objecte der Liebhaberei. Der Zugang ist vom Vestibül. Hin-

sichtlich der sacrosancten Reliquien muß freilich ein guter Glaube Seitens des Besuchers vorausgesetzt werden. Man wird ihm unter Anderem »das Blut Christi« in Goldumfassung und einen »Splitter vom Kreuze Christi« in ähnlicher Hülle, dann ein Stück vom Schädel Johannes des Täufers und hochheilige Reliquien des S. Isidoros zeigen. Die ersten Reliquien stammen, wie nicht anders zu denken, aus Constantinopel und waren einst im Besitze der hochfrommen Mutter Constantins des Großen, Helena, die bekanntlich eine große Reliquienliebhaberin war, und unter Anderem die Begräbnißstätte des Heilands und das Kreuz, an dem er geblutet, an dem Felshügel von Golgatha aufgefunden haben will. Für Kunstkenner haben andere Schätze dieser Sammlung hervorragenden Werth, die byzantinischen Reliquiaren auf dem Altare, das silbervergoldete Modell der Sofienkirche, in welcher sich gleichfalls Blut Christi befinden soll; dann ein Achatbecher mit dem Bildnisse des Täufers und Anderes.

Endlich treten wir ins Freie und schlürfen das heitere Tageslicht, das über den Marcusplatz gebreitet ist. Doppelt herrlich erscheint uns nun dieses grandiose Forum mit seiner Doppeleinfassung rechts und links: den alten und neuen Procuratien — diesen wahren Repräsentanten des stolzen, glänzenden Patricierthums — mit der Verbindungsfront im Hintergrunde und dem Knie, welches als Bibliothek rechtwinkelig an die neuen Procuratien anschließt und so zur Westfront der Piazzetta wird. Rechter Hand, dort wo zu jeder Stunde ein Menschenstrom vom Marcusplatz in die »Merceria« sich wälzt, ragt Pietro Lombardo's Uhrthurm, ein mit köstlichen Marmorplatten bekleideter, im Uebrigen aber etwas nüchterner Renaissancebau, der in demselben Jahre fertiggestellt wurde, als Columbus seine zweite transatlantische Reise antrat....

Vor uns aber steigt das gigantische Wahrzeichen Venedigs — der Glockenthurm — in sonnenheiterer Höhe empor. Von seiner offenen Glockenstube aus, zu der man nicht auf Treppen, sondern auf bequemen Rampen emporsteigt, genießt man eine der zaubervollsten Fernsichten der Welt. An den Campanile lehnt sich ein berühmtes Werk Jacopo Sansovino's: die Loggetta mit ihrer verschwenderischen Fülle von Bronzewerk und köstlichen Reliefs.

Vom Campanile schreiten wir zur Piazzetta hinüber. Wir nehmen hierbei den Weg längs der Façade der Marcuskirche bis an ihr südliches Eck. Dort setzt die südliche Querfaçade an und brennen zwischen dem oberen Bogen während des Ave-Maria-Geläutes zwei Kerzen. Sie erinnern an die zwei schwarzen Kerzen, welche während der Hinrichtungen zwischen den zwei Säulen der Piazzetta für die armen Sünder brannten, welche auf jener Richtstätte von den gestrengen und eben nicht immer gerechten Staatsinquisitoren in ein besseres Jenseits befördert wurden. Schreiten wir weiter bis zur Thüre des Baptisteriums, so stoßen wir auf zwei Pfeiler mit kop-



Gondelfahrt.

tischer Inschrift. Sie sind über zwölf Jahrhunderte alt und stammen aus dem Wüstenkloster San Saba, welches auf steiler Höhe des öden Kidron-Thales südöstlich von Jerusalem hängt. Die Pfeiler wurden als Trophäen durch den Dogen Lorenzo Tiepolo aus Palästina nach Venedig gebracht....

So wird denn auch der Spaziergang längs der Südfaçade der Marcuskirche zu einem geistigen Wandern in längst verrauschte Tage. Noch kurz bevor wir zum Dogenpalast gelangen, kommen wir zu zwei absonderlichen Statuengruppen, je zwei sich umarmende byzantinische Kaiser, von denen Schnaase sagt, sie bezögen sich wahrscheinlich auf die Einigkeit der Söhne Constantins. Kaum kann man in diesen widerlichen Gestalten Men-

schen erkennen; merkwürdig ist die Rohheit des Sinnes, welche diese Gestalten duldete .... Wir wenden und stehen auf der Piazzetta. Welch' ein herrlicher Platz mit seiner architektonisch unvergleichlichen Umrahmung: links der Dogenpalast, rechts die alte Bibliothek, von der Palladio sagte: es sei dies die reichste und glänzendste von den Alten bis auf den heutigen Tag ausgeführte Doppelhalle. Nach vorne fällt der Blick auf die zwei ominösen Säulen und an ihnen vorüber über die Lagune nach der Insel San Georgio maggiore hinüber und auf das Ostende der Giudecca. Zu diesem großen Volks- und Staatshofe giebt das Firmament die einzig würdige Decke ab. Heiter spielt das Sonnenlicht auf dem glatten Pflaster und läßt, je nach dem Stande des Gestirns, entweder die Fronte des Dogenpalastes oder die der Bibliothek im Schatten. Aber dieser Schatten ist hier nicht kräftig, sondern duftig leicht, durchsichtig wie mattestes Rauchglas.

In dieser Verschleierung finden wir den Dogenpalast am Vormittage, wenn die Sonne über dem südöstlichsten Theile von Venedig steht. Zu dem Mysterium dieses stolzesten Staatspalastes auf europäischem Boden gesellen sich also noch nebenher mystische Beleuchtungseffecte. Wenn Selvatico von diesem ernsten Prachtbau sagt: er repräsentire die venetianische Staatsgewalt, welche sich ebenso sehr als Freundin des Volkes zeige, als sie eifersüchtig auf ihre aristokratische Herrschaft sei, so wäre dagegen einzuwenden, daß die Geschichte uns den Beweis in ersterer Hinsicht schuldig geblieben ist. Daß das Volk verhältnißmäßig wenig behelligt war, verdankte es vorwiegend seiner untergeordneten Stellung in diesem glänzenden Gemeinwesen. Unter seinesgleichen war der Gewalt auch die neutrale Stätte des Familienheims nichts weniger denn heilig.

Die kurzen stämmigen Säulen der Parterrehalle des Dogenpalastes haben etwas von dem traditionellen venetianischen Trotz. Wie Stiernacken halten sie die obere Loggia mit ihren zierlichen schlanken Säulen und den mit Kleeblattrosetten ausgefüllten Zwickeln der gothischen Spitzbogen. Die darüber ragende kahle Front, welche gut die halbe Höhe der Gesammtfaçade einnimmt, ist, damit sie von ihrer Schwerfälligkeit verliere, in stufenförmig aufsteigenden Streifen mit weißen und rothen Marmorplatten gemustert. Siebzehn Arcaden öffnen sich nach der Lagunenseite, achtzehn nach der

Piazzettaseite. Der Grundplan des Baues zeigt also fast ein Quadrat. Reicher plastischer Schmuck ist über alle Theile des Baues verbreitet; die Figuren zeigen fast durchweg Kraft und Wahrheit des Ausdruckes und innerer Empfindung.

Wer nicht nur Kunstfreund, sondern auch Kunstkenner ist, mag sich an der Symbolik der Capitäl-Sculpturen Belehrung und Zerstreuung holen. Uns beengt solches Detail. Der Dogenpalast hat für uns andere, ergreifendere Reize, er ist uns ein zu Stein gewordenes Monument tausendjähriger Herrscherherrlichkeit .... Wir schreiten den Arcaden entlang, nordwärts nach der Marcuskirche hin, und suchen den Haupteingang auf. Es ist die Porta della Carta, ein gothisches Prachtwerk aus der Mitte des XV. Jahrhunderts. Die Republik, in solchen Dingen niemals knauserisch, zahlte für das herrliche Werk 1700 Goldgulden. Das war für jene Zeit, wo man für 50.000 Ducaten ein ganzes Königreich kaufen konnte (siehe Korfu), enorm viel. Ober dem Giebel hat man die symbolische Figur der Gerechtigkeit angebracht, die auf einem Löwen thront. Wäre es der Marcuslöwe, dann könnte man annehmen, Venedig habe sich hier selber symbolisirt. Mit der Gerechtigkeit sah es aber hier in diesem Gemeinwesen allezeit verteufelt windig aus.

Man tritt aus diesem Thore nicht frei in den Hof, sondern hat noch einen Gang zurückzulegen. Einmal durchschritten, haftet das Auge starr an dem architektonischen Wunder, das sich nun rings um den Beschauer entrollt. Der Raum ist der »große Hof«, oder auch kurzweg »der Hof« (il Corte) genannt. In der Mitte desselben stehen zwei berühmte Erzbrunnen, ausgezeichnet durch schönen Guß und feine Modellirung. Sie fallen kaum auf, denn der Blick richtet sich hier nicht zur Erde, sondern aufwärts. Gerade vorn hat man die Riesentreppe vor sich. Auf ihr hat sich durch Jahrhunderte der Pomp venetianischer Staatsherrlichkeit bewegt. Auf ihr zeigten sich die Dogen öffentlich, über sie schritten sie zur zweifelhaften Herrlichkeit ihres herzoglichen Thrones empor, und schritten wieder herab — wie der unglückliche Foscari — wenn die mächtige Signoria die Drahtpuppe, als welche so viele Dogen figurirten, abgethan wähnte. Auch ein Dogenhaupt fiel am Fuße dieser Treppe, dasjenige Marino Falieri's .... Warum

dieser Aufgang »die Riesentreppe« genannt wurde, weiß man wohl allgemein. Die beiden Kolossalstatuen des Neptun und Mars, welche die Treppenhöhe krönen, gaben ihr den Namen. Sie bestechen hauptsächlich durch ihre großartige Behandlung, wie sie eben nur einem Meister, gleich Jacopo Sansovino, möglich war. Für die Venetianer waren diese Statuen übrigens nicht blos Kunstwerke, sondern gleichzeitig Symbole: die Macht der Republik zu Land und zur See. Auf Macht und Gewalt läuft hier eben Alles hinaus. Wir erwähnen noch, daß die herrliche östliche Hoffaçade mit ihrer reichen Renaissance-Architektur das gemeinschaftliche Werk Antonio Rizzo's, Pietro Lombardo's und Scarpagnino's ist. Es hat der Bauthätigkeit von vollen 60 Jahren bedurft, um diese Pracht fertig zu stellen. Der größte Kunstschatz, Vorbilder für unzählige Nachahmer und Bewunderer, sind die Ornamente, »im rechten Stylgefühl römischer Friese«.

Wir sind lange bewundernd vor dieser viergeschossigen Front gestanden und schreiten nun die Riesentreppe empor. Das Gefühl, welches den Besucher beschleicht, mag sich nach dessen Individualität richten, und je nach Temperament, Reflexionsgabe und Studien sehr verschieden sein. Daß es kein alltäglicher Gang ist, liegt auf der Hand. Die Geschichte läßt überall ihre bedeutsamen Spuren zurück; Aufgabe des Menschen ist, diese Spur zu erkennen und ihr zu folgen. Hier ist dieses Nachfolgen sogar im räumlichen Sinne anzuwenden, denn jeder Schritt führt tiefer in das Geheimniß venetianischer Macht und venetianischen Glanzes zurück .... Aus dem oberen Hallenumgang führt eine zweite Stiege empor. Da nur Diejenigen sie betreten durften, deren Namen im »goldenen Buche« standen, führte sie den Namen »goldene Stiege«. Heute kann auch ein Niedergeborener dort emporschreiten und braucht die Rache der Staatsinquisitoren nimmer zu fürchten. Der Gondolier, der Lohnknecht, oder sonst Einer von den »kleinen Leuten«, der einen guten Rock am Leibe hat, kann die Staffeln überschreiten, die vor Jahrhunderten nur der Fuß jener Junker trat, denen an diesem Volke nichts gefiel, als seine Arbeitskraft und seine — schönen Töchter.

Auch die »goldene Stiege« ist ein Werk des Jacopo Sansovino. Die Stuckverzierungen und Reliefs sind von Alessandro Vittoria. Was an ihr

— oder richtiger: um sie herum — am meisten überrascht, ist der großartige Reichthum der decorativen Ausschmückung. In der nächsten Umgebung der Treppe stehen die Büsten berühmter Venetianer. Ihre Namen sind uns längst geläufig: Carlo Zeno, der Feldherr, Kunstfreund und Gelehrte; Vittore Pisani, dann Pietro Bembo, Enrico Dandolo, der Stürmer von Byzanz, dann (im zweiten Corridor): Marco Polo, Canova, Scamozzi, Tizian, Bellini, Tintoretto — dann abermals Dogen: Andrea Dandolo, Andrea Antonini, Morosini, »der Peloponnesier«, der drei Jahre auf den Wällen von Kandia heldenmüthig ausgeharrt, hierauf Athen bombardirt und den Peloponnes erobert hatte; Andrea Gritti u. s. w.

Wir haben die Halle durchschritten und steigen nun die Treppe zum Hauptstockwerke empor. Dort bieten uns die Antikensammlung, die Münzsammlung und die Bibliothek ihre Schätze. Die Räume waren vordem Staatszimmer und führen noch immer ihre alten Namen: das »Scharlachzimmer«, in welchem die Scharlachgewänder des Großen Rathes aufgehoben wurden; der »Wappensaal«, in welchem das Hauswappen des jeweilig regierenden Dogen hing; der »Saal der Leibwache des Dogen«, der »Audienzsaal« u. s. w..... Alle diese Räume bergen eine Welt von Kunst- und wissenschaftlichen Schätzen, von Merkwürdigkeiten aller Art. Sicher kann sich kein Museum der Welt rühmen, in ähnlichen Gemächern untergebracht zu sein. Wir durchschreiten den Empfangssaal — eigentlich nur ein Corridor — mit seinen unzähligen Sculpturwerken und treten in den zweiten Saal ein.... Dreihundert Nummern weist der Katalog dieser Sammlung auf. Das berühmteste Object sind die drei Gallier aus dem Weihgeschenke des Attalus II., Königs von Pergamon. Einst standen sie auf der Akropolis von Athen und zwar am südöstlichen Rande, von wo man — über die Brüstung gebeugt — auf das Dionysos-Theater hinabsah, und heute auf die letzten Häuser hinabsieht, die um den Burghügel herum, dort in den noch unverbauten Raum südlich der Akropolis hinausdrängen. Die »drei Gallier« sind ein Geschenk des Cardinals Grimani an Venedig aus dem Jahre 1523.... Ueber die anderen Sculpturen giebt jedes Reisehandbuch Auskunft. Wir setzen daher unseren Gang fort und treten in den »Wappensaal«. Jetzt ist er ein »Kartensaal«, und war es auch in früheren

Jahrhunderten, denn die Kartenwerke, die man hier sieht, sind altehrwürdige Curiositäten. Dies gilt namentlich auch von Fra Mauro's Weltkarte, einer Arbeit aus der Mitte des XV. Jahrhunderts. Zu erwähnen wäre außerdem noch das merkwürdige arabische Planisphärium des Tunisiers Hadschi Mohammed, das die Venetianer im Jahre 1661 mit einer türkischen Galeere erbeuteten.

Wenn wir nach Besichtigung des archäologischen Museums die Bibliothek besuchen, geschieht es hauptsächlich eines Saales halber, in welchem noch ein Theil der Bibliothek untergebracht ist, und der für uns ganz besonderes Interesse beanspruchen darf. Dieser Saal ist nämlich derjenige, in welchem der Große Rath tagte. Man hält beim Betreten dieses gewaltigen Raumes unwillkürlich seinen Schritt an und läßt den Blick hastig über den herrlichen Bilderschmuck der Wände schweifen .... Hier tritt uns Venedig in seiner ganzen vergangenen Größe entgegen. Es ist ein Glück, daß die Kunst diese Erinnerungen vermittelt. Dadurch werden jene Großthaten der Republik heiter verklärt und verlieren von ihrem herben Beigeschmack, den die historischen Ueberlieferungen an sich haben. Strenge Kunstkritiker haben an diesen 21 historischen Wandbildern auszusetzen, daß sie keinen besonderen künstlerischen Werth besitzen. Gleichviel, wer die Geschichte Venedigs kennt — oder kennen lernen will — wird in diesem Prunksaale einen Geschichtscursus durchmachen, an dem Zeitlebens seine Erinnerung haften bleiben wird.

Vom Throne aus beginnt unser Rundgang. Die zwölf Bilder, die wir zunächst kennen lernen, stellen Begebenheiten Friedrich Barbarossa's, des Dogen Sebastiano Ziani und des Papstes Alexander III. dar .... Welch' ein reicher Wechsel, welche Fülle von Scenen und Einzelfiguren! Wir sehen den Papst, der zu dem großen Congresse nach Venedig gekommen war, wie er vom Dogen im Kloster, das ihn die erste Nacht beherbergte, erkannt wird. Jacopo Tintoretto führt uns die Scene vor, wie die Gesandten des Papstes und Venedigs dem Kaiser Barbarossa zu Pavia Freundschaft anbieten. Andere Ceremonienbilder schließen daran. Dann aber stehen wir an der Hauptbegebenheit aus jener Zeit: der Seeschlacht von Salvore-Pirano. Das Werk ist von Domenico Tintoretto und stellt den Moment

dar, wie des Kaisers Sohn, Otto, mit dem Admiralschiffe in die Hände des Feindes fällt .... Die historischen Anknüpfungen geben die nächsten zwei Bilder: die Vorstellung Otto's durch den Dogen beim Papste und die Absendung des ersteren an den Kaiser.

Noch viel bedeutsamer ist der Bildercyclus, welcher sich auf die Ereignisse des vierten Kreuzzuges bezieht. Wir sehen den Dogen Enrico Dandolo, wie er in der Marcuskirche das Volk bestürmt, den Abgesandten der französischen Fürsten Gehör zu schenken und den Kreuzzug zu unterstützen. Es ist ein ungemein bewegtes Scenenbild. Dann sehen wir die Kreuzfahrer vor Zara und stehen unbewußt wie mit einem Schlage inmitten jener Begebenheiten. Da ist auch der byzantinische Irrfahrer, Alexios Comnenus, welcher die Venetianer um Hilfe fleht gegen seinen Vater Isaak. Das nächste Bild ist von Palma dem Jüngeren. Es zeigt uns die erste Uebergabe Constantinopels an die Franzosen und Venetianer. Die zweite Uebergabe ist das Werk Domenico Tintorettos .... Nun folgt eine Reihe der reichsten Scenenbilder. Mag das immerhin »gemalte Geschichte« sein, wir acceptiren sie zu unserer Belehrung; die wahre Weihe der Kunst wird ohnedies an einem anderen Orte (der Akademie) ihre ganze Gewalt auf uns ausüben .... Dort also sehen wir das Innere der Sophienkirche und den zum Kaiser erwählten Balduin von Flandern; sehen diesen von dem greisen blinden Dandolo zum Kaiser gekrönt. Vicentino und Aliense sind die Schöpfer dieser Bilder.

Damit ist aber der Siegesruhm Venedigs, wie er in diesem durch die Geschichte und Tradition geheiligten Raume durch Künstlerhand verewigt wurde, noch lange nicht erschöpft. Ein anderes Bild zeigt uns den siegreichen Dogen Andrea Contarini, wie er von der Bezwingung Chioggias heimkehrt. Die Anstrengung war groß, noch größer aber der Sieg und die Beute. Die Bilder führen die Großthaten von zwei vollen Jahrhunderten vor. Die Augen gehen Einem über von diesem immerwährenden Farben- und Formwechsel, von dieser bunten Kette von Ereignissen zu Land und zur See .... Das erste Bild, das uns in die Augen fällt, ist die Vertheidigung Scutaris durch den heldenmüthigen Antonio Loredano. Wie jener Triumphzug des Genuesenbezwingers Contarini ist auch dieses Werk

sichtlich der sacrosanctеn Reliquien muß freilich ein guter Glaube Seitens des Besuchers vorausgesetzt werden. Man wird ihm unter Anderem »das Blut Christi« in Goldumfassung und einen »Splitter vom Kreuze Christi« in ähnlicher Hülle, dann ein Stück vom Schädel Johannes des Täufers und hochheilige Reliquien des S. Isidoros zeigen. Die ersten Reliquien stammen, wie nicht anders zu denken, aus Constantinopel und waren einst im Besitze der hochfrommen Mutter Constantins des Großen, Helena, die bekanntlich eine große Reliquienliebhaberin war, und unter Anderem die Begräbnißstätte des Heilands und das Kreuz, an dem er geblutet, an dem Felshügel von Golgatha aufgefunden haben will. Für Kunstkenner haben andere Schätze dieser Sammlung hervorragenden Werth, die byzantinischen Reliquiaren auf dem Altare, das silbervergoldete Modell der Sofienkirche, in welcher sich gleichfalls Blut Christi befinden soll; dann ein Achatbecher mit dem Bildnisse des Täufers und Anderes.

Endlich treten wir ins Freie und schlürfen das heitere Tageslicht, das über den Marcusplatz gebreitet ist. Doppelt herrlich erscheint uns nun dieses grandiose Forum mit seiner Doppeleinfassung rechts und links: den alten und neuen Procuratien — diesen wahren Repräsentanten des stolzen, glänzenden Patricierthums — mit der Verbindungsfront im Hintergrunde und dem Knie, welches als Bibliothek rechtwinkelig an die neuen Procuratien anschließt und so zur Westfront der Piazzetta wird. Rechter Hand, dort wo zu jeder Stunde ein Menschenstrom vom Marcusplatz in die »Merceria« sich wälzt, ragt Pietro Lombardo's Uhrthurm, ein mit köstlichen Marmorplatten bekleideter, im Uebrigen aber etwas nüchterner Renaissancebau, der in demselben Jahre fertiggestellt wurde, als Columbus seine zweite transatlantische Reise antrat....

Vor uns aber steigt das gigantische Wahrzeichen Venedigs — der Glockenthurm — in sonnenheiterer Höhe empor. Von seiner offenen Glockenstube aus, zu der man nicht auf Treppen, sondern auf bequemen Rampen emporsteigt, genießt man eine der zaubervollsten Fernsichten der Welt. An den Campanile lehnt sich ein berühmtes Werk Jacopo Sansovino's: die Loggetta mit ihrer verschwenderischen Fülle von Bronzewerk und köstlichen Reliefs.

Vom Campanile schreiten wir zur Piazzetta hinüber. Wir nehmen hierbei den Weg längs der Façade der Marcuskirche bis an ihr südliches Eck. Dort setzt die südliche Querfaçade an und brennen zwischen dem oberen Bogen während des Ave-Maria-Geläutes zwei Kerzen. Sie erinnern an die zwei schwarzen Kerzen, welche während der Hinrichtungen zwischen den zwei Säulen der Piazzetta für die armen Sünder brannten, welche auf jener Richtstätte von den gestrengen und eben nicht immer gerechten Staatsinquisitoren in ein besseres Jenseits befördert wurden. Schreiten wir weiter bis zur Thüre des Baptisteriums, so stoßen wir auf zwei Pfeiler mit kop-

Gondelfahrt.

tischer Inschrift. Sie sind über zwölf Jahrhunderte alt und stammen aus dem Wüstenkloster San Saba, welches auf steiler Höhe des öden Kidron-Thales südöstlich von Jerusalem hängt. Die Pfeiler wurden als Trophäen durch den Dogen Lorenzo Tiepolo aus Palästina nach Venedig gebracht....

So wird denn auch der Spaziergang längs der Südfaçade der Marcuskirche zu einem geistigen Wandern in längst verrauschte Tage. Noch kurz bevor wir zum Dogenpalast gelangen, kommen wir zu zwei absonderlichen Statuengruppen, je zwei sich umarmende byzantinische Kaiser, von denen Schnaase sagt, sie bezögen sich wahrscheinlich auf die Einigkeit der Söhne Constantins. Kaum kann man in diesen widerlichen Gestalten Men-

An Gelegenheit und Material zur Selbstverherrlichung hatte die Republik niemals Mangel. Dies begreift man erst dann, wenn man die Räume des Dogenpalastes durchmustert. Geschichtliche Ereignisse in ihrer chronologischen Reihenfolge machen lange nicht den gleichen Effect, wie deren scenische Vorführung in unzähligen Einzelbildern .... Wir erfahren dies auf unserem weiteren Rundgange. Noch einmal mustern wir die Herrlichkeiten im Saale des Großen Rathes. Was wir bisher übersehen, sind die Dogenbilder: hochinteressante, zum Theil höchst merkwürdige, immer charakteristisch individualisirte Charakterköpfe, die zum Nachsinnen und Reflectiren verleiten. Nicht immer deckt hierbei die Wirklichkeit das Phantasiebild, welches wir uns selber geschaffen. An der 48. Stelle dieses Bildercyclus halten wir stille. Hier hängt nämlich kein Dogenbildniß, sondern eine schwarze Tafel mit der lateinischen Inschrift: »Bildnißstelle für den, wegen seiner Verbrechen hingerichteten Marino Falieri« .... Sogar den Dogentitel hat man dem Unglücklichen verweigert, denn diese Bezeichnung fehlt in der Inschrift.

Gehen wir weiter. Wir kommen zur Ausgangsthür, werfen noch einen letzten Blick auf den Dogen Sebastiano Ziani, der dem Papste den Sohn Barbarossa's vorstellt, und treten in den nächsten Raum. Es ist dies das »Wahlzimmer«, so genannt, weil hier jene 41 Patrizier gewählt wurden, denen die Wahl des Dogen zufiel. Da ein solcher Staatsact von großer Bedeutung war und die Wähler hierbei den Machttraditionen der Republik treu bleiben mußten, hatte man auch hier alle Wände mit Kunstwerken bedeckt, welche Venedigs Großthaten darstellen. Palma Giovane, Vicentino, Gregorio Lazzarini, Tintoretto, Pietro Liberi und Andere haben hierbei mehr oder weniger Tüchtiges geleistet. Beim Eintreten fällt sofort der Blick auf den gegenüber befindlichen Triumphbogen Francesco Morosini's, des »Peloponnesiers«, ein hübsches Architekturdenkmal mit allegorischem Bilderschmuck. Rechts und links und im ganzen Umkreise herrscht wilde Schlachtenfehde, ein buntes Farbengewoge. Welch' seltsames Bild ist jene Scene, welche sich »Seesieg der Venetianer bei Jaffa« nennt, im Grunde genommen aber nur eine rohe Symbolisirung wüthigen Schlachtentriumphes ist. Marco Barbaro, der Sieger über den Khalifen von Aegypten, hat einem [illegible] Arm abgehauen und beschreibt nun mit

dem blutigen Stumpf einen Blutkreis auf seiner Fahne .... Das gemahnt eher an Irokesen- und Zulubarbarei, denn an die Kriegsthat eines Culturvolkes. Zum Glücke giebt es Besseres in diesem Saale, wie die lebensvolle Darstellung des Seesieges bei Lepanto, des Seesieges Mocenigo's über die Türken bei den Dardanellen, die Eroberung von Cattaro und Anderes. Sehr interessant ist »die Eroberung von Tyrus«, das Werk Marco Vecellio's, eines Großneffen Tizian's, dann — auf der Decke — das düstere Nachtstück »Einnahme von Padua«, die Siege der Venetianer über die Genuesen an der Küste von Palästina im Hafen von Rhodus .... Die übrigen Bilder sind kaum der Rede werth.

Solche Reichhaltigkeit an Figuren und Scenen ermüdet am Ende auch den geduldigsten Beschauer. Unser Gehirn ist ohnedies voll der lebendigsten Eindrücke, welche wir gelegentlich unserer historischen Rückblicke gewonnen. Aber am Ende sind wir gleichwohl noch lange nicht. Ja, im Gegentheile, je tiefer und höher wir in die Räumlichkeiten des Dogenpalastes eindringen, desto gewaltiger werden wir in den Bannkreis der Macht und den Glanz dieses Staatswesens gezogen .... Wir schreiten den großen Rathssaal zurück und die nächste Treppe zum oberen Stockwerke empor. Hier lernen wir die eigentlichen Staatszimmer der Republik kennen. Ein Verschlag zeigt uns an, daß wir dicht vor dem Allerheiligsten der venetianischen Staatskunst stehen. Dahinter öffnet sich nämlich die Thür zum Rathssaal der Zehn. Die Oeffnung, die man sieht, war einst mit einem marmornen Löwenkopfe ausgefüllt, in dessen Rachen die Denunciationen geworfen wurden. Diese steinerne Bestie hat also mehr Unheil angerichtet, als alle lebenden Exemplare des Königs der Thierwelt in seinem ureigenen afrikanischen Reiche .... Gespannt treten wir ein. Die Ueberraschung ist nicht groß, denn was man hier an Bilderschmuck sieht, ist im Großen und Ganzen nur die Fortsetzung des bereits Gesehenen. Friedens- und Staatsscenen zwischen Dogen und Päpsten, dann Allegorien, darunter eine merkwürdige, welche uns Venezia mit zerbrochenen Ketten, den Blick himmelwärts gewendet, zeigt. Wir denken aber, daß hier Ketten nicht gebrochen, sondern geschmiedet wurden .... Einen ähnlichen Eindruck gewinnen wir, wenn wir wieder in den Verschlag und von hier durch die Thüre rechts

in den Saal der Staatsinquisition treten. Hier sehen wir in einer allegorischen Darstellung die Laster in wilder Flucht von Engeln ergriffen, während die Tugenden flehend herandrängen. Waren die »Capi«, die drei Gewaltigen der allmächtigen Geheimpolizei, jene rettenden Engel? Wenn die Anmaßungen des Adels und der starre Egoismus der Regierenden verkörperte Tugendbilder waren, dann mag jene Darstellung gelten. Ueberzeugt aber werden wir nimmer davon.

Die Stimmung ist also gerade die passende, um den Rundgang entsprechend fortzusetzen. Schon steigen wir eine enge dunkle Treppe empor und sind im nächsten Augenblicke unter dem — Bleidache. Es war der Weg, den unzählige Verurtheilte nahmen. Wer einmal bis in den Saal der drei Staatsinquisitoren gelangt war, hatte gegründete Aussicht, die höchste Stufe im Dogenpalast — die Bleikammern — zu erklimmen. Dort waren die Unglücklichen dem Himmel näher als irgend ein Machthaber der Republik, aber dieser Himmel war noch immer so weit, daß jener Aufenthalt zur Hölle werden konnte. Geschichten und Fabeln über die Martern in den Bleikammern giebt es die schwere Menge. Sicher ist Vieles romanhaft angehaucht und dies verdankt man dem phantasie- und erfindungsreichen Casanova, der seinen unfreiwilligen Aufenthalt in diesem Gefängnisse entsprechend verwerthen wollte. Aber Alles war gleichwohl nicht Lüge, und was noch in allerjüngster Zeit ein Silvio Pellico hier gelitten, ist nicht darnach, uns viel von unseren landläufigen Vorstellungen von den Martern in den Bleikammern (durch Hitze und Kälte) zu rauben. Sicher ist, daß die Machthaber der Republik mit Torturen nicht sparten; sie werden also auch den Aufenthalt unter dem Bleidache des Dogenpalastes nicht zu dem angenehmsten in der sonst an Annehmlichkeiten so reichen Dogenresidenz gemacht haben.

Wir haben die unangenehmsten Eindrücke hinter uns und vermögen uns in den nächsten Räumen durch heitere Kunstgenüsse zu erholen. Diese Erfrischung scheint doppelt nothwendig, da das düsterste Mysterium des Dogenpalastes — die Gefängnisse — noch unentschleiert vor uns liegen. Vorerst also etwas Abwechslung. Dieselbe bringt uns die sogenannte »Sala delle Quattro Porte«, welche auf das Atrio Quadrato (in Verbindung

mit dem Saale der Staatsinquisition einerseits und der Goldenen Stiege anderseits) folgt. Dort ist die Decke reich mit allegorischen Figuren geschmückt. Freilich entbehren dieselben nicht des politischen Beigeschmackes, und wenn beispielsweise ein Antonio Grimani vor dem Glauben kniet, so braucht solche Frömmigkeit den Beschauer nicht zu erbauen. Das Herrlichste in diesem Raume sind die vier prachtvoll geschmückten Eingänge, ein Werk des Palladio aus dem Jahre 1574. Daneben fesselt ein farbenreiches Gemälde von Gabriele Caliari, welches uns eine persische Gesandtschaft aus dem Anfange des XVII. Jahrhunderts vorführt, die ihre kostbaren Stoffe dem Dogen Marino Grimani zu Füßen legt. Welchen Einfluß die Republik zu Zeiten in ganz Europa gehabt hat, das beweist uns eine Darstellung, wie Gesandte der freien Reichsstadt Nürnberg aus den Händen der Machthaber das Vormundschaftsgesetz der venetianischen Republik entgegennehmen.

Der nächste Saal, der uns aufnimmt, ist das »Anticollegio« — das Vorzimmer vor dem ehemaligen Eingangssaal der Gesandten. Hier befindet sich eines der berühmtesten Gemälde Venedigs: der »Raub der Europa« von Paolo Veronese, von dem ein Kenner wie Burckhardt sagt: es sei der schönste Beleg für die venetianische Umdichtung des Mythologischen in eine theils pomphaft, theils anmuthig sinnliche Wirklichkeit. Wer dieses Bild gesehen und hierauf den Blick nach der Decke wirft, an der Scamozzi, Vittoria und Bombarda ihr ganzes Können eingesetzt, der glaubt nicht seiner eigenen Eingebung, sondern nur seinem Cicerone, welcher dieses verunglückte Fresco gleichfalls ein Werk Paolo Veronese's nennt .... Wir gehen weiter und treten in den »Saal der Signoria«. Hier hat der vorgenannte Meister wieder seine ganze Kraft auf das herrliche Votivbild über dem Throne — den Sieg bei Lepanto darstellend — eingesetzt. Was aber will dieses Kunstwerk gegen ein anderes dieses Meisters bedeuten: das grandiose Deckengemälde. Diese Bilder gehören zu den lebensfrischesten Paolo Veronese's. Sie sind sammt und sonders allegorische Darstellungen zum Ruhme Venezias, welche hier um die Welt thront, Friede und Gerechtigkeit zu Mitregenten hat und — laut Inschrift — zum »Wächter der Freiheit« sich aufgeschwungen hat.

Die Seitenthüre in diesem Raume führt in den Senatssaal. Sein malerischer Schmuck läßt uns, so schön er sein mag, kalt; wir haben genug der Meisterwerke gesehen und unser Kopf ist so voll davon, daß er sich ermüdet fühlt .... Wir haben also die Oberwelt erschöpft und lassen uns durch den schlüsselrasselnden Cerberus in die — Unterwelt führen. Der Vergleich ist keineswegs bei den Haaren herbeigezogen. Oder konnten Teufel etwa ein grausigeres Höllenverließ ersinnen, als die venetianischen Machthaber diese »Pozzi«, wie man die unterirdischen Gefängnisse nennt? Die schauerlichsten von ihnen liegen unter dem Spiegel der Lagune und sind finster wie das Grab. Ein großer Mann muß gebückt eintreten. Die Luft ist so dumpf, daß der Athem sich beklemmt fühlt. Feuchter Odem umweht die Stirne. An den feuchten Wänden liest man noch Inschriften der Unglücklichen, welche hier von der ausgestandenen Tortur »ausruhten«. Inschriften dieser Art hat Jacopo Foscari, der gefolterte Sohn des Dogen Francesco Foscari, zu entziffern gesucht (in Byron's Tragödie, III. Act, 1. Scene):

»Kein Licht, nur matter Dämmerschein ist hier,
Er zeigt mir Mauern, die von Tönen nur
Des Elends wiederhallten, von den Seufzern
Langwier'ger Haft, von Tritten, deren Laut
Des Eisens Klang begleitete, von Röcheln
Des Todes und von Flüchen der Verzweiflung!
— — — — — — — — — — — — —
Sieh, Lettern, die fühllose Wand entlang
Gekritzelt!.... Ob's die Dämmerung gestattet,
Sie zu entziffern?.... Ach, die Namen meiner
Vorgänger sind's an diesem Ort des Jammers,
Angaben ihres Elends, kurze Worte
Des stummen Grams. Dies steinerne Geschichtsblatt
Erzählt ihr Leben, einer Grabschrift gleich,
Und des Gefang'nen Lied ist eingegraben
Auf seines Kerkers Grenze, wie das Glück
Des Liebenden auf einem schlanken Baum,
Der sein' und seines Liebchens Namen trägt.
Weh, hier erblick' ich Namen von Verwandten,
So unglückselig wie mein eigener!
Ich will den meinen ihnen beigesellen,
Er paßt in eine solche Chronik gut,
Die Niemand schreibt und liest als Unglücksbrüder« ....

Die Decke dieser gräßlichen Gefängnisse ist so nieder, daß man wähnt, von ihr erdrückt zu werden. Es bedurfte die ganze Teufelei venetianischer Machthaber, um eine solche Marterhölle zu ersinnen. Für Alle, die hier geschmachtet, war es Befreiung, wenn die Kerkerschlüssel rasselten, der Glühschein der Fackel in das ekelhafte Verließ fiel und der Gefangene nach jenem Vorraume geführt wurde, dessen Thüre direct nach dem Canale führt. Aus diesem Raume gelangte man nur als Erdrosselter oder Erdolchter. Die Pforte that sich auf und der Canal erhielt das Opfer, um es in die Lagune hinauszuspülen .... Wenn wir an der Schwelle dieser Pforte stehen, sehen wir den kühnen Bogen einer Brücke — der Seufzerbrücke — über uns sich spannen. Ihr Name giebt die Bedeutung. Sie ist heute eins der populärsten Objecte für jeden Besucher Venedigs; war es aber keineswegs in früherer Zeit, wo seine Doppelgänge nur von den Schritten von Angeklagten, Verurtheilten und Häschern wiederhallten .... Der ernste, monumentale Bau, den die Seufzerbrücke an den Dogenpalast gliedert, ist das berühmte Criminalgefängniß (le Prigioni). Vorne, gegen die Riva Schiavoni hin, lärmt das Volk und drängt nach den lärmerfüllten Osterien und Kaffeebutiken: ein Bild des vollpulsenden Lebens gegen die Todesstarre des nüchternen Gefängnißpalastes ....

Der Canal Grande.

.... Wir stehen vor den zwei Säulen der Piazzetta und blicken westwärts, wo ein goldener Saum über dem Horizont den heranbrechenden Tag verkündet. Graue Schatten brüten noch auf der bleifahlen Spiegelfläche der Lagune. Santa Maria Maggiore taucht fast wie ein Spukgebilde aus dem feuchten Meerdunste. Aber der Himmel ist wolkenlos und von einem Glanze, der die ganze Herrlichkeit des werdenden Tages errathen läßt. Der Glühschein im Osten wird zu sattem Purpur, dann zu lauterem Gold und verflammt jählings, wenn die Sonne die Nebelschleier durchbrochen hat.... Das ist die Stunde zum Aufbruch. Wir besteigen die bereitstehende Gondel

und treten unsere Canalfahrt an. Zwar haben wir uns gleich zu Beginn unseres Venetianer Aufenthaltes zwischen jenem Doppelwall von herrlichen Palastbauten hindurchrudern lassen. Damals aber wußten wir noch nichts oder wenig von Venedigs vergangenem Ruhme. Anders als an jenem Tage wirkt heute die Herrlichkeit dieses merkwürdigsten »See-Corsos« der Welt auf unsere Phantasie. Zudem haben wir es diesmal nicht nöthig, dem Ariadne-Faden unseres Cicerone zu folgen, Treppen auf und Treppen ab durch Prachträume ohne Zahl zu irren, bis der Kopf zuletzt so voll, daß vor den Augen Farbensterne, Schlachten, Siegesaufzüge, Schwerter, Henkersknechte, Folterwerkzeuge, Bleikammern und Verließe im tollen Durcheinander irren.

Im großen Canal ist's nicht ein Palast — es sind ihrer Dutzende. Da sie zumeist die Namen berühmter venetianischer Adelsfamilien führen, entbehren wir nicht der Anknüpfungspunkte zu dem bereits Gesehenen und Genossenen .... Also »vorwärts, Beppo!« .... Das Ruder klatscht im trüben Gewässer und schlägt perlmutterfarbige Ringe um sich. Ein heiterer Goldduft ist über die Riesenkuppel der Santa Maria della Salute — dieses Prachtwerk des Loghena — ausgegossen. Davor, noch eine Strecke lagunenwärts, sehen wir die Dogana (das Seezollamt) und gegenüber die ersten Paläste des Canal Grande: gleich zu Beginn, nur wenige Häuser über den königlichen Garten hinaus, Palazzo Giustiniani — jetzt »Albergo all' Europa« .... Also kein Adelssitz, sondern ein Hôtel. Das wäre der schlimmste Wandel nicht, denn es giebt in Venedig Paläste mit stolzeren Namen, die man nicht zu Herbergen, sondern zu — Kasernen degradirt hat. Aus der Häuserzeile, die nun rechts hinaufzieht, treten weitere Paläste hervor: Emo, Tiepolo, Micheli, Contarini und Contarini-Fasan. Dieser liegt der Santa Maria della Salute gerade gegenüber und so lassen wir die Gondel einen Augenblick stille halten, um uns die architektonische Wirkung dieser Eingangspylonen zum großen Canale nicht entgehen zu lassen. Wie ein Feuerstrom wallt nun das Licht der Morgensonne herein. Die Lagune, anfänglich noch immer milchig und trüb, wird etwas klarer durch die grellen Reflexe und spiegelt nun ihre Architekturen in der Tiefe. Im Hintergrunde sehen wir bereits einen Theil der den Canal über-

Fischmarkt am Canal Grande.

von Paolo Veroneſe, ſowie das folgende: die Einnahme Smyrnas durch Pietro Mocenigo. Wir ſehen weiter zwei Landſiege verherrlicht: den über den Herzog von Ferrara und den über Visconti von Mailand. Jacopo Tintoretto führt uns den Kampf zwiſchen Vittore Saranzo und dem Herzog von Ferrara bei Caſtell' Argenta vor; dann folgen: der Seeſieg Stefano Contarini's über den Herzog von Mailand auf dem Gardaſee; die Erſtürmung

Der Dogenpalaſt.

von Gallipoli im Jahre 1484; die Vertheidigung Brescias durch Francesco Barbaro, Cornaro's Sieg bei Cadore über die Kaiſerlichen. Ein anderes Bild zeigt uns den unglücklichen Carmagnola, der auf ſo heimtückiſche Weiſe von den Inquiſitoren dem Henker überliefert wurde. Hier, wo es ſich nicht um die Juſtizmorde, Folterungen und geheimen Juſtificirungen, nicht um Blut und Jammer handelt, ſondern um Selbſtreclame und pompöſe Verherrlichung der venetianiſchen Waffen und Namen, iſt Carmagnola als Sieger von Maclodio dargeſtellt, wo der damals noch glückliche (wenn auch ſchon

damals gefürchtete) Feldhauptmann der Republik die Reisigen des Herzogs von Mailand zersprengte.

Nun aber kommt die Krone von Allem: die drei großen Deckenbilder, an denen Paolo Veronese, Jacopo Tintoretto und Palma der Jüngere ihre Meisterschaft zum Ruhme der Republik zu erproben hatten. Alles, was wir bisher gesehen, sind im Grund genommen nur historische Motive zur Schlußapotheose Venezias. Und diese Devise führt auch die Schöpfung

Im Vestibül eines venetianischen Palastes.

Paolo Veronese's. Wir sehen Venezia von Ehre, Friede und Freiheit zu den Göttern geleitet, Juno, Ceres als Repräsentanten der Größe und des Reichthums, unter dem festtäglichen Glanz der Erde, auf einer Balustrade Nobili, Krieger, schöne Frauen u. s. w. Das zweite Deckenbild (von Tintoretto) führt uns eine Huldigungsscene der Venezia vor. Der Doge mit dem Senat und den Gaben unterworfener Städte huldigt der »göttlichen Venezia«. Das dritte Bild endlich, von der Meisterhand Palma Giovane's, zeigt uns Venedig von der Victoria gekrönt, Völker und Reiche unter ihr allmächtiges Scepter aufnehmend.

Mantua, wurde er, als der Herzog zu der Republik in ein feindliches politisches Verhältniß getreten war, vom Senat versteigert. Der Doge Francesco Foscari, der ihn erstand, ließ einen Stock aufsetzen, damit er die Nachbarpaläste überrage. Diesen Stolz hat die Zeit nicht respectirt; die Oesterreicher machten den Palast zur Kaserne, die Italiener zur Handelsschule. In der Palastreihe, welche der Palazzo Foscari abschließt, stehen vorher, also näher zur eisernen Brücke, Rezzonico und Giustiniani. Der Palast gegenüber (Grassi) gehört der Familie Sina.

Beim Palazzo Foscari wenden wir abermals — diesmal nach Osten zurück. Wir haben also wieder volles Licht, sehen Goldflocken auf dem Spiegel des Canals und heiteres Farbenspiel auf den Gebäudefronten. Auch steigen hier die Gebäude nicht unmittelbar aus der Fluth (was die malerische Wirkung wesentlich erhöht), sondern treten etwas vom Ufer zurück, so daß sie vor sich lange Uferstreifen — Fondamente — freilassen. Dies gilt indeß nur von der rechten Uferseite des Canals, nicht von der entgegengesetzten. Während also dort Leben und Bewegung, Farbe und Abwechslung und Stimmengetöse herrscht, ist die Canalfront links fast todt und ausgestorben. An der Canalwende und in Folge des Einströmens zweier Seitencanäle auf drei Seiten vom Wasser umfluthet, steht der Palazzo Balbi, von dessen Fenster Napoleon im Jahre 1807 der Gondelregatta zusah. Also nur neun Jahre nach der Verbrennung des goldenen Buches und der Aufhebung der Republik huldigte Venedigs Volk dem fremden Machthaber! Daß die Masse der Venetianer ihrer uralten ererbten Verhältnisse so rasch sich entwöhnen konnte, beweist, daß der Wechsel ihr nicht sehr fühlbar, der stattgehabte Verfall der Macht bereits so bedeutend war, daß die Todesstunde der Republik auch ohne einen Bonaparte jeden Augenblick eintreten konnte ....

Wir lassen nun die Gondel etwas näher an das rechte Ufer herarudern. Die drei Paläste, welche eine lange Front einnehmen, tragen den Namen der Mocenigo, einer der berühmtesten Familien Venedigs. Die Paläste selber rühren aber aus der Zeit des Verfalles her. In einem dieser Paläste wohnte Lord Byron und hier begann er seinen »Don Juan«, schrieb er den »Marino Falieri«, den »Sardanapal« u. A.... An stolzen

Familiennamen aber ist auch jenseits kein Mangel. Die auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum zusammengedrängten Paläste gegenüber auf dem linken Canalufer tragen die Namen Tiepolo, Pisani und Barbarigo. Dann etwas weiter: Bernardo und abermals Tiepolo — und schief gegenüber: Contarini und Corner (=Spinelli). So nahe bei einander konnten Leute wohnen, die im Leben sich grimmig befehdeten, gegenseitig Intriguen schmiedeten und aus Ehrgeiz oder Rache zu den unlautersten Mitteln griffen, um den Gegner zu demüthigen, unschädlich zu machen, oder vollends zu vernichten!....

Nur die Foscari und Loredan — die grimmigsten Feinde — hielten sich auch räumlich von einander fern.... Den Palast der letzteren treffen wir am rechten Ufer, jenseits einer weiteren Palastreihe, welche mit dem Palazzo Morosini beginnt und mit dem Palazzo Manin schließt. Mitten dazwischen liegt der Palast der Loredan's, links von ihm Farsetti und Grimani, rechts Bembo. Palazzo Farsetti ist ein sehr alter Bau und gehörte ursprünglich der Familie Dandolo. Da er schon im XII. Jahrhundert erbaut war, dürfen wir uns denselben auch von jener Heldengestalt bewohnt denken, welche die Großthaten Venedigs durch den kühnen Zug nach Constantinopel eröffnete und durch die Unterwerfung des byzantinischen Reiches die Republik Venedig zu einem Machtfactor in der Levante erhoben hatte.

An der Stelle aber, wo wir augenblicklich in unserer Gondel weilen, ist wenig Raum für die historische Erinnerung. Zwar geben die genannten Paläste ein so herrliches Architekturbild ab, daß man fast starren Auges an diesem Wunder hängt. Aber auch das bunte, vollpulsende Leben hat Anspruch auf unsere Beachtung. Auf der breiten Fondamenta da Carbone, auf welche die Ahnenpaläste so vieler Dogen verwittert und altersgrau herabsehen, herrscht zu gewissen Tageszeiten ein sinnverwirrendes Volksgewühl. Aus allen umliegenden Stadtwinkeln drängt das Volk nach diesem Uferquai, wo Handel und Wandel reger und farbiger als irgend sonstwo in Venedig sich entfalten. Und dazu dieses Drängen und Toben auf dem Wasser, das Gewimmel von zahllosen Barken und Gondeln, die feilschenden Marktweiber, die schreienden Fischer mit ihrer zappelnden Beute: welch' eine Staffage zu dem ehrwürdigen

Architekturbilde des Hintergrundes! Dazu spannt gleich linker Hand, wo der Canal abermals in einen Zipfel auszulaufen scheint, die herrliche Rialtobrücke, und der Strom des Lebens geht auch über ihre Stufen hinweg und pulst rechts und links durch das Gassennetz der Stadt wie durch die Arterien eines thierischen Organismus aus. Der Hauptstrom fluthet durch die »Merceria« ab, die auf den Marcusplatz mündet und dort ein zweites Sammelbecken hat. Dort, zumal auf der Piazzetta, staut sich der Menschenabfluß an jenem zweiten Lebensstrome, der von der Riva degli Schiavoni herüberdrängt .... Damit ist aber gleichzeitig alles Leben der Lagunenstadt erschöpft. Ueberall sonst herrscht Stille, ja Todtenstille — auf einem Raume, der sicher zehnmal größer ist, als der eben umschriebene ....

An der breiten Fondamenta bei der Rialtobrücke lassen wir die Gondel anlegen und mengen uns ins Volksgewühl. Die Brücke selber, künstlerisch von keinem Werthe, imponirt durch die Kühnheit ihrer Anlage. Mit einem einzigen Bogen von mehr als 27 Meter Spannweite setzt sie über den Canal. Ihre ungewöhnlich große Breite ist auf den immensen Verkehr berechnet, der hier fast zu allen Tagesstunden, namentlich aber des Morgens herrscht. Diese Breite der Bahn verliert freilich dadurch an Effect, daß sie in zwei schmälere Seiten- und einen bequemeren Hauptweg getheilt ist. An der Grenzlinie stehen durch Geländer eingefaßte Verkaufsbuden. Während auf der Mittelbahn Einen das Volksgedränge mit sich fortreißen kann, findet man die Seitenwege ruhiger. Von hier fällt der Blick auf den Canal, und zwar von oben herab, so daß man das ganze Barkengewühl, dem man kaum erst entronnen, nun zu Füßen hat. Daran schließen Paläste in scheinbar endloser Folge. Selbst der Palazzo Foscari, weit drüben am Knie des Canals, ragt noch in den Rahmen des Bildes hinein.

Wir wissen aus einer früheren Mittheilung, daß zur Zeit der Gründung Venedigs der heutige Stadtplan eine Gruppe von Inseln bildete, welche nach und nach besiedelt und untereinander durch Brücken in Verbindung gesetzt wurden. Die größte dieser Inseln — die einzige, welche dem Flottenansturme unter Pipin widerstand — war Riva Alta. Das hieraus entstandene »Rialto« ist auch in allen folgenden Zeiten eine der Nebenbezeichnungen der Lagunenstadt geblieben. Wir vermöchten sie ebenso wenig

wegzudenken wie die anderen drei Wahrzeichen Venedigs: die Marcuskirche, den Campanile und Dogenpalast .... Die alte Verbindung an der Stelle, wo heute die Rialtobrücke spannt, war ein Holzsteg. Er wurde gelegentlich abgebrochen und durch eine Fähre ersetzt. Aber schon im Jahre 1252 baute man eine Holzbrücke, die 190 Jahre später in Folge Volksandranges beim Besuche der Prinzessin von Aragonien einstürzte. Dasselbe Schicksal erfuhr eine zweite Holzbrücke. Spät genug — erst im Jahre 1586 — entschloß man sich zu einer soliden Brückenanlage. Vincenzo Scamozzi, Vignola, Sansovino und sogar Michelangelo hatten Entwürfe eingesendet. Acceptirt wurde Scamozzi's Entwurf und im Jahre 1587 erhielt Antonio da Ponte den Auftrag zur Bauausführung. Um den Bogen festzuhalten, bedurfte es auf beiden Ufern eines Pilotenrostes von 12.000 Ulmenpfählen, auf die eine Lärchenbettung und darauf ein Gußwerk von Kalk und Steinen zu liegen kamen. In drei Jahren war das Prachtwerk vollendet.

Bevor wir wieder unsere Gondel aufsuchen, steigen wir die Brückentreppe des Ostarmes hinab. Linker Hand setzt die Fondamenta fort und schließt beim Fondaco dei Tedeschi, einer uralten Kaufhalle der Deutschen. Schon im XIII. Jahrhundert, unter dem Dogat Enrico Dandolo's, wurde diese Kaufhalle eröffnet. Es war aber nicht die, welche wir heute sehen, da zu Beginn des Jahres 1504 eine Feuersbrunst den älteren Bau eingeäschert hatte. Der Neubau wurde von der Republik, welche großen Werth auf ihre Handelsbeziehungen zu deutschen Kaufleuten legte, sofort angeordnet und einem Deutschen übertragen. Einst war diese glatte, verwitterte Façade, zu der wir emporblicken, eine heitere Farbenfläche. Georgione, der »in Sinnenlust verglühte«, hatte den Farbenzauber über jene gewaltige Front ausgegossen. Einige dieser Fresken, oder doch Fragmente von ihnen, liegen wohl noch unter der Tünche, mit der man den Fondaco — wie leider noch so manches andere Bauwerk — überpinselt hat; das meiste aber ist verschwunden.

Wenn wir in den Morgenstunden bei der Rialtobrücke verweilen, dann verlohnt sich's wohl, einige Minuten dem Fruchtmarkte und seinem Seitenstücke, dem Fischmarkte zu widmen. Namentlich auf dem Letzteren wird es nicht an Ueberraschungen fehlen, wenn der Besucher die strotzenden Körbe

und Behälter durchmustert: ganze Berge von Branzinen, Thunfischen, Schollen, Triglien, Hummern, Austern, Muscheln, der übrigen Seemonstren nicht zu gedenken .... Dann aber heißt es eilig das Weite suchen. Schon steht die Sonne hoch und ihre schrägen Strahlen spielen über die Zinnen des Fondaco dei Tedeschi herüber. Das Pflaster der Marktplätze ist feucht, schlüpfrig — eine athembeklemmende Atmosphäre brütet rings in allen Gassen und Canälen. Auch der Canal Grande ist um diese Zeit kein Paradieses-Gewässer, denn der rege Verkehr bringt es mit sich, daß reichlich Unrath in seine trübe Fluth gelangt .... An der Fondamenta aber schläft Beppo auf der Gondelstufe. Ihm — dem Glücklichen — ist dieses reiche Leben, diese Pracht der Architektur, dieser Glanz des Himmels, eine banale Alltäglichkeit.

Ein sanfter Ruck bringt den braven Gondolier aus dem Reiche der Träume in die reale Welt zurück. Auf die Beine springen, das Ruder einlegen und die Gondel pfeilschnell dahinschießen lassen, ist das Werk eines Augenblickes .... Schon wölbt sich die Rialtobrücke über uns und das Stimmengebrause drängt dumpfer an unser Ohr. Hinter der Brücke wendet der Canal scharf nach Nordwesten. Wir fahren dicht am »Palazzo de' Camerlenghi« — einst das Heim des Schatzmeisters der Republik — vorüber. Bald dahinter folgt linker Hand der Fischmarkt, den wir kurz zuvor besucht. Das laute Leben verstummt mehr und mehr und wieder ist es eine Reihe von stolzen Palästen, welche unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Da ist zunächst die herrliche Cà d'oro — das »goldene Haus« — Venedigs zierlichster, architektonisch reichster Palastbau. Zwar hat man getadelt: der Bau weise keinen reinen Styl auf; aber diese luftigen Säulenhallen in der reich gegliederten Façade, diese graziös spannenden Spitzbogen mit den Rosettenfeldern darüber: sie muthen fast märchenhaft an. Um den bedeutenden Effect, den dieser Palast einst machte, ganz zu begreifen, müssen wir uns denselben in reichster Vergoldung denken. Der Bau datirt aus dem Jahre 1360, wurde aber erst im nächsten Jahrhundert fertig .... Edler und imposanter als er, wenn auch nicht so heiter, ist der Palazzo Vendramin-Calergi, der für den schönsten Palast Venedigs gilt. Sein erster Besitzer war Andrea Loredan, sein zweiter der Kandiote Kalergis,

Im Hofe eines Palaſtes in Venedig.

sein dritter die Grimani, dann die Vendramin. Im Jahre 1842 erstand ihn die Herzogin von Berry (Mutter des Grafen Chambord) für die Bagatelle von 33.000 Gulden — eine Summe, für die man anderwärts kaum ein anständiges Landhaus bekommen kann ....

Die Lagune.

Wer der steinernen Pracht des Canal Grande müde wird, sucht Erquickung in der offenen Lagune. Für uns ist dieses Labsal zur Hand. Vom Palazzo Vendramin-Calergi steuern wir noch eine Strecke vorwärts, lassen das Museo Corer — das auf der linken Seite liegt — diesmal unbesucht und gelangen so, fast knapp vor dem Bahnhofe, an die Ausmündung des zweitgrößten Canals von Venedig, des Canareggio. Dort steht an der Ecke Carlo Corbellini's Kirche San Geremia und sieht hinter ihrer linken Schulter noch ein Stück des Palazzo Labia hervor. Bauten dieser Art (beide datiren aus dem vorigen Jahrhundert) lassen uns jetzt, nach der Fülle des Genossenen, gleichgiltig. Zwei Brücken, welche den Canareggio überspannen, werden unterfahren .... Dann schwenkt Beppo's Gondel ins Freie. Eine köstliche Luft weht von den fernen Alpenhöhen herüber. Es ist der kräftige Nord, der die weiche Seeluft Venedigs und der Lagunen auffrischt, ohne sich durch zu große Schärfe geltend zu machen. Die Alpenluft ist es auch, welche der venetianischen Luft jene Durchsichtigkeit, dem Himmel jenen Glanz verleiht, die sprichwörtlich sind.

Eine solche Fahrt aus dem Canalgewirre der Dogenstadt in die nördliche Lagune ist somit von doppeltem Gewinn. Man stärkt die Sinne und findet neue Anregung in der maritimen Umgebung. Da ist zunächst linker Hand das moderne Wunderwerk dieser an Wundern keineswegs armen Stadt — die gigantische Eisenbahnbrücke, welche als steinernes Band Venedig an das Festland kettet. Um den Bau fertig zu bringen, bedurfte es eines Rostes von 80.000 Lärchenpfählen, welche in den unteren

Sandgrund der Lagune eingerammt wurden, nachdem man die etwa zwei Meter starke Schlammschichte entfernt hatte. Auf den Pilotenrost kam ein zweiter von Eichenholz zu liegen und darauf setzte man die mächtigen Pfeiler, welche Bogen und Brückendecke tragen. Wer, vom Festlande kommend, im Coupé über diese Brücke fährt, denkt in der Regel nicht an die Kraft und das Genie, welche zu diesem Baue aufgewendet wurden. Sein Auge schwelgt einzig und allein in dem goldigen Duft, welcher über der Lagunenstadt brütet, und an der Glockenstube des Campanile, diesem stolzen Wahrzeichen der Lagunenstadt. Seine Seele ist der Erwartungen voll, sei der Ankömmling nun ein Neuling auf diesem Boden oder ein Erfahrener. Venedig ist das unerschöpfliche Buch der Verheißungen, dessen Seiten ungezählt sind, dessen Geheimnisse immer wieder zu neuen Nachforschungen reizen.

Die Sonne steht noch im Osten, da wir in die grüne Lagune hinaussteuern. Sie ist hier fast unbelebt, still, ausgestorben — mehr zur Reflexion, denn zu unmittelbarer Anschauung geeignet. Der volle Glanz des Morgenlichtes kommt auf dem Gewässer nicht zur Geltung. Die Wasserfläche schillert zwar ab und zu in den Farben der Perlmutter, aber grelle Reflexe oder breite, ausgesprochene Farbenflecken bleiben auf ihr nicht haften. Umso sonniger präsentirt sich das nahe Murano, die Insel mit dem merkwürdigen Dom von S. Donato, einer der sehenswertheften Kirchen Venedigs. Für Kunstfreunde hat S. Pietro martire mehr Interesse. Dort befindet sich ein berühmtes Bild des Giovanni Bellini — die Adoration der heiligen Jungfrau durch den Dogen Agostino Barbarigo. Was das Gemälde an sich betrifft, so weiß man, daß Crowe es für eine der herrlichsten Schöpfungen des Meisters hält. Der Doge ist, beiläufig bemerkt, derselbe, der die schöne Caterina Cornaro von Cypern nach Venedig bringen ließ und die Insel so an Venedig brachte. Das Dogencostüm zeigt so recht den alten Fürstenpomp der venetianischen Republik.

Murano ist die Heimat eines Industriezweiges, der seit mehr als einem halben Jahrtausend blüht — einer Glasfabrikation von specifischer Eigenart. Als Marco Polo, der Asienfahrer, nach Venedig zurückgekehrt war und seine Schätze im »Corte del Millione« aufgestapelt hatte, fühlte er das Bedürfniß, den Asiaten für die ihnen abgenommenen Kostbarkeiten

einen Ersatz zu bieten. Der speculative Venetianer wußte, worin das wahre Geschäft besteht: er betrieb bei der Republik die Errichtung einer Glasperlenfabrik und in Kürze wurde der Orient mit diesem Tand überschwemmt. Ungeheure Mengen von falschen »Steinen« wanderten nach dem Osten, der seine echten an die Machthaber, Großen und Reichen der Republik abgegeben hatte. Später wurde Murano berühmt durch seine Spiegelfabrikate, die noch immer gesucht sind, aber dermalen sich nicht über die Bedeutung von Curiositäten erheben. Die Glasperlen-Fabrikation steht aber noch im alten Schwunge. Bei 2500 Personen beschäftigen sich damit. Jeder Besucher von Murano kennt die Schmelzöfen und die Arbeitsstuben, in welchen die Milliarden von schimmernden Dingern, die über den ganzen Erdkreis verbreitet sind, fertiggestellt werden. Gleich einem farbigen Strome rieseln die abgehackten Rohrstückchen auf schiefer Ebene in das bereit stehende Sammelbecken. In großen drehbaren Cylindern aus starkem Eisenblech erhitzt, runden sie sich ab. Bei den sogenannten »Korallenperlen« bestehen die Röhrchen aus einer inneren Schicht von milchweißem Glas und einer äußeren Schicht von schwach röthlichem Goldrubinglas, das beim Erhitzen eine purpurrothe Färbung erhält. Das Aufreihen an Fäden besorgen die Frauen in den Häusern und viele Millionen Perlen werden an einem Tage in einem Stübchen aufgereiht.

Nach jener Lagunenbrücke, die mit ihren grauen Silhouetten kaum über den Wassern ragt, geht unsere Fahrt zurück. Rechts, im Dunste der Laguna morta — wie man den Sumpfrand des Strandsees nennt — dämmern die Contouren des Festlandes. Zu erkennen ist dieses nicht, auch die Stelle von Malghera nicht, wo das eine Brückenende ansetzt. Bei jenem Malghera hat es in den Sturmjahren zu Ende des vierten Jahrzehntes harte Kämpfe abgesetzt; nun liegt das Fort still und vereinsamt — ein altersschwach gewordener Lagunenwächter. Während die Gondel sich der Brücke nähert, saust ein Eisenbahnzug über die endlose Pfeilerreihe hinweg und verschwindet im Goldnebel des entlegenen Festlandes. Wir aber steuern durch eines der Wasserthore, welche durch die Pfeilerpaare gebildet werden, schwenken im Verlaufe um das Nordwestende von Venedig herum, bis uns zuletzt ein breiter Lagunencanal aufnimmt. Eine schnurgerade Fonda-

menta begrenzt ihn linker Hand, eine langgestreckte, häuserbesetzte Insel rechter Hand. Die erstere ist die Fondamenta delle Zattere — die stillste, ausgestorbenste Riva Venedigs, so recht eigentlich das Asyl für Lebensmüde und Heilungsuchende. Die Insel rechts ist die Giudecca. Sie bildet eine Art Wasservorstadt von Venedig und ist so recht das Heim der »kleinen Leute«. Wer bei der Fondamenta di San Biagio oder bei der Fondamenta del Ponte longo ans Land setzt, betritt just keine paradiesische Gegend. Auf die Giudecca würde wohl nicht der geringste Bruchtheil von den Herrlichkeiten der Dogenstadt fallen, wenn sich auf ihr nicht ein Monumentalbau von hervorragender Bedeutung befände: Der Redentore, Palladio's vorzüglichster Kirchenbau. Er wurde 1577 als Votivbau für das Erlöschen der Pest (der, beiläufig bemerkt, auch der 99 Jahre alte Tizian zum Opfer fiel) auf Weisung des Senats errichtet. Die Façade zeigt eine einzige Säulenstellung, ein griechischer Giebel bekrönt das mächtige Kranzgesimse, der breite hohe Mittelbau und die zwei schmäleren Seitentheile mit Halbgiebeln bringen die Gliederungen des Innern, in das eine grandiose Treppe emporführt, zum Ausdruck. »Im Gegensatze zu der betäubenden Farbenpracht und dem mystischen Halbdunkel San Marco's, übt dieses farblose und helle Innere, das allein durch das Liniengefühl, die keuschen Ornamente und die Raumverhältnisse der Antike zu wirken sucht, einen fast kühlen, frostigen Eindruck aus.« Dennoch meinte Goethe — der das Aeußere des Baues nur »lobenswürdig« fand — inwendig sei alles köstlich ....

Der Redentore ist ein Anachronismus in dem Bilde, welches die heutige Giudecca darbietet. Sie war in früheren Zeiten freilich keine Heimstätte armer Fischerfamilien, sondern das bevorzugte Quartier der Patricier, in welchem die Vendramin, Grimani, Donato, Zenobio, Gritti, Bardoër u. A. prächtige Paläste hatten. In jene Zeit gehört Palladio's Meisterwerk. Die Paläste sind längst verödet, während der Dom noch immer einen Schimmer der alten Pracht auf die Proletarier von Venedig wirft. Wäre nicht er, kaum ein Fremder würde seinen Fuß auf die Giudecca setzen.

Aus dem Canal della Giudecca geht es in den weiten Raum, der sich zwischen der Piazzetta und der Insel San Giorgio Maggiore

erstreckt. Die Sonne steht hoch und durchleuchtet derart das Meer, daß die ganze ungemein langgestreckte Front der Riva degli Schiavoni sich in der Tiefe wiederspiegelt. Welch' ein himmelweiter Unterschied zwischen den nördlichen Uferrändern Venedigs, wo es aus dem vereinsamten Canareggio in die stille Lagune von Murano hinausgeht, und dieser Riva mit ihren bunten Fischer- und Schiffertypen, dem Gedränge von unzähligen Barken und Segelbooten, und im tieferen Wasser davor die Hochseeschiffe, Oceanfahrer und Dampfer! Dazu geben Venedigs stolzeste Bauten den Schlußrahmen zu diesem eigenartigen Bilde ab: Die Zecca, der Dogenpalast, die alte Bibliothek, der Glockenthurm und ein großer Theil der Marcuskirche.

Wer dorthin hinüberlauscht, legt gleichsam sein Ohr an das Herz der Lagunenstadt. Das Pochen ist nicht mehr so kräftig wie in früherer Zeit. Von heftigen Fiebern wird es so wenig mehr erregt, wie von mächtigen Gefühlsstürmen. Die stolzesten Träume sind geknickt und die Erinnerungen haben nur schwache Belebung. Aber auch die Ruhe, die Altersschwäche haben ihr Gutes. Das Herz zuckt nicht mehr krampfhaft zusammen, denn die einstigen Leidenschaften sind verglüht. Auch die Fieberträume sind gewichen, denn seit hundert Jahren vernimmt man nichts mehr von Folterungen und geheimen Justificationen, von nächtlichen Ertränkungen an der Canalpforte des Dogenpalastes oder Strangulirungen zwischen den beiden Säulen der Piazzetta .... Leider sind Ruhe und Tod miteinander verschwistert: Venedigs Ruhe ward Venedigs Tod. Was der neue Lebensdrang bringt, ist nicht von Belang. Handel und Wandel, wenn auch neuerdings wieder rascher pulsend, als in den letzten Decennien, tragen keineswegs den Stempel des Außergewöhnlichen. Auch verarmte Geschlechter erfahren zuweilen der Nachhilfe durch eine rührige Generation — ihren alten Glanz erreichen sie nie, den früheren Reichthum selten. Ein Volk steigt und sinkt mit seinen Thaten. Thaten aber bedürfen ihres Actionsfeldes, ihrer Träger, und in Bezug auf diese beiden ändern sich die Geister radicaler, als manchen Anhängern von der »Macht der Tradition« lieb sein dürfte. Venedig hat kein Außenleben mehr, es hat nur ein Innenleben. Es ist eine große Familie von altem, tadellosem

Stammbaume, aber ohne Repräsentation. Nur der Ahnenschmuck ist ihm geblieben: seine Baudenkmale und Kunstschätze.

Mit derlei Reflexionen beschäftigt, gewahren wir nicht, daß unsere Gondel stille hält und sich an die Mauerflucht einer Riva schmiegt. Rückwärts gewendet sehen wir einen stattlichen Kirchenbau — das getreue Abbild des Redentore, aber minder effectvoll in seinen Hauptdimensionen. Wir sind bei der Insel San Giorgio Maggiore. Die Kirche, welche den gleichen Namen führt, ist das gemeinsame Werk Palladio's und Scamozzi's. Jeder Besucher Venedigs weiß, daß diese Kirche vorwiegend wegen ihrer herrlichen 48 Chorstühle, einiger Bilder Tintoretto's und wegen des Dogen-Monumentes (es ist dasjenige des Domenico Michiel, des »Schreckens der Griechen«) von Longhena, dem Schöpfer der Santa Maria della Salute, besuchenswerth ist. Wer überdies über den Kunstgenuß jenen anderen Genuß, den der Anblick der heiteren Lagunenstadt bietet, nicht bei Seite gedrückt sehen will, steigt die bequeme Holztreppe zur Glockenstube des Campanile empor, um die ganze Pracht des Architekturbildes, welches Marcusplatz und Piazzetta aus solcher Entfernung doppelt wirksam darbieten, zu genießen. Von jener Höhe fällt der Blick des Beschauers auch auf das Südostende der Stadt, wo die spärlichen Anlagen der Giardini pubblici dunkeln und das breite Band des Hauptcanals der Lagune sich zwischen der Riva degli Schiavoni und der Insel San Giorgio Maggiore windet. Durch diesen Canal müssen wir im weiten Bogen, um die offene Lagune zu gewinnen. Eine lange Strecke hindurch ist die Riva mit ihrer sonnebeschienenen Gebäudefront unser Begleiter. Zeitweilig sieht man weit in die Seitencanäle hinauf und gewahrt ab und zu eine Kirchenkuppel in den Rahmen des Bildes hereinragen. Die Architektur aber verliert mehr und mehr an Pracht, ja selbst an Stattlichkeit; man fühlt sofort, daß man sich nur mehr im Bereiche eines »Borgo« — einer Vorstadt — befindet. Die Häuserzeile beginnt sich immer mehr zu lichten, wir kommen auf die Höhe des Arsenals und sehen dann bereits die Laubkronen des öffentlichen Gartens übers Meer herüberlugen ....

Vegetation ist in Venedig ein so ungewohnter Anblick, daß unsere Augen förmlich nach dem spärlichen Grün lechzen. So wird uns dieser an

sich wenig anheimelnde Gartenfleck zum Paradiese. Es ist ein ziemlich weiter Weg von San Giorgio Maggiore bis hierher. Der letzte Theil der Gondelfahrt geht knapp unter dem Aussichtshügel — der Punta della Motta — vorüber. Venedig läuft daselbst in eine keilförmige Spitze aus, so daß man alsbald die Lagune auch von Nordosten her herandrängen sieht. Nun erst ist Venedig die typische Wasserstadt. Wie auf einem Luftteich scheint die Stadt zu schwimmen, von weichen Wellen getragen, aber gleichwohl festwurzelnd mit dem unerschütterlichen Roste ihrer Millionen von Eichen- und Lärchenpiloten, welche durch die Jahrhunderte lange Berührung mit dem nassen Elemente zu Stein geworden sind.

So taucht die Märchenstadt mehr und mehr zurück, als ob ein holder Spuk sie uns entrückte. Schon werden die Nebelschleier schwerer und machen das Häusermeer verblassen. Nur wo das Sonnenlicht noch voll aufliegt, glüht es auf, wie wenn eine Feuercascade über die Prachtbauten sich ergösse. Unverrückt in seiner ganzen Größe und breitschulterig wie ein Riese in der Märchenwelt ragt der Campanile über das Gewimmel, das ihn umgiebt, empor. Wenn alle Contouren verschwinden, jedes Detail im farbigen Nebelgewoge zerfließt: der Campanile zeigt sich immer in unveränderter Kolossalität.

Nun erst sind wir in unserem Element. Nichts als grüne Fluth, so weit das Auge reicht. Sie wird stellenweise unterbrochen durch niedere, winzige Eilande, die auf der trüben Fläche schwimmen, und durch den langgestreckten Streifen Landes im Osten — den Lido. Zwei Brazzeren, chioggiotische Fischerboote mit phantastisch bemalten Segeln, kommen uns entgegen. Beppo steuert sicher und hält sich hart an die Capisaldi — jene Pfähle, welche das Fahrwasser (die »Fondi«) markiren. Auf einem dieser Pfähle sitzt ein windschiefes Häuschen, ein Tabernakel, auf. Man könnte es für ein Nistkästchen halten oder für einen winzigen Taubenkogel. Nun zieht Beppo die Mütze und wir erkennen eines jener Madonnenhäuschen, deren der fromme Meerfahrer selbst in einem so gefahrlosen, ruhigen Gewässer wie die Lagune, nicht entbehren zu können scheint. Traumstill gleiten die beiden Brazzeren vorüber. Ein lauter Gruß herüber und hinüber und die Begegnung ist vorüber .... Doch kommt alsbald besseres

nach. Vollgetakelte Briggs oder Briggschooner nehmen sich hier, zwischen Inseln und Lagunenpfählen, wie riesige Oceanfahrer aus. Der tagelange Verkehr in den Stadtcanälen, mitten durch unzählige Nußschalen, hat das Auge größeren Fahrzeugen entwöhnt. Förmliche Aufregung aber ruft das Erscheinen eines Dampfers hervor. Sie verkehren aber fast immer nur durch den Porto di Lido, das Seethor im Norden der gleichnamigen Düne.

Die Sonne steht tief, da wir am Ufer der reizvollsten unter den uns umgebenden Inseln anlegen. Es ist San Lazzaro, die »Insel der Armenier«. Ihren Namen hat sie von dem Orden der Mechitaristen, der

Am Gestade des Lido.

hier seit mehr als dritthalb Jahrhunderten schaltet. Das segensreiche Wirken dieses katholisch-armenischen Ordens ist allgemein bekannt. Im Heimatlande durch das orthodoxe Armenierthum bedroht und gehemmt, sich frei dem Studium der altarmenischen Literatur hinzugeben, übersiedelte die Congregation, nachdem sie 1712 durch Papst Clemens XI. ihre dem Benedictinerorden nachgebildeten Statuten bestätigt erhielt, nach Morea, und als dieses den Türken zufiel, nach Venedig, wo ihr 1716 durch die Republik die Insel San Lazzaro als neue Heimstätte zugewiesen wurde. Mechitar selber hatte nur ein Lexikon des Haikanischen (Schrift-Armenischen) und eines der armenischen Vulgärsprache verfaßt. Bald hierauf aber folgte die reiche

Ausbeute, Drucklegung und Verbreitung der classischen Schriften und die Publication zahlreicher anderer orientalischer Sprachstudien, historischer und wissenschaftlicher Werke, die alle wieder durch deutsche (zuerst durch Dr. Neumann und Dr. Petermann) und französische, sowie durch andere französische Philologen dem Fachpublikum des Abendlandes vermittelt wurden. Dermalen beschäftigt sich von den Patres San Lazzaro's ein großer Theil mit der Uebertragung italienischer, französischer und deutscher Werke ins Armenische, sowie mit der Anfertigung von Sprachlehren und Wörterbüchern zum Gebrauche für Abendländer und Orientalen .... Wie man

Die Murazzi von Sottomarina bei Chioggia.

weiß, weilte unter Anderen auch Lord Byron längere Zeit unter den Mechitaristen auf San Lazzaro. Er gab sich namentlich dem Studium der armenischen Sprache hin. Die Bibliothek enthält seltene Werke und Handschriften, darunter ein tausend Jahre altes Evangelium, das einst Eigenthum der Königin Melke gewesen sein soll; eine Papyrusrolle mit birmanischem Text (Pali) u. s. w. In der Sammlung fällt eine reich mit Perlen geschmückte Mumie auf.

Wenn man aus dem Klosterinnern in den Garten tritt, fühlt man sich sofort in seliger Vereinsamung. Keine Großstadt könnte ein Plätzchen, das den Charakter eines vollkommenen Asyls hat, in so unmittelbarer Nähe

aufweisen. Freilich ist Venedig selber im Großen und Ganzen eine stille Stadt. Der Hauptantheil fällt aber hier auf das Meer. Zwar sagt man: Das Meer verbinde — nur Gebirge trenne die Menschen. Hier aber scheidet das Meer das Mechitaristenheim so vollständig von aller Welt ab, daß man die Liebe eines Dichters — gleich Byron — zu dieser Scholle sofort begreift. Der Garten ist eigentlich eine Terrasse, eine Terrasse am Meere mit dem zaubervollsten Fernblicke. Jetzt, da wir eben zwischen den Cypressen und Rosenstauden wandeln, neigt sich die Sonne bereits zum Untergange. Wer vermöchte die Pracht des Seebildes zu beschreiben, die sich zu solcher Stunde rings um San Lazzaro entfaltet! Im Purpurlichte glühen S. Clemento, S. Spirito, S. Giorgio und die anderen Eilande, die westwärts auf der grünschillernden Lagune schwimmen. Wie Perlmutterstreifen winden sich die »Fondi«, die Fahrcanäle, durch die im Sonnendampf verglühende Ferne. Der ganze Bereich, den man zunächst überblickt, ist die sogenannte »Laguna viva«, die eigentliche Strandsee. Weiter im Westen liegt die »Laguna morta«, die todte Strandsee: ein brauner, dampfender Sumpfboden, den unzählige Wasseradern durchfurchen. Vom eigentlichen Festlande ist keine Spur zu entdecken. Goldnebel, die auf dem Horizont aufliegen, verdecken es. Dieses Festland ist übrigens so flach wie das Meer selber und es bedürfte sonach eines erhöhten Standpunktes, um nur jenen an die Lagune zunächst angrenzenden Strich zu überblicken, der von dem Brentaflusse und seinem großen Canale — der Trennungslinie zwischen Sumpf- und Culturland — durchfurcht wird. Dort — an der Grenzscheide, aber noch im Lagunenbereiche gelegen — heißt ein Streifen der »todten« Lagune Valle di Mile Campi: die Bucht der »Tausend Felder«, denn Legionen sind der Sumpfinselchen, die zwischen den verschlammten Canälen liegen.

Wenn in solcher Zauberstunde auf San Lazzaro Nordwind weht, dann treten die Alpen in blassen Silhouetten aus dem fernen Hintergrunde. Auf ihren Häuptern liegt dann gleichfalls etwas von dem lauteren Golde der scheidenden Abendsonne. Der Anblick der scheinbar weltentrückten Berge wirkt wehmüthig auf den solcher Scenerie ungewohnten Beschauer. Nun erst fühlt er die Vereinsamung ganz. Kein Ton unterbricht die Stille. Die

Lagune entschlummert wie ein müdes Kind, das keine Leidenschaften, keine Stürme und Kämpfe kennt. Sinnbild des menschlichen Herzens aber ist das Meer. Von diesem Meer, mit seiner zeitweiligen tückischen Ruhe und seinem Sturmgetöse, sieht der Besucher der Insel der Armenier nichts, denn es brandet jenseits des Lidostreifens. Ist einmal das Abendroth verflackert und hat die Lagune ihre schlammig-trübe Farbe angenommen, dann kann ein Aufenthalt auf San Lazzaro — trotz alles Abendzaubers im Dampfe der Purpurlohe, die im Westen verglüht — Herz und Kopf zusammenschnüren. Dem Lande meilenweit entrückt, und ohne Anblick der offenen, freien und befreienden See: so mag die Insel der Armenier für Asketen ein Paradies sein — für ein Weltkind ist sie ein Gefängniß.

Es ist Nacht, da wir San Lazzaro verlassen. Einzelne fahlgelbe Lichter, welche da und dort über der Lagune flackern, sind die »Fari« — Leuchtpfähle. An ihnen müssen wir vorüber, denn sie bezeichnen das Fahrwasser. Fast unheimlich ist es in sternenloser Nacht auf schmalem Schifffahrtscanale dem rothen Lichtauge eines geisterhaft daherschwebenden großen Seglers zu begegnen. Die Segel sind mäßig gebläht oder klatschen monoton gegen die Masten, wenn der unstäte Wind die Richtung ändert. Wie dies in der Nacht gewöhnlich der Fall, glaubt man die Gegenstände noch in beträchtlicher Ferne und wird unangenehm überrascht, wenn der dunkle Schiffskörper zum Greifen nahe an den Kahn herantritt.... Ein Mahnruf vom Auslug des Seglers gellt scharf durch die stille Nacht.... Dann rauscht die Lagune auf — die Gondel kommt ins Schwanken und weiße Schaumwellen klatschen an die niederen Bordwände. Beppo's eiserne Arme theilen die aufgewühlte Fluth — dann geht es wieder über glatte Bahn. Jetzt flackert eine der Fari-Laternen in nächster Nähe. Einige Goldfunken schwimmen auf dem Gewässer und verglühen im Schatten des nächsten Bereiches. Dann aber erglimmen Lichter in großer Zahl, wie hunderte von Irrwischen. Wir haben nämlich die Rückfront der Giudecca vor uns, wohin Beppo seinen Rückweg nimmt. Ganz Venedig mit seiner abendlichen Lichterpracht liegt hinter diesem dunklen Walle verborgen. Nur der helle Schimmer hoch über allen Dächern verräth, daß jenseits dieses Walles tausende von Flammen den Marcusplatz und die Piazzetta in ein Meer

von Licht tauchen und das Gewühl des venetianiſchen Nachtlebens zum Tagesbilde geſtalten.... Und dennoch: dieſe Abgeſtorbenheit, wie ergreifend wirkt ſie auf die Phantaſie! Beppo ſummt ein melancholiſches Lied, aber wir ſind nicht bei ihm. Eben ſteuern wir dicht an der Riva vorüber, wo nur einzelne Häuschen ſtehen. Baumkronen ziehen ſich in endloſer Folge dicht daneben. Im Oſten zeigt ſich nun auch der Mond und das Sternenlicht wird blaſſer. Kein Ton — nur das Klatſchen der Ruder. Auch Beppo ſchweigt und hantirt müde mit ſeinem Ruder.... Iſt das nicht Leopardi'ſche Stimmung der Natur, die an die Nerven greift? Warum lugt Beppo ſcharfen Auges nach jenem erleuchteten Fenſter am Geſtade — warum wendet er ſich zurück und immer wieder zurück — bis ein Seufzer ſeiner Bruſt ſich entringt, da das Licht wie ein Spuk in der Finſterniß verſinkt? Der wackere Beppo hat alſo nicht ohne Grund den Rückweg über die Giudecca genommen. Armer Burſche!

Dolce e chiara è la notte, e senza vento,
E queta sovra i tetti e in mezzo agli orti
Posa la luna. — — — — — — — — —
— — — — — — O donna mia,
Già tace ogni sentiero, e pei balconi
Rara traluce la notturna lampa:
Tu dormi, che t'accolse agevol sonno
Nelle tue chete stanze; e non ti morde
Cura nessuna; e già non sai nè pensi
Quanta piaga m'apristi in mezzo al petto.
Tu dormi: io questo ciel, che si benigno
Appare in vista, a salutar m'affacio
E l'antica natura onnipossente,
Che mi fece all' affano. »A te la speme
Nego,« mi disse, »anche la speme; e d'altro
Non brillin gli occhi tuoi sen non di pianto« ....

So ſingt Leopardi. Sicher iſt Beppo's Herz nicht von ſolch' tragiſchem Kummer erfüllt. Wir aber ſchwelgen in der bloßen Vorſtellung hiervon, denn zu ſolch' nächtlicher Fahrt bedarf es der entſprechenden Seelenerregung. Vielleicht dankt uns der freundliche Leſer, wenn wir jene Strophe in rhythmiſcher Verdeutſchung wiedergeben:

Die Nacht iſt mild und klar, es ſchweigt der Wind
Und über Dächer, über Gärten hin
Geht ſtill der Mond. — — — — —

— — — — — — — — Holde Frau,
Auf allen Wegen herrscht nun tiefes Schweigen,
Nur selten scheint ein Licht noch durch die Fenster.
Du schläfst; denn Dich umfing gar leicht der Schlummer
In Deinen stillen Zimmern; keine Sorge
Plagt Dich, noch weißt Du oder ahnst Du
Die Wunde, die Du meinem Herzen schlugst.
Du schläfst; ich tret' an's Fenster, zu begrüßen
Den Himmel, scheinbar gütig allen Menschen,
Und die allmächtige Natur, die mich
Zu Leiden schuf. »Dir sei versagt,« sprach sie,
»Die Hoffnung, selbst die Hoffnung! Deine Augen,
Erglänzen sollen sie allein von Thränen.« ....

....Vorbei! noch eine Schwenkung der Gondel und wir steuern aus dem engen Canal zwischen der Giudecca und der Insel San Giorgio Maggiore hinaus. Ein Märchenbild steigt aus der Fluth empor. Lichtgeflimmer und goldige Schleier, dumpfes Stimmengebrause, hochragende, schattenumhüllte Paläste, der steinerne Riesenwächter auf der Piazza dicht vor uns, hohe Kuppeln, vom Mondlichte beglänzt, fast gespensterhaft leicht in den Lüften schwebend: so präsentirt sich uns das nächtliche Bild von Piazzetta und Marcusplatz .... Welch' naiv-heiteres Volk diese Venetianer sind, erkennt man erst bei nächtlichen Wanderungen. Das ist noch ein Abglanz des Lebens aus den früheren herrlichen Tagen, denn bei aller Ungezwungenheit des geselligen Verkehrs, herrscht gleichwohl eine Gemessenheit und Liebenswürdigkeit vor, die sich als Erbe einer jahrhundertelangen guten Erziehung erhalten hat. Der Schwarm der Nachtvögel, der über diesen Platz flattert, recrutirt sich aus den typischsten Staffagen Venedigs.

Keine der uns wohlbekannten Gestalten fehlt. Wer ein Jahrzehnt fern von der Lagunenstadt geweilt hat und dann wieder unvermittelt in dieses Traumreich hineingeworfen wird, findet nichts verändert. Selbst die Zunft der Straßenmusikanten zeigt sich als unverwüstlich conservativ, denn der greise Fagottist, der vor dem Café Quadri die buchstäblich »unendliche Melodie« des »Carnevals von Venedig« executirt, stand schon vor einem Menschenalter auf demselbem Platze, da wir Kinder waren und zum ersten Male an den Weisen des Alten Gefallen fanden. Und sind nicht auch die schönen

Blumenspenderinnen, die gleich schillernden Nachtfaltern durch die Menge flattern, solche Erbstücke des venetianischen Volks- und Nachtlebens? Wenn wir die Eine oder Andere schärfer aufs Korn nehmen, will es uns freilich bedünken, daß auch sie schon vor vielen Jahren unser jugendliches Herz höher pochen machte, wenn sie eines der Kinder Florens in unsere Hand drückte. Das ist schon lange her und die Reize der Spenderin dürften in der Zwischenzeit kaum zugenommen haben. Solcher Conservatismus mag freilich nicht von Jedermann kritiklos acceptirt werden ....

An einem heiteren Morgen rüsten wir uns zu unserer letzten Lagunenfahrt. Es geht zunächst nach dem Lido, von dessen östlichem Ufer aus wir zum ersten Male das offene Meer erblicken. Förmlich neugeboren schwelgen wir in dem Anblicke des Elementes, mit welchem wir uns auf unseren vielen Fahrten vertraut gemacht haben. Zudem ist es noch vor Sonnenaufgang. Nur ein rother Streifen glüht im Osten und davor wallt die See im purpurnen Lichte, als sollte eine andere Schönheitsgöttin den Fluthen entsteigen. Der Streifen wird intensiv goldroth, dann rein golden und zuletzt schwebt der Sonnenball über dem leise athmenden Gewässer. Alle grellen Farben zerfließen vor dieser Gluth, die nun zu uns herüberwallt. Zu unserer Linken haben wir das Seebad Fisola, zur Rechten die lange, weiße Strandlinie, an der sich die Wellen brechen und Goldfunken auf den Kies werfen.

Ein Spaziergang längs diesem Gestade ist der reine Gegensatz zu einer Lagunenfahrt. Da giebt es weder trübe, schlammige See, noch mystische Beleuchtungseffecte; weder märchenhaften Glanz, noch Denkmäler der Geschichte und Kunst; weder buntes Menschengewühl, noch ernste Erinnerungszeichen aus alten Tagen. Jeden Morgen feiert hier, im Angesichte der See, der kurze Tag seine Wiedergeburt und der vergangene ist vergessen. Die Reflexion hat hier, wo Luft und Licht die Sinne zu vollster Daseinsfreude beleben, keine Arbeit zu verrichten. Balsamisch ist der Athem des Meerwindes, erquickend das Grün der Gärten. Der arbeitende Bauer in seinem Artischokenfelde muthet fremdartig an. Würde nicht der stolze Campanile über die Höcker und Strandbatterien des Lido herüberlugen, wir könnten uns von der Lagunenstadt hundert Meilen weit entfernt fühlen.

In Malamocco aber ist unsere Phantasie sofort wieder in vergangene Ereignisse verstrickt. Wir gedenken der ersten Dogen, welche hier in einem verhältnißmäßig so bescheidenen Heim gehaust, zu einer Zeit, da auf den Inseln des heutigen Venedig nur vereinzelte Fischerhütten standen und über den trüben Canälen gefräßige Möven huschten .... Dann überspringen wir einige Jahrhunderte und gedenken der Zeit, da im Jahre 1379 an dieser Stelle Pietro Doria mit dem Genuesenheere lagerte. So nahe ist nie ein Feind an die Dogenresidenz herangerückt. Doria kam von Chioggia herüber, wahrscheinlich mit theilweiser Benützung des Landweges. Wenn wir also den Dünen entlang wandern, folgen wir der Spur jenes Heereszuges. Von Malamocco geht es nach Alberoni, wo jener ungeheuere Schutzdamm (die »Diga«) wurzelt, der die Einfahrt — Porto die Malamocco — von Verschlammung freihält. Jenseits aber, auf der Düne von Pelestrina, folgen andere Schutzdämme, die berühmten Murazzi. Diese gewaltigen, durch Mauerdämme verstärkten Uferschutzbauten wurden mit einem Kostenaufwande von 20 Millionen venetianischer Lire hergestellt. Ihre Länge bis Chioggia beträgt 5227 Mtr., die Dicke des Mauerwerkes stellenweise nicht weniger als 13 bis 14 Mtr., bei 10 Mtr. Höhe.

Die Schutzbauten setzen jenseits der Porta di Chioggia auf dem Litorale von Sottomarina fort. Wir haben aber ein anderes Ziel. Vor uns schwimmt in der Lagune das Heimatstädtchen des regsten und unternehmendsten Fischervolkes, das zu Zeiten fast nur von Weibern, Greisen und Kindern bevölkerte Chioggia. Die Männer sind nämlich durchwegs Fischer und Schiffer und suchen ihren Erwerb auf der See. Sie bleiben tagelang, ja selbst durch Wochen fern von ihrer Heimat, und das Haus- und Stadtregiment führen dann die Weiber, deren Schönheit weit berühmt ist. An Sonntagen legen sie den Schleier an und behängen sich mit Goldschmuck. In den Kirchen bilden sie die Masse der Besucher und geben dem Fremden ein überaus anziehendes Bild ab. Sonn- und Festtage bringen auch viele der im näheren Bereich von Chioggia fischenden Männer und dann sind die Plätze voll von diesen interessanten, wetterharten Gestalten. Mit phrygischer Mütze, kurzem, mit einer Capuze versehenen Bariloto, kurzen Beinkleidern und schweren Holzschuhen füllen sie die Masticboutiken,

oder versammeln sich auf der Piazza Vittorio Emanuele, um den Vorträgen der Improvisatoren zu lauschen, die von Alters her in Chioggia eingebürgert sind.

Das südlichste Ende der Lagune markirt das Fort Brondolo. Das gegenüberliegende Festland hat noch ganz das Aussehen der Laguna morta, obgleich das Seesumpfgebiet von großen regulirten Canälen durchzogen ist, im Norden von der Brenta, im Süden von der Etsch begrenzt wird. Von Brondolo aus geht es auf hoher Dammstraße etwas über eine deutsche Meile weit zur Etschbrücke bei Cavanella. Jenseits derselben beginnt das Culturland. Der Wanderer hat wieder festen Boden unter sich und verliert fast plötzlich den Anblick des Meeres. Es ist übrigens ein Weg, der von fremden Reisenden nie betreten wird. Wer Venedig verläßt, schlägt gewöhnlich den Landweg per Eisenbahn ein und erreicht so beim Fort Malghera das venetianische Festland, wo sein Blick zum letztenmale über die stille Lagune schweift ....

Fischerbarke in den Lagunen von Venedig.

Chioggia.

Anhang.

Sachliche Abhandlungen. — Statistik. Maritime Notizen.

1. Der Handel Triests.

Welche Bedeutung Triest als erstes Emporium an den adriatischen Küsten hat, wurde von uns bereits im ersten Abschnitte dieses Werkes dargethan. Es hat nie an Stimmen gefehlt, welche diese Bedeutung zwar anerkannten, im Uebrigen aber eine große Zahl von Uebelständen erläuterten, die der Entwicklung Triests in seiner Eigenschaft als Seestapelplatz und Transitstation als schwer fühlbare Hindernisse sich in den Weg stellen. Man hat geltend gemacht, daß die üble Lage Triests ganz besonders auf drei Cardinalpunkte zurückzuführen sei: auf die mangelhaften festländischen Verkehrswege, auf die ungenügenden überseeischen Schifffahrtslinien und auf die schlechte Organisation des Handels und Verkehres im Hafen selbst. Neue Eisenbahnen, neue Dampferlinien und Reformen des Triester Handels sollten also die nächstliegenden und allernothwendigsten Hilfsmittel sein. Triest erklärt man — darf nicht blos Handelshafen sein, es muß zu einem hervorragenden Stapelplatz und zu einem den anderen Hafenstädten ebenbürtigen Wechselplatz werden .... »Der Staat hat den neuen Hafen geschaffen, er wird auch die auf seinem Grunde erbauten Lagerhäuser in Betrieb nehmen müssen, um sie zu wirklichen Entrepôts für den großen Schiffsverkehr zu machen.«

Ueber alle diese Fragen ist — so denken wir — in erster Linie diejenige Stelle competent, der es obliegt, über die wirthschaftlichen Verhältnisse Triests Buch und Rechenschaft zu führen, in unserem Falle also die Triester Handels- und Gewerbekammer! Der letzte officielle Bericht derselben umfaßt den Zeitraum vom Jahre 1871 bis 1875, wodurch freilich manche Daten desselben dermalen antiquirt sein mögen. Die betreffenden

Untersuchungen, sowie das einschlägige Material sind aber von so hohem und allgemeinem Interesse, daß wir unseren Ausführungen den officiellen Bericht zur Grundlage geben müssen.

Es ist wahr: man schenkt im Inlande dem Seewesen im Allgemeinen lange nicht jene Aufmerksamkeit, die es verdient. Dies gilt besonders von der Handelsmarine. Ein Blick in die politische und ökonomische Geschichte der Völker zeigt, daß England, Holland, Spanien, Portugal, die Republiken Venedig und Genua ihre Größe und ihren Reichthum der Handelsmarine verdanken. Gelegentlich unserer Mittheilungen über die geschichtliche Entwicklung Venedigs haben wir nur zu oft Anlaß genommen, auf diese Thatsache hinzudeuten. Sind nun auch die Verhältnisse der Gegenwart verschieden von jenen in früheren Jahrhunderten, so bleibt gleichwohl die Wichtigkeit der Handelsmarine und des Seehandels überhaupt sowohl in politischer, als auch in wirthschaftlicher Beziehung dermalen unbestritten. Alle Staaten, welche derzeit eine hervorragende Stellung im Rathe der Völker einnehmen, haben großes Augenmerk auf die Entwicklung der respectiven Handelsflotten. Ueberall macht sich das Bestreben geltend, der Handelsmarine unter die Arme zu greifen und dieser Art die nationale Schifffahrt zu heben, die internationalen Beziehungen entweder zu kräftigen oder zu erwerben.

Unter solchen Umständen ist es auffallend genug, daß die österreichisch-ungarische Handelsmarine nicht vom Flecke kommt. Zwar die in Triest und Fiume amtirenden officiellen Seebehörden entwickeln bereits seit Jahren eine sehr beachtenswerthe Thätigkeit. Allein die Handelsmarine bedarf nicht blos formeller, sondern thatkräftiger Unterstützung. Die österreichisch-ungarische Marine hat auf der Bahn ihrer Entwicklung Halt gemacht; ja die Schifffahrt scheint eher dem Rückgange sich zuzuwenden, denn die Werften zeigen eine fast absolute Unthätigkeit .... Zu Beginn des Jahres 1871 wurde seitens des österreichischen Abgeordnetenhauses die Regierung aufgefordert, die Aufhebung des Triester Freihafens in Erwägung zu ziehen. Die Triester Handelsvertretung war aber der Ansicht, daß die großen Vortheile, welche Triest aus seiner Freihafenstellung zu ziehen vermag, bei weitem jenen Nutzen überwiegen, welchen der Staat in finanzieller Beziehung aus der Einverleibung des Platzes in das allgemeine

Zollgebiet erzielen würde. Sie richtete daher eine Denkschrift an die beiden Häuser des Reichsrathes und an das Ministerium, in welcher für die Belassung des Freihafens eingetreten wurde.

Das statistische Material des officiellen Handelskammer-Berichtes für das Quinquennium 1871 bis 1875 constatirt einen entschiedenen Rückgang des Triester Handels. Und worin liegen die Ursachen dieses Rückganges? Der Bericht macht geltend, es müsse vor Allem berücksichtigt werden, daß Triest, obschon seiner Position und politischen Lage nach einerseits eng an die Monarchie gekettet, doch als Freihafen und reichsunmittelbare Stadt, sowie wegen seiner sonst selbstständigen commerciellen und maritimen Entwicklung eine Ausnahmsstellung einnimmt. Diese Stellung ist derart, daß, während die Stadt in vieler Beziehung die Vortheile des Gesammtstaates genießt, in anderer Hinsicht mancher Schaden und Mangel, besonders in mercantiler Richtung hier entweder intensiver oder minder empfunden wird als im Hinterlande. Oder kurz: die Position von Triest ist derart, daß unter normalen Verhältnissen der Fortschritt des Inlandes hier erhöhten günstigen Einfluß üben müßte, während eine Krisis dortselbst Triest wegen seiner anderweitigen Relationen und theilweisen Selbstständigkeit in anderer, wahrscheinlich minder ungünstiger Weise als dortselbst berühren sollte .... Die Hauptursache der retrograden Bewegung des Triester Handels wird in jenem Gutachten der Handelskammer auf den Mangel an Communication mit dem Hinterlande zurückgeführt.

Die große Bekümmerniß ist die: Während das erste Emporium, der größte Seehafen der Monarchie und Süddeutschlands, welcher allein mit einem Sechstel an der Bilanz des auswärtigen Handels Gesammtösterreichs participirt, nur auf eine einzige Eisenbahnverbindung mit dem Hinterlande angewiesen blieb, wurden rings um Triest Eisenbahnlinien hergestellt, deren Zweck darin bestanden haben soll, den Verkehr von dem genannten Platze abzulenken und ihn nach einem anderen Hafen hinzuleiten. Das ist freilich eine Logik, die nicht Jedermann einzusehen vermag. Um Triest zu Reichthum und Aufschwung zu verhelfen, sollen andere Häfen unberücksichtigt, in ihren Aufschwungsbestrebungen gehemmt, in ihren Handelsbeziehungen geschädigt werden. Es ist also die alte Devise: »Alles für

Triest, nichts für die übrigen Häfen.« Daß man speciell auf Fiume in Triest schlecht zu sprechen ist, ist wohl allgemein bekannt. Es gehört aber eine bedeutende Dosis von Eigennutz dazu, rundweg zu erklären: die Eisenbahnlinien St. Peter-Fiume und Karlstadt-Fiume hätten den Handel Triests geschädigt und seien also auf das Verderben Triests berechnet gewesen. Zugegeben aber wird, daß Fiume ein von der Natur ihm zugewiesenes Actionsgebiet habe, das ihm schlechterdings nicht streitig gemacht werden könne.

Nun hat aber, so denken wir, Fiume das gleiche Existenzrecht wie Triest. Es ist arm, oder war es wenigstens bislang, bedurfte also der Aufhilfe. Triest ist reich und hatte durch Jahrzehnte Gelegenheit, seine Position zu festigen. Die Triester Handelswelt perhorrescirt aber auch die Istrianer Bahn, obwohl der Güterverkehr auf dieser Bahn ganz unbedeutend ist, wie sich Jeder überzeugen konnte, der diese Linie befahren hat. Große Besorgnisse hegt man auch hinsichtlich der Dalmatiner Bahnen. Dieselben sind bis jetzt freilich nur Localbahnen, eine Linie überdies eine Küstenbahn, die zweite (nach Siveritsch) eine Sackbahn. Wenn aber diese Localbahnen einmal mit der Monarchie oder mit den bosnischen Bahnen in directer Verbindung stehen werden, dann ist Triest — verloren! Dadurch würde dem Triester Hafen nicht nur der Zuzug der Dalmatiner Producte, sowie die Versorgung Dalmatiens mit inländischen und fremden Erzeugnissen entzogen, sondern es würde auch der Verkehr der dalmatinischen Schiffe, welche den Transport dieser Waaren vermitteln, ausfallen: ein Entgang, der sicher schwer in die Wagschale fallen würde. So meint die Triester Handelswelt. Sie behauptet: auf die Schifffahrt selbst müsse die Anlage einer Bahn in einem so schmalen Küstenstriche, wie Dalmatien ist, einen entschieden ungünstigen Einfluß ausüben, da sie offenbar einen großen Theil des Verkehres der Küstenstädte untereinander, sowie dieser mit den anderen Häfen, unter denen Triest die erste Stelle einnimmt (denn von den 16.400 Schiffen mit mehr als 2 Millionen Tonnen, welche im Triester Hafen im Jahre 1871 ein- und ausliefen, entfallen bei 10.000 Schiffe mit 400.000 Tonnen auf die österreichischen Häfen und von diesen ein großer Theil auf die Dalmatiner Häfen), absorbiren würde .... Diese Bedenken sind mit der Occupation Bosniens und der Herzegowina freilich

gegenstandslos geworden, da Dalmatien kein »schmaler Küstenstrich« mehr ist, sondern ein ergiebiges, noch ganz und gar zu exploitirendes Hinterland besitzt. Kurz: soll Triest nicht unwiderruflich dem Verderben preisgegeben werden, so muß — nachdem ihm ostwärts durch die Besitznahme des ungarischen Handels seitens Fiumes ein weites, bisher besseres Verkehrsgebiet entzogen worden, nachdem ihm durch die Herstellung der Istrianer und Dalmatiner Bahn der Handel mit diesen Provinzen ebenfalls verkümmert wird, und nachdem ihm durch die Ponteba-Bahn der ganze von, über und nach Italien gehende Waarenverkehr allmählich entrissen werden wird — wenigstens durch einen neuen Communicationsweg ein Markt erschlossen werden, wo Triest, sei es auch unter gleichzeitiger Concurrenz anderer Seehäfen, in seinem Charakter als Emporium ersten Ranges entsprechendes Gebiet für seine Handelsthätigkeit fände.

Die Spitze dieser Handelspolitik kehrt sich, wie man sieht, gegen die Südbahn. Die Frage ist nun die: wenn Triest, wie officiell zugestanden wird, durch das Aufblühen Fiumes und Venedigs und durch die oben erwähnten neuen Bahnlinien seinen Handel zurückgehen sieht: welchen Nutzen könnte ihm eine zweite Bahnverbindung mit dem Hinterlande gewähren? Sollte diese neue Linie thatsächlich den Erfolg für sich haben, daß auch der Seeverkehr wieder concentrisch nach Triest laufe, Fiume und die Kopfstationen (als Seehafen) der Dalmatiner Bahn also veröden, zurückgehen sollten — weshalb dann hat man die nach Fiume, Sebenico und Spalato laufenden Bahnen gebaut? Soll der ganze Osten der Adria wirthschaftlich und commerciell lahm gelegt werden, um geringere Frachtsätze zu erzielen, als die Südbahn sie aufweist? Soll der Staat sich selber Concurrenz machen, neue Bahnen bauen, um die alten vorhandenen zu ruiniren, Triest großartig bevorzugen, um Fiume zu Grunde zu richten?

»Sehe Jeder, wie er's treibe — und wer steht, daß er nicht falle!« .... Wenn Fiume aufblüht, dann wird es wohl die natürlichen Bedingungen zu dieser Prosperität besitzen. Es besitzt ein natürliches Actionsgebiet, das ihm streitig zu machen, Triest kein Recht hat. Wir haben auf diese Thatsache bereits im ersten Theile dieses Werkes hingewiesen. Die Bahnverbindung allein wird also in Triest den Rückgang des Handels nicht verschuldet

haben; es müssen noch andere Ursachen hierbei einwirken. Diese Ursachen liegen im österreichisch-ungarischen Seewesen und bilden als solche eine wirthschaftliche Erscheinung, die für sich, ohne Seitenblicke auf die festländischen Communicationen beurtheilt sein will. Wenn die österreichisch-ungarische Handelsmarine keinen Aufschwung nimmt, dann müßte ja auch die Handelswelt Fiumes in Klagen und Jammern ausbrechen, denn dieser Seehafen wird von dieser Calamität in gleicher Weise beeinflußt, wie Triest. Nun ist aber letzteres bedeutend reicher und mächtiger, es hat eine große Vergangenheit als Emporium hinter sich und liegt für den europäischen Handel jedenfalls günstiger als Finme, das nur auf bestimmte Rohproducte (Salz, Cerealien) angewiesen ist: eine Exportthätigkeit, die durch irgend welche neue Conjunctur plötzlich lahmgelegt werden könnte.

Wir wollen nun unsere Ausführungen mit Ziffern belegen. Aus dem vorliegenden statistischen Materiale geht hervor, daß in dem Zeitraume von 1871—1875 eine beständige Abnahme des Triester Handels mit dem Hinterlande stattgefunden hat und daß sich derselbe von 231·9 Mill. 1871 auf 219·1 Mill. 1872, auf 218·8 Mill. 1873 und auf 202·9 Mill. Gulden 1874 verminderte, jedoch im Jahre 1875 einen plötzlichen Aufschwung genommen hat und zwar auf 225·2 Mill. Gulden stieg, ein Umstand, der zum großen Theile in dem guten Ernteausfall seine Erklärung findet, weshalb auch der Import aus der Monarchie ein Plus von mehr als 16 Mill. fl. gegen 1874 und von mehr als 6 Mill. gegen 1871 aufweist. — Die Ausfuhr nach dem Hinterlande zeigt jedoch keinen solchen Fortschritt, sondern blieb um 11 Mill. hinter 1873 und um 13 Mill. hinter 1871 zurück. Ob die Begründung des ungenügenden Verkehrs vom Hafen nach dem Binnenlande (im Gegensatze zu dem genügenden vom Binnenlande zum Hafen) in der mangelhaften Communication stichhaltig ist, mag dahingestellt bleiben .... Die Zufuhr erfolgt ja auf derselben Linie wie die Abfuhr!! Es resultirt vielmehr daraus, daß die Einfuhr über den Triester Platz nach dem Binnenlande kleiner als die Ausfuhr ist, was ja nur der Monarchie zu Gute kommen kann.

Was nun den Handel Triests mit dem Auslande anbetrifft, sind die nachfolgenden Ziffern von Werth:

Jahr:	Einfuhr:	Ausfuhr:	zusammen:
1871	145,247.345 fl.	86,460.685 fl.	231,708.030 fl.
1872	145,461.114 »	73,429.026 »	218,890.140 »
1873	130,388.979 »	67,714.855 »	198,103.834 »
1874	118,107.589 »	67,461.430 »	185,569.019 »
1875	123,919.690 »	74,950.003 »	198,869.693 »

Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß — abgesehen von den niedrigen Ziffern, welche das Jahr 1874 und in der Ausfuhr auch das Jahr 1873 repräsentirt — der angeführte Zeitabschnitt eine Abnahme des Triester Handels mit dem Auslande zeigt, und zwar: daß das Jahr 1875 um 14·2% im Gesammtverkehre, um

14·7% in der Einfuhr und um 13·4% in der Ausfuhr niedriger steht, als das Jahr 1871 .... Hinsichtlich der Richtung, welche der Triester Gesammthandel nach dem Auslande nahm, wäre folgendes zu bemerken:

Nach **Italien** war die Ausfuhr Triests in dem angesetzten Zeitabschnitte in Abnahme begriffen, während die Einfuhr von dort eine größere wurde, und zwar so, daß, während 1871 die Einfuhr von dort 20·6 Mill., die Ausfuhr aber 21·5 Mill. betrug, erstere 1875 bis 28·5 Mill. gestiegen, letztere auf 18·7 Mill. gesunken ist. Der italienische Handel Triests repräsentirte zu Anfang des Zeitraumes 1871—1875 ungefähr ein Fünftel des Triester Außenhandels und hob sich im Laufe desselben auf nahezu ein Viertel desselben.

Türkei. Der Handel Triests mit der Türkei repräsentirt ungefähr ein Sechstel des gesammten Triester Seehandels. Es betrug der Werth der

	Einfuhr:	Ausfuhr:	zusammen:
1875	18,941.501 fl.	18,793.158 fl.	37,734.659 fl.
1874	16,131.613 »	17,112.567 »	33,244.180 »
1873	19,377.108 »	20,503.137 »	39,880.245 »
1872	24,881.123 »	20,530.045 »	45,411.168 »
1871	22,478.952 »	24,661.955 »	47,140.907 »

Aus dieser Zusammenstellung resultirt ein Rückgang des Gesammthandels mit der Türkei um 9·4 Mill. Gulden oder circa 20%, und entfallen hiervon auf die Einfuhr 3·5 Mill. oder 15·7%; auf die Ausfuhr 5·9 Mill. oder 23·8% .... Da in dem gleichen Zeitabschnitte der Gesammthandel der Monarchie mit der Türkei nicht die gleichen Erscheinungen aufweist, so ist es unzweifelhaft, daß der Orientverkehr im Osten der Monarchie Triest geschädigt hat. Für die Monarchie bleibt das Resultat dasselbe: der Orienthandel nimmt seinen Weg entweder auf der Donau oder auf dem Seewege nach Triest. Wird einmal der directe Bahnverkehr mit Constantinopel und Saloniki eröffnet, dann dürfte Triest abermals geschädigt werden. Diese Schädigung wird aber auch eine zweite Bahnverbindung Triests mit dem Hinterlande nicht zu verhindern vermögen. Die Linien Constantinopel-Mitteleuropa und Saloniki-Mitteleuropa sind eben Concurrenzlinien zu dem Seewege Levante-Triest-Mitteleuropa. Es kommen hier Momente des Welthandels zur Geltung, welche sich nicht unter die Localspeculation und Localinteressen stellen lassen. Saloniki und Constantinopel sind eben orientalische Häfen; die Verbindung mit Mitteleuropa ist eine directere, von dem Seewege nach Triest gar nicht beeinflußt und dies vorwiegend wegen der großen Entfernung der beiden genannten Levantehäfen von Triest.

Diese Ausführungen ergeben abermals, daß nicht die mangelhafte Verbindung Triests mit dem Hinterlande einzig und allein dem Triester Handel verderblich zu werden droht. In diesem Falle entscheidet einfach nur die geographische Lage, das Eingreifen anderer Actionsgebiete in den Levantehandel mit Umgehung der Adria. Erwägt man nun, daß Brindisi mit Constantinopel und Saloniki die gleiche geographische Breite aufweist, so tritt jenes als dritter großer Concurrenzhafen in die Reihe. Für Triest aber ist Brindisi viel gefährlicher als jene beiden Levantehäfen es sind, da es mit Triest in einem und demselben Actionsgebiete liegt. Freilich ist Brindisi die große Einbruchs- und Ausgangsstation für den Verkehr zwischen Westeuropa und der Levante, weniger für Mitteleuropa und der Levante. Es wird aber nicht zu übersehen sein, daß die Brennerbahn die kürzeste und directe Verbindung jener Hauptlinie mit Mitteleuropa ist. Der Donau- und Balkanverkehr gravitiren gleichfalls nach Mitteleuropa (und fast gar nicht nach Osteuropa). Auf diese Weise würde also Triest auf zwei Seiten überflügelt und hätte nur noch Bedeutung für den Verkehr mit dem entlegenen Orient — also auf der Linie Triest-Suezcanal Ostindien ꝛc. . . . . Dennoch hat sich dieser Verkehr nicht sonderlich gesteigert und verspricht erst durch die neueröffneten Lloydfahrten nach [illegible] und Ostasien an Intensität zu gewinnen. Daran kann wieder nicht die mangelhafte Verbindung mit dem Hinterlande Schuld sein, sonst würde dieser Mangel auch die Bestrebungen des Lloyd illusorisch gemacht haben was — wie die Thatsachen beweisen — keineswegs der Fall ist.

Aegypten. Unter den levantinischen Ländern ist es Aegypten, welches die größte Bedeutung für Triest hat. Der Werth derselben bezifferte sich nämlich:

	in der Einfuhr:	in der Ausfuhr:	Zusammen:
[illegible]	[illegible] fl.	6,280.208 fl.	17,773.951 fl.
[illegible]	10,018.310 „	5,702.976 „	15,721.287 „
[illegible]	[illegible] „	[illegible] „	[illegible] „
[illegible]	[illegible] „	[illegible] „	[illegible] „
[illegible]	[illegible] „	[illegible] „	[illegible] „

[illegible]

noch ein Minus von 14% erübrigt .... Dieser Handel wurde hauptsächlich durch Dampfer vermittelt, und zwar waren es in den einzelnen Jahren des fraglichen Zeitabschnittes durchschnittlich 53—55 Dampfer unter 89—108 Schiffen. Man ersieht hieraus, daß die Segelschifffahrt im ägyptischen Verkehre fast ganz in den Hintergrund gedrängt ist.

Tunis, Tripolis, Marokko. Nächst Aegypten ist es die Regentschaft Tunis, mit welcher Triest in directen Handelsbeziehungen steht, doch war der unmittelbare Verkehr nur von höchst untergeordneter Bedeutung, indem derselbe sich im Jahre 1875 zusammen (Einfuhr und Ausfuhr) auf 75.319 fl. belief. Dieser Verkehr wurde ausschließlich durch Segelschiffe (2—6 per Jahr in dem fraglichen Zeitabschnitte) vermittelt .... Was den Handel Triests mit Tripolis anbelangt, so fand seit dem Jahre 1867 keine directe Einfuhr mehr von dort statt und hörte mit den Jahren 1874 und 1875 auch die directe Ausfuhr dahin gänzlich auf .... Aus Marokko langten nur 1872 zwei Segler von 362 Tonnen Gehalt mit einem Ladungswerthe von 47.000 fl. in Triest an. Dieselben brachten 7840 Star Weizen. Dies ist der einzige Versuch eines directen Verkehrs mit jenem Lande und fand seitdem weder ein directer Bezug noch eine directe Versendung dahin statt.

England und seine Colonien. Außer Italien und der Türkei ist es England, mit welchem ein sehr bedeutender Handelsverkehr von Triest aus stattfindet; ja, wenn man die Colonien mit einbegreift, so übersteigt der Handel Triests mit diesem Reiche jenen mit jedem der beiden vorgenannten Staaten. Der Gesammtverkehr in dieser Richtung bezifferte sich:

	in der Einfuhr:	in der Ausfuhr:	Zusammen:
1875	auf 36,686.958 fl.	13,292.476 fl.	49,979.434 fl.
1874	» 40,297.140 »	8,602.543 »	48,899.683 »
1873	» 42,599.505 »	8,450.963 »	51,050.468 »
1872	» 48,886.818 »	9,609.951 »	58,476.769 »
1871	» 55,601.268 »	11,824.050 »	67,425.318 »

Wie man aus diesen Ziffern ersieht, ist auch der Handel Triests mit England und seinen Colonien in der angeführten Epoche constant zurückgegangen. Die Situation gestaltet sich aber noch viel schlimmer, wenn man in diesem Verkehr von den Colonien absieht. In dieser Richtung machen wir die Erfahrung, daß — ohne hierfür Ziffernbelege vorzubringen — in der Einfuhr der Rückgang von 38·2 Mill. 1871 auf 18·9 Mill. 1875, oder um 19·3 Mill. (50%) stattfand, dagegen in der Ausfuhr eine Steigerung von 10·1 Mill. 1871 auf 12·2 Mill. 1875, d. i. um 20%. Es fand also im Gesammtverkehr während der fraglichen Epoche eine Verminderung von 48·3 Mill. auf 31·2 Mill. oder um 17·1 Mill. — 35% statt, während das Jahr 1875 gegenüber dem Jahre 1869 in der Einfuhr ein Minus von 7·1 Mill. oder 27%, in der Ausfuhr ein Minus von 9·5 Mill. oder von 44%, und im Gesammtverkehr ebenfalls ein Minus von 35% zeigt.

Das Minus in der Einfuhr, das hier die erschreckliche Höhe von 50% erreicht, führt die Triester Handelskammer auf — die mangelhafte Bahnverbindung mit dem Hinterlande zurück. Das ist nicht sehr plausibel und es wäre leicht nachzuweisen, daß hierbei ganz andere Factoren maßgebend sind. Zu erwähnen wäre noch, daß im Verkehre Triests mit England weitaus die Dampfer überwiegen. Im Jahre 1875 liefen in Triest aus Großbritannien, Malta und Gibraltar 128 Dampfer und

121 Segler ein. Ausgelaufen sind in derselben Richtung 133 Dampfer und nur 23 Segler.

Viel bedeutender als mit Großbritannien war in der angegebenen Epoche der Handel Triests mit den englischen Colonien. Da sich die betreffenden Werthe fast constant bleiben, führen wir nur die Ziffern vom Jahre 1875 an; die Einfuhr betrug: 17·6 Mill., die Ausfuhr 1 Mill., zusammen also 18·6 Mill. Dieser Verkehr geht vorwiegend durch den Suezcanal und durch diese Thatsache wird auch unsere obere Ansicht erhärtet, daß Triest durch seine geographische Lage hauptsächlich auf den Verkehr durch den Suezcanal angewiesen ist; wenn Saloniki und Constantinopel einmal ihre directe Schienenverbindung mit Central-Europa haben werden, kann Triest mit diesen Stapelplätzen im engeren Levante-Verkehr nicht mehr concurriren. Dennoch hat Triest in seiner unmittelbaren Nähe eine Handelsrivalin, von der später die Rede sein wird. Wir meinen **Venedig**, dessen Orienthandel in letzter Zeit ungeahnten Aufschwung genommen hat.

Griechenland. Der Handel Triests mit Griechenland und den Jonischen Inseln ist in dem fraglichen Zeitraume so ziemlich stabil geblieben, obschon nicht zu verkennen ist, daß auch hier die Stabilität zum Rückschritte neigt, abgesehen davon, daß selbst die percentuelle Zunahme, wie sie sonst durch die Bevölkerungs-Verhältnisse bedingt wird, gar nicht zum Ausdrucke gelangt. Der Verkehr mit Griechenland bezifferte sich im Jahre 1875 auf 12·9 Mill. Gulden. Hierbei überwiegt die Einfuhr. Dieses Uebergewicht rührt von dem großen Import an Früchten, Wolle, Oel, Schwämmen Tabak und Valoneen her. Auch im Handel mit Griechenland hat sich Venedig als gefährlicher Concurrent erwiesen.

Rußland. Der Handel Triests mit Rußland zeigt in dem fraglichen Zeitabschnitte gleichfalls unbefriedigende Ergebnisse. Die geographische Lage dieses Actionsgebietes läßt einen intensiveren Verkehr wohl schwer aufkommen. Dennoch glaubte die Triester Handelskammer, daß dieser Verkehr wesentlich lebhafter sein würde, wenn Triest eine zweite Schienenverbindung mit dem Hinterlande hätte. Also immer und immer wieder die leidige Südbahnfrage! Der rasche Aufschwung, den der Handel Venedigs mit Rußland genommen, wird auf die vorzüglichen Schienenverbindungen, welche jenes besitzt, zurückgeführt. Auch die Ponteba Bahn wird hierbei ihre Bedeutung zur Geltung bringen. Die letztere Bahn ist aber eine directe Concurrenzlinie der Südbahn und wenn sonach Venedigs Handel mit Rußland sich hob, indeß jener Triests wenigstens in der Ausfuhr zurückging, so hat neben Triest die Südbahn selber den Schaden (den Ausfall an Fracht) zu tragen.

Der Handel Triests mit Rußland beziffert sich:

	in der Einfuhr:	in der Ausfuhr:	Zusammen:
1875 mit	4,030,499 fl.	916,157 fl.	4,946,656 fl.
1874	7,396,840	774,772	8,171,612
1873	7,564,550	1,158,581	8,723,130
1872	5,049,875	2,168,203	7,218,078
1871	4,316,077	2,136,370	6,452,447

Nämlich spielt bei dem Triester Verkehr mit Rußland das Ernteresultat die große Rolle. Allein wenn man diesem Factor auch seine volle Geltung läßt, so wäre dadurch höchstens die Differenz in der Einfuhr aus Rußland gerechtfertigt, die [illegible] und von 1871 bis 1875 nur [illegible] das Minus der Ausfuhr nach Rußland, das in dem

angegebenen Zeitraume nicht weniger als 1·2 Mill. fl. oder 58% beträgt — trotzdem der Export nach den Ostseehäfen eine Zunahme erfuhr .... Der Verkehr mit Rußland findet ausschließlich auf dem Seewege statt. Denselben vermittelten im Jahre 1875 58 Segler und 8 Dampfschiffe mit einem Ladungswerth von 4 Mill. fl. Weder beim Verkehr der Segelschiffe noch der Dampfer zeigt sich irgend eine Stabilität oder Regel; fest steht nur der Rückgang, und zwar sowohl im Export wie im Import. Wenn man die Artikel der Einfuhr aus Rußland betrachtet, findet man außer Cerealien, Wolle und etwas Tabak keinen, der einen stetigen Verkehr aufzuweisen hätte, und erscheint der übrige Waarenumsatz somit als ein zufälliger.

Frankreich und Algerien. Der Verkehr Triests mit diesem Actionsgebiete betrug im Jahre 1875 8·7 Mill. fl., im Jahre 1874 8·6 Mill. fl., im Jahre 1873 6·1 Mill. fl., im Jahre 1872 11 Mill. fl. und 1871 7·9 Mill. fl. Die Werthsummen zeigen sowohl in diesem Quinquennium wie im vorangegangenen große Schwankungen. Der Handel mit Frankreich wird ausschließlich zur See vermittelt, und zwar nehmen den Hauptantheil daran die französischen Häfen des Mittelmeeres, ihnen zunächst stehen die französischen Häfen im atlantischen Ocean, welche namentlich in der Ausfuhr eine bedeutende Rolle spielen. Der Verkehr wurde im Jahre 1875 vermittelt durch 101 Segler und 58 Dampfer in der Einfuhr und durch 336 Segler und 62 Dampfer in der Ausfuhr. Die Unregelmäßigkeit im Schiffsverkehr in den einzelnen Jahren ist übrigens groß.

Belgien und Holland. Mit beiden Ländern steht Triest in verhältnißmäßig lebhaftem Verkehr. Trotzdem ist auch hier ein Rückgang fühlbar. Der Gesammtwerth des Handels mit Belgien betrug 1875 circa 638.000 fl., mit Holland circa 140.000 fl. Diese letztere Ziffer erweist das bedenkliche Resultat, daß der Triester Handel mit Holland im Jahre 1875 nur mehr den zwanzigsten Theil dieses Verkehres im Jahre 1868 (4 Mill. fl.) resultirt. Das ist allerdings schlimm!....

Deutschland. So eng und vielfach die Beziehungen Deutschlands zum Triester Platze sind, so wenig finden dieselben in den Ziffern Ausdruck, welche den Werth des directen Handels mit Deutschland im Seeverkehr repräsentiren: die Concurrenz anderer Häfen hat dahin geführt, daß der unmittelbare Verkehr Triests mit den deutschen Häfen fast ganz aufgehört hat. Im Jahre 1875 bewerthete sich der ganze Verkehr auf nur 275.000 fl. Der Verkehr wurde fast ausschließlich über Hamburg vermittelt und betheiligten sich im Jahre 1875 daran 5 Segler von zusammen 992 Tonnen Tragfähigkeit.

Dänemark, Schweden und Norwegen. Auch mit diesen Ländern ist der Handel Triests — wie es ja die geographischen Verhältnisse mit sich bringen — unbedeutend. Im Jahre 1875 bezifferten sich die Werthe für Dänemark mit 4325 fl., für Schweden und Norwegen 214.555 fl. Nach den letzteren Ländern vermittelten im gleichen Jahre den Verkehr 9 Segler von zusammen 1126 Tonnen Tragfähigkeit.

Spanien und seine Colonien. Obwohl die geographischen Verhältnisse hier einen lebhafteren Verkehr voraussetzen lassen, ist dem gleichwohl nicht so. Vom Jahre 1872 bis 1875 fielen die Ein- und Ausfuhrwerthe von 74.000 fl. auf 11.400 fl. Im Jahre 1875 wurde der Verkehr durch 1 Dampfer und 1 Segler von zusammen 786 Tonnen Tragfähigkeit vermittelt.

Portugal. Die Lage dieses Landes, seine engeren Beziehungen zu England und Amerika, welche seinen Bedarf vollständig decken, bringen es mit sich, daß der

Triester Handel zu diesem Staate keiner besonderen Entwicklung fähig ist. Im Jahre 1875 betrugen die Handelswerthe 73.000 fl.

Vereinigte Staaten von Nordamerika. Nebst England und seinen Colonien, der Türkei und Italien, ist es die nordamerikanische Republik, mit der Triest einen sehr lebhaften Verkehr unterhält. Derselbe stellt sich dem Verkehre mit den übrigen europäischen Großstaaten vollkommen ebenbürtig zur Seite. Der Handel Triests mit den Unionsstaaten bewerthete sich

		in der Einfuhr:	in der Ausfuhr:	Zusammen:
1875	mit	7,896.744 fl.	1,351.008 fl.	9,247.752 fl.
1874	»	8,221.541 »	1,841.814 »	10,063.355 »
1873	»	8,073.466 »	888.203 »	8,961.669 »
1872	»	7,901.777 »	1,745.978 »	9,647.755 »
1871	»	7,187.177 »	2,018.735 »	9,205.712 »

Der Waarenaustausch Triests mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika wurde im Jahre 1875 vermittelt durch 65 Segler von zusammen 29.079 Tonnen und 8 Dampfern von zusammen 9232 Tonnen.

Brasilien. Der Handel Triests mit Brasilien ist von nicht minderer Bedeutung als der mit den Vereinigten Staaten. Allein, während sich im Handel mit der Union eine gewisse Stabilität zeigt und namentlich durch die Zunahme des Petroleum-Imports ein etwaiger Entgang in den anderen Artikeln ausgeglichen erscheint, ist beim Handel mit Brasilien, wenigstens in dem fraglichen Zeitraume, eine Abnahme zu constatiren. Der Handel Triests mit Brasilien bezifferte sich im Jahre 1871 auf 8·3 Mill. fl., im Jahre 1875 auf 5 Mill. fl. Die Ursache dieses Rückganges ist im Import darin zu suchen, daß der Triester Platz seinen Bedarf an Kaffee in dem angegebenen Zeitraume vorzüglich von Ostindien zu decken suchte. Andererseits ist bei der Ausfuhr in Erwägung zu ziehen, daß sich der Mehlexport vom Jahre 1872 ab stetig verminderte, und zwar deshalb, weil auf dem brasilianischen Markte Nordamerika als Concurrent aufgetreten ist .... Der Verkehr mit Brasilien wurde im Jahre 1875 durch 73 Segler von zusammen 15.316 Tonnen vermittelt.

Der Handel Triests mit dem übrigen Amerika zeigt im Allgemeinen eine Abnahme und war in dem angegebenen Zeitabschnitte ganz unbedeutend.

Für die letzten fünf Jahre (1877 bis 1881) beziffert sich die Gesammthandelsbewegung des Hafens von Triest wie folgt:

(In Tausenden Gulden ö. W.)

	Einfuhr:			Ausfuhr:		
	zur See	zu Lande	zusammen	zur See	zu Lande	zusammen
1877	140.277	98·203	238.480	105.881	103.988	209.869
1878	133.534	104.184	237.718	112.508	97.352	209.860
1879	144.872	108.219	253.091	116.633	95.426	212.059
1880	135.033	111.966	246.999	117.195	95.007	212.202
1881	157.172	125.959	283.131	134.330	105.808	240.138

Aus diesen Ziffern geht hervor, daß der Gesammtverkehr gegenüber den vorangegangenen Jahren sich immerhin gehoben hat. Dies gilt namentlich von der Einfuhr zu Lande und von der Ausfuhr zur See. Erstere stieg von 98·2 Mill. Gulden 1877 bis auf 125·9 Mill. 1881; letztere von 105·8 Mill. Gulden 1877 bis auf 134·3 Mill. Gulden 1881.

2. Der Handel Venedigs.

Wenn zunächst der Handel Venedigs, als des Haupthafens Italiens in der nördlichen Adria, ins Auge gefaßt wird, so zeigt derselbe in seinem Gesammtverkehre während des gleichen Zeitabschnittes (1871 bis 1875) einen entschiedenen Aufschwung, und zwar um 86·8 Mill. Lire oder um 27·2%, denn es bezifferte sich der Werth desselben im Jahre 1871 mit 318·5 Mill. Lire, im Jahre 1875 mit 405·4 Mill. Lire. Namentlich bedeutenden Aufschwung hat Venedigs Handel mit dem Orient erfahren. Es ist also diesem Handelsplatze der Suezcanal weit mehr zu Statten gekommen, wie der Rivalin Triest. Der Gesammthandel Venedigs bezifferte sich

	in der Einfuhr:	in der Ausfuhr:	Zusammen:
1875	auf 227,027.814 Lire,	auf 178,362.378 Lire,	auf 405,390.219 Lire.
1874	» 250,482.163 »	» 199,809.931 »	» 450,292.094 »
1873	» 268,334.238 »	» 211,013.665 »	» 479,347.903 »
1872	» 199,961.183 »	» 150,268.206 »	» 350,229.489 »
1871	» 174,252.935 »	» 144,309.401 »	» 318,562.336 »

Obschon nun auch bei diesen Zahlen in den letzten beiden Jahren eine Abnahme ersichtlich ist, so kann dieselbe doch nur als Wirkung der Krisis von 1873 angesehen werden, da sich dieselbe einerseits erst nach diesem Jahre bemerkbar macht und außerdem im letzten Jahre gegenüber dem ersten dieses Zeitabschnittes ein Fortschritt sich geltend macht. Was nun einzig und allein den Seehandel Venedigs betrifft, so bezifferte sich diesfalls der Werth des Gesammtverkehres im Jahre 1871 auf 152 Mill. Lire, im Jahre 1875 auf 184 Mill. Lire. Der Vorsprung gegen frühere Jahre schwankt zwischen 8·4%, 21·7% und 51·6%.

Die für die Beurtheilung des Rückganges im Triester Handel lehrreichsten Ziffern liefern jedoch die Daten über den Handel Venedigs nach dem entfernten Orient; Venedig hat weit früher als Triest den directen Verkehr mit Arabien, Ostindien, Japan und selbst Australien inaugurirt. **Während also beispielsweise von 1871 bis 1875 der Gesammtverkehr Triests mit jenem Actionsgebiete von 39·7 Mill. Gulden auf 36·6 Mill. Gulden sank, hob sich derjenige Venedigs von 34·5 Mill. Lire auf 60 Mill. Lire.... Seit den Fahrten des österreichisch-ungarischen Lloyd hat sich die Situation für Triest allerdings gebessert.... Auch mit Griechenland hat der Handel Venedigs eine erhebliche Erweiterung erfahren. Derselbe stieg in seiner Werthziffer von 4·2 Mill. Lire auf 9·6 Mill. Lire. Dieser Verkehr wurde im Jahre 1875 besorgt durch 174 Schiffe von zusammen 79·912 Tonnen.... Auch im Handel mit Rußland hat in der angegebenen Zeitepoche Venedig seine Rivalin Triest relativ überflügelt. Während nämlich der Triester Handel in den fünf Jahren von 6·4 Mill. Gulden auf 4·9 Mill. Gulden sank, hob sich derjenige Venedigs von 0·9 Mill. Lire auf 4 Mill. Lire. Ganz besonders hat der Getreidehandel in diesem Zeitabschnitte in Venedig bedeutenden Aufschwung genommen. Im Jahre 1871 bewerthete sich derselbe auf 20 Mill. Lire, im Jahre 1875 auf fast** 38 Mill. Lire.

Die officiellen Tabellen über den Schiffsverkehr in Venedig während des Decenniums 1866—1875 zeigen folgende Ziffern:

	Angekommen:		Abgegangen:		Gesammtbewegung:	
	Schiffe	Tonnengehalt	Schiffe	Tonnengehalt	Schiffe	Tonnengehalt
1875	2751	531.010	2798	542.069	5549	1,073.079
1874	3475	578.711	3436	564.801	6911	1,163.512
1873	2644	465.394	2672	474.533	5316	939.929
1872	2978	445.601	2946	440.188	5924	885.789
1871	2738	380.861	2742	387.483	5480	768.344
1870	2766	369.182	2745	367.379	5511	736.561
1869	2963	399.868	2957	393.882	5920	793.750
1868	3099	357.507	3079	351.285	6178	708.792
1867	3156	330.318	3218	334.764	6374	665.082
1866	2866	258.435	2813	253.883	5699	512.318

Der Jahresdurchschnitt der Gesammtbewegung im Hafen von Venedig beträgt somit für das Quinquennium 1866 bis 1870: 5936 Schiffe von 683.500 Tonnengehalt, für das Quinquennium 1871 bis 1875:

5836 Schiffe von 966.130 Tonnengehalt; es stellt sich letzteres also nur um 100 Schiffe niedriger als im vorangegangenen Quinquennium, dagegen um 282.630 Tonnengehalt oder um mehr als 41% Fassungsraum höher als in diesem .... Es ist immerhin betrübend für Triest, hierbei die Wahrnehmung zu machen, daß hier ein Stillstand, ja ein Rückgang im Schiffsverkehr, indeß dort ein stetiger Aufschwung constatirt werden muß. Bei Venedig zeigt der Tonnengehalt der Gesammtbewegung im Jahre 1875 eine Erhöhung um mehr als 100% über jene vom Jahre 1866, bei Triest kaum eine Zunahme von ½% ....

3. Der Handel Fiumes.

Die wichtigsten Elemente des Wohlstandes für Küstenstädte: Handel, Schiffbau und Maschinenindustrie, letztere begünstigt durch den wohlfeilen Seetransport der Rohproducte, treffen in Fiume in solcher Weise zusammen, daß sie bei entsprechender Entwicklung, die hier weit weniger künstlicher Nachhilfe bedarf als bei irgend einer anderen Seestadt, einen Totaleffect von großer maritimer Bedeutung hervorbringen müssen, kaum geringer, als Triest sie besitzt .... Was den Handel anbelangt, so ist Triest zwar der natürliche Exporthafen für die Erzeugnisse der Industrie; Fiume dagegen für die weit massenhafteren und ausgiebigeren Bodenproducte; die hinter Fiume liegenden Agriculturländer und die Wälder Kroatiens bilden einen unerschöpflichen Grundstock von Bodenproducten, wie ihn die Hinterländer Triests nicht im entferntesten aufzuweisen haben.

Diese Bemerkungen haben wir im Hauptwerke angebracht und sie werden hier wiederholt, da sie unmittelbar zum Gegenstande gehören .... Wir gehen nun weiter. Eine zweite Quelle, welche den Strom der Wohlhabenheit Fiumes zu bereichern bestimmt ist, bildet der Schiffbau. Die zwei wesentlichsten Elemente desselben: Holz- und Betriebskraft, sind in Fiume um vieles wohlfeiler zu haben, als irgend sonstwo an der ganzen

Küste; es ist die natürliche Schiffswerfte der österreichischen Monarchie. Und in der That hat man seit Jahren immer, wenn der Schiffbau rasch gesteigert werden mußte, in Fiume mehr große Schiffe construirt als an allen Punkten des österreichischen Litorales zusammen, da die Rheder von Lussin, Triest, Zengg und Dalmatien wohl in Rechnung zogen, daß hinter Fiume schon ½ Meile landeinwärts die riesigsten Mastbäume in dichten Urwäldern stehen, während anderwärts nur steile Steingehänge meilenweit zum Meere abfallen, und daß auch die slavonischen Eichen nirgends einen näheren Weg zum Meere haben, als über Fiume. Allein der Schiffbau hängt von den Bedürfnissen — der Rheder ab, welche bekanntlich große Schwankungen erleiden, besonders wenn ein bedeutender Theil der nationalen Schiffe der Vermittlung des fremden Handels dient. In Oesterreich-Ungarn kann also nicht leicht ein Platz vom Schiffbau allein einen dauernden stetigen Wohlstand erlangen.

Zum regen Verkehr gehört in erster Linie ein passender Hafen. Diesen besitzt Fiume gleichfalls und zwar in duplo. An der Stelle der früheren offenen Rhede ist schon seit 30 Jahren ein sicherer Hafen getreten, der durch einen langen, festgebauten Molo gegen alle Winde geschützt ist. Er faßt über 100 große und ebenso viele kleine Handelsschiffe, bietet überall zähen Lettengrund, ist durchschnittlich 5 bis 7 Faden und am Ufer noch 15 bis 20 Fuß tief und hat das beste Süßwasser unmittelbar am Quai. Außerdem ist ein langer Porto di Cabotaggio mit 10 bis 16 Fuß Tiefe entstanden, indem man die Fiumara in ein neues Bett seitwärts ablenkte und die alte Flußmündung ausbaggerte. Hierdurch ist Raum für 130 Fahrzeuge gewonnen worden. Man hat die Schifffahrt von und nach Fiume durch abenteuerliche Uebertreibungen von den Gefahren des Quarnero in Verruf gebracht, und dennoch sind die hydrographischen Verhältnisse durchaus solche, wie man sie nirgends zwischen Venedig und Cattaro viel besser findet. Der Quarnero hat nirgends blinde Klippen. Zahlreiche Häfen bieten vorzügliche Zuflucht.

Der maritime Verkehr Fiumes pro 1881 stellt sich wie folgt:

Gesammt-Import in Meter-Centnern . . .	821.323	(1880)	667.729
Gesammt-Export „ . . .	2,414.220	(1880)	2,189.536

Die Seeschifffahrt ist aus nachfolgenden Tabellen ersichtlich:

1881.

Angelangte Segler in Fiume.

Flagge	mit Ladung Zahl	Tonnen	Werth des Importes		ohne Ladung Zahl	Tonnen
Oesterreichisch-ungarische						
langer Fahrt	29	14.554	1,995.067	fl.	57	20.778
Küstenfahrer	675	13.722	1,335.056	»	293	5.897
amerikanische	1	1.356	203.940	»	—	—
dänische	—	—	—		1	196
französische	—	—	—		1	919
griechische	35	3.526	446.597	»	8	982
englische	4	3.318	710.640	»	1	173
italienische	479	16.126	784.829	»	208	12.114
türkische	3	184	5.977	»	1	26
deutsche	4	1.767	472.982	»	—	—
schwedische	4	1.199	316.812	»	1	230
Zusammen:	1234	55.752	6,271.900	fl.	573	41.315

Angelangte Dampfschiffe.

Flagge	mit Ladung Zahl	Tonnen	Werth des Importes		ohne Ladung Zahl	Tonnen
Oesterreichisch-ungarische	494	134.768	1,637.946	fl.	253	41.342
englische	89	97.171	4,153.069	»	31	25.013
italienische	2	960	116.296	»	2	1.255
deutsche	—	—	—		1	742
Zusammen:	585	232.899	5,907.311	fl.	287	68.352
Segler und Dampfer 1881:	1819	288.651	12,179.211	fl.	860	109.667
Segler und Dampfer 1880:	1732	228.158	7,851.655	»	960	114.485

1881.

Ausgelaufene Segler in Fiume.

Flagge	mit Ladung Zahl	Tonnen	Werth des Exportes		ohne Ladung Zahl	Tonnen
Oesterreichisch-ungarische						
langer Fahrt	95	37.405	1,808.097	fl.	8	3.091
Küstenfahrer	860	17.041	2,344.535	»	116	2.993
amerikanische	1	1.356	41.915	»	—	—
dänische	1	196	46.440	»	—	—
französische	3	919	74.499	»	—	—
griechische	38	4.440	252.939	»	7	636
englische	1	173	40.112	»	1	851
italienische	615	25.687	1,508.147	»	73	2.657
türkische	5	357	23.746	»	—	—
deutsche	5	1.421	183.284	»	—	—
schwedische	5	1.621	133.653	»	1	237
Zusammen:	1629	90.616	6,457.367	fl.	206	10.465

Ausgelaufene Dampfschiffe.

Flagge	mit Ladung Zahl	Tonnen	Werth des Exportes	ohne Ladung Zahl	Tonnen
Oesterreichisch-ungarische	716	164.971	3,325.545 fl.	37	12.789
englische	117	119.237	12,311.844 »	6	5.055
italienische	2	1.254	138.348 »	2	960
deutsche	1	742	89.695 »	—	—
Zusammen:	836	286.204	15,865.432 fl.	45	18.804
Segler und Dampfer 1881:	2.465	376.820	22,322.799 fl.	251	29.267
Segler und Dampfer 1880:	2.363	297.168	19,362.498 »	297	42.119

4. Die Schifffahrt Triests.

Die Schifffahrtsbewegung im Triester Hafen zeigt während des Zeitabschnittes 1871 bis 1875 nicht jene ausgesprochene rückgängige Tendenz, die bezüglich der Handelstendenz constatirt werden mußte, sondern hielt sich dieselbe so ziemlich auf dem gleichen Stande, den sie im vorangegangenen Quinquennium eingenommen, ja, reicht mit den Ziffern im letzten Jahre sogar an die höchsten Ziffern des ganzen Decenniums hinan.

Der Triester Schiffsverkehr stellte sich in dieser Periode wie folgt:

	Ankunft Schiffe	Tonnengehalt	Abgang Schiffe	Tonnengehalt	Mittlerer Durchschnitt im Quinquennium. Ankunft	Abgang
1875	8.152	1,003.914	8.201	1,009.335	8297 Schiffe von 952.841 Tonnengehalt	8337 Schiffe von 975.193 Tonnengehalt
1874	8.282	965.290	8.287	961.254		
1873	8.046	899.037	8.229	909.402		
1872	8.796	933.280	8.698	978.381		
1871	8.210	962.685	8.289	1,017.595		
1870	8.050	960.103	8.023	1,012.776	9960 Schiffe von 986.005 Tonnengehalt	9953 Schiffe von 1,030.094 Tonnengehalt
1869	9.095	1,087.268	9.125	1,143.458		
1868	11.056	1,006.211	10.956	1,052.068		
1867	10.175	894.337	10.264	921.674		
1866	11.422	982.105	11.400	1,020.495		

Auf die Schiffszahl darf natürlich bei Beurtheilung der Schiffsbewegung nicht jenes Gewicht gelegt werden, welches in früheren Zeiten seine Berechtigung [illegible] da die Schifffahrt in den letzten Decennien eine

vollständige Umwälzung erfahren hat, die einerseits in dem Ersatz der Segelschiffe durch Dampfschiffe, andererseits aber in der Erhöhung der Tragfähigkeit der Segelschiffe besteht, so daß eine Gegenüberstellung des Schiffsverkehres in den einzelnen Jahren eigentlich nur bezüglich des Fassungsraumes einen Maßstab zur Vergleichung bietet.

Wenn der leichteren Uebersicht halber Ein- und Auslauf zusammengefaßt wird, so bietet die Gesammt-Schiffsbewegung im Triester Hafen folgendes Bild:

Mittlerer Durchschnitt im Quinquennium

1871 bis 1875 { 16.634 Schiffe, 1,940.034 Tonnengehalt,

1866 bis 1870 { 19.914 Schiffe, 2,016.099 Tonnengehalt.

Hieraus ersieht man, daß die durchschnittliche Anzahl der jährlich im Triester Hafen operirenden Schiffe während des einen Quinquenniums um 3280 oder um 16% und die jährliche Durchschnittsziffer der Tonnen um 76.065 oder um $3^3/_4$% gegenüber dem vorhergehenden Quinquennium zurückgegangen ist. Gleichzeitig wäre zu bemerken, daß die Schifffahrtsbewegung in Triest sogleich nach der Eröffnung des Suezcanals den größten Aufschwung genommen hat, indem die Jahre 1868 und 1869 die höchsten Ziffern im ganzen Decennium aufweisen, daß aber seitdem eine fast stetige Abnahme stattgefunden hat, die nur einmal (1875) eine Unterbrechung zeigt ....

Aus den nachstehenden Tabellen ersieht man, daß im Hafen von Triest neben der österreichischen Flagge nur noch die italienische dominirt; alle übrigen Flaggen weisen eine verhältnißmäßig geringe Bewegung auf. Die größten Schwankungen weist die türkische, die größte Abnahme die griechische Flagge auf. Dies gilt vom Einlauf. Was den Auslauf anbetrifft, so zeigt Italien eine von Jahr zu Jahr zu constatirende Zunahme, mit Ausnahme des Zwischenjahres 1873. Die Tonnenbewegung der auslaufenden Schiffe österreichisch-ungarischer Flagge erreichte ihr Maximum im Jahre 1872, hierauf im folgenden Jahre einen starken Ausfall und in der Folge wieder stetige Zunahme.

Uebersicht der Bewegung der einzelnen Flaggen im Hafen von Triest.

Einlauf.

unter	1875		1874		1873		1872		1871	
	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen
österr. ungar. Flagge	5418	593.285	5504	579.982	5581	558.846	5909	612.980	5604	598.765
italienischer „	1959	172.082	1978	170.959	1686	120.933	1913	136.202	1758	128.998
englischer „	190	163.530	163	134.388	175	134.922	201	145.851	218	153.075
griechischer „	354	37.335	360	42.059	392	49.682	481	60.864	361	33.469
schwed.-norweg. „	20	8.231	17	4.826	10	2.872	23	6.377	27	6.908
türkischer „	115	6.704	94	6.690	113	7.776	143	9.702	96	6.443
Ver.-Staaten- „	14	6.208	14	5.789	17	7.208	12	5.947	23	9.776
deutscher	21	5.173	28	5.914	15	2.714	34	6.177	33	6.134
russischer	12	4.207	16	5.908	14	4.106	17	4.769	8	3.166
holländischer „	19	3.520	22	4.117	14	3.703	38	9.653	38	7.857
französischer „	10	1.658	9	2.262	6	2.541	6	1.116	15	2.958
samiotischer „	7	832	2	184	3	401	5	509	7	890
rumänischer „	6	672	6	654	9	1.024	7	866	6	796
dänischer „	4	577	7	1025	11	2.309	8	1.032	13	1.837
belgischer „	--	—	1	330	—	—	1	585	1	1.243
portugiesischer „	—	—	1	223	—	—	—	—	1	355
serbischer „	—	—	—	—	—	—	—	—	1	38

Uebersicht der Bewegung der einzelnen Flaggen im Hafen von Triest.

Auslauf.

unter	1875		1874		1873		1872		1871	
	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen
österr.-ungar. Flagge	5441	596.050	5550	574.651	5704	561.027	5820	687.708	5608	603.584
italienischer »	1990	173.741	1966	166.022	1713	121.681	1902	133.216	1804	157.636
englischer »	196	166.751	163	132.157	172	153.762	206	148.255	209	160.276
griechischer »	347	38.708	386	47.463	416	55.055	457	62.917	366	39.938
türkischer »	116	6.435	96	6.537	119	7.807	134	9.136	108	7.007
schwed.-norweg. »	16	5.694	20	6.461	19	6.593	18	4.957	30	10.361
deutscher »	26	6.529	25	5.504	16	3.094	38	6.977	36	8.115
Ver.-Staaten- »	12	5.056	14	5.793	18	7.725	11	5.442	24	10.397
russischer »	12	4.102	18	8.475	10	2.766	18	9.902	8	2.011
holländischer »	19	3.454	20	3.514	15	3.613	44	9.401	36	7.840
französischer »	10	1.624	12	2.490	5	2.165	8	1.181	24	10.397
dänischer »	5	855	7	898	10	2.231	8	1.077	17	3.088
samiotischer »	7	780	8	277	2	291	7	786	7	948
rumänischer »	4	456	5	534	9	1.082	6	846	8	1.284
belgischer »	—	—	1	314	1	330	1	585	1	1.243
portugiesischer »	—	—	1	174	—	—	—	—	1	355
serbischer »	—	—	—	—	—	—	—	—	1	38

Schifffahrtsbewegung in den letzten drei Jahren.

a) Einlauf.

Jahr	Art des Verkehrs	sämmtliche österr. Häfen: Schiffe	sämmtliche österr. Häfen: Tonnen	Triest: Schiffe	Triest: Tonnen
1879	inländischer Verkehr	40.902	4,100.081	4.590	214.495
	internationaler »	7.802	1,393.201	3.234	887.575
	Zusammen	48.704	5,493.282	7.824	1,102.070
	darunter österr.-ung. Flagge	39.577	4,731.498	5.132	637.747
	» Dampfer	17.488	4,395.403	1.536	757.100
1880	inländischer Verkehr	39.145	4,497.041	4.029	205.563
	internationaler »	7.900	1,414.844	3.179	906.368
	Zusammen	47.045	5,911.885	7.280	1,111.931
	darunter österr.-ung. Flagge	38.353	5,197.855	4.736	654.793
	» Dampfer	19.915	4,947.399	1.658	790.066
1881	inländischer Verkehr	39.303	4,672.691	3.512	180.351
	internationaler »	8.491	1,628.699	3.150	963.599
	Zusammen	47.794	6,301.390	6.662	1,143.950
	darunter österr.-ung. Flagge	38.077	5,478.799	4.205	844.973
	» Dampfer	20.457	5,324.695	1.778	844.148

b) Auslauf.

1879	inländischer Verkehr	40.822	4,096.438	4.739	216.217
	internationaler »	7.722	1,393.979	3.088	893.663
	Zusammen	48.544	5,490.417	7.827	1,109.880
	darunter österr.-ung. Flagge	39.483	4,739.754	5.132	647.273
	» Dampfer	17.493	4,402.166	1.549	766.575
1880	inländischer Verkehr	39.040	4,477.910	4.296	202.831
	internationaler »	7.867	1,435.810	2.904	918.911
	Zusammen	46.907	5,913.720	7.200	1,121.642
	darunter österr.-ung. Flagge	38.269	5,194.372	4.676	654.204
	» Dampfer	19.392	4,942.078	1.695	790.815
1881	inländischer Verkehr	38.905	4,652.563	3.655	179.577
	internationaler »	8.621	1,647.015	2.987	968.610
	Zusammen	47.526	6,299.578	6.642	1,148.187
	darunter österr.-ung. Flagge	37.873	5,477.392	4.173	644.610
	» Dampfer	20.454	5,330.419	1.788	853.248

5. Oesterreichisch-ungarische Rhederei.

Die Durchstechung der Landenge von Suez hatte anfänglich einen so belebenden Einfluß auf die österreichisch-ungarische Rhederei geübt, daß die Lostrennung der in maritimer Beziehung höchst wichtigen Provinz Venetien für die Handelsmarine in kürzester Zeit verwunden war. Im Jahre 1868 hatte dieselbe, wenn auch nicht der Schiffszahl und Bemannung, so doch dem Tonnengehalte und der Pferdekraft nach, wieder jenen Stand erreicht, den sie vorher eingenommen .... Das Jahr 1865 wies nämlich aus: 8925 Schiffe von 339.760 Tonnengehalt, 32.097 Mann und 13.265 Pferdekraft, somit um 1685 Schiffe von 33.389 Tonnengehalt und 8590 Mann mehr als 1866. Daß die Schiffszahl so bedeutend zurückgegangen ist und auch später nie mehr die frühere Höhe erreichte, ist dem allgemeinen Uebergange von Schiffen geringer Tragfähigkeit zu solchen größerer Tragfähigkeit, vor Allem aber dem Umstande zuzuschreiben, daß die Venetianer Fischerbarken und deren Bemannung stark in die Wagschale fielen, während betreffs des Tonnengehaltes alle Schiffskategorien, mit Ausnahme jener weiter Fahrt, in Betracht kommen.

Die statistischen Tabellen zeigen, daß die Zahl der Schiffe *langer Fahrt* vom Jahre 1866 ab bis 1872 in stetiger Zunahme begriffen war und von 564 auf 657 gestiegen ist, seitdem aber continuirlich abgenommen hat und 1875 bis auf 577 herabsank. Aehnliche Verhältnisse walten auch bezüglich des Tonnengehaltes ob. — Dagegen ist bei der *Dampferflotte* eine absolute Zunahme, sowohl der Zahl als der Tragfähigkeit nach, unverkennbar. Bei den Seglern zeigen sich große Schwankungen: in einem Quinquennium Zunahme, im nächsten Abnahme u. s. w.

Schiffe großer Küstenfahrt. Bei dieser Kategorie müssen wir für den angenommenen Zeitabschnitt leider einen bedeutenden Rückschritt constatiren. Die Abnahme war bei dieser Kategorie eine continuirliche. Immerhin darf nicht übersehen werden, daß es hauptsächlich die Herstellung directer Dampferverbindungen zwischen den wichtigen Häfen des Mittel-

meeres gewesen ist, welche den Schiffen großer Küstenfahrt den Lebensnerv unterband. Im Jahre 1875 betrug die Zahl der Schiffe dieser Kategorie 110 mit 8977 Tonnengehalt und 694 Mann; hievon 5 Dampfer.

Schiffe kleiner Küstenfahrt. Obschon sich auch hier ein bedeutender Rückgang zeigt, so ist die Abnahme verhältnißmäßig doch nicht so einschneidend, wie bei den Schiffen großer Küstenfahrt, da eben die kleinen Küstenfahrer trotz des Anlaufens der Dampfer in den Haupthäfen noch immer hinlängliche Beschäftigung finden und außerdem ihrer Handlichkeit und Billigkeit wegen auch in Zukunft schwerlich durch die Dampfer verdrängt werden dürften. Im Jahre 1875 betrug die Zahl der Schiffe dieser Kategorie: 1864 mit 26.430 Tonnengehalt und 5588 Mann.

Barken. Dieser Kategorie gehören die Fischerbarken, numerirte Barken und Leichter an. In dem angegebenen Zeitabschnitte haben die Fischerbarken eine Vermehrung erfahren, während die numerirten und Leichterbarken ziemliche Schwankungen zeigen, welche eher auf eine Abnahme schließen lassen. Die Zahl der Schifferbarken betrug 1875: 1966 mit 5787 Tonnengehalt und 7341 Mann; die der numerirten und Leichterbarken: 2923 mit 7524 Tonnengehalt und 6688 Mann.

Typen der Segelschiffe.

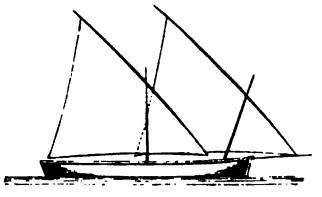
1. Gaëten und Leñten. Die Gaëta ist ein Fischerfahrzeug, theilweise gedeckt, einmastig, mit lateinischem Segel und Klüver, manchmal statt des Klüvers ein zweites kleines lateinisches Segel am Buge. Größe 2—3 Tonnen, Länge 5—6 Mtr., Breite 1·3 Mtr., Höhe 0·6 Mtr., Besatzung 3—5 Mann. Die Gaëta wird hauptsächlich zum Auswerfen des Sardellen-Hängnetzes und anderer benützt und mit einem Leuchtkorbe von Eisenstäben (Graticola) versehen. Sie dient als Illuminator beim Sardellenfange mit großem Zugnetze. Während einer mondlosen Nacht, bei Beleuchtung mit harzigem Fichten- oder Kiefernholz, sucht ein Mann mittelst einer mit Blei beschwerten Leine (Scandaglio), aus deren, von den daran anstoßenden mehr oder weniger zahlreichen Fischen verursachten Bewegung er die betreffende Fischart und die Tiefe, in der sie sich vorfindet, mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erkennen vermag, die Sardellen auf und leitet

sie mittelst Licht in eine Bucht, wo sie mit Netzen eingeschlossen gegen das Land gezogen werden. Die Heimat der Gaëta ist vorzugsweise Dalmatien. — Der Leūto ist ein Küsten- und Fischerfahrzeug, ganz gedeckt, einmastig, mit lateinischem Segel, meistens ohne Klüver, und statt dessen ein kleines lateinisches Segel am Buge. Größe (als Fischerfahrzeug) 3—5 Tonnen, Länge 6—8 Mtr., Besatzung 5—7 Mann. Heimat vorzugsweise Rovigno in Istrien.

Diese Fahrzeuge zeigen, wie die nachfolgende Tabelle darthut, eine erhebliche Abnahme:

	Zahl	Tonnengehalt	Bemannung
1875	641	2528	1522
1874	656	2304	1519
1873	696	2743	1668
1872	813	3424	1954
1871	960	3495	2384
1870	1003	3489	2505

2. Brazzeren. Die Brazzera ist ein Fischerfahrzeug mit lateinischem Segel, ein- oder zweimastig, mit oder ohne Klüver, bisweilen auch noch mit einer kleinen Besahn als Beilieger. Länge 10—16 Mtr., Heimat Istrien und Dalmatien.

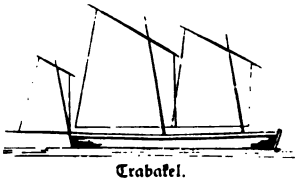


Brazzera.

Auch diese Kategorie zeigt einen bedeutenden Rückgang:

	Zahl	Tonnengehalt	Bemannung
1875	568	1.290	1540
1874	557	5.225	1555
1873	543	5.216	1509
1872	527	5.258	1509
1871	686	11.331	2006
1870	713	13.393	2083

3. Trabakel (Trabaccolo). Das Trabakel ist das gebräuchlichste Küstenfahrzeug im Adriatischen Meere, namentlich in den österreichisch-ungarischen Häfen, mit zwei Masten und zwei luggerähnlichen Ruthensegeln (sogenannten Trabakelsegeln) als Hauptsegeln. Dazu Klüverbaum mit zwei Klüvern. Bisweilen fährt der rückwärtige Mast statt eines Trabakelsegels eine Besahn.

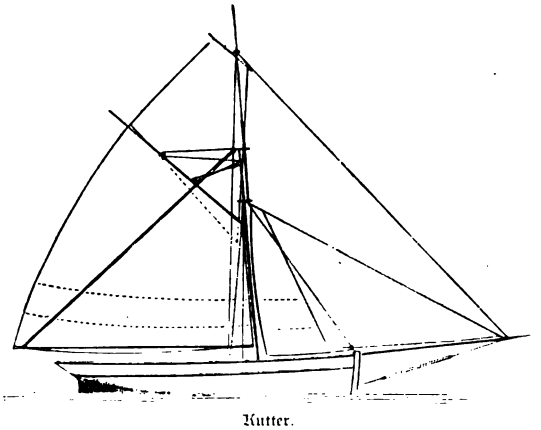


Trabakel.

Die Bewegung bei dieser Kategorie geht aus der nachstehenden Tabelle hervor:

	Zahl	Tonnengehalt	Bemannung
1875	681	20.125	2536
1874	684	21.003	2657
1873	689	21.428	2635
1872	705	21.146	2651
1871	691	25.327	2918
1870	685	24.671	2705

4. Kutter. Die Kutter (in der Adria selten!) sind gewöhnlich 50—60 Fuß lang, haben aber für diese Länge einen sehr bedeutenden Tiefgang von 9—10 Fuß. Sie sind scharf gebaut, vortreffliche Segler und namentlich ausgezeichnete Seefahrzeuge, so daß sie trotz ihrer Kleinheit



Kutter.

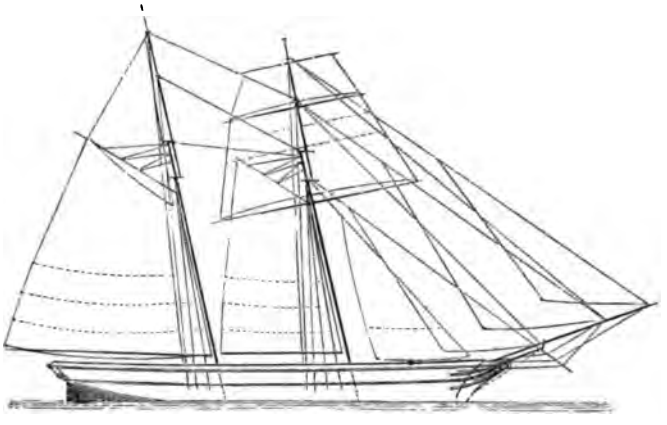
schwere Stürme abwettern können. Das Hauptsegel ist ein großes Gieksegel; die Stenge ist hoch, das Bugspriet horizontal, der Außenklüver groß. In neuerer Zeit haben die Kutter häufig zwei Masten, von welchen der rückwärtige indeß sehr kurz ist und nur ein kleines Segel fährt, welches das Fahrzeug mit dem Kopfe am Winde halten soll, wenn es beim Fischen ohne sonstige Segel vor dem Grundnetze treibt.

Die Kutter-Bewegung schwankte in dem angegebenen Zeitabschnitte zwischen 5 8 mit durchschnittlich 108 Tonnengehalt und 20 Mann Besatzung.

5. Briggschooner (auch Marssegel-Schooner). Ein Schooner, dessen Fockmast voll getakelt ist, also Mars- und Bramstenge mit Mars- und

Bramsegel hat. Von dieser Kategorie schwankte die Bewegung zwischen 38 und 50 mit durchschnittlich 10.000 Tonnen und 290 Mann Besatzung.

6. Schooner und Lugger. Schooner ist ein Fahrzeug mit zwei oder drei Masten ohne Raaen, oder mit Raaen nur am vorderen Maste .... Lugger ist ein zweimastiges, zuweilen auch dreimastiges Küstenfahrzeug, das meist zur Fischerei in offener See benutzt wird. Die Lugger sind durchweg gute Seefahrzeuge und können viel abhalten. Sie sind niedrig, aber langgestreckt mit plattem Heck, von circa 70—80 Tonnen, mit



Schooner.

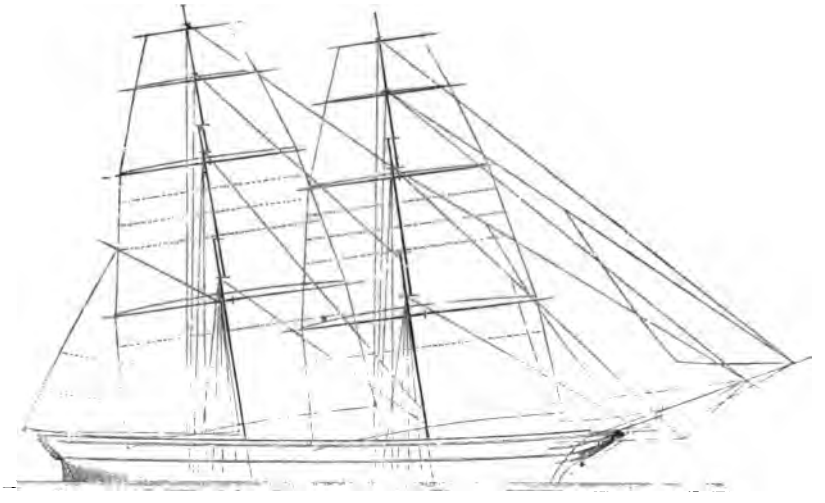
sogenannten Luggersegeln, deren Raaen auf einem Drittel ihrer Länge mit dem Fall an den Masten fahren. Die vorderen Masten können auf Deck niedergelegt werden.

Von dieser Kategorie gab es in dem angegebenen Zeitraume zwischen 43 und 50. Die Zahl hat von 1871 bis 1875 nicht erheblich abgenommen, dagegen die Tonnenzahl von 8517 bis auf 5952. Die Schooner und Lugger hatten eine durchschnittliche Besatzung von 260 Mann.

7. Goletten. Sie sind eine Gattung Schooner (wenn dreimastige Toppsegel-Schooner: Goletta a palo). Ihre Bewegung ist höchst unbedeutend: 2—8 mit durchschnittlich 600 Tonnengehalt. Die Zahl 8 wurde im Jahre 1875 erreicht. Der gleichzeitige Tonnengehalt betrug 1810 — gegen 104 im Jahre 1871.

8. Brigantinen. Die Brigantine ist eine Varietät der Brigg. Sie hat nämlich die Untermasten und Marsstengen aus einem Stücke mit darauf gesetzten Bramstengen; es fehlen ihr sonach die Marsen. Die Zahl der Schiffe dieser Kategorie fiel in dem Zeitabschnitte 1871—1875 von 114 auf 56 herab, der Tonnengehalt von 36.500 auf 16.059, die Besatzung von 994 auf 479 Mann.

9. Briggs. Die Brigg ist ein Fahrzeug mit zwei voll getakelten Masten, d. i. Raasegel an beiden Masten. Der rückwärtige heißt Großmast, der vordere Fockmast.



Brigg.

Die Bewegung dieser Kategorie zeigt einen bedeutenden Rückgang:

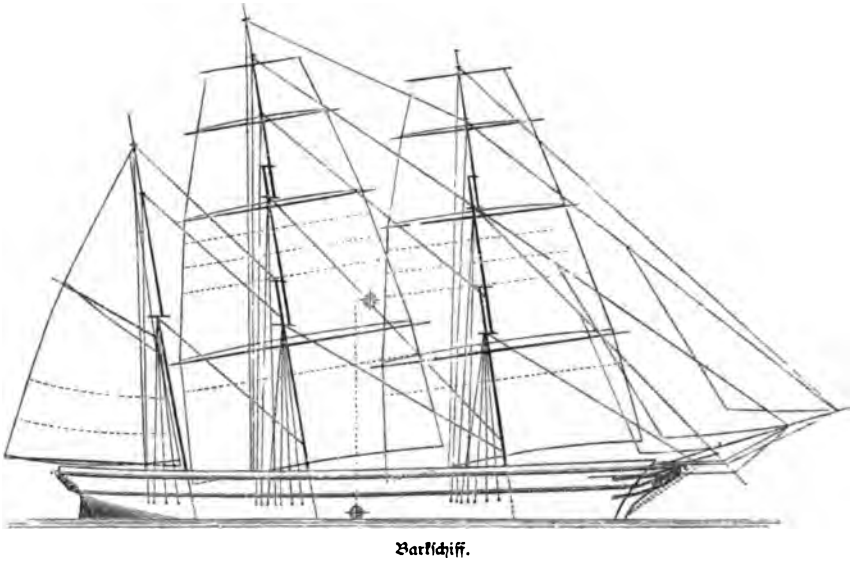
	Zahl	Tonnengehalt	Mannschaft
1875	94	32.927	895
1874	103	36.209	990
1873	118	42.750	1143
1872	128	46.951	1239
1871	124	51.240	1213
1870	130	53.750	1287

10. Polacken. Die Polacca ist eine Varietät der Bark (siehe unten). Sie hat nämlich beim Fock- und Großmaste die Untermasten und Marsstengen aus einem Stücke mit aufgesetzten Bramstengen, und es fehlen

ihr sonach die Marsen. Der Besahnmast ist gleich der einer Bark. Nimmt man der Polacca den Besahnmast weg, so entsteht die Brigantine.

Die Bewegung der Polacken war in dem angegebenen Zeitraume sehr unbedeutend: zwischen 4—6 mit durchschnittlich 1900 Tonnengehalt und 45 Mann Besatzung.

11. Barkschiffe. Die »Bark« ist ein Hochseeschiff mit drei Masten, von welchen aber nur die zwei vorderen Raaen haben. Der rückwärtige



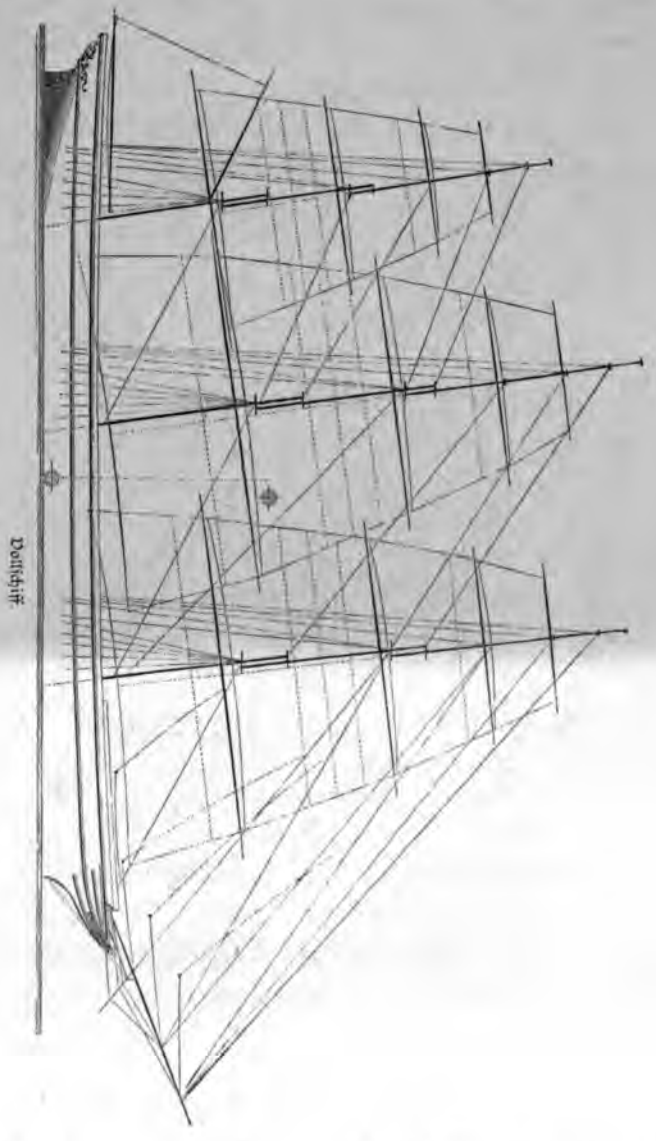
Barkschiff.

Mast, hier Besahnmast genannt, fährt nur ein Gaffelsegel und ein Gaffel-Toppsegel.

Die Bewegung dieser Kategorie ist aus der nachfolgenden Tabelle ersichtlich (die Schwankungen sind gering):

	Zahl	Tonnengehalt	Mannschaft
1875	298	156.521	3291
1874	287	150.534	3194
1873	289	150.573	3211
1872	304	150.956	3412
1871	296	167.224	3360
1870	271	146.874	3063

12. **Vollschiffe.** Man versteht darunter Schiffe, welche an allen drei Masten Raaen führen.



Diese Kategorie zeigt in dem angegebenen Zeitabschnitte einen erheblichen Rückschritt, wie aus nachstehender Tabelle zu ersehen ist:

	Zahl	Tonnengehalt	Mannschaft
1875	9	6.622	126
1874	8	5.645	106
1873	11	7.733	158
1872	15	10.552	221
1871	19	14.118	287
1870	23	16.681	341

13. Dampfer.

	Zahl	Tonnengehalt	Pferdekräfte	Mannschaft
1875	98	56.271	17.217	2440
1874	105	58.708	18.514	2613
1873	103	56.339	18.213	2593
1872	98	52.965	17.750	2502
1871	92	48.462	16.957	2330
1870	91	49.977	17.749	2492

Wenn wir die vorstehenden statistischen Ausweise einer näheren Untersuchung unterziehen, so machen wir die nachfolgenden Wahrnehmungen: In dem angegebenen Zeitabschnitte fand die größte Abnahme bei den Vollschiffen statt; dieselben verminderten sich von 23 mit einem Gehalte von 16.681 Tonnen auf 9 mit 6022 Tonnengehalt, d. i. um 14 Schiffe von 10.059 Tonnengehalt oder um 60·8%, beziehungsweise 60·6%. — Weniger regelmäßig ist die Bewegung bei den Barks und finden wir die höchste Schiffs- und Mannschaftszahl 1872, die höchste Tonnenzahl 1871. — Bei den Polacken ist wieder eine mehr reguläre Abwärtsbewegung erkenntlich und verminderten sich dieselben von 6 mit 2455 Tonnengehalt und 60 Mann 1870, auf 4 mit 1199 Tonnengehalt und 34 Mann 1875. — Die Briggs zeigen eine continuirliche Verminderung, denn ihre Zahl sank von 130 mit 53.750 Tonnengehalt und 1287 Mann 1870, auf 94, beziehungsweise 32.927 und 895 im Jahre 1875. — Ebenso continuirlich ist die Abnahme bei den Brigantinen, deren Zahl sich von 114 im Jahre 1870 auf 56 im Jahre 1875 verminderte, während gleichzeitig der Tonnengehalt von 36.500 auf 16.059, die Bemannung von 994 auf 479 sank, d. i. um 50·9%, bez. 56% und 51·8%. — Unregelmäßig und relativ bedeutungslos präsentiren sich die Veränderungen bei den Goletten, und zeigt das Jahr 1875 die höchsten Ziffern während der ganzen Periode. — Bedeutender sind die Abweichungen bei den Schoonern und Luggern. — Fast constant bleiben während der einzelnen Jahre dieser Periode die

auf die Briggschooner bezüglichen Ziffern. — Die Ziffern bei den Kuttern sind so unbedeutend, daß sie nicht in die Wagschale fallen. — Die Trabakel zeigen fast eine continuirliche Verminderung, und zwar kaum merklich bei der Zahl, aber beträchtlich bei dem Tonnengehalte. — Ebenso tief eingreifend war die Abnahme bei den Brazzeren, wenn auch zeitweilig eine Erholung eingetreten ist. — Die Gaëten zeigen gleichfalls eine continuirliche Abnahme.

Der Stand der Handelsmarine 1875 war demnach der folgende:

	Zahl	Tonnen
Schiffe weiter Fahrt	577	280.502
Große Küstenfahrer	110	8.977
Kleine Küstenfahrer	1864	26.430
Fischerboote und Barken	4889	13.311
Dampfer	98	56.271
Zusammen	7538	385.491

30.046 Mann Besatzung und 18.217 Pferdekräfte.

Dagegen im Jahre 1881:

	Zahl	Tonnen
Schiffe weiter Fahrt	438	224.127
Große Küstenfahrer	62	6.674
Kleine Küstenfahrer	1755	24.396
Fischerboote und Barken	6039	14.773
Dampfer	112	66.859
Zusammen	8406	336.829

27.187 Mann Besatzung und 18.324 Pferdekräfte.

Es ist sonach die Zahl der Schiffe um 868 gestiegen, der Tonnengehalt dagegen um 48.662 Tonnen gefallen. Die Pferdekräfte zeigen nur eine geringe Vermehrung, und die Bemannung sogar eine Verringerung um 2859 Köpfe. Demnach ist dieses Resultat kein befriedigendes, denn die Vermehrung bezieht sich — mit Ausnahme von 14 Dampfern — ausschließlich auf die Fischerboote und Barken, welche für den Handel gar nicht in Betracht kommen. Alle übrigen Schiffskategorien zeigen einen bedeutenden Rückgang.

Das österreichische Staatsgebiet zählt im illyrischen Küstenlande 44, in Dalmatien 57, im Ganzen 101 Häfen, welche der Schifffahrt und dem Seehandel gewidmet sind.

6. Der österreichisch-ungarische Lloyd.

Eines der bedeutendsten Förderungsmittel der österreichisch-ungarischen Schifffahrt, sowie des Handels überhaupt, ist die Gesellschaft des Oesterreichisch-ungarischen Lloyd in Triest. Sie wurde im Jahre 1833 zu Handelszwecken gegründet und versieht seit dem Jahre 1836 die Dampfschifffahrt zur See. Für die Ostküste des Adriatischen Meeres bildet der Lloyd das beinahe ausschließliche Verkehrsmittel, da die langgestreckten Küstenländer mit ihren zahlreichen Inselgruppen weniger auf die Verbindung zu Lande, sondern auf jene zur See angewiesen sind. Die Lloyddampfer berühren an jener Küste 36 Ortschaften. Außerdem bildet die Lloydflotte nicht nur in Kriegszeiten — wie die Erfahrung in den Jahren 1848, 1849, 1859 und 1866 dargethan — sondern auch im Frieden eine werthvolle, jederzeit verwendbare Ergänzung der Kriegsmarine, indem sie Truppen-, Munitions-, Proviantransporte ꝛc. im großartigen Maßstabe zuläßt und die Kriegsmarine somit von der Ausrüstung und Instandhaltung eigener Transportschiffe enthebt. Die 74 Dampfer des Lloyd wären im Stande, einen Transport von 30.000 bis 35.000 Mann mit einem Male zu bewältigen, und mit der zunehmenden Vergrößerung der Flotte können selbstverständlich auch die Anforderungen wachsen, die in dieser Hinsicht im Bedarfsfalle an das Unternehmen zu stellen sind.

Unterzieht man die den verschiedenen Linien der Lloydfahrten zugewiesenen Betriebsmittel und die Frachtbewegung einer Prüfung, so macht man die Wahrnehmung, daß erstere eine bedeutende Erweiterung fanden, insbesondere was ihre nationalen Linien anbelangt, wo sich die dem küstenländischen Verkehr zur Verfügung gestellten Transportmittel mehr als verdoppelt haben. Im Jahre 1870 waren sämmtliche Boote, welche den Küstendienst versahen, im Stande, circa 33 Millionen Tonnen auf eine Seemeile Distanz fortzubewegen, im Jahre 1875 dagegen erreichte diese Transportfähigkeit über 54·4 Millionen Tonnen. Dividirt man diese

Zahl durch 400 — die Distanz zwischen Triest und Cattaro in Seemeilen — so erhält man 136.145 Tonnen, d. i. das Quantum, welches jährlich durch den Lloyd von Triest nach der südlichsten Spitze der Monarchie, oder umgekehrt, transportirt werden kann.

In den letzten Jahren hat der Lloyd, sowohl in Betreff seines Flottenbestandes wie in Bezug auf die Erweiterung des Verkehrsnetzes (nach Indien und Ostasien und probeweise nach Nord- und Südamerika) rapiden Aufschwung genommen.

Im Nachstehenden geben wir eine Uebersicht der Transportbewegung im Jahre 1881 auf den verschiedenen Linien:

Zahl der Reisen	Fahrten	Meilen-Durchlauf	Zahl der Reisenden	Betrag der Geldsendung. in Gulden	Stückzahl der Packete	Gewicht der Waaren in Mtr.-Ctr.	Zahl der Thiere
303	In der Levante .	619.090	94.057	43,795.014	11.226	2,102.898	6.514
18	Nach Indien . .	262.167	5.868	524.271	118	513.064	674
1	Im Rothen Meere	4.115	1.844	111.678	2	6.691	—
241	Im Schwarz. Meere						
152	und der Donau .	158.394	44.544	10,237.117	1.153	1,110.189	8.954
684	Im griech. Archipel	33.649	7.198	2,316.705	356	58.482	6
	An den adriatischen Küsten, und zwar:						
	243 Fahrten zwisch. Triest u. Venedig	31.844	16.740	2,425.581	3.904	339.533	33
	156 Fahrten nach Istrien u. Kroatien	40.764	21.205	2,462.402	5.062	97.051	40
	285 Fahrten nach Istrien, Dalmatien, Albanien, Patras und Ancona . .	242.142	82.480	42,159.571	26.358	419.602	839
166	Außergew. Fahrten	218.720	19.632	1,059.486	95	418.006	2.665
1566	Fahrten im Jahre 1881	1,610.885	293.568	105,091.825	48.274	5,065.516	19.725
1441	Fahrten im Jahre 1880	1,516.201	323.262	112,906.499	51.038	4,650.137	35.876
124	daher 1881 mehr .	94.689	—	—	—	415.379	—
—	daher 1881 weniger	—	29.694	7,814.674	2.764	—	16.151

Die nachstehende Tabelle giebt über die Transportbewegung des Lloyd in den einzelnen Decennien vom Jahre 1836/37 bis 1881 Aufschluß:

Jahr	Zahl der Schiffe	Tonnengehalt	Pferdekräfte	Meilendurchlauf
1836/37	7	1.777	630	43.652
1841	10	2.600	860	123.112
1851	34	14.486	5.550	550.336
1861	61	31.950	11.840	885.423
1871	66	61.340	15.760	1,079.909
1881	74	89.148	18.080	1,610.885

In demselben Zeitabschnitte wurden befördert:

Jahr	Zahl der Reisen	Zahl der Reisenden	Betrag der Geldsendungen	Waaren in Mtr.-Ctr.
1836/37	87	7.967	3,934.269	5.383
1841	252	35.141	15,020.454	33.289
1851	1128	222.118	48,036.560	264.895
1861	1563	299.048	96,758.298	973.712
1871	1354	274.734	124,004.349	3,058.579
1881	1566	293.568	105,091.825	5,065.516

Zur Beurtheilung der Leistungen der Dampfschiffe der Gesellschaft und der erzielten Frachtpreise geben wir noch die folgenden Zahlen:

Multiplicirt man die Zahl der Passagiere mit den von jedem Einzelnen zurückgelegten Seemeilen, so erhält man:

Meilen 88,367.880 — und im Durchschnitt circa 2 Kreuzer per Passagier und Meile;

für die transportirten Centner Waaren:

Meilen 6.426,510.493 — und im Durchschnitt circa 0·08 Kreuzer per Metercentner und Meile;

für die Geldsendungen:

Meilen 375,494.821 — und im Durchschnitt circa 0·05 Kreuzer per 100 Gulden und Meile.

Das Vermögen der Gesellschaft

stellte sich am 31. December 1881 wie folgt:

Werth der 74 Dampfer	fl.	13,130.600
Auslagen für im Bau begriffene Dampfer	»	1,389.429
Gebäude und Grundstücke außerhalb Triest	»	115.663
Grundstücke in Triest	»	48.000
Grundstück und Baukosten des neuen Administrationsgebäudes	»	817.891
Werth des Arsenals	»	3,000.000
Werth der Werkstätten	»	1,644.275
Fahrnisse in Triest, auswärts und an Bord	»	701.383
Kohlenvorrath ꝛc.	»	268.230
Guthaben bei dem Aerar	»	107.112
Disponible Fonds	»	405.210
Ausstände in laufenden Rechnungen	»	738.557
Baarschaft, Wechsel und Portefeuille	»	2,534.638
	fl.	24,900.991

Dagegen:			
Restschuld an die k. k. Staats-Centralcasse für fl. 3,000.000 Vorschuß	fl.	804.000	
Restbetrag des Anlehens von 1874 nach Abzug der bereits getilgten 36 Serien	»	2,640.000	
Coupons und verloste Obligationen, die bis Ende 1881 nicht zur Einlösung gelangten	»	206.879	
Restbetrag des Anlehens von 1881 nach Abzug der bereits getilgten 2 Serien	»	1,490.000	
Conto-Corrent-Schulden	»	1,146.809	
Für Abschreibung vom Werthe der Dampfer, Jahresbeitrag an den Pensionsfond, Bezüge des Verwaltungsrathes und der Revisoren, Dividende auf 24.000 Actien (à fl. 35), 5% Tantième	»	1,989.600	fl. 8,277.289
Verbleiben:			fl. 16,623.701
Womit gedeckt werden:			
Actiencapital (für 24.000 Actien)	fl.	12,600.000	
Assecuranzfond Ende 1881	»	2,549.059	
Reservefond Ende 1881	»	1,420.000	
Als Gewinnsaldo-Vortrag auf neue Rechnung	»	54.641	fl. 16,623.701

7. Schiffbau-Industrie.

Die wichtigsten und hervorragendsten Schiffbau-Etablissements im österreichisch-ungarischen Bereiche der Adria sind das Lloyd-Arsenal und das Stabilimento tecnico Triestino. Das Lloyd-Arsenal steht auf dem Continente unübertroffen da, und das Stabilimento tecnico stellt sich den besten in seiner Art zur Seite. Beide Etablissements sind mit Maschinenfabriken verbunden und vermögen die größten Kriegs- und Handelsdampfer vom Kiel bis zum Wimpel, sowie alle Gattungen Segelschiffe herzustellen und vollständig auszurüsten.

Das Lloyd-Arsenal wurde im Jahre 1853 in Angriff genommen und 1856 beendet. Der Flächeninhalt, welchen das Etablissement einnimmt, beträgt 113.089 Quadratmeter. In den einzelnen Werkstätten und auf den Stapelplätzen sind im Jahre durchschnittlich 2000 Personen (1881: 1775) beschäftigt. Im Jahre 1881 gab es: 174 Schiffszimmerleute, 280 Mechaniker, 44 Maschinisten und Feuerleute, 13 Modelltischler, 40 Gießer, 55 Maschinenschlosser, 17 Kupferschmiede, 420 Kesselschmiede,

113 Schiffsschmiede, 33 Spengler, 8 Vergolder und Holzschneider, 50 Maler und Anstreicher, 2 Riemer, 27 Tapezierer (darunter 15 Frauen), 16 Maurer, 14 Mastenmacher, 2 Böttcher, 2 Wagner, 85 Schiffs- und Möbeltischler, 36 Matrosen, 11 Segelmacher, 38 Magazinsdiener, 250 Lastträger, 12 Wächter und Thorhüter, 16 Gendarmen, 10 Nachtwächter, 2 Kutscher.

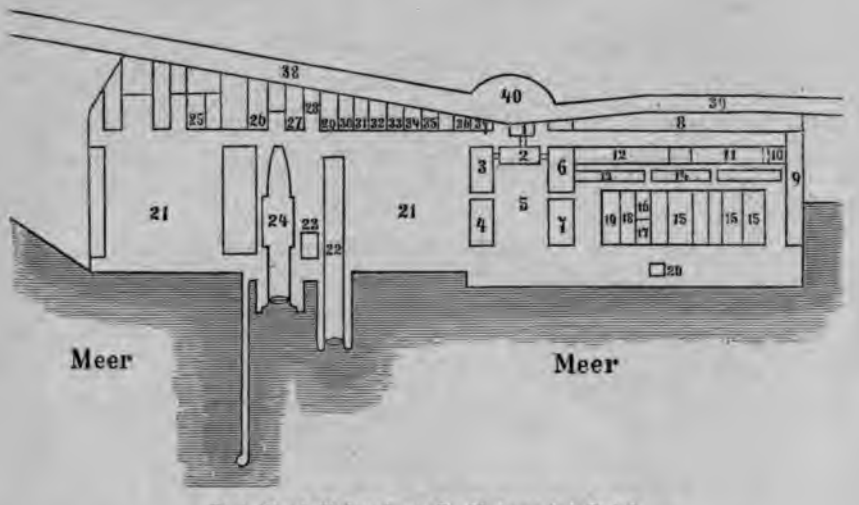
Im Etablissement kommen jährlich ungefähr folgende Quantitäten von Materialien in Verwendung:

Eichenholz	500	Kubikmeter	aus	Steiermark und Krain,
Fichtenholz	970	»	»	Steiermark,
Lärchenholz	570	»	»	Kärnten,
Tannenholz	2000	»	»	Steiermark und Krain,
Buchenholz	20	»	»	Istrien,
Kupfer	12	Tonnen	»	Ungarn,
Eisen und Stahl	2300	»	»	Steiermark,
Zinn	5	»	»	»
Messing und Münzmetall	15	»	»	»
Blei	40	»	»	Kärnten,
Taue und Hanffabrikate	230	»	»	Triest,
Talg, Oele ꝛc.	250	»	»	Dalmatien,
Farbwaaren	242	»	»	Kärnten und Krain,
Theer ꝛc.	95	»	»	Dalmatien,
Sand, Cement, Thonerde	200	»	»	Steiermark und Istrien,
Segelleinen	100.000	Meter	»	Mähren,
Eiserne Dampfkesselrohre	16.000	Stück	»	England,
Abfälle von Baumwolle	35	Tonnen	»	»
Eiserne Querbalken für Schiffe	60	»	»	»

Ueber die Dimensionen des Dock und Slip, die Eintheilung der Werkstätten, Motoren, Hilfsarbeits-Maschinen ꝛc., giebt der umstehende Plan Auskunft.

Dimensionen des Dock:		Dimensionen des Slip:	
Länge	120·70 Meter	Länge	241·04 Meter
Breite	22·86 »	Breite	22·86 »
Tiefe unter d. Meeresspiegel	6·41 »	Tiefe unter d. Meeresspiegel	6·41 »

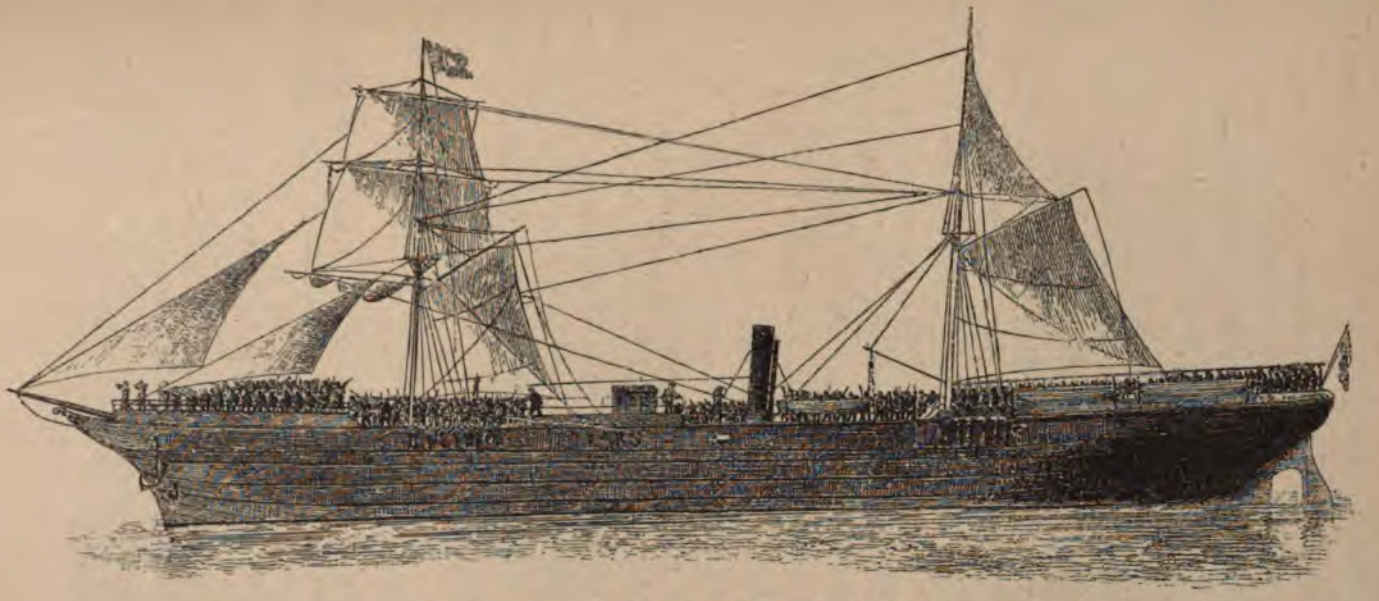
Zum Betriebe des Arsenals sind in Thätigkeit: 7 Motoren für Hilfsarbeitsmaschinen (212 Pferdekräfte), 1 Motor für den Scheerenkrahn (50 Pferdekräfte), 2 Motoren für Ventilatoren (50 Pferdekräfte), 2 Motoren für das Slip (110 Pferdekräfte), 3 Motoren für das Dock (140 Pferdekräfte), 2 Motoren für Dampfsägen und Holzbearbeitungsmaschinen (40 Pferdekräfte), 7 Locomobilen (70 Pferdekräfte), 1 Reservemotor (12 Pferdekräfte). Zusammen: 25 Motoren mit 684 Pferdekräften.



Das Lloyd-Arsenal zu S. Andrea bei Triest.

1. Stiegenhaus.
2. Administrationsgebäude.
3. Schlosserei und mechanische Werkstätte.
4. Bootswerfte und Segelmacher-Saal.
5. Park.
6. Montirung.
7. Tischlerwerkstatt.
8. Magazine.
9. Eisengießerei.
10. Metallgießerei.
11. Maschinenwerkstätte und Modelltischlerei.
12. Mechanische Werkstätte.
13. Block-Flaschenzug- und Mastenmacher.
14. Maschinenhaus.
15. Kesselschmiede.
16. Spengler.
17. Kupferschmiede.
18. Schiffsschmiede.
19. Dampfhammer.
20. Scheerenkrahn.
21. Stapelplätze.
22. Slip.
23. Pumpenhaus für das Trockendock.
24. Trockendock
25. Dampfsägewerkstatt.
26. Zeichensaal für Schiffbau.
27. Hochofen für die Schiffbauschmiede.
28. Schiffbauschmiede.
29. Maschinenhaus zum Slip.
30. Hofraum.
31. Schiffbauschmiede.
32. Malerwerkstatt.
33. Hofraum.
34. Tapezierer und Flaggenmacher.
35. Wache.
36. Ställe.
37. Ställe.
38. Weg nach Triest.
39. Weg nach Servola.
40. Eingang.

Hilfsarbeitsmaschinen: 83 Drehbänke, 22 Hobelmaschinen, 32 Bohrer, 10 Schraubenschneidmaschinen, 1 Metallsäge, 18 Stoß- und Schneidmaschinen, 2 Nuthstoßmaschinen, 14 Holzbearbeitungsmaschinen, 2 Niethmaschinen, 13 Schleifapparate, 7 Ventilatoren, 22 Hilfsarbeitsmaschinen für verschiedene Zwecke, 4 Dampfhämmer zum Bearbeiten von Schmiedestücken bis zu einem Gewichte von 40.000 Kilogramm.



Der Lloyddampfer „Mars" mit Truppen an Bord.

Deplacement — 3356 Tonnen, Tragfähigkeit — 2000 Tonnen, Maschinen — 1200 Pferdekräfte.

Die größten Dampfer des Lloyd sind:

	Deplacement	Tragfähigkeit	Pferdekräfte
Berenice	5400 T.	3200 T.	2000
Orion	5400 »	3200 »	2000
Medusa	5400 »	3200 »	2000
Pandora	5400 »	3200 »	2000
Vorwärts	5000 T.	3000 T.	2000
Polluce	4211 »	2600 »	1300
Helios	4000 »	2300 »	1200
Dafne	4000 »	2300 »	1200
Aglaia	3850 »	2200 »	1200
Medea	3800 T.	2200 T.	1200
Castore	3787 »	2200 »	1200
Hungaria	3652 »	2000 »	1500
Aurora	3308 »	2000 »	1500
Espero	3308 »	2000 »	1500

Das Stabilimento tecnico Triestino. Dieses Etablissement (früher Maschinenfabrik G. Strudthoff, seit dem Jahre 1857 Actiengesellschaft mit einem Gründungscapitale von 2 Millionen Gulden) liefert Kriegs- und Handelsschiffe von den größten Dimensionen ganz complet, sowie jede Gattung Dampfmaschinen und Kessel für maritime und industrielle Zwecke. Das Etablissement ist in zwei besondere Theile getrennt; der eine umfaßt den Maschinenbau, der andere den Schiffbau mit sämmtlichen dazu gehörigen Gegenständen. Die Maschinenfabrik umfaßt einen Flächenraum von 32.000 Quadratmeter und die Werfte jenen von 64.800 Quadratmeter. Auf letzterer besteht auch ein Trockendock, in welchem die größten Panzerschiffe trocken gelegt werden können. Zum Betriebe der verschiedenen Werkzeuge, sowie der Holzbearbeitungs-Maschinen, im Ganzen 450, dienen 12 feststehende Dampfmaschinen und 10 Locomobilen von zusammen 260 nominellen Pferdekräften, mit einem Kohlenverbrauche von circa 2000 Tonnen jährlich. Beschäftigt sind in beiden Abtheilungen des Etablissements durchschnittlich 2000 Arbeiter.

Fast alle Maschinen der Schiffe der k. k. Kriegsmarine, 56 an der Zahl, worunter zwei von 1000 und eine von 1200 nominellen Pferdekräften, sind aus diesem Etablissement hervorgegangen; für den österreichisch-ungarischen Lloyd wurden 8 große Schiffsmaschinen von 300 bis 400 Pferdekräften und für Private 137 Schiffsmaschinen verschiedener Größe, eine große Anzahl Betriebsmaschinen und Locomobilen, Dampfkessel ꝛc. ausgeführt.

Für die k. k. Kriegsmarine wurden folgende Schiffe sammt Maschinen ganz complet erbaut:

Kasemattschiff »Tegetthoff«, aus Eisen und Bessemerstahl mit Maschinen von 1200 nominellen Pferdekräften, 7390 Tonnen Deplacement und einer Panzerstärke von 36 Centimeter.

Kasemattschiff »Custozza«, Eisenconstruction, mit Maschinen von 1000 nominellen Pferdekräften, 7004 Tonnen Deplacement und einer Panzerstärke von 25 Centimeter.

Panzerfregatte »Habsburg«, Holzconstruction, mit Maschinen von 800 nominellen Pferdekräften, 5400 Tonnen Deplacement und 15 Centimeter Panzerstärke.

Schraubenfregatten »Radetzky« und »Laudon«, gemischter Construction (nämlich Eisengerippe mit Holzbeplankung), mit Maschinen von 600 nominellen Pferdekräften und 3250 Tonnen Deplacement.

Schraubenfregatte »Novara«, Holzconstruction, mit Maschinen von 500 nominellen Pferdekräften und 2175 Tonnen Deplacement.

Schraubenfregatte »Niklas Zrinyi«, gemischte Construction, mit Maschinen von 230 nominellen Pferdekräften und 1275 Tonnen Deplacement.

Außerdem die Kanonenboote »Spalato« (Stahlconstruction), »Dalmat«, »Hum«, »Velebich«, »Gemse« und »Grille«, der Raddampfer »Taurus«, ein Dampfkrahn-Ponton und 19 stählerne Dampfbarkassen sammt Maschinen.

Für die k. k. Seebehörde wurden mehrere Hafenbagger, 1 Leuchtschiff, Rettungsboote, 1 Dampfkrahn-Ponton, 1 schwimmende Dampffeuerspritze, sowie 2 kleinere und 1 größerer Schraubendampfer erbaut. Sämmtliche im neuen Hafen von Triest befindlichen eisernen Vertäuungs-Pfahlwerke und die meisten schwimmenden Hafenbojen wurden in den Werkstätten desselben Etablissements ausgeführt .... Der k. k. Finanzbehörde wurden 7 Segelwachtschiffe, 3 Schraubendampfer, sowie über 40 Boote für den Hafendienst geliefert .... Ueberdies wurden für fremde Regierungen, Private und Schifffahrtsgesellschaften 2 Panzercorvetten, 1 Schraubenkanonenboot, 2 Hafenbagger, 4 stählerne Lagunen-Remorqueure und gegen 80 Segelschiffe und 64 Dampfer verschiedener Größe erbaut; zuletzt für den österreichisch-ungarischen Lloyd der Dampfer »Berenice«, ganz aus Eisen mit Maschinen von 400 nominellen Pferdekräften und 5265 Tonnen Deplacement.

---

8. Seefischerei.

Der Fischfang wird längs der österreichischen Küste größtentheils von inländischen und italienischen Fischern gemeinschaftlich betrieben, während in den Seebezirken von Ragusa und Megline (Bocche di Cattaro) dieses Gewerbe ausschließlich von der einheimischen Bevölkerung ausgeübt wird.

Aus der nachfolgenden Zusammenstellung entnimmt man die Mengen und Werthe der im Quinquennium 1877—1881 von den inländischen und italienischen Fischern zusammen erbeuteten Meeresproducte, wobei bemerkt wird, daß die Mengenbezeichnungen nach Stückzahl und Gewicht bei den Mollusken, Schalthieren, Säugethieren, Reptilien und See-Igeln wegen Mangels diesbezüglicher bestimmter Vorschriften variirt, während die Ausbeute von Fischen und Polypen ausschließlich nach Gewicht (in Kilogramm), jene von Schwämmen nur nach Stückzahl dargestellt erscheint. Nach dieser Darstellung beziffert sich der Gesammtwerth der in dem ange-

gebenen Zeitraume erbeuteten Meeresproducte mit 9,762.831 fl., so daß sich im Durchschnitte die Ausbeute eines Jahres mit 1,952.566 fl. bewerthen läßt.

Gattung	Mengen in Stück	Mengen in Kilogramm	Werth
Fische	—	38,208.917	8,695.692 fl.
Mollusken	23,577.137	4,775.897	772.378 »
Schalthiere	2,218.703	289.194	291.804 »
Säugethiere	8	4.140	365 »
Reptilien	19	275	63 »
See-Igel	4.000	410	31 »
Polypen	—	100	6 »
Schwämme	18.400	—	2.492 »
Summe	25,818.267	43,278.915	9,762.831 fl.
Jahresdurchschnitt	5,163.653	8,655.783	1,952.566 fl.

Dieses Gesammt-Ergebniß vertheilt sich auf die verschiedenen Seebezirke derart, daß Zara das größte, Megline das kleinste Local-Ergebniß aufweist. Aus der nachfolgenden Zusammenstellung entnimmt man überdies, daß im Betriebe der Seefischerei das nördliche und mittlere Dalmatien den ersten Rang, der Golf von Triest den zweiten und Süd-Dalmatien den dritten Rang einnimmt.

Es entfällt auf:

	ein 5jähriger Gesammtwerth	ein absoluter Jahres-durchschnittswerth	per Seemeile u. Jahr
Triest	1,520.947 fl.	304.189 fl.	4056 fl.
Rovigno	661.963 »	132.393 »	1676 »
Pola	557.809 »	115.562 »	882
Lussin piccolo	351.269 »	70.254 »	214
Zara	3,581.236 »	716.247 »	726 »
Spalato	2,411.713 »	482.343 »	955 »
Ragusa	518.175 »	103.635 »	273
Megline	139.719 »	27.944 »	235 »

Wie man aus der dritten Ziffercolonne ersieht, sind relativ die Seebezirke von Triest und Rovigno die ergiebigsten.

In der vorstehenden Darstellung über die Menge und den Werth der Ausbeute an Meeresproducten ist auch jener Antheil enthalten, welcher von den italienischen Fischern erbeutet wurde. Denselben ist bekanntlich laut Schlußprotokoll zum österreichisch-italienischen Handels- und Schiffahrts-Vertrage vom 27. December 1878 das Fischen längs der öster-

reichisch-ungarischen Küste außerhalb der den einheimischen Küstenbewohnern reservirten Zone (1 Seemeile weit vom Ufer) gestattet. Sie betreiben den Fischfang hauptsächlich im Seegebiete von Triest, Pola und Zara, weniger in den Seebezirken von Rovigno, Lussin und Spalato. Von dem Werthe der in den angegebenen Zeitabschnitten erzielten Gesammtausbeute per 9,762.831 fl. entfällt auf die einheimischen Fischer ein Antheil von 8,021.075 fl., was einen Jahresdurchschnitt von 1,604.215 fl. ergiebt, während die italienischen Fischer an der obgedachten Gesammt-Ausbeute mit circa 18 Percent im entfallenden Werthbetrage per 1,741.756 fl. Theil genommen haben, was einem Jahresdurchschnitt von 348.351 fl. gleichkommt. Ihr Antheil an der Ausbeute ist jedenfalls von Belang und kommt hauptsächlich deshalb in Betracht, weil sich die italienischen Fischer, mit Ausnahme des Thunfischfanges, zumeist mit dem Fange der edleren und relativ gewichtigeren, daher auch werthvolleren Meeresproducte befassen. Ueberdies muß bemerkt werden, daß in der letzten Ziffer keineswegs die ganze Ausbeute der italienischen Fischer in der Nähe der österreichischen Küste enthalten ist, da bekanntlich ein Theil dieser Ausbeute auf italienischen Märkten zum Verkaufe gelangt, ohne bei den österreichischen Hafen- und Sanitäts-Organen behufs statistischer Registrirung angemeldet zu werden.

In Betreff der Bewerthung der Meeresproducte ist zu bemerken, daß die Einzelwerthe nicht nur alljährlich nach der Ergiebigkeit der Ausbeute variiren, sondern daß sie auch in einem und demselben Jahre, von einer und derselben Art, nach den Oertlichkeiten ungemein differiren, je nachdem sich die Verkehrs- und Absatzverhältnisse günstiger oder ungünstiger gestalten. In den Seebezirken von Triest, Pola, Spalato und Megline erreichen die Meeresproducte zumeist die höchsten Preise, weil in den drei ersteren, abgesehen von einer dichteren Küstenbevölkerung, der Weitertransport derselben nach dem Innern durch Eisenbahnen begünstigt wird, während in dem letzteren die geringe Ausbeute, sobald sie auf den Markt gebracht wird, von den Küstenbewohnern sofort vergriffen wird.

Der Localconsum (Verbrauch der Küstenbewohner) blieb in dem angegebenen Zeitabschnitte alle fünf Jahre hindurch mit geringen Schwan-

kungen ein ziemlich gleicher und bewerthete sich im Ganzen mit 6,163.094 fl., so daß sich für jedes Jahr ein durchschnittlicher Verbrauch an Meeresproducten im beiläufigen Werthe von 1,232.600 fl. ergiebt. — Der Export (im frischen Zustande der Producte) nach Märkten anderer Seebezirke, dann nach einigen größeren Städten Oesterreichs (Wien, Prag, Graz, Laibach 2c.), sowie nach den italienischen Städten (Venedig, Chioggia, Ancona); ferner der theils eingesalzenen, theils eingelegten Sardellen, Anchovis, Makrelen und Laxirfische, dann der getrockneten Languſten, Kalmaren, Sprotten, Dornhaie, Pantherhaie, Muränen, Rothbrassen 2c. nach den verschiedenen Häfen des In- und Auslandes, beziffert sich im Ganzen auf:

14,610.625 Kilogramm	Fische	im Werthe von	3,302.938 fl.
1,194.638 Stück 1,471.669 Kilogramm	Mollusken	» » »	185.090 »
759.884 Stück 131.570 Kilogramm	Schalthiere	» » »	109.092 »
Andere Producte		» » »	2.617 »
		Zusammen	3,599.737 fl.

Es beziffert sich also die jährliche Bewegung der in den betreffenden Seebezirken gewonnenen, in diesen aber nicht consumirten Ausbeute an Meeresproducten im Durchschnitte mit circa 720.000 fl.

Fischerei-Materiale. Nach den statistischen Aufzeichnungen für das Quinquennium 1877—1881 wurden in den verschiedenen Seebezirken durchschnittlich per Jahr benützt:

		Stück	Werth
Boote	inländische	2531	567.709 fl.
	italienische	235	267.827 »
	Zusammen	2766	835.536 fl.
Netze und sonstige Geräthe	inländische	57.696	1,052.558 »
	italienische	1.379	63.996 »
	Zusammen	59.075	1,116.554 fl.

Beim Vergleiche der obigen, auf das beim Fischfange wirklich verwendete Material Bezug nehmenden Durchschnittswerthe, mit dem durchschnittlichen Werthe des Fischerei-Ergebnisses, stellt sich heraus, daß das in dem Zeitraume von 1877—1881 an Booten, Netzen und sonstigen Fischereigeräthen angelegte Capital

den einheimischen Fischern ein jährliches Brutto-Erträgniß von circa 99%
» italienischen » » » » » » 102%
abgeworfen hat.

Nach den von den österreichischen Hafen- und Seesanitäts-Aemtern und Organen für das Winter-Semester 1881 (d. i. die Fischerei-Periode vom 23. October 1881 bis 22. April 1882) gemachten Untersuchungen, bestand das den einheimischen Fischern Gehörige, ausschließlich österreichische Materiale, im Ganzen in:

	Zahl	Werth
Fischerbarken	2.912	627.314 fl.
Netzen und Geräthen	59.500	1,115.697 »
	Gesammtwerth	1,743.011 fl.

Hievon entfielen auf

den Seebezirk	Fischerbarken	Netze ꝛc.	Gesammtwerth
Triest	894	39.275	587.999 fl.
Rovigno	150	9.051	121.004 »
Pola	150	1.673	52.690 »
Lussin piccolo	143	1.220	74.687 »
Zara	427	2.269	300.018 »
Spalato	793	3.091	411.282 »
Ragusa	316	2.797	177.293 »
Megline (Bocche)	39	124	18.038 »
Zusammen	2912	59.500	1,743.011 fl.

Fischer-Personale. Das Fischereigewerbe wird an den illyrischen und dalmatinischen Küsten von einem Theile der einheimischen Küstenbevölkerung und von italienischen Fischern (Chioggioten) das ganze Jahr hindurch betrieben. In den statistischen Nachweisungen wird zwischen ausübenden und gewerbsmäßigen, einheimischen Fischern, ohne Rücksichtnahme auf ihre jeweilige Betheiligung am Fischfange, ein Unterschied gemacht. Die italienischen Fischer werden separat aufgeführt. Darnach haben sich in dem angegebenen Zeitraume am Fischfange in den verschiedenen Seebezirken betheiligt:

	im Ganzen	im Durchschnitte jährlich
österreichische Fischer	49.304	9.861
italienische »	5.802	1.161
Zusammen	55.106	11.022

Nach den Detail-Ausweisen stellte (im Jahre 1881) die größte Zahl an Fischern der Seebezirk von Spalato (3484), dann zunächst der See-

bezirk von Triest (2290); die geringste Zahl der Seebezirk von Megline (158).... Die Betheiligung seitens der italienischen Fischer war am lebhaftesten im Seebezirke von Triest (290), dann zunächst im Seebezirke von Rovigno (265); am geringsten im Seebezirke Lussin piccolo (54); gar keine Betheiligung fand statt in den Seebezirken von Ragusa und Megline. — Nach Abzug der Betriebs- und Material-Abnützungsspesen, der Verzinsung der Capitalsanlage und der verschiedenen Abgaben, resultirt:

Für jeden inländischen Fischer } ein jährlicher Brutto- } 163 fl.
» » italienischen » } verdienst von circa } 300 »

Dieses durchschnittliche Ergebniß kann umsomehr als ein annähernd richtiges angenommen werden, als die Chioggioten das ganze Jahr hindurch fischen, während sich ein großer Theil der österreichisch-ungarischen Fischer dem Landbaue widmet und nur in denjenigen Perioden am Fischfange theilnimmt, in welchen ein besserer Verdienst in Aussicht steht. — An gewerbsmäßigen Fischern wurden mit 22. April 1882 gezählt: im Seebezirke von Triest 2636, Rovigno 599, Pola 477, Lussin piccolo 517, Zara 1652, Spalato 3588, Ragusa 1246 und Megline 158 — zusammen 10.873 Köpfe.

Auf dem Gebiete der Seefischerei hat die österreichische Seeverwaltung mannigfach fördernd eingegriffen und gleichzeitig Maßregeln getroffen zur Hintanhaltung von gefährlichen Fangmethoden. In ersterer Beziehung ist vor Allem die Regelung des Sardellen-Fischfanges mittelst Hängenetze (voighe), welcher in Dalmatien sehr stark betrieben wird, erwähnenswerth. Es fand zu diesem Zwecke eine commissionelle Verhandlung unter Zuziehung der betheiligten Factoren statt und wurde sodann auf Grund derselben und nach vorangegangener Genehmigung seitens des Handelsministeriums die Verordnung der dalmatinischen Statthalterei vom 10. November 1880 erlassen, welche in Modification der bisher in Dalmatien giltigen Bestimmungen des Reglements vom Jahre 1808 (s. g. Regolamento Dandolo), den Fischfang mit Hängenetzen überall dort gestattet, wo hiedurch die Verwendung der Zugnetze (Tratte) keine Beeinträchtigung erleidet. Durch eigene Localcommissionen sind jedoch die Punkte zu bestimmen, an denen mit Hängenetzen gefischt werden darf.

Die bereits im Jahre 1871 strenge untersagte Verwendung von Dynamit und anderen explodirenden Stoffen zum Fischfange wurde neuerlich auf das Nachdrücklichste und unter Androhung strenger Bestrafung verboten, weil wiederholt Fälle vorgekommen waren, in denen, in abgelegenen, der Ueberwachung entzogenen Gewässern, die Fischer sich verleiten ließen, durch Betäubung der Fische in Folge von Explosions-Präparaten eine ergiebige Ausbeute zu erzielen. Es wird jedoch durch diese Methode die Fischbrut ganz zerstört und geht außerdem ein großer Theil der durch die Wirkung der Explosion betroffenen, aber dann nicht gefangenen Fische zu Grunde.

Eine andere für die Fischbrut gefährliche Methode liegt in der Anwendung einer der Familie der Euphorbiaceen angehörigen Pflanzengattung, namentlich der Euphorbia Wulfenii Hopp (vulgus Titimalo oder Mličac genannt), durch deren Saft die Fische betäubt und getödtet werden. Diese Pflanze kam besonders in Dalmatien viel in Gebrauch, und da deren schädliche Wirkung sichergestellt erschien, wurde ihre Verwendung zum Fischfange amtlich untersagt. Dagegen wurde der sogenannte Fischfang a ludro (auch a spavento, a corda, a fronzata genannt), welcher bisher unter die im Fischerei-Reglement von 1835 als unzulässig erklärten Fangmethoden gerechnet worden war, im Jahre 1880 wieder gestattet und zwar aus dem Grunde, weil diese Methode in Betreff der Erhaltung der Fischbrut nicht so schädlich erschien, als man bisher angenommen hatte, vielmehr sogar weniger als bei der Verwendung von Zugnetzen. Das Eigenthümliche des Fanges a ludro liegt darin, daß die Fische durch Lärm und großes Geräusch in die Netze getrieben werden.

Die statistischen Erhebungen über die Fischerei haben bisher trotz der erlassenen Formularien und Verordnungen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Diese Schwierigkeiten liegen in der Natur des Objectes, auf welches sich die Erhebungen beziehen. Dabei sind die mit der Sammlung betrauten Organe vielfach nur auf die Angaben der Fischer oder sonstigen Individuen angewiesen, welche Mittheilungen dieser Art nur ungern und mit vielfacher Zurückhaltung machen. Erst durch die während einer längeren Periode fortgesetzte statistische Erhebung und durch eine

genaue und kritische Vergleichung der jährlichen Daten untereinander lassen sich eine feste Grundlage und sichere Anhaltspunkte für die richtige Verwendung des Materiales gewinnen.

Leider erhellt aus den diesbezüglichen Daten — wie der Leser aus dem Obigen sich selber überzeugen kann — daß die Seefischerei an den österreichisch-ungarischen Küsten noch lange nicht jene Entwicklung genommen hat, welche diesen maritimen Erwerbszweig in anderen Ländern auszeichnet und aus demselben eine reichliche Quelle des Wohlstandes macht. Verschiedene Anläufe zu einer mehr rationellen Bewirthschaftung des Meeres wurden unternommen, aber diese Anläufe sind allemal nur einzelnen Unternehmern zu verdanken; in der Masse der Bevölkerung, welche der Fischerei obliegt, mangelt noch das klare Verständniß für einen den heutigen Verhältnissen entsprechenden Betrieb und Vertrieb; es mangelt aber auch, was freilich noch schwerer und entscheidender in die Wagschale fällt, an den erforderlichen Capitalien. Natürlich vermag in dieser Richtung die Thätigkeit der Regierung nur fördernd und unterstützend, nicht aber unmittelbar schaffend einzugreifen.

Durch die Reform der Fischerei-Gesetzgebung wird jedenfalls auch diesem Gewerbe mancher Vortheil zugewendet, und werden namentlich auf den Betrieb der Fischerei bezügliche Fragen in einer einheitlichen und systematischen Weise an der Hand wissenschaftlicher Erhebung und praktischer Erfahrung geordnet werden. Weil aber für die Fischerei die wichtigen, thatsächlichen Grundlagen des Gesetzes so große Bedeutung haben, deshalb begegnet die Fertigstellung eines neuen Gesetzes großen Schwierigkeiten. Es handelt sich bei der Vorbereitung desselben sowohl um den eigentlich legislativen, als auch um den technisch wissenschaftlichen Theil.

Was die internationalen Beziehungen auf dem Gebiete des Fischfanges anbetrifft, so wurde durch den Handels- und Schifffahrts-Vertrag zwischen Oesterreich und Italien vom 27. December 1878 den beiderseitigen Fischern das Recht zur Ausübung des Fischfanges innerhalb der territorialen Gewässer neuerlich zugestanden. Die Gemeinde Grado hatte auf Grund alter Investituren auf italienischem Gebiete ein Seegebiet zum ausschließlichen Betriebe der Fischerei zugewiesen. Um die Grenzen dieses Gebietes zu bestimmen

Piazza della Stazione
Via di Posta Vecchia
Via Carlo Goldoni
Via Cassa di Risparmio
Via Torre Bianca
Via Torre Rossa
Via Torre Gialla
Via Torre Verde
Via Torre Nera
Via Torre Viola
Via Torre Grigia
Via Torre Marrone
Via Torre Arancione
Via Torre Rosa
Via Torre Celeste
Via Torre Azzurra
Via Torre Indaco
Via Torre Violetta
Via Torre Porpora
Via Torre Cremisi
Via Torre Scarlatta
Via Torre Vermiglia
Via Torre Rubra
Via Torre Sanguigna
Via Torre Purpurea
Via Torre Rubicunda
Via Torre Rubescente
Via Torre Rubiginosa
Via Torre Rubiginea
Via Torre Rubiginosa
Via Torre Rubiginea
Via Torre Rubiginosa
Via Torre Rubiginea

und darüber entstandene vielfache Differenzen zu beseitigen, trat im Jahre 1875 (November) eine gemischte italienisch-österreichische Commission zusammen, welche jenes Gebiet genau ermittelte und dessen Bezeichnung sowohl am Strande, als durch Bojen in See beschloß. Diese Grenzabsteckung ist seitdem durch ein Organ der österreichischen Seeverwaltung und durch ein italienisches Kriegsschiff geschehen.

---

9. Der neue Hafen von Triest.

(Hierzu Plan Tafel I.)

Wir haben im Haupttexte dieses Werkes (Seite 18 bis 20) ein übersichtliches aber knappes Bild über den Triester Hafenbau gegeben. Es wurden an jener Stelle die allgemeinen Verhältnisse des Triester Golfes, der eigentlichen Rhede u. A. geschildert, und die Ursache angegeben, weshalb zu den neuen — nun fast vollendeten — Hafenbauten geschritten wurde. Die nachfolgenden, ziemlich umfangreichen Details über das ursprüngliche Project und dessen mehrfache Modificationen, über die Durchführung der Arbeiten, die im Verlaufe der Zeit nothwendig gewordenen Reconstructionen u. dgl. entnehmen wir dem officiellen Berichte der österreichischen Seeverwaltung und dem höchst instructiven Werkchen des Bauleiters Friedrich Bömches, Oberinspector der Südbahn. Wir denken, daß die technischen Details dieses großartigen Unternehmens nicht nur die Fachwelt allein, sondern auch die weitesten Kreise interessiren dürften. Der Triester Hafenbau ist eben das bedeutendste hydrotechnische Werk im ganzen Bereiche der Adria, und als solches bildet es eines der interessantesten Themata unter den diesem Werke angehörenden »sachlichen Abhandlungen«.

Die Bestimmungen des Projectes, welches am 27. Jänner 1865 endgiltig festgesetzt worden war, und dessen Ausführung die Südbahn-Gesellschaft übernommen hatte, sind im Wesentlichen (einschließlich der getroffenen ersten Modificationen) die folgenden: die neue Hafenanlage sollte die zwischen dem Lazarethbassin und dem Salzmolo gelegene Strecke des nörd-

lichsten Theiles der alten Rhede umfassen. Eine die äußersten Punkte dieser beiden Anlagen verbindende gerade Linie (ungefähr 1200 Mtr. lang) bezeichnet die Lage der projectirten Quaimauer des neuen Hafens. Aus dieser Linie sollten vier Moli vorspringen, welche drei Bassins bilden, die nach Außen durch einen im offenen Meere stehenden und parallel mit der Ufermauer laufenden Damm, einen sogenannten Wellenbrecher, geschlossen werden.

Die Vortheile, welche durch diese Umgestaltung des nordöstlichen Theiles der alten Rhede in einen geschlossenen Hafen der Schifffahrt erwachsen mußten, bestanden zunächst in der Gewinnung ausgedehnter Lagerflächen (zusammen 29·61 Hektar), welche auf der in den neuen Hafen einbezogenen Strecke der alten Rhede so viel wie gar nicht existirt hatten. Ferner besaß der neue Hafen eine Quaientwicklung von 3940 Mtr., bei einer Wassertiefe von 8·5 Mtr., und drei geräumige, mit Tiefen von 8·5 bis 13 Mtr. versehene Bassins, während die Quaientwicklung vorher kaum 2200 Mtr. betrug, von welchen jedoch nur 13% eine Wassertiefe von 6 Mtr., 37% von 4 Mtr. und 50% von unter 3 Mtr. besaßen.

Die gesammte Hafenanlage war durch den Hafendamm gegen die von Nordwest nach Südwest streichenden Winde geschützt.

Eine nothwendige Folge des Hafenbaues war der Umbau des alten, 10 Mtr. über dem Meeresniveau gelegenen Bahnhofes der Südbahn. Es wurde ein neuer, bedeutend größerer Bahnhof in der Nähe des Ufers, neben dem bereits bestandenen Zollmagazine, und nur 3·13 Mtr. über dem Meeresniveau errichtet. Ueber ihn, sowie über die Südbahn, berichten wir weiter unten, in einer separaten kleinen Abhandlung.

Die von der Südbahn-Gesellschaft auszuführenden Arbeiten umfaßten vier Hauptgruppen, nämlich:

a) den Bau von vier Moli und der Quaimauern zwischen denselben;
b) den Bau eines Hafendammes;
c) die Verschüttung der bisher durch die See, das Lazareth- und Eisenbahnbassin eingenommenen Flächen;
d) die Verlängerung der Wildbäche Klutsch und Martesin bis zur Ausmündung in den neuen Hafen.

Wie bereits erwähnt wurde, sollten vom neuen Quai vier Moli senkrecht auf dessen Richtung in das Meer vorgebaut werden. Die drei ersten, unter sich parallel, sollten 95 Mtr. Breite und 215 Mtr. Länge erhalten und zwei Bassins bilden, deren eines 240 Mtr., das andere 285 Mtr. lang sein sollte. Der vierte südwärts gelegene Molo sollte vom dritten an der Wurzel um 323 Mtr. abstehen, 95 Mtr. Breite, jedoch nur 200 Mtr. Länge erhalten.

Die Umfassungsmauern der Moli haben 2 Mtr. Kronenbreite, nach außen Quaderverkleidung und erheben sich 3·16 Mtr. über das Niederwasser. Sie ruhen auf einem aus vier übereinander liegenden Schaaren künstlicher Blöcke gebildeten unterseeischen Mauerkörper; die beiden oberen Schaaren waren 3·3 Mtr., die beiden unteren 3·7 Mtr. lang herzustellen. Diese aus künstlichen Blöcken gebildete 6 Mtr. hohe Mauer wird auf einem Steinwurfe fundirt, der gegen die Seeseite eine Berme von 2 Mtr. Breite und eine $1\frac{1}{2}$füßige Böschung erhalten soll .... Die Quaimauern sollten auf ungefähr 1000 Mtr. Länge in einem Abstande von 245 Mtr. von der seeseitigen Flucht des großen Zoll- und Eisenbahnmagazins parallel geführt werden. Das südliche Ende derselben sollte jedoch auf ungefähr 130 Mtr. Länge einen sanften Bogen bilden, dessen concave Seite gegen das Meer gekehrt wurde. Die Quaimauern waren in analoger Weise wie die Umfassungsmauern der Moli auszuführen.

Was den Hafendamm (Wellenbrecher) betrifft, so sollte derselbe eine Länge von 1090 Mtr. erhalten und auf eine Strecke von 970 Mtr. mit dem projectirten Quai in einer Entfernung von 385 Mtr. parallel laufen; das südliche Dammende sollte auf eine Länge von 120 Mtr. einen Bogen von 24 Mtr. Halbmesser bilden, dessen concave Seite gegen das Meer gekehrt ist. — Senkrecht auf die Richtung des Hafendammes, in einer Entfernung von 153 Mtr. vom nördlichen Endpunkte desselben, war eine Traverse von 75 Mtr. Länge herzustellen, welche gegen den ihr gegenüberstehenden nördlichen Molo (I) vorspringt und mit diesem eine Einfahrt von 95 Mtr. Breite bildet.

Bei Construction des Hafendammes hatte der aus natürlichen Steinen bestehende Steinwurf eine Breite von 8·4 Mtr. im Niveau des Nieder-

waſſers zu erhalten. Gegen die Landſeite iſt der obere Theil des Dammes durch eine Reihe künſtlicher Blöcke zu erſetzen, welche 2·5 Mtr. lang, 2 Mtr. breit und 2 Mtr. hoch ſind und auf 2 Mtr. unter das Niveau des Niederwaſſers hinabreichen, gegen die Seeſeite aber durch einen Belag von künſtlichen Blöcken zu ſchützen. Letztere ruhen auf einer 4·75 Mtr. unter dem Niederwaſſer gebildeten 4·75 Mtr. breiten Berme des Steinwurfes. Die horizontale Stärke dieſes Belages bis zum Niveau des Niederwaſſers ſollte ebenfalls 4·75 Mtr. betragen. Die äußere Böſchung desſelben war, wie beim Steinwurf, eine ſolche von $1^1/_2$ Fuß. Ueber dem Niveau des Waſſers lehnt ſich dieſer Wellenbrecher an eine Mauer, die ſich mit $^1/_4$ äußerer Böſchung bis zur Höhe von 3·8 Mtr. über dem Nullpunkte erheben und eine Kronenbreite von 1·42 Mtr. erhalten ſollte. Vor dem Fuße des aus künſtlichen Blöcken gebildeten, der Landſeite zugekehrten Mauerkörpers ſollte eine Berme von 2 Mtr. Breite angelegt werden, von welcher abwärts der Steinwurf mit $1^1/_2$ Fuß Böſchung nach innen abfällt. Auf dem oben erwähnten Mauerkörper ſollte ſich eine, an der Krone 2 Mtr. breite und 2 Mtr. hohe Ufermauer mit $^1/_{20}$ vorderer Böſchung erheben, welche mit der dahinterliegenden Dammkrone ein 8·33 Mtr. breites Plateau bildet.

Uebrigens ſollte die äußere Böſchung des Steinwurfes von der Linie abwärts, bis zu welcher der Wellenbrecher aus künſtlichen Blöcken reicht, ſowie der obere Theil der inneren Böſchung aus Steinblöcken von mindeſtens 2600 Zollpfund Gewicht ($^1/_2$ Kbmtr. Volumen) gebildet werden. Im unteren Theile der inneren Böſchung konnten auch kleinere Blöcke oder Bruchſteine verwendet werden. An der Baſis der Bekrönung des Wellenbrechers waren, um die ſichere Vertäuung der Schiffe außerhalb des Hafens zu ermöglichen, in entſprechenden Entfernungen Oeffnungen anzubringen, durch welche ſtarke Ketten durchgezogen werden ſollten, die, an der inneren Seite des Dammes befeſtigt, an der äußeren Seite zu verankern und mit Bojen zu verſehen waren.

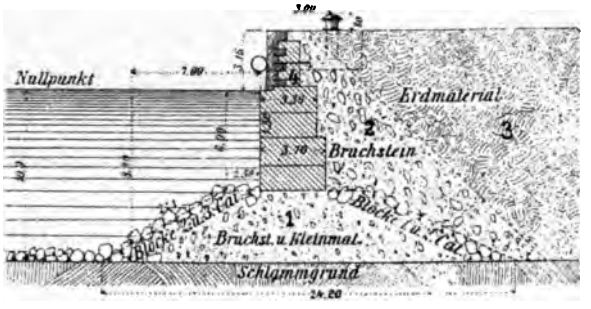
Dieſes urſprüngliche Detailproject erfuhr mehrfache Modificationen, die erſte im Jahre 1870 durch den franzöſiſchen Oberingenieur H. Paſcal, die zweite im Jahre 1870. Auch ergab ſich die Nothwendigkeit von dem urſprünglich angenommenen Bauſyſtem abzuweichen. Bei Anlage

des neuen Hafens wurde nämlich, aus Mangel an Erfahrungen über den bei dieser Gelegenheit in Oesterreich zum ersten Male zur Anwendung kommenden Cyklopenbau, das beim Bau des Hafens von Marseille befolgte Verfahren nachgeahmt. In Folge der Verschiedenheit der Bodenverhältnisse (Marseille hat Sand-, Triest Schlammboden) führte jenes System anfänglich zu einem Mißerfolge. Das Gewicht der bedeutenden Anschüttungsmassen übte nicht nur einen enormen Druck nach unten, sondern auch einen bedeutenden Seitenschub auf den durch Steinwurf, Blockmauer und Hinterfüllung gebildeten Umfassungskörper.

Nach den Mittheilungen des auf E. Pontzen gefolgten Bauleiters — des Oberinspectors der Südbahn, Friedrich Bömches — wurden die zur Untersuchung des Meeresbodens angestellten Bohrungen auf die Tiefe von 20 Mtr. unter dem Meeresgrunde, respective auf die Tiefe von 33 Mtr. unter dem Niederwasser geführt und ergaben folgendes Resultat: Der Grund besteht nur aus Schlamm (aufgelöste Erde und Thonmergel), welcher in der oberen Lage schwärzlich und flüssig, in größerer Tiefe mit bläulichem Thon gemischt und etwas consistenter ist, und endlich in einen dichten, mit wenig Sand gemischten Thon übergeht. Die Bohrungen wurden nicht weiter getrieben, da das angewendete System nicht die Fundirung auf Fixpunkten erheischt. Die Mächtigkeit der Schlammschichte ist daher heute noch unbekannt.

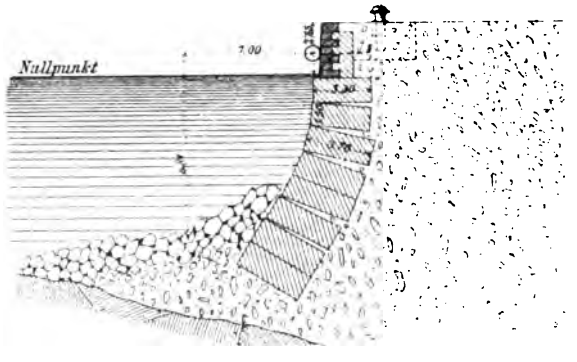
Es handelte sich also zunächst darum: welche Art von Fundirung hier platzgreifen sollte. Die pneumatische Fundirung blieb von vornherein ausgeschlossen, der hohen Kosten wegen, welche die Durchstoßung der bedeutenden Schlammschichte bis zum festen Grund erheischt hätte. Pilotirungen waren ebensowenig anzuwenden, theils wegen der bedeutenden Tiefe, anderntheils wegen der außergewöhnlichen Höhe der Hinterfüllung. Es erübrigte nur noch das bei französischen Häfen angewendete System: die Festigung des Schlammgrundes durch Einfüllung von Wurfmaterial. Es handelt sich also um Herstellung einer auf Steinwürfen fundirten Mauer von künstlichen Blöcken, auf welche das über Wasser reichende Quaimauerwerk gesetzt wurde. Die Blöcke erhielten nach Maßgabe ihres Aufsteigens eine rückwärtige Steinschüttung, um einer übergroßen Neigung nach innen

vorzubeugen. Nach erfolgter Setzung der Steinwürfe wurde schließlich in die durch die Blockmauern gebildete Einfassung die Anschüttung gebracht. (Vgl. Figur 1.)



Figur 1. Profil des Steinwurfes, der Anschüttung und Quaimauer in der Anlage.

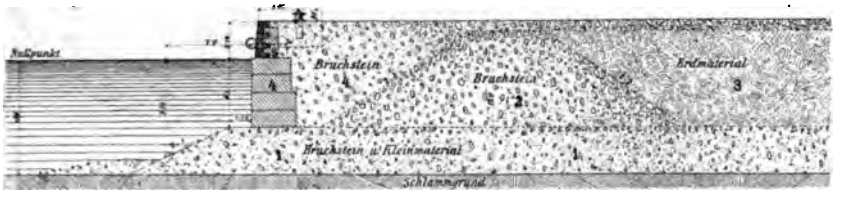
Das beschriebene Verfahren wurde beim Molo I befolgt, ohne übrigens zu guten Resultaten zu führen, ungeachtet der beinahe ausschließlichen Verwendung von Kalkstein, selbst zu den Anschüttungen im Innern. Der ganze Anschüttungskörper erlitt in Folge des Schlammbodens bedeutende Bewegungen im horizontalen und verticalen Sinne. Dieselben hatten nicht nur einen Verlust von mehreren Blockreihen zur Folge, sondern auch eine allgemeine Verrückung der ursprünglichen Quaimauer. (Siehe Figur 2.)



Figur 2. Profil des Steinwurfes, der Anschüttung und der Quaimauer nach der Ausführung.

Diese bei dem Molo I gemachten Erfahrungen haben zu wesentlichen Modificationen des Systems geführt. Dieselben bestanden in der Ausbaggerung eines Bettes für die Fundirung des Steinwurfes, in der Herstellung

einer Steinschüttung in der ganzen Breite der Moli, in der wesentlichen Verstärkung des Steinwurfprofiles, in der Anlage eines bis über den Wasserspiegel erhöhten Steindammes zur Sicherung der Anschüttung gegen den Wellenschlag und endlich in der Herstellung des Anschüttungskörpers vor Herstellung der Blockmauern. Auch wurde eine Aenderung der zur Ausführung der verschiedenen Arbeiten beobachteten Reihenfolge getroffen, ein Vorschlag der sehr wichtig war. Denn nicht nur ward durch das Gewicht des ganzen Anschüttungskörpers die größte Bewegung hervorgerufen, sondern demselben auch die nöthige Zeit gegönnt, um die Periode der Setzungen durchzumachen, bevor die Blockmauer errichtet wurde, deren Herstellung somit in letzter Reihe geschah. (Siehe Figur 3.)

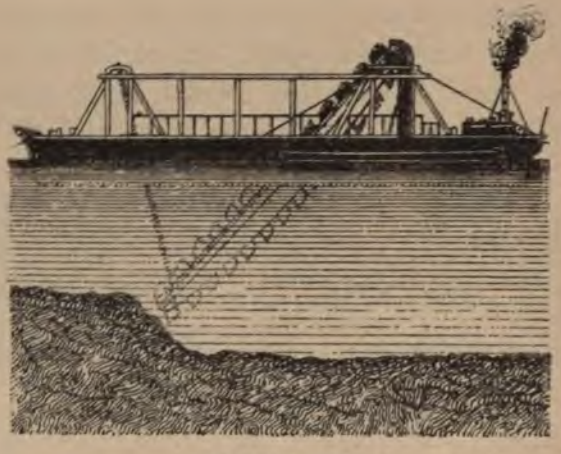


Figur 3. Modificirtes Profil der Quaimauer.

Die Einführung dieser Modificationen konnte gleichwohl die natürliche Beweglichkeit der unterhalb befindlichen Schlamm-Massen nicht ausschließen, welche beim Auftragen des soliden Materiales ein Ausweichen nach der Seite und eine Erhebung der angrenzenden nicht belasteten Massen erlitten. Der erstere Umstand hatte eine Aenderung der Dimensionen der Bauobjecte, der letztere eine Verminderung der ursprünglichen Wassertiefe zur Folge. Zur Wiedergewinnung der für die Schifffahrt höchst wichtigen Wassertiefe waren nachträgliche Baggerungen erforderlich, eine Arbeit, welche nur mit großer Vorsicht und nach Verlauf einer gewissen Zeit durchgeführt werden konnte, um nicht die Stabilität der Quaimauern zu erschüttern.

Das zur Anlage des neuen Hafens gewählte Constructions-System erforderte demnach fünf Hauptarbeiten: Die Baggerung des Steinwurfbettes, die Herstellung der Steinwürfe, die Anschüttung, die Errichtung der Quaimauern und endlich die nachträgliche Baggerung zur Wieder-

gewinnung der verlorenen Tiefe. — Baggerungen und Steinwürfe wurden fast gleichzeitig ausgeführt, um die Verschlammung des Steinwurfbettes durch die Meereswogen zu verhindern. Das behufs Aufnahme der Steinwürfe ausgebaggerte Bett erhielt eine Sohlentiefe von 8·5 Mtr. (I. und II. Bassin), respective 12 Mtr. (III. Bassin). Man bediente sich hierzu der Kübelbagger (sogenannter Paternosterbagger. Siehe Figur 4.)



Figur 4. Kübelbagger.

Sobald ein Theil gebaggert war, beeilte man sich, denselben mit Steinwürfen zu füllen. Die Herstellung der letzteren geschah mit Kalksteinen, welche in horizontale Lagen von gleicher Höhe geschüttet wurden. Diese Steinwürfe wurden mit Bruchsteinen und natürlichen Blöcken verschiedener Größe hergestellt und erfolgte die Seitenfüllung mittelst Deck- und Klappenschiffen.

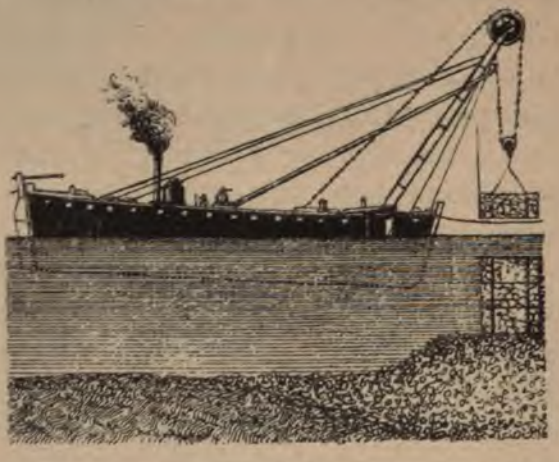
Der Bedarf an Material für den Hafenbau belief sich auf ungefähr 6 Millionen Kbmtr., wovon 4 Millionen auf Anschüttungen, der Rest auf die Steinwürfe, das Block- und Quadermauerwerk entfielen. Diese Massen von Material wurden theils durch Tieferlegung des Plateaus, auf welchem sich der alte Bahnhof befand, theils durch Abgrabung des Terrains mehrerer in der Nähe des Hafens gelegenen Höhen, insbesondere aber durch Ausbeutung von am Meere gelegenen Steinbrüchen im Karstgebirge gewonnen.

Die Material-Erzeugung erreichte ihr Maximum im Jahre 1871 mit 1,044.880 Kbmtr., welches Quantum auf 264 Arbeitstage entfiel, die eine außerordentliche Leistung von durchschnittlich 4000 Kbmtr. per Tag ergiebt. Nur circa 6 Percent des Materiales wurden in kleinen Barken zugeführt, die Fortschaffung des größten Theiles des Materiales ward theils mittelst Locomotivbahn, theils mittelst zweispänniger Erdkarren bewirkt.

Die Erscheinungen, welche die Anschüttung mit solidem Materiale auf dem Schlammgrunde hervorrief, bestanden darin, daß der letztere wohl eine Vermehrung der Dichtigkeit erfuhr, aber nach der Seite hin auswich und die angrenzenden, nicht belasteten Massen emporhob. Diese Erscheinungen traten mit Rücksicht auf die große Mächtigkeit der Schlammschichte in bedeutendem Maße auf. So waren wiederholte Senkungen (verticale Bewegungen) zu verzeichnen, welche sich auf bedeutende Flächen erstreckten und einem Kubus von 6- bis 10.000 Mtr. entsprachen; der continuirlichen Setzungen nicht zu gedenken, welche in den ersten Jahren der (frischen) Anschüttung ein beständiges Heben der Geleise nothwendig machten. Die Verschiebung (horizontale Bewegung) war von sehr langer Dauer und erstreckte sich auf bedeutende Entfernungen (60 bis 100 Mtr.). Die Maßregeln, welche Seitens des Bauleiters Friedrich Bömches zur Verminderung der Bewegung angewendet worden sind, erwiesen sich als unzureichend und konnten jene zwar verzögern, aber keineswegs verhindern. Die Verschiebungen erreichten ihr Maximum bei dem Molo I und der Riva I, so daß dadurch die ursprünglichen Dimensionen des ersten Bassins eine wesentliche Alterirung erlitten haben. Für die übrigen Objecte, bei deren Ausführung die oben erwähnten Modificationen des Systems bereits Anwendung fanden, wurden die programmmäßigen Grundrisse sehr genau eingehalten.

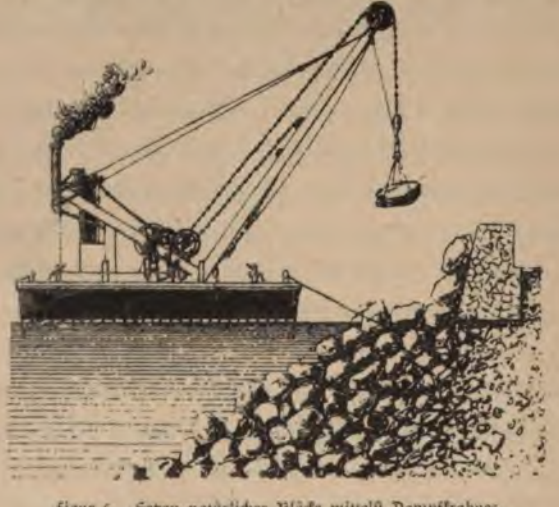
Nach der Herstellung der Steinwürfe und Anschüttungen gelangte man zum annäherungsweisen Profile des Objectes (Vgl. Figur 2) und konnte jetzt zur Errichtung der Mauer aus künstlichen Blöcken schreiten .... Die Blöcke, welche einen Kubus von 11·1 Mtr. und von 9·9 Mtr. haben, wurden auf dem Lande in gewöhnlichem Bruchsteinmauerwerk mit hydraulischem Kalke erzeugt. Sie mußten vor ihrer

Verwendung mindestens drei Monate lang getrocknet haben. Die Zahl der bis Ende 1878 erzeugten Blöcke betrug 8246 Stück .... Behufs Legen



Figur 5. Setzen künstlicher Blöcke mittelst Dampfkrahnes.

der Blöcke wurde die obere Fläche des Steinwurfes geebnet, um darauf die erste Blockreihe zu setzen. Das Ebnen geschah durch den Kübelbagger,



Figur 6. Setzen natürlicher Blöcke mittelst Dampfkrahnes.

welcher zu gleicher Zeit das Material entfernte, das in Folge Einsenkung des Anschüttungskörpers längs der Steinwürfe in die Höhe gedrängt

worden war. Nachdem man das horizontale Bett mittelst Bagger vorbereitet hatte, gab man die letzte Hand mittelst Hilfe des Tauchers, und konnte hierauf das Setzen der Blöcke beginnen. Diese Operation geschah mittelst Dampfkrahns. (Siehe Figur 5 und 6.)

Die Blöcke wurden ohne Mörtel »voll auf Fug«, auf die Gleiche von 5 Mtr. unter dem Nullpunkt gesetzt. Mit Rücksicht auf die durch die Erfahrung bestätigte Setzung von 1 Mtr. gelangte man später zur Tiefe von 6 Mtr., welche vier Reihen von 1·5 Mtr. hohen Blöcken entspricht. Nachdem die eigentliche Mauer sammt Hinterfüllung errichtet worden war, setzte man auf dieselbe die Belastungsschwere und vor dieselbe die Widerlager. Nach Beendigung dieser Arbeiten wartete man ein bis zwei Jahre ab, um den Effect der von der Anschüttung auf die Mauer geübten Bewegungen zu beobachten.

Diese Bewegungen blieben nicht aus. Die Vermehrung des Gewichtes durch die Ergänzung der Anschüttung und in Folge der außergewöhnlichen Niederwässer, die Zusammendrückbarkeit und Beweglichkeit des Schlammbodens, auf welchem Alles ruht, bilden Elemente, deren Zusammenwirken die erwähnten Bewegungen erzeugte. Diese verursachten nicht nur eine Veränderung der ersten Anlage der Quaimauern, sondern auch eine Verminderung der ursprünglichen Tiefen der Bassins. Die hinausgerückten Mauern mußten reconstruirt und die verloren gegangenen Tiefen wieder hergestellt werden. Man begann mit der Vertiefung der Bassins. Die Verminderung der Tiefen erstreckte sich auf sehr große Entfernungen (bis auf 100 Mtr. im ersten und 175 Mtr. im zweiten Bassin). Nun sollten die Bassins eine Tiefe von 6 Mtr. vom Fuße der Blockmauer und 8·5 Mtr. in einer Entfernung von 7 Mtr. von der oberen Kante derselben besitzen. Die Herstellung des angedeuteten Profiles wurde durch die Baggerung aller Stellen, welche eine geringere, als die angegebene Tiefe besaßen, gewonnen, eine Arbeit von ebenso heikler als schwieriger Natur.

In der That bildete das Gewicht der vor den Mauern angehäuften Masse von Steinen und Schlamm ein mächtiges Widerlager, dessen Entfernung unfehlbar eine neue Bewegung der Anschüttung sammt der Mauer hervorgerufen haben würde. Mit Rücksicht auf diese Voraussetzung geschah

die Baggerung Anfangs nur auf eine durchgängige Tiefe von 6 Mtr., welche dann auf 7 und endlich auf 8·5 Mtr. erhöht wurde.

Die mechanische Schwierigkeit, welche die Ausführung der Baggerung bot, bestand in der verschiedenartigen Natur der Materialien, welche die zu entfernende Masse bildeten; diese bestanden aus einem Gemische von Schlamm, Schotter, Bruchsteinen und natürlichen Blöcken (bis zu 16 Tonnen). Man war daher gezwungen, außer den früher erwähnten Kübelbaggerungen noch Löffelbagger anzuwenden, und wenn auch diese ihren Dienst versagten, zu Taucherarbeiten und Minensprengungen seine Zuflucht zu nehmen.

Ueber die geschichtliche Entwicklung des Hafenbaues geben wir im Nachstehenden in gedrängter Kürze die Daten, wie wir sie in dem officiellen Berichte der österreichischen Seeverwaltung finden .... Der Beginn der eigentlichen Bauthätigkeit fällt in das Jahr 1868. Wie aus dem bereits Gesagten hervorgeht, bestanden die Arbeiten, welche zuerst unternommen wurden, in der Verschüttung des alten Lazareth-Bassins, in der Erzeugung künstlicher Blöcke, in der Austiefung des Steinwurfbettes und in der Vornahme der Steinwürfe. Bis zum Schlusse des Jahres 1868 war das Lazareth-Bassin bis zur Hälfte verschüttet, der Steinwurf des Hafendammes auf eine Länge von 155 Mtr. und eine Tiefe von 11 Mtr. unter dem Meeresniveau, ferner der Steinwurf des zuerst in Angriff genommenen Molo I auf 6·5 Mtr. vollendet und die Baggerung an der Wurzel des letzteren bis zur Tiefe von 8 Mtr. bewerkstelligt.

Im Jahre 1869 wurde die Anschüttung bis hinter die Südseite des Molo II fortgesetzt. Die Hälfte des Lazareth-Bassins blieb für die Benützung der Fahrzeuge der Unternehmung frei; ferner wurde der Molo I bis auf zwei Drittel seiner Fläche ausgefüllt. Die nach vorhergehender Baggerung vorgenommenen Steinwürfe erstreckten sich über den ersten Quai und zum Theile über die Wurzel des anschließenden Molo II bis zur Tiefe von 9 Mtr. unter Null. Beim Molo I wurde die Versetzung der künstlichen Blöcke als Umfassung der Außenseite desselben in Angriff genommen, nachdem die Steinwürfe desselben bis zur Höhe von 5 Mtr. unter dem Meeresniveau ergänzt worden waren. Die Blockmauern wurden successive auf 5 Mtr. ergänzt, um die durch Setzungen verlorene Höhe des Mauerkörpers wieder zu gewinnen. — Der Steinwurf des Hafendammes wurde bis gegen die nördliche Ecke des Molo II auf die Höhe von 4·5 Mtr. unter dem Meeresniveau gebracht. In demselben Jahre wurden auch von der Regierung einige Abänderungen des ursprünglichen Projectes verfügt, die Dimensionen der Objecte abgeändert und eine ganz andere Eintheilung der Moli und Bassins in Aussicht genommen. Herr Pascal wollte sogar in die (bis auf 300 Mtr. erweiterten) Bassins drei kleinere Moli zwischen je zwei große Moli einfügen, so daß die Hafenanlage eventuell 7 Moli mit 6 Bassins umfaßt haben würde.

Im Jahre 1870 wurde der Hafenbau mit vermehrten Arbeitskräften fortgesetzt. Es stellten sich jedoch in diesem Jahre Erscheinungen ein, welche bereits damals die Nothwendigkeit erkennen ließen, das ursprünglich angenommene Bausystem zu modificiren. Welcher Art diese Erscheinungen und Modificationen waren, haben wir bereits weiter oben auseinandergesetzt. Zu Folge der Abänderungen des Bauplanes wurde an die Versetzung der die unterseeische Mauer bildenden künstlichen Blöcke erst

dann gegangen, nachdem der Anschüttungskörper die horizontalen und verticalen Bewegungen durchgemacht hatte. Die Folge dieser Bewegungen war aber nicht nur eine Verminderung der ursprünglichen Wassertiefe am Fuße der Steinwürfe aus Ursache des aufgedrängten Schlammes, sondern auch eine Ueberschreitung der Richtungslinien des ganzen Bauobjectes. Der Stand der Hafenarbeiten am Schlusse des Jahres 1870 war folgender: Die Anschüttungen waren unter Freihaltung einer für die Transportfahrzeuge der Unternehmung reservirten Wasserfläche vor und innerhalb des Lazareth-Bassins, bis gegen die Wurzel des Molo III vorgeschritten, die Ausfüllung des Molo I nahezu vollendet und jene des Molo II in Angriff genommen. Die Steinwürfe dieses Molo erreichten die Höhe von 5 Mtr. unter dem Meeresniveau, nachdem vorher die Schlammschichte ausgebaggert und eine Schotterbettung hergestellt worden war. Im gleichen Maße schritt auch der Steinwurf des Hafendammes, sowie jener der Traverse vor. Die Blockmauern umfaßten in der Höhe von 4—9 Schaaren beinahe den ganzen Umfang des Molo I und erstreckten sich längs der Riva I in der Höhe von 3—7 Schaaren; in der Mitte derselben war ein Raum von 90 Mtr. Breite für die Durchfahrt der Schiffe in das Lazareth-Bassin freigelassen. Am Hafendamm und an beiden Seiten der Traverse erreichte die Blockmauer bei einer Höhe von 4 Schaaren eine durchschnittliche Länge von 300 Mtr.

Im Jahre 1871 erreichte die Bauthätigkeit ihren Höhepunkt. Das Lazareth-Bassin und die vor demselben liegende Fläche bis an die Riva I wurden gänzlich ausgefüllt und die Anschüttungsfläche hinter dem Molo II bedeutend erweitert. Die Ausfüllung des Molo I wurde vollendet und die des Molo II auf ungefähr zwei Drittel seiner Fläche gebracht. Die Steinwürfe erstreckten sich über den ganzen zweiten Quai und über die Stirnseite des Molo III. Jener des Hafendammes erstreckte sich bis über den letzteren Molo hinaus. Hingegen erfuhren die Blockmauern im Laufe dieses Jahres keine wesentliche Zunahme, weil die fortwährenden Setzungen und Verschiebungen sowohl am Molo I wie an der Riva I Regulirungs- und Ergänzungsarbeiten erforderten, welche dem weiteren Fortschreiten in der Construction dieser Mauern Einhalt thaten und zur Vermeidung von weiteren Unfällen ein längeres Zuwarten geboten.

Mit dem Jahre 1872 beginnt ein Stillstand — respective Rückschritt — in der Massenbewegung für den Hafenbau. Diese Verzögerung der Arbeiten wurde theils durch Schwierigkeiten technischer Natur, in Folge der oben erwähnten Bodenverhältnisse, theils durch Rücksichten für den localen Schiffsverkehr verursacht. Da nämlich der Schifffahrt nur ungenügende Wasserflächen und eine unzureichende Uferentwicklung zur Verfügung standen, sah sich die Regierung veranlaßt, die Benützung der in den neuen Hafen einzubeziehenden Theile der alten Rhede — nämlich des vor dem Zoll- und Eisenbahnmagazine gelegenen Bassins (Darsena) und der Einbuchtung zwischen dem Molo Klutsch und Molo del Sale — so lange aufrecht zu halten, bis nicht für diese Wasserflächen ein Aequivalent im Bereiche der neuen Anlage geboten würde. Hiedurch wurde die Herstellung des unmittelbar vor der Einfahrt in die Darsena befindlichen Molo III wesentlich verzögert, und im Bereiche des dritten Bassins nur die Herstellung der Steinwürfe bis zu einer der Schifffahrt nicht hinderlichen Höhe gestattet, die Anschüttung dieser Flächen aber gänzlich ausgeschlossen .... Am Schlusse des Jahres 1872 erstreckte sich die Anschüttung in ihrer ganzen Breite bis zur Wurzel des Molo II; längs der Riva I drang dieselbe jedoch über die projectirte Baulinie hinaus, indem die unteren Schichten auf dem schlüpferigen Schlammboden ins Gleiten

geriethen und die darauf befindlichen Massen mit sich fortrissen.... Die Steinwürfe des Molo III und des Hafendammes wurden in ihrer ganzen Ausdehnung vollendet; ferner jene der Riva III und des Molo IV, nach vorhergegangener Ausbaggerung, bis zu einer Höhe von 7 Mtr. unter dem Meeresniveau hergestellt. Am Molo II wurde die Construction der Blockmauern in der Höhe von 4 Schaaren größtentheils durchgeführt, ohne daß sich bei denselben größere Setzungen und Verschiebungen einstellten.... Am Hafendamme wurde in diesem Jahre die äußere Bekleidung mit großen natürlichen Steinblöcken längs dessen ganzer Ausdehnung in Angriff genommen, die Umfassung der Traverse geschlossen und die Blockmauer des nördlichen Dammarmes fast vollendet.... Hingegen mußte eine aus der Baulinie gerückte, etwa 8 Mtr. lange Mauerstrecke am Hafendamme und an der Riva I behufs Reconstruction wieder abgetragen werden.

Im Jahre 1873 erlitt das ursprüngliche Hafenbauproject abermals einige Modificationen. Nach dem Projecte würde nämlich der Kopf des Molo IV dem Molo S. Carlo so nahe gerückt worden sein, daß die Einfahrt in das von den beiden Moli gebildete Bassin erschwert worden wäre. Um diesem Uebelstande zu begegnen, wurde eine Kürzung des Molo IV um circa 70 Mtr. angenommen. Auch andere kleinere Aenderungen der Baulinien wurden getroffen.... Am Schlusse dieses Jahres war die Anschüttung sämmtlicher verfügbaren Flächen vollendet, sowie die Steinwürfe, mit Ausnahme der Riva III und des Molo IV, auf die gehörige Höhe gebracht und die Bekleidung des Hafendammes mit natürlichen Blöcken gegen die Seeseite fast vollendet.... Bei letzterem wurde der Oberbau des nördlichen Theiles, einschließlich der Traverse, welche in Folge der Verlängerung des Molo I auf 58 Mtr. gekürzt wurde, bis gegenüber dem Molo II auf die vorgeschriebene Höhe gebracht. Gleichen Schritt mit der Herstellung der inneren Ufermauer des Hafendammes hielt das gegen die Seeseite zu errichtende Parapett und die Ausführung des dazwischen liegenden Dammkörpers. Auch wurde auf der Traverse und auf einem Theile des Dammes die Pflasterung hergestellt.... Wie aus dem bisher Mitgetheilten zu entnehmen ist, war mit Schluß des Jahres 1873, bis zu welchem Zeitpunkte nach dem Vertrage vom Jahre 1867 die Fertigstellung der gesammten Hafenanlage in Aussicht genommen war, nur der Hafendamm und der Molo I der Vollendung nahe gerückt. In Folge dieser Verzögerung wurde von der Regierung eine theilweise Aenderung und Ergänzung der ursprünglichen Stipulationen mit der Südbahn getroffen. Der Bautermin wurde um weitere fünf Jahre (bis Schluß 1878) verlängert. Dann wurden noch einige Bestimmungen hinsichtlich der Wassertiefe u. s. w. getroffen. Für die vertragsmäßige Ausführung des Hafenbaues erlegte die Südbahn eine Caution von 1 Million Gulden ö. W.

Im Laufe des Jahres 1874 wurden der Hafendamm und der Molo I, mit Ausnahme einer kurzen Strecke nächst der südlichen Wurzel, vollendet, ebenso die Riva I bis auf $^3/_5$ ihrer Länge und das vordere Drittel des Molo II, sowie auch die zu diesen Objecten gehörigen Anlande- und Vertäuungsobjecte.*) Der Hafendamm (siehe Fig. 7) befindet sich in einer Wassertiefe von 16 Mtr.; die Ausführung hat

*) Der Hafen wurde mit folgenden Objecten versehen: 124 Stück gußeiserne Anbindsäulen im Gewichte von à 24 Ctr. Ctr.; 127 schmiedeiserne Anbinderinge im Gewichte von à 5·8 Ctr. Ctr.; 13 eiserne Leitern für den Hafendamm im Gewichte von à 0·75 Ctr. Ctr; 21 eiserne Leitern für die Moli und Riven im Gewichte von à 1·75 Ctr. Ctr.; 9 einfache Landungstreppen aus Sandstein mit je 7 Stufen für den Hafendamm 30 einfache Landungstreppen aus Sandstein mit je 13 Stufen für die Moli und Riven und schließlich 10 doppelte derlei Treppen mit je 26 Stufen.

6½ Jahre beansprucht und nicht weniger denn 870.000 Kbmtr. Material erfordert, wobei zu bemerken ist, daß die harmonische Aufeinanderfolge der Bauoperationen durch wenig Zwischenfälle gestört worden ist. Der Damm hat in der Achse eine Einsenkung von 8 Mtr. (50 Perc. der Wassertiefe) und ein Aufsteigen des Schlammes auf den Seiten um 3·5 Mtr., respective 4·5 Mtr. (ersteres nach der See-, letzteres nach der Hafenseite erlitten).

Ueberdies finden bei dem Damme seit dessen Vollendung allgemeine (d. h. auf die ganze Oberfläche sich erstreckende) Setzungen statt, ohne jedoch Risse oder Sprünge in dem Mauerwerk oder der Pflasterung hervorzurufen. Diese von Jahr zu Jahr abnehmenden Setzungen hatten im Jahre 1879 0·59 Mtr. erreicht. Daß die erwähnten Setzungen auf die Solidität des Bauwerkes keinen nachtheiligen Einfluß übten, hat die Erprobung desselben durch heftige Libecciostürme (S. W.) am 14. November 1878 und 23. Februar 1879 bewiesen.

Figur 7. Profil des Hafendammes.

In demselben Jahre war der Stand der Arbeiten der nachfolgende: Die noch unvollendeten Strecken des Molo I, der Riva I und des Molo II mußten in Folge stattgehabter Verschiebungen der unterseeischen Blockmauer einer nochmaligen Reconstruction unterzogen werden. Bei dem vor der Einfahrt in das Eisenbahnbassin (Darsena) liegenden Molo III waren die Arbeiten so weit vorgeschritten, daß die Herstellung der Umfassung in Angriff genommen werden konnte. Hingegen waren bei Riva II noch sehr umfangreiche Aushebungen des über die Baulinie vorgedrungenen Anschüttungsmateriales nothwendig, bevor an die Construction der Blockmauer gedacht werden konnte, und waren in beiden Hafenbassins noch bedeutende Baggerungen vorzunehmen, um die im Vertrage bestimmten Tiefen allenthalben herzustellen.

Im Jahre 1875 wurde endlich das I. Bassin der Schifffahrt übergeben. Wir werden auf dasselbe weiter unten noch zurückkommen. Das II. Bassin wurde erst 1880 dem Verkehre übergeben. Beim III. Bassin (Riva III und Molo III und IV) wurden, wie bereits erwähnt, die erforderlichen Ausbaggerungen und Steinwürfe bis zur Tiefe von 7 Mtr. im Jahre 1873 ausgeführt. Letztere wurden nicht weiter fortgesetzt, indem die Frage in Erwägung gezogen wurde, ob nicht von der Ausführung dieses Bassins abzusehen und an dessen Stelle ein neues Bassin an der Nordseite der Hafenanlage herzustellen sei, welches nur für die Schiffe mit Petroleumfracht reservirt werden sollte.

Im Zuſammenhange mit dieſer Neuanlage ſtand die Auflaſſung des urſprünglich projectirten III. Baſſins zwiſchen den Moli III und IV. Die Folge hievon war ein neuer Vertrag mit der Südbahn (Januar 1878). Nach demſelben ſollte der Trieſter Hafenbau in ſüdlicher Richtung mit dem Molo III und deſſen Verbindung mit der zu verlängernden Außenſeite des Molo Klutſch abſchließen. Dagegen hatte die Südbahn am nördlichen Ende des neuen Hafens ein Baſſin — Petroleumbaſſin — herzuſtellen.

Reconſtructionen.... In dem Vorſtehenden haben wir in knappen Zügen ein Bild von der chronologiſchen Entwickelung des Hafenbaues gegeben. Es war darin mehrfach die Rede von nothwendig gewordenen Reconſtructionen und Modificationen: Elemente, die von hervorragendem hydrotechniſchen Intereſſe ſind. Es dürfte daher am Platze ſein, derſelben zu gedenken, und folgen wir diesfalls den fachmänniſchen Auseinanderſetzungen des Bauleiters Friedrich Bömches.... Die Reconſtruction der Blockmauern erwies ſich als eine ſehr langwierige Operation. Die Bedeutung der Aufgabe iſt verſchieden, und zwar je nach dem Grade der Verſchiebungen, welche die Mauern erlitten. In Folge deſſen mußten die Blöcke auf eine oder mehrere Schichten abgetragen und bei der Wiederherſtellung entſprechend der neuen Richtungslinie hinein oder hinaus gerückt werden. Die Arbeiten beſtanden in Erdabgrabungen, Baggerungen, Abtragen und Wiederaufrichten der Blockmauer auf mehrere, eventuell alle Schaaren. Zur letzteren Arbeit wurden Dampfkrahn und Taucher in ausgiebiger Weiſe verwendet.

Nach erfolgter Reconſtruction wurden die neuen Mauern wenigſtens ein Jahr lang beobachtet und nur, wenn ihr Alignement nicht geſtört wurde, an die Ausführung der über Waſſer reichenden Einfaſſungsmauern geſchritten, nachdem zuvor die Blöcke der Belaſtung und der Pfeiler entfernt worden waren. Wie bedeutend dieſe Reconſtructions-Arbeiten waren, entnimmt man aus dem nachſtehenden Schema (bis 1879):

71%	der	Quailänge	bei	dem	Molo	I
95%	»	»	»	»	»	II
63%	»	»	»	»	»	III
131%	»	»	»	der	Riva	I
110%	»	»	»	»	»	II

Die über Waſſer reichenden Einfaſſungs-(Quai-)Mauern wurden aus mit Quadern verkleidetem Bruchſteinmauerwerk hergeſtellt, wozu der

von den Steinbrüchen des Karst bezogene Kalkstein erster Qualität (Gewicht: 2600 Kilogramm per Kubikmeter) verwendet wurde. Der Mörtel wurde mit hydraulischem Kalk erzeugt. Die in der Mauer verankerten Anbindemittel bestehen in schmiedeisernen Ringen, welche in den Quadern stecken, und in gußeisernen Säulen, welche in dem Bruchsteinmauerwerke befestigt sind.

Baufortschritt. Die in dem Zeitraume von elf Jahren (1868 bis 1878) nach den verschiedenen Arbeitskategorien erzielten Leistungen sind wie folgt:

Anschüttungen	3,076.300	Kilogramm
Steinwürfe	1,285.200	»
Blockmauern	87.600	»
Quaimauern	22.200	»
Baggerungen	1,014.300	»
Zusammen	5,485.600	Kilogramm

Der mit dem Fortschreiten der Anschüttung (begonnen 1872) wachsende Seitenschub der auf dem geneigten Meeresboden sich fortbewegenden Erdmassen bewirkte das Aufsteigen des ursprünglichen Terrains bis auf die Maximalhöhe von 10 Mtr. und auf die Maximal-Entfernung von 175 Mtr. Die Baggerungen des aufgestiegenen Bodens behufs Herstellung der programmmäßigen Tiefe verursachten wiederholte Bewegungen des Anschüttungskörpers nach vorwärts, so daß Gefahr vorhanden war, die zur Fundirung der Blockmauer dienende Steinwurflinie zu verlieren. Diese Befürchtung machte eine neue Arbeit nöthig, von welcher bis dahin noch nicht die Rede war: nämlich die Untersuchung des Steinwurfes bezüglich dessen Mächtigkeit. Sie erfolgte nach der ganzen Ausdehnung der Quailinie, durch Eintreiben beschuhter Piloten mit Hilfe einer Dampframme. Diese durch die Vorsicht gebotene Maßregel erwies sich als sehr ersprießlich und hatte die Auffindung mehrerer Strecken mit schlammigem Terrain zur Folge Dieselben mußten ausgebaggert und mit Steinmaterial ausgefüllt werden, bevor an das Versetzen der Blöcke geschritten werden konnte.

Die Herstellung der Blockmauer erfolgte unter den durch die Erfahrung gebotenen Rücksichten für die Trace des Alignements, welches um mehr als 6 Mtr. hineingerückt wurde, um der mit Sicherheit erwarteten Bewegung nach vorwärts den nöthigen Spielraum zu gönnen. Dieser

Spielraum erwies ſich jedoch als ungenügend, indem die aus ihrer Richtung gedrängte Mauer an gewiſſen Stellen eine ſeitliche Verſchiebung von 9·4 Mtr. erreicht hatte! Und dies trotz einer zweiten Pfeilerreihe, deren Errichtung für nothwendig befunden wurde, um dem bedeutenden Schube der Anſchüttung Halt zu gebieten.

Die angedeutete Bewegung der Mauer wurde durch die Ausbaggerung des Baſſins, ſowie durch Vermehrung des Gewichtes der Anſchüttung in Folge tiefer Niederwäſſer hervorgerufen.... Die auf die Herſtellung der Riva II bezüglichen Operationen laſſen ſich demnach wie folgt zuſammenfaſſen: Unterſuchung der Mächtigkeit des Steinwurfes durch Eintreiben von Piloten; Conſtruction der Blockmauer ſammt Belaſtung und doppelter Pfeilerreihen; Vertiefung des Baſſins auf 8·5 Mtr. unter dem Nullpunkte; Reconſtruction der Blockmauer.

Die Baſſins. Das I. Baſſin wurde, wie wir bereits mitgetheilt haben, im December 1875 dem Verkehr übergeben. Die Vorzüge des neuen Hafens gegenüber der alten Rhede gelangten gleich nach Eröffnung des I. Baſſins zu immer größerer Geltung. Alle großen Dampfer — nicht nur die des Lloyd, ſondern auch engliſche, franzöſiſche, italieniſche u. ſ. w. — ſuchen vorzugsweiſe ihre Verankerung in den Baſſins. In der That bieten die großen Tiefen derſelben, die geräumigen Anlandeplätze und die allſeitige Verbindung mit der Südbahn Vortheile, welche dem raſchen und billigen Ein- und Ausladen der Waaren förderlich ſind und daher ſowohl dem Tranſit- als auch dem Localhandel gleich trefflich zu Statten kommen. So konnte es kommen, daß das II. Baſſin trotz ſeiner noch unvollkommenen Ausrüſtung zu Beginn ſeiner Benützung eine Leiſtungsfähigkeit entwickelte, welche zwei Drittel derjenigen eines gut eingerichteten Hafens (z. B. Marſeille) erreichte.... Im Jahre 1880 wurde auch das II. Baſſin dem Verkehr übergeben. — Was das III. Baſſin anbelangt, ſo wiſſen wir, daß deſſen Bau im Jahre 1877 ſiſtirt und das Baſſin überhaupt aufgelaſſen wurde. Gleichwohl bilden die bereits bewirkten Baggerungen und Steinwürfe ein vorzügliches Fundament für den etwa ſpäter nothwendig werdenden Ausbau des Baſſins. Die in Folge der Auflaſſung übrig gebliebenen Arbeiten beſchränkten ſich auf den Anſchluß des Molo III an den Molo Klutſch

und die Wiedergewinnung der durch die Schlamm-Aufdrängung verlorenen Tiefen.

Wir brachten weiter oben zur Mittheilung, daß als Ersatz für das aufgelassene III. Bassin ein, ausschließlich für den Petroleum Handel bestimmtes Bassin herzustellen kam. Seit Ende der Sechziger Jahre hatte sich nämlich die Einfuhr von Petroleum nach Triest in ungeahnter Weise entwickelt. Diese Einfuhr, welche im Jahre 1867 begann, bezifferte sich 1870 bereits auf 110.000, 1877 auf 349.321, 1880 auf 388.597 und 1881 auf 652.452 Mtr.-Ctr. Es wurde demnach von Seite der Triester Handelskammer darauf hingewiesen, daß der bestehende Anladeplatz für Petroleumschiffe an der Nordseite des Molo I ungenügend sei, indem derselbe nur für drei bis vier Schiffe Raum gewähre, während die Rhede gleichzeitig von zehn und mehr Petroleumschiffen besucht sei, und daher die Ausdehnung der Hafenanlage in nördlicher Richtung beantragt. Hiezu sollte ein eigenes Bassin mit offenen steinernen Perrons geschaffen und dadurch einerseits der nöthige Anlade- und Manipulationsraum gewonnen, andererseits die Feuersgefahr für den Hafen beseitigt werden.... Das Petroleumbassin umfaßt: eine innere Quaimauer von 230 Mtr. Länge; einen auf die vorerwähnte Quaimauer senkrecht gerichteten Seitenarm von 25 Mtr. Kronenbreite und 150 Mtr. innerer Länge; endlich einen am Kopfe des Seitenarmes unter einem rechten Winkel abbiegenden Abschlußdamm von 20 Mtr obere Breite, dessen 195 Mtr. lange Außenflucht (bei 170 Mtr. innerer Länge) in einer geraden Linie mit der Stirnseite des Molo I zu liegen hat. Dieses Bassin befindet sich dermalen (October 1882) noch in Construction. Die Arbeiten begannen im Mai 1878. In demselben Jahre wurden die Baggerungen und Steinschüttungen für die beiden Abschlußarme hergestellt und im folgenden Jahre dieselben Arbeiten am inneren Quai in Angriff genommen, sowie die Construction der Blockmauer begonnen. Da auch hier der Boden aus einer mächtigen Schlammschichte besteht, so erlitt der Bau durch die in Folge der Setzungen nothwendig gewordenen Reconstructionen und Nachbaggerungen eine bedeutende Verzögerung.

Der neue Hafen bietet nun der Schifffahrt folgende Elemente zur Benützung dar: Geräumige Lagerflächen längs der Uferlinien mit einer Aus-

Spielraum erwies sich jedoch als ungenügend, indem die aus ihrer Richtung gedrängte Mauer an gewissen Stellen eine seitliche Verschiebung von 9·4 Mtr. erreicht hatte! Und dies trotz einer zweiten Pfeilerreihe, deren Errichtung für nothwendig befunden wurde, um dem bedeutenden Schube der Anschüttung Halt zu gebieten.

Die angedeutete Bewegung der Mauer wurde durch die Ausbaggerung des Bassins, sowie durch Vermehrung des Gewichtes der Anschüttung in Folge tiefer Niederwässer hervorgerufen.... Die auf die Herstellung der Riva II bezüglichen Operationen lassen sich demnach wie folgt zusammenfassen: Untersuchung der Mächtigkeit des Steinwurfes durch Eintreiben von Piloten; Construction der Blockmauer sammt Belastung und doppelter Pfeilerreihen; Vertiefung des Bassins auf 8·5 Mtr. unter dem Nullpunkte; Reconstruction der Blockmauer.

Die Bassins. Das I. Bassin wurde, wie wir bereits mitgetheilt haben, im December 1875 dem Verkehr übergeben. Die Vorzüge des neuen Hafens gegenüber der alten Rhede gelangten gleich nach Eröffnung des I. Bassins zu immer größerer Geltung. Alle großen Dampfer — nicht nur die des Lloyd, sondern auch englische, französische, italienische u. s. w. — suchen vorzugsweise ihre Verankerung in den Bassins. In der That bieten die großen Tiefen derselben, die geräumigen Anlandeplätze und die allseitige Verbindung mit der Südbahn Vortheile, welche dem raschen und billigen Ein- und Ausladen der Waaren förderlich sind und daher sowohl dem Transit- als auch dem Localhandel gleich trefflich zu Statten kommen. So konnte es kommen, daß das II. Bassin trotz seiner noch unvollkommenen Ausrüstung zu Beginn seiner Benützung eine Leistungsfähigkeit entwickelte, welche zwei Drittel derjenigen eines gut eingerichteten Hafens (z. B. Marseille) erreichte.... Im Jahre 1880 wurde auch das II. Bassin dem Verkehr übergeben. — Was das III. Bassin anbelangt, so wissen wir, daß dessen Bau im Jahre 1877 sistirt und das Bassin überhaupt aufgelassen wurde. Gleichwohl bilden die bereits bewirkten Baggerungen und Steinwürfe ein vorzügliches Fundament für den etwa später nothwendig werdenden Ausbau des Bassins. Die in Folge der Auflassung übrig gebliebenen Arbeiten beschränkten sich auf den Anschluß des Molo III an den Molo Klutsch

und die Wiedergewinnung der durch die Schlamm-Aufdrängung verlorenen Tiefen.

Wir brachten weiter oben zur Mittheilung, daß als Ersatz für das aufgelassene III. Bassin ein, ausschließlich für den Petroleum Handel bestimmtes Bassin herzustellen kam. Seit Ende der Sechziger Jahre hatte sich nämlich die Einfuhr von Petroleum nach Triest in ungeahnter Weise entwickelt. Diese Einfuhr, welche im Jahre 1867 begann, bezifferte sich 1870 bereits auf 110.000, 1877 auf 349.321, 1880 auf 388.597 und 1881 auf 652.452 Mtr.-Ctr. Es wurde demnach von Seite der Triester Handelskammer darauf hingewiesen, daß der bestehende Anladeplatz für Petroleumschiffe an der Nordseite des Molo I ungenügend sei, indem derselbe nur für drei bis vier Schiffe Raum gewähre, während die Rhede gleichzeitig von zehn und mehr Petroleumschiffen besucht sei, und daher die Ausdehnung der Hafenanlage in nördlicher Richtung beantragt. Hiezu sollte ein eigenes Bassin mit offenen steinernen Perrons geschaffen und dadurch einerseits der nöthige Anlade- und Manipulationsraum gewonnen, andererseits die Feuersgefahr für den Hafen beseitigt werden.... Das Petroleumbassin umfaßt: eine innere Quaimauer von 230 Mtr. Länge; einen auf die vorerwähnte Quaimauer senkrecht gerichteten Seitenarm von 25 Mtr. Kronenbreite und 150 Mtr. innerer Länge; endlich einen am Kopfe des Seitenarmes unter einem rechten Winkel abbiegenden Abschlußdamm von 20 Mtr obere Breite, dessen 195 Mtr. lange Außenflucht (bei 170 Mtr. innerer Länge) in einer geraden Linie mit der Stirnseite des Molo I zu liegen hat. Dieses Bassin befindet sich dermalen (October 1882) noch in Construction. Die Arbeiten begannen im Mai 1878. In demselben Jahre wurden die Baggerungen und Steinschüttungen für die beiden Abschlußarme hergestellt und im folgenden Jahre dieselben Arbeiten am inneren Quai in Angriff genommen, sowie die Construction der Blockmauer begonnen. Da auch hier der Boden aus einer mächtigen Schlammschichte besteht, so erlitt der Bau durch die in Folge der Setzungen nothwendig gewordenen Reconstructionen und Nachbaggerungen eine bedeutende Verzögerung.

Der neue Hafen bietet nun der Schifffahrt folgende Elemente zur Benützung dar: Geräumige Lagerflächen längs der Uferlinien mit einer Aus-

dehnung von 26·1 Hektar (gegenüber 29·61 Hektar des ursprünglichen Projectes mit drei Bassins und vier Moli), drei Moli, welche breit genug sind, um Waarenschuppen, Geleise und Straßen aufzunehmen (die schmälern Moli des Petroleumbassins ungerechnet), eine Quaientwickelung von 2800 Mtr. Länge (gegenüber 3940 Mtr. des ursprünglichen Projectes) — den Hafendamm ungerechnet und endlich drei große Bassins mit einer Wasserfläche von zusammen 35·55 Hektar. Nimmt man an, daß ein gut angelegter und mit entsprechenden Apparaten für die Waarenmanipulation ausgerüsteter Hafen einer mittleren Jahresbewegung von 600 Tonnen per laufenden Meter entspricht, so sieht man, daß der neue Hafen einen jährlichen Waarenverkehr von

$$2800 \times 600 = 1{,}680.000 \text{ Tonnen}$$

zu bewältigen im Stande ist. Dieser Verkehr betrug aber bereits mit Ende des Jahres 1878 ca. 1,200.000 Tonnen: ein Resultat, welches die besten Hoffnungen für die künftige Leistungsfähigkeit des neuen Hafens erweckt. Die drei Bassins haben einen Fassungsraum für zusammen 102 große Schiffe, und zwar das

	Segelschiffe	Dampfer	Zusammen
I. Bassin für	28	18	46
II. » »	28	18	46
Petroleum-Bassin für . .	10	—	10
Summe	66	36	102

Die Gesammtkosten des Hafenbaues belaufen sich auf fl. 14,600.000.... Die Planskizze (Tafel I) zeigt die Verbauung sämmtlicher Quais und Moli, wie sie projectirt und in späterer Zeit in ihrer Vollendung sich präsentiren wird. Dermalen befinden sich auf dem Hafenplateau sechs Lagerhäuser mit 26.577 Qu.-Mtr. Lagerfläche und zwei Güterschuppen mit 2098 Qu.-Mtr. Lagerfläche ....

10. Der neue Südbahnhof.

Der neue Hafen machte einen vollständigen Umbau des alten Bahnhofes der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft nothwendig. Für die Personenbeförderung bestand früher nur ein provisorisches Aufnahmsgebäude aus

Riegelwänden, welches mit den Geleisen des Personen- und Güterbahnhofes in einem Niveau lag, und von der Stadt nur mittelst einer Auffahrtsrampe erreicht werden konnte. Der Zugförderungs- und Werkstätten-Bahnhof war bergseits auf einem noch höher gelegenen Plateau situirt, das mit dem unteren Plateau durch Geleise auf Rampen verbunden war.

Diese terrassenförmige Gestaltung des Bahnhofes hatte für den Verkehr und die Dienstmanipulationen mannigfache Nachtheile. Dieselben wurden durch die Neuanlage vollständig behoben. Der Umbau des Bahnhofes begann im Jahre 1874, nachdem die Anschüttung des Terrains für den neuen Hafen genügend weit vorgeschritten war, und zwar mit der Herstellung des seeseits liegenden provisorischen Güterbahnhofes. Diesem Baue folgte in den Jahren 1874 und 1875 die Herstellung des neuen Zugförderungs- und Werkstätten-Bahnhofes auf dem theils durch Abgrabung, theils durch Demolirung des alten Lazarethes gewonnenen Terrain.

Das neue Aufnahmsgebäude mit der Einsteigehalle, die Adaptirung des ehemaligen Parteien-Kohlenschuppens zu einem Waarenmagazine, die Umgestaltung der aufgelassenen Werkstätten zu Bureaux und Wohnungen ꝛc., wurde in den Jahren 1876 bis 1880 durchgeführt.... Der am Kopfe der beiden großen Frachtenmagazine (vergl. Tafel I) angebaute Getreidespeicher (Silos) wurde von der Südbahn-Gesellschaft bereits im Jahre 1862 hergestellt. Die Kosten, welche die Gesellschaft seit der Uebernahme des Bahnhofes Triest für Neuherstellungen daselbst verwendet hat, betragen (bis 23. März 1882):

a) für die Einlösung der Lazarethgründe	fl.	342.730
b) für Unter- und Oberbau, Abschluß der Signale, inclusive der Ausführung der Ablenkungslinie von 930 Meter Länge	»	650.000
c) für Hochbauten und zwar: Personenbahnhof	»	666.600
Güterbahnhof	»	1,110.500
Zugförderungs- u Werkstättenbahnhof	»	175.100
d) für Adaptirung von Gebäuden zu Bureaux und Wohnzwecken, Bahnerhaltungsmagazin, Umlegung eines Theiles der Aurisina-Wasserleitung	»	103.000
e) Antheil an den Kosten des gemeinschaftlich mit der Staatsverwaltung hergestellten Wasserwerkes Aurisina (zusammen mit 1,008.000)	»	483.000
Zusammen	fl.	3,529.930

Die Bauarbeiten sind noch nicht abgeschlossen.

In die obige Kostensumme sind die Arbeiten, welche behufs Abgrabung des alten Bahnhofes nöthig waren, nicht inbegriffen, da diese Kosten zu Lasten des Hafenbaues verrechnet worden sind. Außerdem hat die Südbahn-Gesellschaft in den Jahren 1876 und 1877 am Bahnhofe im Anschlusse an das Eilgutmagazin ein neues Postgebäude, und am Hafenplateau in der Zeit von 1876 bis 1881 Straßen, Geleise und Hochbauten ausgeführt, deren Kosten in den obigen Beträgen gleichfalls nicht einbezogen sind, da dieselben von der Staatsverwaltung getragen werden. — Die Lagerhäuser, welche am Hafenplateau in den Jahren 1879 und 1880 errichtet wurden, hat das Triester Municipium im Vereine mit der Handelskammer auf eigene Kosten ausgeführt. — Das Areale des ganzen Bahnhofes beträgt 245.000 Qu.-Mtr. Hiervon entfallen auf die Personenhalle 3294 Qu.-Mtr., auf das Aufnahmsgebäude 3816 Qu.-Mtr., auf die beiden Veranden desselben 767·8 Qu.-Mtr., auf die Waarenmagazine 16.970 Qu.-Mtr., auf das Silos-Gebäude 5515 Qu.-Mtr., ferner auf die Magazine für zollfreie Güter 5544·6 Qu.-Mtr., sowie auf die Magazine für Ansagegüter 4108·6 Qu.-Mtr. und auf das Magazin C 2379·5 Qu.-Mtr. u. s. w.

Die Geleise-Anlagen umfaßten Ende des Jahres 1881, exclusive jener auf dem Hafenplateau 19.979 Mtr. und 102 Weichen. Vor dem Umbau des Bahnhofes lagen 15.700 Mtr. Geleise und 96 Weichen in der Bahn.

Da die Südbahn das wichtigste und bedeutendste unter allen Verkehrs-Instituten ist, welche zu Land den Verkehr mit den Adria-Häfen vermitteln, so dürften die nachfolgenden statistischen Daten von allgemeinem Interesse sein.*)

Stand der Betriebsmittel.

I. Locomotiven mit 4 gekuppelten Rädern	163	Stück
» 6 » »	285	»
» 8 » »	111	»
Zusammen	559	Stück

*) Sämmtliche Daten beziehen sich auf den Jahresabschluß von 1880.

II. Personenwagen:	Hof- und Salonwagen	17	Stück
	Wagen I. Classe	94	»
	» I. u. II.	142	»
	» II. »	283	»
	» II. u. III. »	16	»
	» III. »	627	»
	» I., II. u. III. »	5	»
	» I. u. II. » mit Post- u. Gepäcksraum	3	»
	» II. » mit Postcoupé	4	»
	Inspectionswagen	3	»
	Zusammen	1194	Stück
III. Lastwagen:	Gedeckte Lastwagen	4.955	Stück
	Kohlenwagen	3.360	»
	Lowrys	1.163	»
	Langholzwagen	710	»
	Zusammen	10.188	Stück
IV. Diverse Wagen:	Conducteur- und Postwagen	304	Stück
	Pferdewagen	60	»
	Borsten- und Hornviehwagen	170	»
	Zusammen	534	Stück
V. Schotterwagen		283	Stück
VI. Schneepflüge		71	»
	Hauptsumme der Wagen	12.270	Stück

Stand und Leistungen der Locomotiven.

Mit Einschluß der Locomotiven auf den Linien, welche nicht Eigenthum der Südbahn-Gesellschaft sind, aber unter ihrer Verwaltung stehen, betrug die Gesammtzahl der im Dienst gestellten Locomotiven 603. Dieselben hatten eine Leistungsfähigkeit von 219.853 Pferdekräften; daher durchschnittlich per Locomotive: 354·6 Pferdekräfte.

Anzahl der	auf den eigenen Linien
Schnell- und Courierzüge	3.482
Personenzüge	34.855
Gemischten Züge	14.466
Güterzüge	30.357
Arbeits- und Materialzüge	375
Zusammen	83 535

Nach diesen Daten wurde jeder Kilometer Bahn von den Zügen durchschnittlich im Tage 13·6mal befahren. Locomotiv-Kilometer wurden zurückgelegt: von Schnell- und Courierzügen 1,114.624, von Personenzügen 3,411.841, von Gemischten Zügen 1,690.821, von Güterzügen 4,684.932, von Material- und Arbeitszügen 20.413, von Vorspann- und Schiebemaschinen 704.213; zusammen Nutz-Kilometer 11,626.844. In Leer- und Schneepflugfahrten: 291.971, im Ganzen also Locomotiv-Kilometer: 11,918.815. — Der Rangierdienst nahm 205.894 Stunden,

der Reservedienst 160.132 Stunden in Anspruch. Es resultiren sonach durchschnittlich per Kilometer Bahnlänge: 5280, per Tag 14·43 Nutz-Kilometer.

Geförderte Achs-Kilometer der eigenen und fremden Wagen auf eigener Bahn:

von Personenwagen	80,231.453
» Lastwagen	420,838.842
» Postwagen	12,151.500
Summe aller geförderten Achs-Kilometer	513,221.795

Eigengewicht der Betriebsmittel auf 1 Kilometer weit befördert:

bei den Personenwagen	267,170.738	Tonnen-Kilometer
» » Lastwagen	1,058,059.468	» »
» » Postwagen	45,239.131	» »
» » Locomotiven und Tendern	639,952.785	» »
von sämmtlichen Betriebsmitteln	2,010,422.122	Tonnen-Kilometer

Geförderte Brutto-Last (exclusive Locomotive und Tender):

von Personenwagen	295,182.150	Tonnen-Kilometer
» Lastwagen	2,042,533.119	» »
» Postwagen	45,239.131	» »
Von sämmtlichen Betriebsmitteln	2,382.954.400	Tonnen-Kilometer

Stand und Leistungen der Personenwagen.

Mit Einschluß der Personenwagen auf den Linien, welche nicht Eigenthum der Südbahn-Gesellschaft sind, aber unter ihrer Verwaltung stehen, betrug die Gesammtzahl der in Dienst gestellten Personenwagen 1323 mit 3046 Achsen und 51.993 Sitzplätzen. Die eigenen Wagen haben durchlaufen:

auf eigener Bahn	74,505.689	Achs-Kilometer
» fremden Bahnen	4,081.496	»
Jede eigene Achse hat durchschnittlich durchlaufen	27.256	Achs-Kilometer

Beförderte Personen:

	Zahl	Erzielte Einnahme
I. Classe	134.159	614.881 fl.
II. »	1,166.345	2,523.590 »
III. »	5,965.823	5,349.171 »
Militär	264.846	376.580 »
Zusammen	7,531.173	8,869.222 fl.

Personen-Kilometer wurden zurückgelegt im Ganzen: 357,805.844. — Jeder Reisende hat durchschnittlich zurückgelegt 47·5 Kilometer. Durchschnittlich war jede bewegte Achse besetzt mit 4·46 Personen, von den Sitzplätzen wurden durchschnittlich benützt 25 Percent.

Stand und Leistungen der Lastwagen.

Im Jahresdurchschnitte standen im Betriebe eigene Lastwagen:

Zahl	Achsen	Tonnen Tragfähigkeit
12.224	24.667	119.478

Die eigenen Wagen haben durchlaufen:

auf eigener Bahn	358.709.051	Achs-Kilometer
» fremden Bahnen	98,582.546	»
Jede eigene Achse hat durchlaufen durchschnittlich	19.337	Achs-Kilometer

Beförderte Güter:

Gattung	Tonnen	Erzielte Einnahme
Eilgut	43.358	1,067.683 fl.
Frachtgut	3,806.752	23,419.201 »
Kohlen und Coaks	814.387	1,654.482 »
Regiegut	591.780	91.515 »
Zusammen	5,256.277	26,232.881 fl.
Hiezu:		
Gepäck	22.807	311.886 fl.
Hunde	1.376	5.239 »
Pferde		25.464 »
Equipagen		1.721 »
Verschiedene Einnahmen		396.698 »
Zusammen		741.230 fl.
	5,360.450	26,974.111 fl.

Geförderte Tonnen-Kilometer: 984,473.651. — Jede Tonne hat durchschnittlich durchlaufen 187·15 Kilometer. — Jede bewegte eigene Achse war durchschnittlich belastet mit 2347 Kilogramm. In Percenten der Tragfähigkeit wurde Netto-Last gefördert 48·77.

Die Gesammt-Einnahmen

aus allen Verkehrszweigen betrugen auf den eigenen Linien pro 1880 35,843.111 fl., und zwar:

per Kilometer Bahnlänge	16.181	fl. 99	kr.
» Nutz-Kilometer	3	» 8	»
» Wagen-Achse	—	» 6.$_{98}$	

(1 Kilometer weit gefördert)

Die Gesammt-Ausgaben

betrugen pro 1880 13,560.071 fl. und zwar:

für allgemeine Verwaltung	617.635	fl. 35	kr.
» Bahnaufsicht und Bahnerhaltung	3,838.894	» 64	»
» den Verkehrs- und commerciellen Dienst	5,143.071	» 56	»
» » Zugförderungs- und Werkstättendienst	3,960.469	» 48	»

Ueberschuß der Einnahmen 22,283.039 fl.

Die Ausgaben auf sämmtlichen Linien der Gesellschaft betrugen bis Ende des Jahres 1880 215,193.371 fl., wovon:

reine Baukosten	194,471.884	fl. 40	kr.
Antheil an den allgemeinen Kosten der Gesellschaft	3,879.963	» 72	»
Zinsen und Lasten des Baucapitales	16,841.523	» 18	»

Die Ausgaben für die Betriebsmittel betrugen bis 31. December 1880 39,561.348 fl. Hievon entfallen

für die Locomotiven	17,587.910 fl.
» » Personenwagen	3,829.540 »
» » Last- und diversen Wagen	15,440.775 »
» den Schotterpark	218.055 »
» die Werkzeuge und Maschinen	820.600 »
Mobiliar und Ausrüstung der Stationen	1,664.408 »
Der Werth der Immobilien der Gesellschaft betrug (mit Ausschluß des Bahnkörpers)	1,953.122 fl.
Der Werth der Materialvorräthe betrug	3,598.624 »

11. Die österreichische Seeverwaltung.

(Nach dem officiellen Berichte der Central-Seebehörde.)

Die Central-Seebehörde eröffnete ihre Thätigkeit am 1. Mai 1850. Sie untersteht dem Handelsministerium und ihr selber sind die verschiedenen Hafen- und Sanitätsanstalten untergeordnet. Zum Wirkungskreise der Seebehörde gehört die Leitung und Ueberwachung des Hafendienstes insoferne derselbe unmittelbar die Bedürfnisse der Seeschifffahrt, die Ausübung derselben und die Rechte und Pflichten der Seefahrer als solcher betrifft, sowie die Regelung und Beaufsichtigung des Sanitätsdienstes in allen seinen Beziehungen; ferner die Erforschung und Beurtheilung der Bedürfnisse jener beiden Dienstzweige und der Maßregeln zu ihrer gedeihlichen, den jetzigen Anforderungen entsprechenden Ausbildung, endlich die Durchführung dieser Maßregeln und aller jene Verwaltungszweige betreffenden Vorschriften und Vorkehrungen.

Der Dienstbereich der Seebehörde umfaßt demnach — um nur die wichtigsten Zweige zu nennen — die Beaufsichtigung des Schiffbaues, die Einflußnahme auf dessen gedeihliche Fortbildung, die leitende Fürsorge zur Herstellung, Verbesserung und Instandhaltung aller Anstalten, welche als materielle Erfordernisse, Schutz- oder Förderungsmittel zum Seeschifffahrtsbetriebe dienen, oder zum Seesanitäts- und Contumazdienste bestimmt sind. Ferner die Ertheilung der Seeschifffahrts-Befugnisse, die Ueber-

wachung der nautischen Schulen und die Verleihung eines bestimmten Grades in der Handelsmarine; die Einflußnahme auf die Seefischerei, die Handhabung und Ueberwachung aller Gesetze und Vorschriften, mit Einschluß der Hafenpolizei-Verordnungen, welche unmittelbar die Bedürfnisse der Seeschifffahrt betreffen; die Evidenzhaltung des Personales der Handelsmarine und die Verwaltung der Marine-Unterstützungsfonde; Anträge auf Belobungen oder Anerkennungen; die Personal- und Disciplinar-Angelegenheiten sämmtlicher für den Hafen-, Sanitäts- und Contumazdienst bestimmten Aemter und Organe; die Einholung, Verbreitung und Benützung der empfangenen, für die nationale Seeschifffahrt und für das Seesanitätswesen wichtigen Nachrichten; schließlich die Einholung und geeignete Benützung aller von den Organen der Hafen- und Seesanitäts-Verwaltung zu liefernden periodischen Nachweisungen und Notizen über den Stand, die Bewegung und den Verkehr der nationalen, sowie über Bewegung und Verkehr der fremden Handelsfahrzeuge, und über die Ergebnisse des inländischen Schiffbaues, sowie die Vorsorge für die Zusammenstellung jener periodischen Nachweisungen behufs ihres weiteren Gebrauches.

In Folge der Bestimmungen des Artikel XXIX des Berliner Vertrages vom 13. Juli 1878, wird die Hafen- und Seesanitäts-Polizei in Antivari und längs der Küste von Montenegro durch Oesterreich-Ungarn ausgeübt und hat Montenegro die für Dalmatien geltende Seegesetzgebung angenommen. Der Seebehörde ist durch die über die Ausführung dieser Bestimmungen getroffene Vereinbarung auch eine entsprechende Ingerenz in dieser Richtung übertragen.

Die Hafen- und Seesanitäts-Anstalten, deren sich die Seebehörde zur Durchführung ihrer Aufgaben bedient, theilen sich in Hafen- und Seesanitäts-Capitanate, -Deputationen, -Agentien, -Exposituren und Seelazarethe. Die Seeküste mit den dazu gehörigen Inseln ist in hafen- und sanitätsamtlicher Beziehung in Bezirke eingetheilt und jeder derselben zerfällt in eine angemessene Zahl von Unterbezirken. Jeder Bezirk bildet den Bereich der Amtswirksamkeit eines Hafencapitanates und jeder Unterbezirk jenen einer Deputation, welche die Bezeichnung »Agentie« führt wenn der Hafen- und Sanitätsdienst einem Zollamte übertragen ist ....

In dem Unterbezirke, in welchem sich ein Capitanat befindet, ist keine Deputation oder Agentie aufgestellt, sondern deren Verrichtungen dem Capitanate selber übertragen. Die See-Exposituren sind an jenen Punkten von größerer Wichtigkeit aufgestellt, an welchen das Anlaufen von Schiffen en relache und der locale Seehandel die Anwesenheit eines Organes erheischt. Den Exposituren ist zum Theile auch die Wahrnehmung der Zollgeschäfte zugewiesen und umgekehrt sind an einigen Orten die bestehenden Zollexposituren mit den bezüglichen Agenden des Hafen- und Seesanitätsdienstes betraut. Die Capitanate, Deputationen und Agentien haben in Bezug auf ihre Unterbezirke dieselbe Amtswirksamkeit; den Capitanaten ist außerdem für ihren ganzen Bezirk die Ueberwachung sämmtlicher innerhalb desselben befindlichen Organe in Bezug auf Personal- und Disciplinar-Angelegenheiten übertragen. Die Exposituren gehören unmittelbar zu den Capitanaten, Deputationen oder Agentien, in deren Unterbezirken sie gelegen sind.

Die Aufgabe der Seelazarethe besteht in der sanitätsamtlichen Beobachtung der aus seuchenverdächtigen Ländern ankommenden Personen, und in der contumazmäßigen Reinigung der aus solchen Ländern einlangenden Waaren, Effecten und Thiere. Der Personalstand des Hafen- und Seesanitätsdienstes zählt: 1 Hafencapitän, 8 Hafen-Vicecapitäne, 6 Hafen- und Seesanitäts-Adjuncten, 1 Hafen-Lieutenant, 15 Hafen- und Seesanitäts-Deputirte, 4 Hafen- und Seesanitäts-Officiale, 15 Hafen- und Seesanitäts-Assistenten, 10 Praktikanten, 1 Seelazareths-Director, 1 Seelazareths-Official, außerdem 53 der Finanzverwaltung angehörige Agenten; ferner 4 Bootsmänner und 60 Lootsen, 2 Amtsdiener in Triest, 2 Bootsmänner, 31 Lootsenwächter, 24 Lootsen und 23 exponirte Lootsenwächter im übrigen Küstengebiete. Endlich sind 64 Functionäre der k. k. Finanzwache als Hafen- und Seesanitätswächter in Verwendung.

Auf dem Gebiete der seerechtlichen Gesetzgebung wurde ein wesentlicher Schritt durch das Gesetz (vom 7. Mai 1879) über die Registrirung der Seehandelsschiffe gethan. Dieses Gesetz trat an Stelle aller jener vielfach verwickelten Vorschriften, welche bis dahin das Recht zur Führung der österreichisch-ungarischen Flagge und die damit im Zusammenhange

stehenden Gegenstände, als die Beschaffenheit der Borddocumente und die Evidenzhaltung des Schiffseigenthumes, regelten. Dieses Gesetz kennt nur drei Kategorien der Schifffahrt: Schiffe weiter Fahrt, Schiffe großer und kleiner Küstenfahrt. Es läßt fremde Staatsangehörige bis zu einem Drittel zum Eigenthume an nationalen Schiffen zu; es führt an Stelle der verschiedenartigen und nach einem bestimmten Zeitraume oder gar bei jedem Wechsel des Commandos zu erneuernden Eigenthums-Documente den »Registerbrief« ein, welcher so lange dauert, als das Schiff existirt und nur erneuert werden muß, wenn das Schiff den Namen wechselt, oder von einer Schifffahrtskategorie zu einer andern übergeht, bei Schiffen der kleinen Küstenfahrt auch wenn das Schiff nach einem anderen Seebezirke zuständig wird.

Das Registrirungsgesetz regelt in definitiver Weise das Schiffsregister, welches für die Schiffe weiter Fahrt und für jene der großen Küstenfahrt bei der Seebehörde, für die Schiffe der kleinen Küstenfahrt aber bei dem bezüglichen Hafencapitanate geführt wird, in dessen Sprengel der Heimatshafen des einzelnen Schiffes gelegen ist. Im Schiffsregister können auch Pfandrechte und andere auf den Erwerb von Rechtstiteln bezügliche Anmerkungen eingetragen werden. Ferner wird durch dieses Gesetz völlige Freiheit in der Zusammensetzung der Equipage in Bezug auf deren Nationalität gewährt, was mit Rücksicht auf die heutigen Verhältnisse der Schifffahrt erforderlich ist. Nur der Schiffer und der Steuermann (tenente) auf Schiffen der weiten Fahrt müssen Angehörige der österreichisch-ungarischen Monarchie sein.

Auch ist die Einrichtung des Interimspasses geordnet, welche von Consularämtern mit einer auf die Maximalzeit von einem Jahre beschränkten Dauer jenen Schiffen ertheilt werden kann, welche nicht in der Lage sind, sich rechtzeitig mit dem Registerbriefe zu versehen .... Die Durchführung des Registrirungsgesetzes ging anstandslos vor sich, jedoch hat die Zeit des Ueberganges noch nicht ihr Ende erreicht, da namentlich die Schiffe weiter Fahrt erst nach Ablauf von 6 Jahren (ab 7. Mai 1879 — also bis Mitte 1885) nach Inslebentreten des Gesetzes durchwegs mit dem Registerbriefe versehen und in das neue Register eingetragen sein können.

Sehr hervorzuheben ist, daß sich die Fürsorge der Seebehörde auch auf die erwerbsunfähig gewordenen Seeleute und deren Angehörige, zunächst Witwen, erstreckt. Diese Fürsorge findet ihren Ausdruck in der Verwaltung des »Marine-Unterstützungsfonds«, welche bei der Seebehörde durch eine aus dieser Behörde und Vertretern der küstenländischen Handelskammer zusammengestellte Commission geführt wird. Mit Ende des Jahres 1881 betrug das Gesammtvermögen des österreichisch-illyrischen und des dalmatinischen Fonds 631.105 fl., wovon auf den ersteren 582.055 fl., auf den letzteren 49.050 fl. entfielen. Die Zahl der aus diesen Fonds unterstützten Seeleute, deren Witwen und Waisen, welche im Jahre 1871 627 betrug und bis auf 1000 gebracht wurde, blieb sich seither mit geringen Schwankungen gleich.

In Bezug auf die Förderung und Erleichterung der Navigation wurde in den Jahren, auf welche sich diese Darstellung bezieht (1876 bis 1882), eine Reihe von wichtigen Anordnungen getroffen. Vor Allem kommt die Straßenordnung zur See in Betracht. Es hatte sich die Nothwendigkeit einer Revision der bisher bestandenen Vorschriften ergeben, theils um auf Grund der gemachten Erfahrungen zweckmäßige Verbesserungen einzuführen, theils um die möglichste Präcision in Bezug auf die Maßregeln und Mittel zu erreichen, durch welche Unglücksfälle vermieden werden sollen. Der zunehmende Seeverkehr, namentlich in manchen sehr stark befahrenen Gewässern, im Zusammenhange mit der Ausdehnung und Vervielfältigung des Dampferbetriebes, gab den Anlaß, diesem Gegenstande die vollste Aufmerksamkeit zuzuwenden. In den alten Vorschriften waren keinerlei Details über die Einrichtung der verschiedenen Signalmittel, namentlich der Positionslaternen, sowie deren Anbringung, festgesetzt. Da die englische Regierung in dieser Beziehung sehr eingehende Bestimmungen getroffen hatte, so wurde die Ausarbeitung eines eigenen Reglements unter Mitwirkung von Vertretern der k. k. Kriegsmarine in Angriff genommen und nach längeren Studien und Berathungen auch vollendet. In diesem Reglement wird die Art der Signalmittel, als: Positionslaternen, Dampfpfeifen, Glocken und Hörner, deren Construction und Dimension, sowie die Art und Weise, wie selbe auf den Schiffen verschiedener Kategorien

anzubringen sind, nicht minder die Qualität des zur Beleuchtung dienenden Brennmateriales genau bestimmt. Alle Laternen müssen amtlich gestempelt werden. Gleichzeitig ward die Verfügung behufs strenger Beachtung jener Vorschrift getroffen. Hinsichtlich der fremden Schiffe wurde bestimmt, daß die österreichischen Hafenämter darauf zu sehen hätten, daß die obenerwähnten Signalmittel den internationalen Vorschriften entsprechen.

Diese Verordnung war kaum in Wirksamkeit getreten, als man in England zu einer Revision der allgemeinen Regeln zur Vermeidung von Collisionsfällen schritt und mit 1. September 1880 die neuen »Regulations for preventing collisions at sea« in Kraft setzte. Im Hinblick auf diesen in Voraus bekannten Umstand hatte man sich auf Seite der österreichischen Seeverwaltung bereits entschlossen, die oben erwähnte Verordnung vom Jahre 1863 durch ein den englischen Regeln angepaßtes Reglement zu ersetzen, und die Ausarbeitung eines solchen in Angriff genommen. Man hatte umsomehr Veranlassung hierzu, als auch die anderen größeren Seestaaten zur Annahme des neuen englischen Entwurfes in der richtigen Erkenntniß sich anschickten, daß auf diesem Gebiete eine internationale Gleichförmigkeit ganz unerläßlich sei.

Durch die neue Verordnung über die Straßenordnung besitzt die österreichische Handelsmarine die Gewähr, daß bei genauer Beobachtung der gegebenen Vorschriften allen jenen Gefahren vorgebeugt werden kann, welche sich aus dem gleichzeitigen Verkehr mehrerer Schiffe in demselben Gewässer sonst leicht ergeben können. — Um auch den Verkehr in anderer Richtung zu erleichtern, wurde seinerzeit ein internationales Signalsystem adoptirt und der sogenannte Signalcodex auch für die österreichisch-ungarische Handelsmarine eingeführt. Ausarbeiter desselben ist der Hafencapitän von Triest, See-Inspector Ludwig Blasich. Dieser Signalcodex, auf dessen Correctheit viele Mühe aufgewendet worden ist, entspricht in jeder Beziehung allen Anforderungen und bietet der Marine ein für das in der Praxis bereits so vielfach erprobte Bedürfniß entsprechendes Handbuch dar. Der fertige Codex erschien zu Anfang des Jahres 1882.

In einem gewissen Zusammenhange mit den Maßregeln, welche den Verkehr der Schiffe in See betreffen, steht auch die gegenseitige Hilfe-

leiſtung im Falle von Seenoth. Da leider in anderen Marinen der bedauernswerthe Fall vorgekommen war, daß ſogar Schiffe, welche durch Zuſammenſtoß ein anderes Fahrzeug in die höchſte Gefahr gebracht und dadurch den Verluſt zahlreicher Menſchenleben verurſacht hatten, ſich unbekümmert um dieſe Folgen und nur von der Abſicht geleitet, der Verantwortung zu entgehen, entfernt hatten, erſchien es nothwendig, die Pflicht zur Hilfeleiſtung förmlich auf geſetzlichem Wege auszuſprechen. Dies geſchah durch die Miniſterial-Verordnung vom 1. December 1880, betreffend »die Pflicht der Schiffer zur Hilfeleiſtung in Seenoth«.

Nach dieſer Verordnung hat jeder Schiffer die Verpflichtung, jedem anderen in Gefahr befindlichen Fahrzeuge, ohne Unterſchied der Flagge, ferner den auf demſelben, ſowie überhaupt in Seenoth befindlichen Perſonen, zur Abwendung oder Verringerung der Folgen des erlittenen Unfalles den erforderlichen Beiſtand zu leiſten, ſoweit er dazu ohne erhebliche Gefahr für das eigene Schiff und die darauf befindlichen Perſonen im Stande iſt. Unter dieſer Vorausſetzung iſt er auch verpflichtet, ſo lange in der Nähe des gefährdeten Fahrzeuges zu halten, bis er ſich darüber Gewißheit verſchafft hat, daß dasſelbe ſeines weiteren Beiſtandes nicht bedarf. Nach einem Zuſammenſtoße aber hat jeder Schiffsführer dem Anderen vor der Fortſetzung der Reiſe den Namen, den Heimats-, Abgangs- und Beſtimmungshafen ſeines Schiffes anzugeben. Die Nichtbeobachtung dieſer Verpflichtungen wird mit ſtrengen Strafen geahndet.

Bereits im Jahre 1875 waren auch die engliſchen Noth- und Lootſenſignale in der öſterreichiſchen Handelsmarine eingeführt worden und haben dieſelben im Bedarfsfalle zur Correſpondenz zwiſchen Schiffen ſowohl, als zwiſchen letzteren und Semaforen, Signalſtationen, Seeleuchten, Häfen u. dgl. zu dienen.

Ein anderer Umſtand, der eine Fürſorge erheiſcht, war die Regelung der zuläſſigen Anzahl von Paſſagieren, welche auf einem Schiffe gleichzeitig transportirt werden dürfen. — Nicht nur die Rückſicht auf die Tragfähigkeit eines Schiffes, ſondern eben ſo ſehr auch das nicht weniger wichtige ſanitäre Moment, waren hierbei maßgebend. Es iſt nun wohl richtig, daß in der öſterreichiſchen Marine der Maſſentransport von Paſſagieren keine

so große Rolle spielt, wie in anderen Ländern, namentlich in jenen, wo das Auswanderungswesen und im Zusammenhange damit der Transport von Auswanderern eine bedeutende Entwicklung genommen hat; immerhin aber hat durch die Ausdehnung der Dampferlinien über das Mittelmeer-Becken hinaus, besonders nach Indien und in das Rothe Meer, die Möglichkeit massenhafter Transporte zugenommen — so in Betreff der Mekkapilger — und es erschien deshalb gerechtfertigt, nicht erst abzuwarten, bis daß unangenehme Erfahrungen die Thätigkeit der Verwaltung herausfordern würden, sondern schon bei Zeiten regelnd einzugreifen.

Dies liegt auch im Interesse der mit dem Passagier-Transporte beschäftigten Unternehmungen, welche hierdurch in die Lage kommen, alle ihre Einrichtungen in einer Weise zu treffen, durch welche spätere, unerwartete Schwierigkeiten oder complicirte Aenderungen auf den Schiffen ausgeschlossen bleiben. Auf Grund eingehender Studien, denen die in England giltigen bezüglichen Vorschriften der »Passengers Act« vom Jahre 1855 und anderer in ausländischen Staaten erlassenen bezüglichen Verordnungen als Vorbild dienten, und einer Reihe von commissionellen Verhandlungen wurde der Entwurf eines Reglements für Segel- und Dampfschiffe, welche Passagier-Transporte betreiben, festgestellt.

Hinsichtlich der Frage über die Untersuchung der Schiffe in Bezug auf deren Seetüchtigkeit und auf die Bestimmung ihrer Tragfähigkeit, war kein Anlaß, von dem einmal eingenommenen Standpunkt abzugehen, und zwar umsoweniger, als man auch anderwärts keine befriedigende Lösung gefunden hat. Die Seebehörde hielt immer an der Ansicht fest, daß die vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen ausreichen, um von Amtswegen einzuschreiten, so oft ein Bedenken über die Seetüchtigkeit eines Schiffes obwaltet, daß aber die Einführung von regelmäßigen Visitirungen aller Schiffe entweder in bestimmten Zwischenräumen oder vor jeder Ausfahrt, unvermeidlich in eine leere Formalität ausarten würde. Ebenso wenig empfiehlt es sich, feste Regeln über die Ladefähigkeit der Schiffe aufzustellen, weil im einzelnen Falle auf dieselbe eine Menge von Umständen Einfluß nehmen, welche in ganz zutreffender und nach allen Seiten billiger Weise doch nicht durch allgemeine Normen vorgesehen werden können. Es ist auch nicht

gelungen, zutreffende Regeln zu finden, und tragen die Anordnungen, welche man in dieser Richtung anderwärts, vor Allem in England, getroffen hat, immer nur einen experimentellen Charakter an sich.

Vom 1. Jänner 1876 ab trat in der österreichischen Handelsmarine eine Verordnung in Kraft, durch die bestimmt wurde, daß bei jedem Schiffe die Tauchungsscala auf der Steuerbordseite des Hinter- und Vorderstevens in metrischem Maße mit der Unterabtheilung von je 2 Decimeter ersichtlich zu machen sei, während auf der Backbordseite diese in englischen Fuß zu geschehen habe, letzteres aus dem Grunde, um die Benützung solcher Seekarten zu ermöglichen, auf denen die Sonden in englischen Fuß eingetragen sind.

Was die wissenschaftlichen Hilfsmittel der Navigation anbelangt, war die österreichische Seeverwaltung bisher immer bemüht, dieselben zu vermehren und zu verbreiten. Die Ausgabe der Kundmachungen für Seefahrer: »Avvisi ai naviganti«, welche dazu bestimmt sind, die Seefahrer in fortlaufender Kenntniß aller Thatsachen zu erhalten, welche sich auf navigatorische Maßregeln und Vorkehrungen, insbesondere also auf Leuchtfeuer, Untiefen und deren Bemarkung, Hafenmaßregeln u. dgl. beziehen, wurde ununterbrochen fortgesetzt und für die möglichste Vollständigkeit dieser für die Schifffahrt wichtigen Publicationen Sorge getragen .... Ebenso war die Seebehörde bemüht, die Einrichtung der regelmäßigen Witterungsberichte zu fördern, namentlich in der Richtung, daß dem mit deren Zusammenstellung betrauten Observatorium der Triester Handels- und nautischen Akademie die hierfür erforderlichen Daten vollständig und rechtzeitig zugingen.

Die fachgemäße Bildung der Seeleute gehört zu den wichtigsten Gegenständen, mit denen sich eine rationelle Pflege des Seewesens zu beschäftigen hat; die Entwicklung der Handelsmarine überhaupt, insbesondere aber deren Ruf, hängt wesentlich von dem Grade der Geschicklichkeit ab, mit welchem die Seeleute der Erfüllung ihres Berufes nachgehen. Diese Geschicklichkeit wird aber nicht durch die Praxis allein erworben, es bedarf vielmehr auch einer Summe von theoretischen Kenntnissen, welche nur auf dem Wege des Unterrichtes und des Studiums gewonnen werden können. Vor Allem gilt dies

für die zu dem Commando von Schiffen berufenen Personen. Auf denselben ruht in erster Linie die Verantwortung für die Tüchtigkeit und den Ruf einer Marine.

In neuerer Zeit hat sich die Nothwendigkeit eingestellt, den nautischen Unterricht einer Reform zu unterwerfen. Der bisherige Unterricht erwies sich nämlich als ungenügend. Auch wird seit Einführung des neuen »Organisations-Status der nautischen Schulen« großes Gewicht auf die Vorbildung der Frequentanten gelegt. Die Aufnahme in die Schulen geschieht nach zurückgelegtem 13. Lebensjahre und hängt von einer Aufnahmsprüfung ab, durch die der Nachweis hinreichender Vorbildung erbracht wird. Als Obligatgegenstände werden gelehrt: Religionslehre und religiöse Schiffsgebräuche, italienische und englische Sprache, Geographie und Geschichte, Elementar-Mathematik, Nautik, Experimental-Physik, Wärme- und Dampfmaschinenlehre, Oceanographie und Meteorologie, Elemente des Schiffbaues und der Takelung, Schiffsmanöver, Handels-, Wechsel- und Seerecht, Buchhaltung, Schiffshygiene und Kalligraphie. Als freie Gegenstände wird auch nach Bedarf in deutscher und illyrischer Sprache, sowie in Gymnastik Unterricht ertheilt .... Die Unterrichtssprache an der nautischen Schule ist in der Regel die italienische. Die nautischen Schulen sind selbstständige Lehranstalten, welche den Charakter der Mittelschulen besitzen. Solche Schulen bestehen gegenwärtig in Triest, Lussinpiccolo, Ragusa und Cattaro.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Seeverwaltung hervorragend in die Angelegenheiten der Handelsmarine eingreift. Daß die Lage der letzteren in den abgelaufenen Jahren keine besonders glänzende war, haben wir in einem früheren Abschnitte weitläufig auseinandergesetzt. Die österreichisch-ungarische Handelsmarine hatte vollauf zu thun, um sich gegenüber einer gewaltigen Concurrenz wenigstens zu behaupten. Umstände verschiedener Art wirken auf diese Verhältnisse ein. Zunächst spielt der in Folge der Aenderung in vielen Landverbindungen sich häufig ergebende Wandel in den Verkehrsbeziehungen eine Rolle; der Zug der Waaren nimmt hiedurch die Richtung nach anderen Häfen, die Chancen der Hin- und Rückfahrt an bestimmten Punkten ändern sich, und die Flagge jenes Landes,

dem ein hierdurch begünstigter Hafen angehört, erringt sich viel leichter den Platz in erster Linie.

Die Hauptursache, weshalb die österreichische Handelsmarine mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, muß jedoch in dem Uebergangsproceß gesucht werden, welchen dieselbe in Bezug auf ihr Material durchzumachen hat. Der Kampf des Dampfes mit dem Segel steht auf der Tagesordnung und hat eine Bewegung erzeugt, welche bisher noch nicht das richtige Gleichgewicht zu finden vermochte. Der Dampf ist dem Segel überlegen, nicht nur wegen der dadurch erlangten größeren Unabhängigkeit des Schiffes von Wind und Wetter, sondern auch, weil der Dampf einen rascheren Transport, daher eine intensivere Ausnützung des Anlage- und einen schnelleren Umsatz des Betriebscapitales gestattet. Wohl aber sind die Herstellungskosten eines Dampfers durchwegs viel höher als jene von Segelschiffen, und der Betrieb an und für sich erheischt mehr Capital. Dort, wo der Bau von Dampfern wegen des Vorhandenseins der erforderlichen Materialien keine besonderen Schwierigkeiten bot, hat man sich mit Eifer der Herstellung von Dampfern zugewendet. Dies war also namentlich in England der Fall, wo die mercantile Dampfflotte von Jahr zu Jahr in erstaunlicher Weise zunimmt. Alle diese Dampfer suchen nun Verdienst auf der See.

Wenn nun auch der große Weltverkehr, in dessen Bewältigung die Hauptaufgabe der Marine liegt, fortwährend im Steigen begriffen ist, so vervielfältigte sich doch durch die Benützung des Dampfes die Leistungsfähigkeit des Schiffsmaterials in einem noch viel höheren Grade, als die zu bewältigenden Transportmengen stiegen. Dadurch kam das Verhältniß zwischen der Nachfrage nach Transportmitteln und dem vorhandenen Schiffsmateriale außer Gleichgewicht und zwar zum offenbaren Nachtheile des letzteren. Da hierzu noch der weitere Umstand trat, daß auf mancher Verkehrslinie mit Rücksicht auf die eigenthümlichen Verhältnisse der Navigation die Segelschiffe ganz ausgeschlossen bleiben mußten, wie solches besonders seit der Eröffnung des Suezcanals in dem Verkehre zwischen Europa und Ostasien der Fall ist, so erklärt sich wohl leicht, weshalb einerseits die Segelschifffahrt nur mit Mühe Verdienst findet und anderseits die Dampfer

dermalen sich gegenseitig eine starke Concurrenz machen und, um überhaupt existiren zu können, die Frachten häufig stark unterbieten müssen.

Auf diese Verhältnisse, welche eben den Charakter eines Ueberganges an sich tragen, läßt sich auf künstlichem Wege nicht regulirend einwirken, und wenn auch auf einigen Seiten der Versuch gemacht, oder verlangt wurde, wie in Frankreich und Italien, durch eine Action des Staates, vorzüglich in der Form von Prämien für den Bau von Dampfern und den Betrieb der Schifffahrt, der nationalen Marine behilflich unter die Arme zu greifen, so haben derartige Maßregeln einen höchst problematischen Werth, und der Nutzen, welchen sie der Marine bringen, ist auf die Dauer weit geringer, als der Schaden, welcher immer zweifellos sich ergiebt, wenn man bei einer Hilfeleistung den eigentlichen Grund der Dinge außer Acht läßt. Es handelt sich heute in allen Marinen ohne Ausnahme nicht um eine Vermehrung des Materials, sondern es handelt sich um den Uebergang vom Segel- zum Dampfbetrieb und um die Herstellung des Gleichgewichtes zwischen Material und Transportbedarf: also um die allmähliche Beseitigung der durch eine theilweise Ueberproduction hervorgerufenen Folgen. Insoweit es überhaupt der staatlichen Thätigkeit möglich ist, in diese Verhältnisse einzugreifen, kann die Aufmerksamkeit wesentlich nur darauf gerichtet sein, die Entwicklung des Dampferbetriebes zu fördern und ohne der Segelschifffahrt neue Impulse zur Vergrößerung zu geben, doch wenigstens die Fortexistenz des vorhandenen Materials und die naturgemäße Verzinsung und Amortisirung des darin angelegten Capitals zu ermöglichen.

In der österreichischen Handelsmarine hat der Dampferbetrieb bisher keine besondere Ausdehnung gefunden, wenn man von der Gesellschaft des österreichisch-ungarischen Lloyd absieht. Selbst die einzige Gesellschaft, welche neben dem Lloyd den Versuch hierzu gemacht hatte, die im Jahre 1871 gegründete »Società Adria di navigazione a vapore«, sah sich nach wenigen Jahren zur Liquidation genöthigt, zum Theile wohl auch in Folge des Verlustes einer ihrer drei Dampfer. Die beiden übrigen Dampfer wurden an den Lloyd verkauft. Um wenigstens einigen Antrieb zur Vermehrung der Dampferflotte zu haben, und dadurch auch der inländischen Industrie Nahrung zuzuführen, beschloß die österreichische Regierung, den auf inlän-

dischen Werften erbauten Handelsdampfern eine zehnjährige Befreiung von der Entrichtung der Einkommen- und Erwerbsteuer zu gewähren. Eine gleiche Begünstigung kann aber den Segelschiffen nicht zugestanden werden, weil es nicht gerathen erscheint, die Vermehrung dieses Materials zu fördern.

Wesentliche Aufmerksamkeit wird seitens der österreichischen Regierung der Einrichtung regelmäßiger Dampferlinien zugewendet, weil derartige Linien die festeste Grundlage zur Entwicklung des Handelsverkehres bilden. Sehr hervorzuheben ist in dieser Richtung das mit dem Lloyd am 28. Juni 1878 abgeschlossene Uebereinkommen über den Dienst auf den indischen Linien. Der Lloyd verpflichtet sich in diesem Uebereinkommen jährlich 3 Fahrten von Triest nach Bombay, 6 von Triest nach Calcutta und 3 von Triest über Bombay nach Singapore zu unternehmen, und hiebei auch auf den Bombay-Fahrten Port Said, Suez, Aden und Ceylon, auf den Calcutta-Fahrten Port Said, Suez, Ceylon, eventuell auch Aden und Madras anzulaufen. Die Regierung gewährt dafür dem Lloyd Meilengelder von fl. 1·80 auf den ersteren und fl. 2·50 auf den beiden letzteren Linien, und ersetzt der Gesellschaft überdies die für die Passage des Suezcanals entrichteten Gebühren. Der Lloyd hat auf den erwähnten Linien Dampfer mit einer Tragfähigkeit von durchschnittlich 1200 Gewichtstonnen und einer Schnelligkeit von 8 Seemeilen in Dienst zu stellen. — Der Dienst auf den indischen Linien wurde vom Lloyd noch erweitert und bis Hongkong ausgedehnt, weil es sich zweckmäßiger gezeigt hat, den Endpunkt der Fahrten nicht in Singapore zu belassen. Auch wurde die Anzahl der Fahrten vermehrt und im Einvernehmen mit der österreichischen Regierung die darnach erforderlichen Veränderungen in den Itineraren vorgenommen. Dermalen finden im Ganzen jährlich 12 Fahrten von Triest nach Hongkong mit Berührung von Port Said, Suez, Aden, Bombay, Colombo, Penang, Singapore und zeitweise von Brindisi, und 8 Fahrten nach Calcutta statt. Außerdem wurde mit Beginn 1883 die Linie Triest-Tunis activirt.

Auf dem Gebiete der Seebauten hat die österreichische Seeverwaltung sehr bedeutende Leistungen zu verzeichnen. Mit den alljährlich durch das Finanzgesetz bewilligten Geldmitteln wurden einerseits alle jene

Arbeiten ausgeführt, welche zur Erhaltung oder Verbesserung der verschiedenen bestehenden Objecte nothwendig waren, andererseits aber neue Arbeiten dort in Angriff genommen, wo sich auf Grund vorangegangener eingehender Erhebungen ein dringendes Bedürfniß ergab. Da viele Punkte der österreichisch-ungarischen Küste baulicher Vorkehrungen bedürfen und die Geldmittel nicht hinreichen, um gleichzeitig oder doch in rascher Folge diese Vorkehrungen auch ausführen zu können, so war es eine wichtige, aber auch schwierige Aufgabe der Seeverwaltung, die größere oder geringere Dringlichkeit einzelner Objecte, den Grad der Wichtigkeit einzelner Hafenorte genau abzuwägen, um derart die bauliche Thätigkeit in entsprechender Weise zu regeln.

Die bauliche Thätigkeit der Seeverwaltung ist deshalb von großer Bedeutung, weil eine förderliche Entwicklung der Schifffahrt, und namentlich ein reger Seeverkehr nicht möglich ist, wenn nicht die einzelnen Punkte der Küste für die Navigation gut zugänglich sind, den Schiffen sicheren Schutz gewähren und die Vornahme der einzelnen Handelsoperationen ermöglichen. Der Aufschwung des Seeverkehres aber wirkt auf das wirthschaftliche Leben der ganzen Küste zurück, welche so vielfach auf die See angewiesen ist und nur durch möglichste Ausnützung der See und in Folge dessen durch Vervielfältigung der Verbindungen einer gedeihlichen Zukunft entgegenzusehen vermag.

Die seit dem 1. Januar 1854 bis Ende 1881 von der Seeverwaltung im österreichischen Küstenlande und Dalmatien ausgeführten Schutz-, Ufer- und Hochbauten, Vertäuungsmittel, Warnzeichen, See- und Hafenleuchten, sowie andere zum Nutzen und zur Sicherheit der Schifffahrt nöthigen Vorkehrungen haben einen Kostenaufwand erfordert und zwar:

a) im österreichisch-ungarischen Küstenlande	7,562.765 fl.
b) in Dalmatien	4,776.142 »
Zusammen	12,338.907 fl.

Dazu kommen für das Jahr 1882 als bereits im Finanzgesetz genehmigt, und zwar:

a) für das Küstenland	189.900 fl.
b) für Dalmatien	207.350 »
Zusammen	397.250 fl.
Totale bis inclusive 1882:	12,736.157 fl.

Außerdem hat die Central-Seebehörde einen sehr detaillirten Kostenvoranschlag für noch in Zukunft auszuführende Arbeiten aufgestellt, welcher sich beziffert:

a) für das Küstenland	1,026.111 fl.
b) für Dalmatien	1,667.582 »
Zusammen	2,693.693 fl.

Die Auslagen sind also immerhin bedeutend. Rechnet man die Staatsmittel hinzu, welche zur Herstellung des neuen Hafens von Triest bewilligt wurden, so erhalten wir eine Gesammtsumme der Auslagen für bereits ausgeführte oder sofort auszuführende Bauten und Arbeiten auf dem Arbeitsgebiete, dem die Central-Seebehörde vorsteht, von rund 27 Millionen Gulden, und zwar in einem Zeitraume von 27 Jahren (1854—1881). Es entfällt also durchschnittlich auf das Jahr eine Million Gulden.

Der beschränkte Raum, der uns zur Verfügung steht, sowie der literarische Charakter dieses Werkes gestatten uns nicht, in die Details der betreffenden, von der Seeverwaltung ausgeführten Bauten und Vorkehrungen einzugehen. Eine tabellarische Zusammenstellung der Central-Seebehörde weist im Küstenlande 98 Punkte, in Dalmatien 149 Punkte, im Ganzen also 247 Punkte auf, an welchen Schutzdämme und Ufermauern, nebst Vorkehrungen zum Anlegen und Vertäuen der Schiffe, Hochbauten für Amts- und Sanitätszwecke, bewegliche Brücken, Landungsbrücken, Krahne, Bojen, Anbindepfahlwerke, isolirte Landfesten, gemauerte, hölzerne und schwimmende Warnzeichen, Baggerungen und Sprengungen, See und Hafenleuchten und andere Arbeiten hergestellt wurden. Die größten Summen weisen Triest mit 3,656.734 fl. und Pola mit 185.961 fl. auf. Ferner in Dalmatien: Zara mit 288.801 fl., Brevilacqua mit 112.594 fl., Trau mit 214.654 fl., Spalato nebst einigen Objecten im Baubezirke mit 706.110 fl., Pelagosa (Insel mit Seeleuchte) mit 113.983 fl., Gravosa mit 261.903 fl., Ragusa (nebst Lacroma und Canal Daxa) mit 195.710 fl., Castelnuovo mit 104.624 fl., Megline (in der Bocche) mit 149.166 fl.

Da wir, wie weiter oben erwähnt, nicht in der Lage sind, auf sämmtliche Arbeiten der Seeverwaltung einzugehen, ein Bild von der Art und dem Umfange dieser Thätigkeit aber immerhin von Interesse sein

dürfte, so geben wir in dem nachfolgenden Abschnitte eine Darstellung der betreffenden Arbeiten im Golfe von Triest auf der Küstenlinie vom italienischen Grenzpunkte bis zum Vorgebirge von Salvore.

---

12. Der Golf von Triest.

(Hiezu die Uebersichtskarte Tafel II.)

Die Arbeiten der Seeverwaltung in diesem Gebiete beziehen sich auf 24 Küstenpunkte — umfassen also kaum den zehnten Theil der Gesammtarbeiten. Diese Punkte sind:

1. **Cervignano und Aussafluß** (auf der Karte nicht zu sehen, da die Localität über deren Rand hinausfällt). Nachdem in den früheren Jahren von den festgesetzten 13 Durchstichen zur Regulirung des Aussaflusses (s. S. 71) 7 nebst mehreren Rinnsalvertiefungen zur Ausführung gebracht wurden, ist im Jahre 1880 der achte Durchstich begonnen und im Jahre 1881 vollendet worden. In den Jahren 1880 und 1881 wurden überdies bei der am rechten Ufer des Flusses im Hafen von Cervignano bestehenden Landungsriva mehrere steinerne Anbindesäulen theils neu eingesetzt, theils reconstruirt; ferner ward an der linken Seite die Wiederherstellung der 46 Mtr. langen, theilweise eingestürzten Ufermauer in Angriff genommen und bis zu Ende des Jahres 1881 derart fortgesetzt, daß nunmehr nur der Oberbau nebst den Anbindesäulen auszuführen bleibt. (Kosten 30.381 fl.)

2. **Portobuso** (gleichfalls außerhalb der Karte). Die hier beim Amtsgebäude bestehende hölzerne Landungsbrücke wurde im Jahre 1881 verlängert und am Kopfe derselben eine Hafenleuchte aufgestellt. Von den 27 Pfahlgruppen, welche am linken Ufer des Aussa-Canals, sowie bei der Ausmündung der Aussa ins Meer bestehen, sind in den letzten Jahren mehrere schadhaft gewordene neu construirt und einige der im Canal Anfora (s. S. 70) bestehenden alten Leitpfähle (19 an der Zahl) durch neue ersetzt worden. (Kosten 13.592 fl.)

3. **Barbana.** An der Stelle des bei diesem vielbesuchten Wallfahrtsorte früher bestandenen kleinen, ganz versandeten, von verfallenen Ufermauern begrenzten Mandracchio (Cabotagehafen) wurde in den Jahren 1865 bis 1872 die Reconstruction der Ufermauer tractweise ausgeführt, im Jahre 1875 der Wiederaufbau des größeren, und im Jahre 1877 jener des kleinen Schutz- und Landungsmolos zu Stande gebracht; endlich im Jahre 1878 die Reconstruction eines kurzen Tractes der als Landungsriva dienenden Schutzmauer nahe beim Mandracchio vorgenommen und in den vorerwähnten Jahren der Meeresgrund innerhalb und außerhalb des Mandracchio bis zur Tiefe von 1 Meter unter dem niederen Wasserstande ausgebaggert. (Gesammtkosten 4519 fl.)

4. **Grado.** Da der alte kleine Mandracchio ganz versandet war und keine brauchbaren Ufermauern bestanden, wurde in den Jahren 1868 und 1869 ein neues geräumiges Hafenbecken mit regelmäßigen Ufermauern, steinernen Anbindesäulen und

Landungstreppen ausgeführt, die neuen Böschungen des 430 Meter langen Zufahrtscanales mit Steinen verkleidet und der Meeresgrund bis zur Tiefe von 1 Meter unter dem gewöhnlichen Ebbestande ausgebaggert. Zur Markirung des Fahrwassers in der Lagune und im Canale San Pietro d'Orio wurden im Jahre 1865 circa 25 Pfahlgruppen aus je 5 Pfählen zum Theile neu hergestellt, andere in den darauffolgenden Jahren reconstruirt und zwei mit Eisenstangen und Ballons versehen. — Der zum Schutze der Stadt bis zum Jahre 1871 in der Länge von 750 Mtr. hergestellte große steinerne Damm ist in den Jahren 1872 bis 1875 an der westlichen Seite um 270 Mtr. verlängert, und im Jahre 1879 eine Terrainschutzmauer an der östlichen Seite hergestellt worden. Im Jahre 1872 schritt man zur Reconstruction des als Warnzeichen für die Seefahrer dienenden Thurmes einer alten nicht mehr bestehenden Kirche in San Pietro d'Orio, und in den Jahren 1875 bis 1877 erfolgte die Abschließung der Ausmündung des Canals Moreri, um weiteren Zerstörungen des Terrains bei der Stadt Einhalt zu thun. Zur Markirung der für die Schifffahrt höchst gefährlichen Untiefe »Mula di Muggia« wurde im Jahre 1868 eine schwimmende Seeleuchte verankert, und an derselben in den darauffolgenden Jahren mehrmals kostspielige durch Seestürme verursachte Restaurirungen vorgenommen. (Gesammtkosten 206.424 fl.)

5. **Seeleuchten-Gebäude in Grado und Galumeto.** Da das Leuchtschiff bei Grado in hohem Grade reparatursbedürftig war und die Erfahrung überdies gezeigt hatte, daß mit dem Leuchtschiffe doch nicht der angestrebte Zweck einer vollkommen sicheren Beleuchtung erreicht werden könnte, weil dessen Verankerung an der Spitze einer zu markirenden Bank nicht möglich war, wurden im Jahre 1880 zwei thurmartige Gebäude an der Küste von Grado und Galumeto (Porto Primero) errichtet und in jedem derselben zwei übereinander gestellte Leuchten angebracht, welche einen Sector von beiläufig 40 Grad gegen die Bank Mula di Muggia derart beleuchten, daß die Schiffe bei Sichtung eines der zwei Leuchtfeuer noch frei von der Bank sind .... Zur Markirung der genannten Bank wurde im Jahre 1880 eine Glockenboje an der äußersten Spitze derselben gesetzt. (Kosten 7153 fl.)

6. **Sdobba.** In den Jahren 1867 und 1869 wurden verschiedene Restaurirungen in dem hier früher bestandenen, später der Finanzdirection überlassenen Sanitätscasino ausgeführt. (Kosten 222 fl.)

7. **Rosega bei Monfalcone.** In diesem nahe bei Monfalcone gelegenen und durch eine gute Fahrstraße mit der Südbahnstation gleichen Namens verbundenen Hafen sind seit dem Jahre 1865 verschiedene Arbeiten zur Ausführung gekommen und zwar vorerst die Herstellung einer neuen Ufermauer mit Anbindesäulen und Landungstreppen vor dem Sanitätscasino und die Vertiefung des Canals im oberen Theile desselben; dann die Verlängerung des Steindammes an der linken Seite des Canales und die Vertiefung des Meeresgrundes an der Ausmündung des Canales; im Jahre 1869 die Verstärkung des früher bestandenen Steinwurfes an der rechten Seite des Canales; in den Jahren 1870, 1872, 1877 und 1878 die abermalige Ausbesserung im Innern und außerhalb der Mündung, in den Jahren 1879 und 1881 endlich verschiedene Restaurirungen an den Mauerwerken und Steinwürfen der Dämme auf beiden Seiten des Canales. (Gesammtkosten 128.342 fl.)

8. **Duino.** In Folge der eingetretenen Dringlichkeit erfolgte in diesem Hafen die Ausführung verschiedener Arbeiten, und zwar 1870 die Herstellung eines hölzernen Anbindepfahlwerkes bei der Einfahrt im Hafen nebst späterer wiederholten Vertheerung,

GOLF von TRIEST
(AQUILEJA)
Kilometer
MEERBUSEN VON MONFALCONE
MEERBUSEN VON TRIEST
Valle di Muggia
Isola Morosini
Canale Primero Secco
Canale Anfora
Canale Tagliamento
Canale di Morgo
Canale di Primero
Canale Quarnerolo
Canale Tessera
Canale Fossetta
Canale Morgo
Canale Aussa
Canale Locavaz
Canale Zaule
Canale Muggia
Canale Grande
Canale Piccolo
Canale Navigabile
Canale Lemo
Canale Leme
Canale Quieto
Canale Lovaz
Canale Lovaz Nuovo
Canale Lovaz Vecchio
Canale Valle
Canale Valle Nuova
Canale Valle Vecchia
Canale Valle Grande
Canale Valle Piccola
Canale Valle Lunga
Canale Valle Corta

sowie mehrere Restaurirungen an der Ufermauer; im Jahre 1871 die Verlängerung des äußeren Schutz- und Landungsdammes; im Jahre 1873 die Verstärkung des Steinwurfes am Kopfe des Schutzdammes; im Jahre 1877 die allgemeine Restaurirung der Hafenbauwerke und im Jahre 1879 die Vertiefung des Meeresgrundes mittelst Dampfbagger bei S. Giovanni in der Nähe der Mündung des Timavoflusses. (Gesammtkosten 18.584 fl.)

9. S. Croce. Zum Schutze der zahlreich an diesem Küstenstriche verkehrenden Fischerbarken und anderer bei Unwetter Zuflucht suchenden Fahrzeuge, wurde in den Jahren 1871 bis 1874 ein neuer mit äußerem Damme, innerer Ufermauer, steinernen Anbindesäulen und Landungstreppen versehener Mandracchio ausgeführt und in Folge mehrerer nach heftigen Seestürmen entstandenen Schäden im Jahre 1880 die Reconstruction des äußeren Dammes vorgenommen. In den Jahren 1875 und 1876 wurde der neue Mandracchio ausgebaggert. (Gesammtkosten 31.757 fl.)

10. Barcola. Der alte, ganz versandete, sehr beschränkte, fast unbrauchbar gewordene Mandracchio wurde in den Jahren 1871 bis 1874 verschüttet und weiter hinaus in die See ein neuer geräumiger mit äußerem Schutzdamme, inneren Ufermauern, Anbindesäulen und Landungstreppen versehener Mandracchio erbaut. Durch diese Hinausrückung erhielt man die nöthige Wassertiefe und wurde dadurch die vielbesuchte nach Miramar führende Fahrstraße nicht nur erheblich erweitert, sondern auch zwischen derselben und dem neuen Mandracchio ein weitläufiger, als Halteplatz der Fuhrwerke, zur Austrocknung der Netze und zu anderen Zwecken sehr nützlicher Platz hergestellt.... Im Jahre 1874 wurde der Steinwurf am Schutzdamme verstärkt, im Jahre 1875 ein alter kleiner Molo abgetragen und im Jahre 1881 in Folge sehr bedeutender, durch heftige Seestürme herbeigeführter Schäden die Reconstruction des besagten äußeren Schutzdammes durchgeführt. Zu den ursprünglichen Auslagen für die neuen Mandracchi in Barcola und S. Croce hat die Gemeinde Triest namhafte Beträge beigesteuert.... (Gesammtkosten 59.267 fl.)

11. Triest. In diesem wichtigsten Hafen Oesterreich-Ungarns wurden seit dem Jahre 1854 sehr bedeutende Neubauten, Reconstructionen, Reparaturen und Baggerungen vorgenommen. Besonders zu erwähnen sind die fortwährend nöthig gewordenen Reconstructionen und Restaurirungen der zahlreichen hölzernen Anbindepfahlwerke, sowie der Pflasterungen auf den Moli; die Legung, Auswechslung und Verankerung eiserner Bojen, die Verlängerung des Molo S. Carlo in den Jahren 1864—1865 um 70 Klafter und des Molo Giuseppino um 50 Klafter; dann in den Jahren 1852—1862 die Herstellung der neuen Ufermauer zwischen dem Salzmolo und dem Molo Klutsch nebst Verlängerung des ersteren und Reconstruction der Ufermauer zwischen dem Salzmolo und dem rechten Ufer des Canal Grande; der Bau der Drehbrücke bei der Ausmündung des genannten Canals, die in den Jahren 1874—1875 erfolgte Wiederherstellung des Molo Porporella beim Sanitätscasino, der Bau des letzteren und die im Jahre 1878 erfolgte Vergrößerung desselben; die 1874—1875 erfolgte Reconstruction eines Brückenkopfes an der über den Canal Grande führenden »rothen Brücke«, der Ausbau eines Flügels am Amtsgebäude der Seebehörde, endlich viele andere kleinere Reconstructionen an den Ufermauern und Moli des Hafens. Im Jahre 1872 wurde der Mandracchio an der Spitze von S. Andrea erbaut, mehrmals der Steinwurf am Theresienmolo ergänzt, die Sprengung zur Vertiefung des Sachettabeckens eingeleitet und im Jahre 1880 einige schwimmende Warnzeichen außerhalb des Theresienmolo zur Markirung der dort vorhandenen Untiefen gelegt. Im Jahre 1867 endlich

wurde der Bau des neuen Hafens, über den wir besonders berichtet haben, in Angriff genommen. (Gesammtkosten — ausschließlich des neuen Hafens — 3,656.734 fl.)

12. **Muggia.** Außer verschiedenen Arbeiten an den Ufermauern des alten Mandracchio, wurde in Folge der vermehrten Anzahl der Barken des Ortes und der nahen Küstengegend in den Jahren 1872—1875 ein neuer Mandracchio mit Ufermauer, Anbindesäulen und Landungstreppen hergestellt; der nordöstlich gelegene Schutzdamm nebst Perapettmauer verlängert, im Jahre 1877 eine neue Ufermauer im alten Mandracchio nebst breiter Fahrstraße zur Verbindung mit den nach Triest und dem neuen Lazarethe in Valle S. Bartolomeo führenden Straßentracten erbaut; im Jahre 1873 ein neues Sanitätsgebäude errichtet, in den J. 1874 und 1875 Baggerungen, dann Pflasterungen und Restaurirungen an den Ufermauern vorgenommen. (Gesammtkosten 70.342 fl.)

13. **Servola.** Es wurde an der Meeresküste unter diesem Dorfe die vor Jahren erbaute hölzerne Landungsbrücke, welche wegen des Steintransportes aus den nahen Brüchen besondere Bedeutung hat, wieder hergestellt und verlängert. (Kosten 601 fl.)

14. **Lazareth in Valle S. Bartolomeo.** Da das alte Theresien-Lazareth wegen des neuen Hafenbaues in Triest zum Abbruch bestimmt war, mußte an die Herstellung einer neuen derartigen Sanitätsanstalt geschritten werden. Dieselbe befindet sich in der Bucht S. Bartolomeo zwischen der Punta Sottile und Punta Grossa. Durch Abgrabungen des Bergrückens wurde das nothwendige Materiale zu einer Anschüttung seeseits gewonnen. Diese ist 200 Klafter lang und 100 Klafter breit und hat eine Risalite von 100 Klafter Länge und 15 Klafter Breite. Auf dieser Anschüttungsfläche wurde ein Gebäude für die Lazarethbeamten, ein zweites für die Inspectionsguardiane, ein drittes für Contumazianten, acht Waarenmagazine, ein Waarenumladungsschuppen, zwei Sprechhallen und mehrere Abschließungsmauern errichtet. Gleichzeitig erfolgte die Ausführung der nach der Schiffswerfte S. Rocco führenden 8 Mtr. breiten, mit Stützmauern und Durchlässen versehenen Verbindungsstraße, die Errichtung des Friedhofes auf einer Anhöhe nächst dem Lazarethe, die Anlage von Pflanzungen, Ableitungscanälen u. s. w. Im Jahre 1871 wurde der Quellensammler hinter dem Lazarethe fertiggestellt und das Wasser nach dem Innern desselben geleitet; ferner in den Jahren 1872 bis 1876 mehrere Vertäuungsbojen gelegt und tractweise die Ufermauern am äußersten Rande der bis dahin blos mit Steinwurfböschungen geschützten Anschüttung erbaut, Anbindesäulen eingesetzt, Landungstreppen eingerichtet und das Kanzleigebäude hergestellt.

Im Jahre 1874 schritt man zur Einsetzung von Schienengeleisen nebst Anschaffung von kleinen Tramway-Waggons zum Zwecke des raschen Transportes der Waaren aus den Magazinen längs der Strada netta bis zum Verladeplatze. Im Jahre 1869 erfolgte die Herstellung zweier Seemeilen-Distanzanzeiger auf der Punta Sottile und Punta Grossa und im Jahre 1871 die Legung einer Signalboje auf der Untiefe bei der Punta Sottile. Im Jahre 1877 folgte eine neue 9000 Hektoliter fassende Cisterne und in den Jahren 1880 und 1881 die Verstärkung des Schutzsteinwurfes an der Stützmauer der Verbindungsstraße nach San Rocco. In den letzten zwei Jahren wurde auch ein geschlossener Raum für die Unterkunft von verseuchtem und verdächtigem Vieh fertiggestellt. (Gesammtkosten 682.394 fl.)

15. **Punta Sottile.** Im Jahre 1873 wurde das Gebäude für die Leuchte und im darauffolgenden Jahre die Stützmauer nebst Schutzsteinwurf am Plateau bei der Straße hergestellt, später auch mehrmals die durch Seestürme herbeigeführten Be-

schädigungen am Gebäude und an der äußeren Mauer wieder in Stand gesetzt. (Kosten 6574 fl.)

16. **Capo d'Istria.** Im Jahre 1870 erfolgte die allgemeine Restaurirung des alten Mandracchio und begann die erste — im Jahre darauf die zweite — Verlängerung des Molo delle Galere. In den Jahren 1866 und 1868 wurden Baggerungen innerhalb und außerhalb des vorerwähnten Mandracchio gemacht. Im Jahre 1870 schritt man zur Abtragung eines hölzernen, unbrauchbar gewordenen Schutzwerkes bei der Einfahrt des Mandracchio und zur Baggerung des durch die kreisförmige Verlängerung des Molo delle Galere gebildeten neuen Hafens. In den Jahren 1875 und 1876 kam die Herstellung des neuen Sanitätsgebäudes und der drei Anbindepfahlwerke im neuen Hafen, sowie des Anbindepfahlwerkes in der äußeren Bucht zu Stande. Im Jahre 1875 wurden weitere Baggerungen im alten und neuen Hafen, sowie ein neuer Ufermauertract und eine neue Landungsbrücke ausgeführt. Im Jahre 1877 erfolgte die Erhöhung des Molo delle Galere, in den nächsten Jahren mehrere Reparaturen. (Gesammtkosten 140.863 fl.)

17. **Isola.** Der hier bestehende Mandracchio wurde im Jahre 1865 ausgebaggert; im Jahre 1867 erfolgte die Erweiterung des Sanitätsgebäudes, im Jahre 1871 die Restaurirung des kleinen Landungsmolo bei der Einfahrt zum Mandracchio, im Jahre 1872 die Herstellung einer neuen hölzernen Landungsbrücke, die im Jahre 1874 verlängert und 1878 restaurirt wurde; im Jahre 1876 die Ausbaggerung außerhalb des Mandracchio nebst Entfernung alter Pfahlspitzen. Im Jahre 1881 wurde die Landungstreppe abermals reconstruirt. (Kosten 13.179 fl.)

18. **Strugnano.** Unwesentliche Arbeiten. (Kosten 664 fl.)

19. **Madonna della Salute.** In den Jahren 1874 und 1875 wurde auf der westlich von Pirano in der Nähe der Kirche befindlichen Spitze das Gebäude für die neue Leuchte errichtet; im Jahre 1876 der Ausbau der Plattform vervollständigt und diese mit einem Eisengitter versehen; ferner in den Jahren 1877 und 1879 verschiedene kleinere Arbeiten in den inneren Räumlichkeiten bewirkt. (Kosten 7019 fl.)

20. **Pirano.** In diesem Hafen von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit sind mehrere, mitunter bedeutende Arbeiten zur Ausführung gekommen. Es wurde, außer der Legung der Bojen und Anbindesäulen, sowie der Reparaturen der Ufermauern, ein neues Anbindepfahlwerk in der Valle di Sezza hergestellt und in den Jahren 1867, 1871, 1872, 1873, 1875 und 1880 die inneren Mandracchi ausgebaggert. Im Jahre 1872 erfolgte die Reconstruction eines alten Ufermauertractes beim alten Landungsmolo; in den Jahren 1872 bis 1874 die Verlängerung dieses Molo um 20 Mtr. zur Bildung des neuen äußeren Hafens nebst Parapettmauer zum Schutze gegen den Wellenschlag bei Südweststürmen; im Jahre 1875 die Reconstruction eines anderen Ufermauertractes an der Wurzel des Molo gegen den größeren Mandracchio; im Jahre 1876 eine neue Steinverkleidung bei dem äußeren Rivatracte des zuletzt erwähnten Mandracchio. Die Hafenleuchten an den Köpfen des äußeren Schutzdammes wurden in den Jahren 1870, 1871 und 1874 hergestellt. (Gesammtkosten 119.851 fl.)

21. **S. Bernardino.** Die Errichtung des kleinen Gebäudes für die Leuchte erfolgte im Jahre 1872; seitdem, und zwar in den Jahren 1873, 1874 und 1877 wurden verschiedene andere Arbeiten zu zweckentsprechender Beleuchtung ausgeführt. (Kosten 3764 fl.)

22. **Portorose.** Der in früheren Jahren hergestellte Landungsmolo beim Sanitätscasino wurde gegen Ende des Jahres 1865 restaurirt; im Jahre 1866 erfolgte

die Herſtellung von vier neuen Anbindepfahlwerken in der äußeren Bucht; im Jahre 1868 die Vergrößerung des Sanitätsgebäudes. In den nächſten Jahren waren mehrere Reſtaurationsarbeiten nothwendig. (Koſten 6502 fl.)

23. **Sicciole und Dragogna.** In Folge der bei der Ausmündung des Dragognafluſſes ins Meer vorgekommenen Verſandungen, wurden in den Jahren 1868, 1873 und 1874 Ausbaggerungen ausgeführt. . . . Um die Steinverladung aus dem nahen Bruche bei der Brücke von Sicciole zu erleichtern, wurde daſelbſt, und zwar am linken Ufer des Fluſſes, im Jahre 1875 eine Ufermauer mit Anbindeſäulen hergeſtellt. Im Jahre 1876 erfolgte die Markirung des Fahrwaſſercanals mittelſt eichener Pfähle bei der Flußmündung und im Jahre 1877 eine abermalige Ausbaggerung. (Koſten 55,560 fl.)

24. **Salvore.** Da die in der Nähe des Leuchtthurmes befindliche kleine Bucht häufig als Zufluchtshafen benützt wird, ſind im Jahre 1872 die beiden dort beſtehenden Steinwürfe mit Warnungszeichen verſehen, auch zum Zwecke der Ein- und Ausſchiffungen ein kleiner Molo ſammt Anbindeſäulen und Treppen errichtet worden. Im Jahre 1871 erfolgte eine Vertiefung des Grundes mittelſt Dampfbagger, im Jahre 1875 die Reſtaurirung des Warnzeichens auf den Untiefen Scipar und in den Jahren 1878 und 1879 die abermalige Reſtaurirung der beiden Warnzeichen. (Koſten 37,842 fl.)

Die Geſammtkoſten aller an den aufgezählten Punkten im Bereiche des Golfes von Trieſt ausgeführten Arbeiten beziffern ſich auf 5,302,116 fl.

---

13. Pola.

(Hierzu Plan: Tafel III.)

Ueber den Hafen von Pola iſt alles Wiſſenswerthe und Intereſſante — einſchließlich der maritimen Etabliſſements — im Haupttexte enthalten. Die dort nicht berührten topographiſchen Details ſind aus dem beiſtehenden Plane zu erſehen. Die vielen Forts, welche dem Hafen den Charakter eines Kriegshafens verleihen, entziehen ſich, wie es in der Natur der Sache liegt, der eingehenden Beſchreibung. — Dagegen hätten wir einige Notizen über die von der Seeverwaltung bewirkten Arbeiten nachzutragen. . . . Die wichtigſte dieſer Arbeiten iſt wohl die in den Jahren 1876 und 1877 im Anſchluſſe an die Bauten des Stationsplatzes der iſtrianiſchen Staatsbahn hergeſtellte neue Ufermauer nebſt Ueberbrückung und Dammfortſetzung; dann die im Jahre 1878 bewirkte Pflaſterung der Riva und des Landungsmolos. Außerdem wurden die nothwendigen Vertäuungsobjecte hergeſtellt und das Hafenbecken (ſelbſtverſtändlich nur des Handelshafens) ausgebaggert.

Ferner wurden in den Jahren 1874 bis 1881 drei mit Ballons versehene Eisenstangen auf den Untiefen Cabula bei der Insel Brioni, Cielo und Fanera eingekeilt, dann 1878 eine schwimmende Boje auf der Untiefe Degli Olivi gelegt. Die Gesammtkosten dieser Arbeiten innerhalb der Jahre 1865—1881 beziffern sich auf 145.961 fl.

---

14. Der Quarnero.

(Hierzu Tafel IV: Physikalische Karte des Quarnero.)

Die Karte des Quarnero, welche diesem Werke beigegeben ist, zeigt die Tiefenverhältnisse durch Farbentöne an; je tiefer, desto dunkler die Farbe. Man ersieht aus den schmalen helleren Streifen, welche sich längs des Ufers hinziehen, daß die Küstenberge fast überall steil in das Meer abtauchen; nur an wenigen Stellen, meist in tief eingeschnittenen Buchten (Cassione Dobrigno, Logaro, Sta. Eufemia) giebt es ausgedehnte Seichtgründe (bassi fondi), die aber meistens nicht ursprünglich formirt, sondern erst nach und nach durch Einschwemmung von Erde aus dem umgebenden Lande entstanden sind.... Vom Ufersaume ins Meer hinabsteigend, gewahrt man im Quarnero im Allgemeinen drei Abstufungen: einen schmalen Saum seichteren Wassers mit Steinklippen, oder an den wenigen Stellen, wo er breiter wird, mit Sand oder mit Schlammgrund; dann einen steilen Abhang (Declivium), der hier immer felsig ist; endlich einen flachen Boden mit Letten oder mit Grus und Conchilienfragmenten besetzt.

Auch diese Vertheilung der Grundarten ist in der Karte dargestellt. Es dürfte von einigem Interesse sein, wenigstens in Kürze mitzutheilen, wie die verschiedenen Gesteinsarten, welche das Skelett des ganzen Quarnerobeckens und folglich auch die vom Meere bedeckten Vertiefungen bilden, sich unter dem Meere als Grundarten erhalten.... Die eigentlichen Kalke der hier vorkommenden Formation sind durchwegs sehr compact, fest und hart. Sie sind meist großklüftig, ohne feinere Schieferung. Die Kalkbänke liefern weder Verwitterungsproducte, noch auch zerfallen sie heute mechanisch in Absonderungsstücke. Hingegen sind ihre jedesmaligen oberen Schichtenlagen schon bei jenen Erschütterungen, welchen größtentheils das Karstgebiet seine letzte Gestaltung, insbesondere die meisten Spalten, Risse und Trichter, verdankt, senkrecht auf ihre Flächen in kuboidische Blöcke, Trümmer und Schutt verwandelt worden. Kopfgroße, etwa 40 bis 50 Pfd. schwere Kalktrümmer werden von den im Quarnero herrschenden Brandungen nicht mehr bedeutend abgerollt; sie bleiben immer mehrflächig, wenn auch mit abgerundeten Kanten und Ecken. Erst unter Faustgröße beginnen die charakteristischen ellipsoidischen und kugeligen, ganz abgeglätteten Meeres-Kalkgerölle. Wo aber die Brandung durch vorliegende Seichtgründe etwas abgeschwächt wird, entstehen aus dem nicht gerollten, sondern hin- und hergeschobenen Steinschutte des Ufers nur flache, abgewetzte Geschiebe.... Solche harte, meist hell, zur Ebbezeit in der Ferne blendend

weiß, von den grauen Uferfelsen abstechende Strandgerölle und Geschiebe werden hier »Ghiarina« genannt.

Eine weitere Detrition der Kalke und ihrer Breccien liefert der Kalkgrus und Erde. Diese ist die tiefroth-ockerige Thonerde, welche in den Spalten und Klüften der oberen Kreidekalke und der tieferen Conglomeratbänke besonders reichlich auftritt und auch das compacte Gestein in Adern, Nestern und auch Absonderungsflächen so reichlich durchzieht, daß sie nicht als nachträglich eingefüllt, sondern als ursprünglicher Uebergemengtheil jener Kalksteine gelten muß.... Sonst sind noch folgende zu erwähnen: Weißliche und grauliche Dolomitbreccien, dolomitische Sandsteine, Tasselo (Nummuliten-Sandsteine) und Schlammgrund. Der Schlamm mit organischen Beimengungen ist bald suppiger Letten, bald Mörtel (Lettenschlamm, Mörtelschlamm), immer aber eine thonige Grundart. Der schwarze Schlamm bildet den Boden der seichten ruhigen Buchten am hintersten Rande derselben (wie Valle Pischio bei Cherso, Valle Noghera, Valle di Castelmuschio, Laguna d'Ofero ꝛc.). Außer diesen erwähnten Grundarten finden sich im Quarnero hie und da in der Gegend von Rheden und Häfen ganz fremde, wie z. B. Granit, Syenit, Thonschiefer, Kiesel u. s. w., in Brocken oder Sand. Diese sind ausgeworfener Ballast fremder Schiffe.

Wellenschlag und Brandung. Der Wellenschlag ist im Quarnero, und besonders im oberen Theile desselben, minder gewaltig und minder häufig, als in der offenen Adria und selbst im benachbarten Golfe von Triest.... Die mehrtägigen, oft auch wochenlangen Windstillen, welche in der Mitte des Winters, dann zwischen Mai und August einzutreten pflegen, lassen bekanntlich den Spiegel der Adria ziemlich glatt; im Quarnero aber ist dann die Meeresstille noch weniger gestört als irgend sonstwo, da sich die zeitweise von vorübergehenden Windhauchen weiter außen im offenen Meer erzeugten Deiningen in den langen Canälen bis zur Unmerklichkeit abschwächen. Ganz im Gegensatze hierzu treibt der Spätherbst, dann Winters Anfang und Ende, durch Bora- und Sciroccostürme die Gewässer zu beträchtlichen Wellen auf. Die höchsten Wogen erzeugt der Scirocco, da er, wenngleich im Quarnero nicht mehr mit großer Gewalt wehend, dennoch den Anlaß zu hoher Hohlsee aus der offenen Adria mitbringt und mehr horizontal herweht, da er kein bedeutendes niederhaltendes Gewicht auf das Meer ausübt. Auch der gleichzeitig verminderte Luftdruck dürfte auf die höhere Erhebung der Wellen einigen Einfluß haben.

Die größte Höhe der Sciroccowellen im freien Golfe wurde vom Ufer aus mit dem Nivellir-Instrumente zu 10 bis 11 Fuß gemessen; die meisten bleiben aber etwa 1 bis 2 Fuß unter dieser Maximalhöhe zurück. Ihre Gestalt ist, den überstürzenden Kamm abgerechnet, sehr rundbäuchig, folglich ihre Breite beträchtlich, etwa 20 bis 30 Fuß, und ihre Länge in der Mitte der breiteren Canäle oft über 100 Fuß. Die Bora mit ihren nach Orten, Richtung und Anzahl wechselnden Stößen erregt weit weniger regelmäßige Wellen. Sie laufen häufig durcheinander, sind weniger breit und lang, oben schäfer und spitzer, und der ungeheuere mechanische Druck, welchen der aufprallende Wind von oben her ausübt, läßt sie kaum über 7 bis 8 Fuß hoch werden.

Andere Winde wehen, seltene Gewitterstürme ausgenommen, nie so heftig, daß sie bedeutende Wellen erregen könnten. Höher und charakteristischer sind nur diejenigen, welche der sommerliche West- und Nordwestwind (Maestral) besonders im südlichen Theile des Quarnero, an den Nachmittagen heiterer Zeitabschnitte, oft mehrere Wochen hindurch regelmäßig erregt. Sie erreichen dann nicht selten die Dimensionen mäßiger Sciroccowellen, überschreiten aber nie die Grenze der Gefahrlosigkeit und legen sich

A. Hartleben's Verlag. Kartogr. Lith. Inst. v. G. Freytag Wien. Druck v. Jos. Eberle & Cie. Wien

mmer nach Sonnenuntergang. Im nördlichen Quarnero ist dieser Seegang minder regelmäßig und minder hoch .... Die übrigen wechselnden Winde erregen gewöhnlich nur 2 bis 4 Fuß hohe Wellen, der südwestliche (Libeccio) um einen Fuß höher. Könnte man vor Bora und Scirocco sicher sein, so wären zweiruderige offene Barken hinreichend, um den Quarnero kreuz und quer zu befahren. In der That rudern witterungskundige Fischer und Schmuggler gar häufig bei Tag und Nacht über die breitesten Canäle, wie zwischen Porto Ré und Caisole, Moschenizza und Farasina, Arbe und Veglia, Lussin piccolo und Sansego oder Unie u. s. w. auf und ab, ohne sich anderer Fahrzeuge als solcher kleiner Boote zu bedienen.

Wie überall im Inselmeere, so folgt auch hier die Richtung der Wellen noch mehr als jene der Winde den Mittellinien der Canäle. Daher kommt es, daß bei einem und demselben Winde in verschiedenen Canälen auch verschiedene Richtung des Seeganges herrscht. Besonders bei Scirocco rücken die langen Deiningen aus den drei größeren Canälen (Maltempo, Quarnerolo und Canale di Farasina) convergirend gegen den Busen von Fiume vor, und treffen je zwei solche Wellensysteme unter ziemlich großen Winkeln zusammen. So z. B. rennen die Sciroccowellen aus dem Canal von Maltempo mit beinahe westlicher Richtung in den Golf von Fiume heraus; ein Fahrzeug, welches in dieser Richtung vor den Wellen laufend an der Mündung jenes Canales ankommt, empfängt plötzlich von der Backbordseite die weit bedeutenderen Schläge der aus dem Quarnerolo nach Nordwest vorrückenden Wogen. Aus dem Canal von Farasina rücken die Wellenreihen nordwärts vor.

Die Tiefe, bis zu welcher die Wellenbewegung wirksam ist, wurde ziemlich genau ausgemittelt. Die directe Wirkung kann sich selbstverständlich nur bis auf die Hälfte der Gesammthöhe der Wellen unter dem Meeresspiegel erstrecken — also höchstens 5 bis 6 Fuß unter dem Niveau der Ebbe. In 12 bis 14 Fuß Tiefe bleiben, nach oft wiederholten Versuchen, schon faustgroße Steine selbst bei den größten Sciroccostürmen unverrückt liegen. In 24 Fuß Tiefe erhalten sich schon Grushaufen und Sandhügel unverändert. Langdauernder hoher Wellenschlag scheint aber eine langsam stufenweise abwärts reichende, jedoch nur auf Temperatur und Salzgehalt einflußreiche Wirkung auch noch weiter bis gegen 60 bis 90 Faden auszuüben, was durch eine Temperaturmessung vor und nach einer solchen Sturmperiode ermittelt wurde.

Ebbe und Fluth. Die Beobachtung dieser Erscheinung im Quarnero hat sehr eigenthümliche und unerwartete Resultate geliefert. Die betreffenden Untersuchungen wurden von Dr. Lorenz durchgeführt und zwar durch fast drei Jahre, ein Zeitraum, der mehr als genügend war, um Schlüsse auf die aufgestellten Daten zu gründen. Die Resultate jener Untersuchungen sind in Kürze mitgetheilt folgende: Im Quarnero giebt es täglich nur eine entschiedene Fluth und eine entschiedene Ebbe. Die Stunde des Maximums oder Minimums rückt nicht täglich mit der Culmination des Mondes zurück, sondern bleibt für je mehrere Wochen nahezu gleich und avancirt durchschnittlich nur zwei Stunden jeden Monat, so daß sie erst nach zwölf Monaten wieder auf dieselbe Tagesstunde zurückkehrt. Dadurch ist die Tageszeit der Fluth und Ebbe in jeder Jahreszeit ein- für allemal bestimmt .... Die Differenz des Niveaus beträgt innerhalb eines und desselben Fluthwechsels bei gewöhnlichen Witterungsverhältnissen durchschnittlich $1^1/_2$ bis 2 Fuß. Der höchste überhaupt beobachtete Stand des Meeres erhob sich 5 Fuß über den tiefsten beobachteten.

An der Westküste der Adria (auch noch in Triest) findet man täglich zweimal Fluth und Ebbe. Angesichts dieser so wesentlichen Differenzen zweier analog gelegener

Golfe eines und desselben Binnenmeeres drängt sich zunächst die Frage auf: in welchem von beiden die Regel, in welchem die Ausnahme uns entgegentritt? Ob im Mittelmeer und der Adria in der Regel nur ein Maximum und ein Minimum täglich zu Stande komme, und daher im Golfe von Triest nur aus localen Ursachen eine ausnahmsweise Verdoppelung erfolge — oder umgekehrt? Ob überhaupt der Gegensatz zwischen den Steilküsten der östlichen, und den Flachküsten der westlichen Adria die Ursache eines verschiedenen Ganges der Fluthströmung sei?

Nach Durchforschung aller jener Agentien, welche möglicherweise diese Erscheinung des täglich einmaligen Fluthwechsels und des monatlichen Verfrühens um zwei Stunden bewirken könnten, mußte man vorläufig auf negative Resultate sich beschränken und feststellen, durch welche Kräfte das Grundphänomen nicht bewirkt wird. Sicher ist, daß dasselbe nicht von der Culmination des Mondes abhängen dürfte, nicht etwa weil die Fluth nur einmal täglich auftritt, sondern weil die Fluthstunde in gar keinem angebbaren Verhältnisse zur Culminationsstunde des Mondes steht. Dr. Lorenz führt das Alles sehr ausführlich aus. Wir constatiren nur, daß auch in dem trefflichen Werke M. G. Aimé's: »Exploration scientifique de l'Algerie 1840—1842. Recherches de physique sur la méditerranée« von Beobachtungen berichtet wird, welche dasselbe Grundphänomen, wie es im Quarnero beobachtet wurde, behandeln. Das entschiedene Resultat wäre also, daß das Grundphänomen vom Monde nicht regiert werde. Ja, es wird sich vielleicht herausstellen, daß gerade der einmalige Fluthwechsel eigentlich die Regel für die Adria, und ein zweimaliger Wechsel nur eine locale Ausnahme sei.

---

15. Der Hafen von Spalato.

(Hierzu Plan: Tafel V.)

Spalato ist der wichtigste Hafen Dalmatiens. Vor der Thätigkeit der Central-Seebehörde waren außer dem leidlich erhaltenen sogenannten Molo grande alle Ufermauern mehr oder weniger beschädigt, theilweise sogar zerstört und die vorhandenen Vertäuungsmittel ungenügend. Es wurden daher im Laufe der Amtsthätigkeit jener Behörde viele, mitunter bedeutende Vorkehrungen zu Stande gebracht und zwar: die Reconstruction der Ufermauern auf beiden Seiten des vorbestandenen Sanitätshauses; im Jahre 1865 die Wiederherstellung eines Ufertractes im Mandracchio (Cabotagehafen) S. Francesco; in den Jahren 1867, 1872, 1875 und 1878 verschiedene Restaurirungen am Molo grande und Molo S. Francesco; in den Jahren 1872 bis 1881 der große 665 Mtr. lange und an der Krone 5·7 Mtr. breite Schutz- und Landungsdamm von der Punta delle Boticelle gegen die Punta S. Stefano, d. h. von Osten nach Westen, um den Hafen vor den heftigen Winden des II. und III. Quadranten (von Ost bis West) zu schützen. Derselbe ruht auf einer breiten Steinwurflage, ist an der Außenseite mit hoher Parapettmauer und einer weit ins Meer reichenden, aus mächtigen Steinblöcken gebildeten sanften Böschung, und an der Innenseite mit für jede Gattung Segelschiffe und Dampfer dienenden Anlege-Ufern aus Santorin-Gußmauerwerk und Steinquadern, ferner mit kleinen Aufgangsstiegen und in der Mitte mit einer großen geräumigen

Tafel 5.

A. Kirchleben's Verlag

Kartogr. lith. Inst. v. G. Freytag Wien

Druck v. Jos. Eberle & Co. Wien.

Tafel 6.

VENEDIG
Maßstab 1:22.000
Meter
Canal Grande
Canal della Giudecca
Canal di Fusina
Bacino
Canal Scomunicato
Campo di Marte (Exerzierplatz)
Ponte sulla Laguna
Bahnhof
S. Giobbe
Orto Botanico
Madonna dell' Orto
Sacca della Misericordia
S. Servi
S. Geremia
S. Marcuola
S. Simon piccolo
S. Andrea
S. Nicolò da Tolentino
S. Rocco
S. Polo
S. Cassiano
S. Apostoli
S. Caterina
S. M.ª dei Gesuiti
S. M.ª dei Miracoli
S. Giovanni e Paolo
S. Francesco della Vigna
S. Lorenzo
S. Giorgio d' Schiavoni
S. Antonino
S. Giovanni
S. Martino
S. Biagio
S. Pietro d. Castello
S. Giuseppe di Castello
Volksgarten
Via Garibaldi
ARSENALE
Docks
Dockale
S. Sebastiano
S. Trovaso
S. M.ª del Rosario
S. M.ª della Salute
S. Stefano
S. Pantalon
S. Marco
Dogen Pal.
Palazzo Reale
S. Salvatore
S. Giuliano
S. Lio
S. Giorgio Maggiore
S. GIORGIO MAGGIORE
Il Redentore
LA GIUDECCA
Punta della Motta

Landungstreppe, außerdem mit Landfesten und eisernen Anbinderingen versehen .... Am Kopfe des neuen Schutzdammes wurde an der Stelle des früher bestandenen provisorischen Hafenfeuers der in Folge Auflassung der schwimmenden Seeleuchte von Grado im Küstenlande verfügbar gewordene eiserne Thurm eingemauert und um denselben ein kleines Gebäude für den Wächter hergestellt.

In den Jahren 1875 und 1876 erfolgte auch die Herstellung eines Steinwurfes zwischen dem neuen Schutzdamme und der Riva beim Salzmagazine, nebst Anschüttung des breiten Quais vor der Eisenbahnstation mit dem durch die Terraineinschnitte der Bahntrace gewonnenen Erd- und Steinmateriale; im Jahre 1879 die Regulirung des Straßenkörpers nebst Stützmauer beim Stationsplatze und Ufermauertract beim Salzmagazine; im Jahre 1880 die Vervollständigung dieser Ufermauern nebst Beschotterung; dann im Jahre 1881 die Inangriffnahme der neuen Riva zwischen dem Molo grande und der Eisenbahnstation.... Ferner gelangte im Jahre 1871 der Bau einer kleinen Landungsbrücke im östlichen Theile des Hafens zur Ausführung, an deren Stelle im Jahre 1876 ein neuer Ufermauertract zu stehen kam, und im Jahre 1879 die große Landungsbrücke bei der Eisenbahnstation. Im Jahre 1880 wurde eine Baracke zur Unterbringung von Rettungsgegenständen errichtet; dann in den Jahren 1872, 1874, 1879 und 1881 die Einsetzung von 26 neuen steinernen Anbindesäulen am Stationsquai, sowie die Verstärkung der in beiden Mandracchi locker gewordenen Grundmauern einiger alten Landfesten vorgenommen.... In den Jahren 1865, 1872 und 1876 erfolgte die Sprengung einiger unterseeischer Felsspitzen im Bassin beim Molo grande und der Aushub des Steinmateriales; in den Jahren 1866, 1879 und 1880 die Vertiefung des Meeresgrundes im äußeren Hafen, sowie im Mandracchio grande mittelst Dampfbagger. In den Jahren 1865 bis 1880 erfolgte die Legung von sieben Bojen, ferner die Aufstellung von schwimmenden hölzernen Signalen zur Markirung einiger kleiner Untiefen. Im Jahre 1872 ward zur Herstellung des genannten Warnzeichens auf der Untiefe von Macina, welche sich den den Canal von Spalato befahrenden Schiffen als besonders gefährlich erwies, geschritten. Der Bau wurde, in Folge Beschädigung durch Stürme, erst 1880 fertig. — Die Gesammtkosten dieser Anlagen bezifferten sich, wie aus dem Special-Arbeitsausweis der Central-Seebehörde hervorgeht, auf 574.297 fl. In der Epoche von 1865 (1854 bis 1867) wurden Reconstructionen, sowie andere zur Sicherheit der Schifffahrt nöthige Vorkehrungen mit einem Kostenaufwande von 131.813 fl. ausgeführt. Es wurde daher für den Hafen Spalato in 27 Jahren die immerhin ansehnliche Summe von 706.110 fl. verausgabt....

---

16. Venedig und die Lagunen.

(Hierzu Plan: Karte VI.)

Die Inselstadt Venedig liegt zwei Miglien vom Festlande ab und breitet sich in Form eines Dreieckes von 4130 Mtr. Länge, 1210 Mtr. Breite und 2·5 Qu.-Migl. Oberfläche auf 118 Inseln mit über 15.000 Häusern aus. Die Stadt ist von 157 Canälen durchädert, über die 380 Brücken führen. Die bedeutendste dieser Wasserstraßen ist der Canal grande; er ist 3470 Mtr. lang, 45 bis 72 Mtr. breit und 4·5 bis 7 Mtr.

tief. Neben den Canälen vermitteln 1914 Straßen und Gäßchen — Calli genannt — den Verkehr .... Die Lagunen, welche Venedig umgeben, sind eine Mittelbildung zwischen Meer und Süßwasser — ein Strandsee. Sie entstanden aus der Gegenwirkung zwischen dem Alpengewässer und dem Adriatischen Meere und sind der Ebbe und Fluth noch zugänglich. Das Gesammtgebiet der Lagunen dehnt sich zwischen den Mündungen des Po bis zu den Mündungen des Isonzo. Die »Lagune von Venedig« umfaßt einen Flächenraum von 172 Qu.-Migl. bei einer Länge von 32 Miglien und Breite von 4 bis 8 Miglien, vom Lido und dem Festland von Brondolo (an der Brenta) bis Pesulo (an der Piave) eingefaßt. Die ungeheueren Arbeiten, um die Flüsse von den Lagunen zu entfernen, haben der Republik gegen 2000 Millionen Franken gekostet. Meer und Lagunen sind durch fünf Wasserstraßen (Porti) verbunden, welche die Lidi durchsetzen. Die Porti von Malamocco und Lido lassen größere Schiffe durch; je nach dem Grade der Ueberfluthung unterscheidet man die Laguna viva von der Laguna morta. Die letztere — der »todte« Strandsee — gleicht bei gewöhnlichem Wasserstande einem von unzähligen Canälen durchfurchten, sumpfigen, grünen Festlande, in welches tiefe, kleine, durch Sandbänke unterbrochene Seen sich einbetten; die Laguna viva — »frischer Strandsee« — in welcher die Stadt liegt, bedeckt die seichte Niederung, zeigt aber ebenfalls mächtige, von Meeresvegetation überzogene Schlammbänke oder »Paludi«. Ebbe und Fluth verändern den Wasserstand in der Viva um fast 1 Mtr.; auf die Morta haben sie einen kaum merklichen Einfluß .... »Barene« nennt man die nur von starker Aequinoctialfluth überschwemmten Stellen, deren Thonboden von Seepflanzen übersäet ist; »Velme« sind die pflanzenlosen, nur bei Ebbe sichtbaren Flächen; »Fondi«, zu denen man auch die Canäle rechnet, heißen die immer mit Wasser bedeckten Tiefen, deren Grund mit Meeresvegetation bewachsen ist. Um die Gefahr der Barene und Velme für die Schifffahrt zu beseitigen, wurden zu den Seiten der dem Verkehr dienenden Fondi Pfähle (Capisaldi) eingerammt, die zugleich die Straßenordnung repräsentiren, »Mede« beim Zusammentreffen zweier Canäle, »Paline« als Grenzbezeichnung der Fondi und Velme heißen. Diejenigen Capisaldi, welche zum Anbinden der Fahrzeuge dienen, heißen »Gruppi«, »Pennelli« die an der Grenze der Barene, »Fari« die mit Laternen versehenen Pfähle ....

Die Spitze des Dreieckes, auf welchem die Stadt sich ausbreitet, entspricht dem Lido im Südwesten, die Basis des Dreieckes dem Nordosten. Von den zwei Seiten ist die eine dem Nordosten, die andere dem Süden und Südwesten zugewandt. Von den Inseln, welche Venedig umgeben, liegen zwei zwischen Festland und Stadt, die anderen an ihrer Seite, am zahlreichsten zwischen dem Ostende und den Lidi. Sie hemmen die Fluth. Die Insel S. Giorgio bildet die Wand an der großen Wasserstraße, wo der Canal grande und die Giudecca sich vereinigen, die gegenüberliegende Wand bildet die Riva degli Schiavoni.... Diese topographische Situation giebt der Stadt zum Theil die Vortheile, die sie als klimatisches Sanatorium besitzt. Durch das zuletzt umschriebene Gebiet ist nämlich der Luftcirculation der Zugang in der angedeuteten Richtung gestattet. Die Richtung des Canal grande begünstigt das Eintreten der Winde vom Festlande und Meere, denn indem der Canal das Dreieck von der Spitze zur Basis (von Osten nach Westen) durchschneidet, kehrt er mit der ersten (östlichen) Biegung an der Riva degli Schiavoni seine convexe Seite dem Südwesten zu, mit der zweiten Biegung inmitten der Stadt dem Nordosten, und mit der dritten Biegung am Ostende, wo er sich mit dem Canareggio, einem Zweigcanal, verbindet, kehrt er zur ersten Richtung zurück. Die Meerwinde drängen ohne Widerstand bis

zum Zusammenströmen des Giudecca-Canals mit dem Canal Grande vor und bedingen das milde Klima. Der Nordost, der von der Nordseite des Dreiecks heranzieht, weht über die Stadt hin, weil er keine offene Wasserstraße vor sich findet, und mäßigt die Temperatur, reinigt die Luft und verleiht ihr die wunderbare Durchsichtigkeit und Durchleuchtung.

---

17. Maritime Notizen.

(Nach den Mittheilungen der österreichischen Central-Seebehörde.)

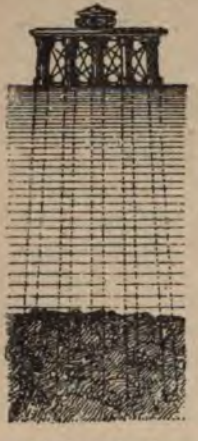
1. Feste und schwimmende Signale an der österreichisch-illyrischen und dalmatinischen Küste. Die schwimmenden Signale bestehen aus Ankerbojen, deren neueste Art eine cylindrische Form hat. Derlei Bojen können leichter und gefahrloser betreten werden und haben den weiteren Vortheil, daß sie umgedreht werden können, so daß der früher unter Wasser befindliche Theil außer Wasser zu stehen kommt, wodurch eine gleichförmige Abnützung der Bleche und dadurch eine längere Benützungsdauer erzielt wird. — Die Warnzeichen sind häufig aus Stein gemauert. Zur Markirung von felsigen Untiefen oder zur Verwendung an jenen Stellen, wo wegen des heftigen Wogenanpralles die Legung von Signalbojen mit Ketten und Ankern unthunlich, und die Herstellung von gemauerten Warnzeichen mit großen Kosten und nicht selten mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft ist, werden schmiedeiserne Signalstangen benützt. Dieselben sind je nach der vorhandenen Wassertiefe und der zu bezeichnenden Klippe 7 bis 10 Mtr. lang, an der Wurzel 12—16 Ctm. stark und an der Spitze mit einem durchlöcherten Ballon oder mit gekreuzten Querstücken versehen, welche eine Scheibe von ungefähr 1 Mtr. Durchmesser bilden. Das Gewicht beträgt 900 bis 1200 Kgr. — Die Aufstellung erfolgt in der Weise, daß nach vorhergegangener mittelst geeigneter Gerüstung ausgeführter 1·50 bis 2·00 Mtr. tiefer Bohrung des Felsens die Eisenstange fest eingekeilt und die Oeffnung hierauf mit einem Gemische von Cement bester Qualität und Eisenspänen ausgefüllt wird. Dieses System von Signalstangen wurde von der Seebehörde ausgewählt und hat sehr gut entsprochen, so daß dermalen mehrere solcher Signale längs der Küste bestehen.

2. Nebel-Signalapparate. Solche Apparate wurden in verschiedenen Größen im Stabilimento tecnico Triestino nach den Angaben des Ingenieurs Adami construirt. Dieselben dienen dazu, bei Nebelwetter durch kräftige akustische Mittel den Schall weit hinaus auf die Meeresfläche zu tragen, und so den Schiffer zu benachrichtigen, daß er sich der Küste nähere. Mehrere in früheren Zeiten versuchsweise construirte Apparate dieser Gattung, bei denen die schrillen Töne der Dampfpfeife zur Anwendung kamen, konnten eben der Höhe des Tones wegen ihrem Zwecke nicht vollkommen entsprechen, da das Signal schon auf kurze Entfernung von der Küste nicht mehr zu vernehmen war. Bei den neuen Nebelapparaten werden tiefe Töne — vom Klange der Orgeltöne — durch Metallzungen, welche der Dampf in Schwingungen versetzt, hervorgerufen. Ein Schallrohr verstärkt nicht nur den Ton, sondern giebt ihm auch die Richtung, die er nehmen soll. Das bei der Seeleuchte in Salvore (Istrien) aufgestellte Horn ist beispielsweise auf 15 Seemeilen hörbar. Die Betriebs-

maschine hat 4 nominelle Pferdekräfte, während der Kessel, wegen des bedeutenden Dampfverbrauches für das Horn selbst, einer Maschine von 14 nominellen Pferdekräften entspricht.

3. **Fluthmesser (Mareograph).** Der beste Apparat dieser Art ist der vom Mechaniker F. Müller in Triest ausgeführte. Zweck dieses Instrumentes ist, die tägliche Ebbe- und Fluthbewegung des Meeres mittelst graphischer Darstellung auf einem durch ein Uhrwerk in regelmäßige Umdrehung versetzten Cylinder, der mit einem Blatte Zeichenpapier umspannt ist, selbstthätig ersichtlich zu machen. Ein an einem Rade hängender Schwimmer, der vom Meere gehoben und gesenkt wird, überträgt seine Bewegung verkleinert (10:1) auf einen Zeichenstift, dessen Spitze an das Papier am Cylinder andrückt und der sich parallel zur Cylinderachse verschieben läßt. Derartige Instrumente befinden sich in Thätigkeit: in Triest, Pola, Fiume, Zara, Lesina und Korfu; die Beobachtungen datiren in Triest vom Jahre 1860, in den übrigen Stationen vom Jahre 1869 an.

4. **Eiserne Anbindepfahlwerke.** Die nebenstehende Zeichnung giebt das Bild von einem Anbindepfahlwerk, wie solche im neuen Hafen von Triest in Verwendung stehen. Ein derartiges Pfahlwerk ist sechseckig geformt und besteht aus 7 Pfählen, deren jeder die Länge von 20·5 Mtr. und den Durchmesser von 0·45 Mtr. hat; die Stärke des Eisenbleches ist 13 Mm. Diese Pfähle werden in dem Meeresgrunde mittelst gußeiserner, je nach der Beschaffenheit desselben 1·6 bis 2·00 Mtr. im Durchmesser haltender Schrauben befestigt. In der Mitte ist eine gußeiserne Säule angebracht, welche einen beweglichen Ring mit den entsprechenden Schäckeln zum Anbinden der Schiffsketten trägt.



Anbindepfahlwerk.

Die einzelnen Pfähle des Pfahlwerkes sind untereinander durch horizontale und diagonale Schrauben verbunden. Dieses Anbindepfahlwerk bietet verschiedene Vortheile dar, nämlich Festigkeit und Dauerhaftigkeit und die Möglichkeit, im gegebenen Falle einen oder mehrere Pfähle herausziehen zu können, ohne daß deshalb das ganze Pfahlwerk unbenützbar würde. Dasselbe ist zudem auf seinem Plateau mit einem gitterartigen Fußboden versehen, auf welchem die Matrosen mit aller Bequemlichkeit und Sicherheit manipuliren können.

Die alten Anbindepfahlwerke, welche bisher in Verwendung standen und noch vielfach in Verwendung stehen, zeigen verschiedene Constructionsarten. Eines dieser Pfahlwerke ist von quadratischer Grundfläche und besteht aus 25 von einander gleich weit entfernten Pfählen von Eichenholz. Die Verbindung ober Wasser besteht aus drei Reihen Querhölzer, welche mit eisernen Schrauben, Schließen und Nägeln an den Pfählen befestigt sind. Ein neueres System zeigt eine Construction von 31 eichenen Pfählen, von welchen 24 in 5 Reihen gleich weit von einander entfernt, die übrigen 7 ganz nahe aneinander und zwar derart eingerammt sind, daß sie eine beiläufig 3 Mtr. hervorragende runde Anbindesäule bilden, welche sowohl in der Peripherie, als auch oberhalb mit einer starken eisernen Umhüllung und mit 6 in dieselbe eingefügten Anbinderingen versehen ist. Ein drittes System zeigt achteckige Grundform mit 27 eichenen Pfählen, von welchen 7 eine hervorragende runde Anbindesäule bilden, die sowohl in der Peripherie, als auch oberhalb mit einer starken eisernen Umhüllung

versehen ist .... Die bei diesem und dem vorerwähnten Systeme gemachte Herstellung einer Mittelsäule wurde gewählt, weil es sich gezeigt hatte, daß bei gleicher Anzahl von Pfählen die Construction mit der Mittelsäule bedeutend widerstandsfähiger ist und somit den Schiffen größere Sicherheit zu bieten vermag. — Die Holzpfähle zu diesen Werken werden aus den Waldungen von Kroatien und Kärnten bezogen.

5. **Eiserne Ankerbojen.** Die Ankerbojen, sowie die dazu gehörigen Ketten werden aus starkem Eisenbleche angefertigt und auf ihrer Oberfläche, theils behufs besserer Conservirung der Blechplatten, theils behufs besserer Kenntlichmachung mit Oelfarbe weiß und roth angestrichen. In der Mitte der Ankerbojen ist eine genügend weite, rundgeformte Oeffnung angebracht, durch welche der mit den Ankern und bezüglichen Kettentheilen (corpi morti) verbundene Kettenpendel mit dem auf der oberen Seite der Ankerboje hervorstehenden großen für das Anbinden der Schiffe dienenden

Eiserne Ankerbojen.

Ringe zusammenhängt. — Die Länge des Kettenpendels wechselt je nach der Tiefe des Meeresgrundes; es wird demselben jedesmal mindestens jene Länge gegeben, die nothwendig erscheint, damit die Boje bei dem höchsten Wellengange nicht herabgedrückt, sondern immer gesehen und benützt werden kann. Signalbojen werden gewöhnlich auf jene Felsenriffe und Sandbänke gesetzt, wo wegen der bedeutenden Wassertiefe die Anlage von festen gemauerten Signalen entweder sehr kostspielig oder mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, wie z. B. an jenen stark exponirten Stellen, wo bei der fortwährenden Wellenbewegung auf offener See und der hiemit bestehenden Gefahr eines plötzlichen Losbrechens heftiger Stürme vor Vollendung eines gemauerten Warnzeichens die unvermeidlichen Gerüste zur Construction der Cementmasse oder Legung der Quadern zerstört, oder weggespült werden könnten. An vielen dieser Signalbojen ist ein akustischer Apparat angebracht, der entweder in einem Glockenspiele oder aus Kugeln, die in gußeisernen Röhren spielen, besteht.

6. **Dampfhebepontons.** Ein solcher Ponton steht im Triester Hafen in Verwendung und wurde vom Stabilimento tecnico Triestino nebst Dampfmaschine von 15 Pferdekräften und allen übrigen nothwendigen mechanischen Vorrichtungen hergestellt. Der Ponton ist 26 Mtr. lang und 8·5 Mtr. breit, aus Eichen- und Fichtenholz angefertigt, mit Kupferplatten gefüttert und können Lasten bis zum Gewichte von 25 Tonnen gehoben werden. Der Ponton ist mit allen nöthigen Mechanismen versehen, nämlich: mit zwei mittelst Dampf in Bewegung gesetzten Winden, einer großen

Hebevorrichtung, einer Schraube zur Fortbewegung, mehreren Ankern und Ketten, Steuerruder, einer Hilfsbarke, einem kleinen Boote, verschiedenen Tauen, zwei Eisenbehältern zur Wasserfüllung bei nöthig werdender Beschwerung am Vordertheile des Pontons, sowie anderen Geräthschaften und Werkzeugen. Die Propellermaschine hat zwölf, die horizontale Maschine für Lastenbewegung ꝛc. zehn nominelle Pferdekräfte.

7. **Semaforen.** Die Semaforen sind Signalapparate, die aus einem Maste mit drei beweglichen Armen und einer schwarzen Scheibe an der Mastspitze bestehen. Taue dienen zur Hantirung. Die Semaforen-Stationen an der Küste stehen mit den Telegraphenlinien des Festlandes in elektrischer Verbindung, so daß die von den vorbeisegelnden Schiffen mittelst dieser optischen Signale erhaltenen Depeschen auf elektro-telegraphischem Wege weiterbefördert, oder dem vorbeifahrenden Schiffe auf gleiche Art Depeschen übermittelt werden können. Semaforen-Stationen befinden sich an der österreichischen Küste derzeit drei: auf dem Felsen Porer an der südlichsten Spitze von Istrien (s. S. 140), an der äußersten Nordostspitze der Insel Lissa und auf Punta d'Ostro an der Einfahrt in die Bocche di Cattaro. Postvigies und Signalstationen bestehen ferner am Leuchtthurme von Triest, in Salvore, zwischen Rovigno und der Seeleuchte von S. Giovanni di Pelago und zwischen der Insel Curzola und der Seeleuchte Due Sorelle.

8. **Apparat für unterseeische elektrische Beleuchtung.** Dieser Apparat dient dazu, unterseeische Bauten zu verificiren und wurde gelegentlich der Collaudirung des neuen Triester Hafens nach Angaben des See-Inspectors, Professor Osnaghi, angefertigt. Das elektrische Licht wird durch ein 32 Ctm. Durchmesser habendes Kupferrohr, dem durch einen entsprechenden Mechanismus eine beliebige Richtung gegeben werden kann, an die zu beobachtende Stelle geleitet. Der ganze Apparat wird auf einer Barcasse entsprechend montirt.

9. **Ankerketten und Schäckel.** Noch bis zum Jahre 1878 bezog Oesterreich-Ungarn, beziehungsweise die Central-Seebehörde, den Bedarf an Ankern und Ketten für Vertäuungs- und Signalbojen aus England. Bei der anerkannten Güte des in den österreichischen Alpenländern gewonnenen Erzes stand zu erwarten, daß das englische Fabrikat mit der Zeit verdrängt werden würde. Die Seebehörde bemühte sich in dieser Richtung auf die österreichischen Eisenwerke einzuwirken und so gelang es, die Hüttenberger Eisenindustrie-Gesellschaft zur Uebernahme der Lieferung der für zwei Bojen erforderlichen Ketten, Schäckel und Ringe zu bestimmen. Da diese Ketten nach deren Vollendung allen gestellten Anforderungen bestens entsprochen haben und auch der Preis nicht höher als für jene englischen Fabrikate zu stehen kam, wurden von da ab alle Bestellungen von Ankerketten nebst Zugehör bei der genannten Gesellschaft effectuirt. In Folge der befriedigenden Leistung sahen sich bald darauf auch die k. k. Kriegsmarine sowie der Lloyd veranlaßt, Bestellungen in größerem Maßstabe bei der Hüttenberger Gesellschaft zu machen. — Die von der Seeverwaltung gebrauchten Ankerketten wechseln ihrer Stärke nach zwischen 25 und 64 Mm. Ketteneisenstärke. Auch Krahnketten wurden geliefert, jedoch nur solche von stärkeren Dimensionen, während, des geringeren Bedarfes wegen, die genannte Gesellschaft bisher nicht Gelegenheit fand, sich auch auf Erzeugung schwächerer Krahnketten einzurichten, doch hat sich dieselbe in allerneuester Zeit auch zur Ausführung dieser Artikel entschlossen.

Um auch bezüglich der für Vertäuungs- und Signalbojen benöthigten Anker sich von dem Bezuge englischen Fabrikates zu emancipiren, hat die Seebehörde seit dem Jahre 1877 eine dem Zwecke entsprechende, aus Schmied- und Gußeisen bestehende

Ankerart (Mooshorn), welche im Inlande erzeugt werden kann, adoptirt. Auch die Bojen wurden in den letzten fünf Jahren ausschließlich durch die einheimische Industrie hergestellt.

Das Quantum des von der Seebehörde bis jetzt vom Inlande bezogenen Materials stellt sich wie folgt:

Jahr	Ketten, Ringe und Schäckel in Kilogramm	Anker in Kilogramm	Totale in Kilogramm
1875	20.930	—	20.930
1876	38.192	—	38.192
1877	10.396	43.522	53.918
1878	2.555	9.517	12.072
1879	9.509	7.486	16.995
1880	72.256	50.445	122.701
1881	13.640	7.320	20.960
Zusammen:	167.478	118.290	285.768

Nebstdem wurden an Ketten sammt zugehörigen Verbindungstheilen noch erzeugt: für die k. k. Kriegsmarine in den Jahren 1876 bis inclusive 1880: 330.400 Kgr.; für den österr.-ungar. Lloyd in den Jahren 1877, 1878 und 1879: 94.500 Kgr. und für verschiedene andere Besteller, darunter Flußschifffahrts-Gesellschaften.

10. **Fischereilampen.** Diese neue, von Joseph Piloti in Triest construirte Lampe besteht aus einer Pfanne, die im Innern mit Asbest ausgefüllt ist und in welche durch mehrere Röhren eine reiche Luftzufuhr möglich wird. Außerdem führt ein längeres Kupferrohr in das Innere der Pfanne, welches dazu dient, die Lampe mit Petroleum zu speisen. Durch einen gut passenden Deckel kann die Lampe sofort ausgelöscht werden. Die Lampe wird mittelst einer Eisenstange am Boote befestigt. Das durch diesen Apparat erzeugte intensive Licht ist dazu bestimmt, das Feuer zu ersetzen, welches in den Gewässern Dalmatiens und Istriens während der Sardellenfischerei durch Verbrennung von Fichtenholz unterhalten wird. Durch den Gebrauch dieser Laterne wird sonach auch dem Holzfrevel gesteuert. Das Problem ist übrigens noch nicht ganz gelöst, doch lassen die Versuche, welche einige Fischer der Insel Veglia über Auftrag der Seebehörde angestellt haben, erwarten, daß die Piloti'sche Lampe die kostspielige Beleuchtung mit Fichtenholz vollständig ersetzen werde.

11. **Imprägnirte Schiffbauhölzer.** (Nach dem Berichte des Erfinders und Patent-Inhabers, L. Libert de Paradis.) ... Seit Jahrhunderten wiederholen und mehren sich bei allen seefahrenden Nationen die Klagen über die so ungemein rasche Zerstörung der Hölzer, welche entweder schwimmend als Bestandtheile von Schiffen und Fahrzeugen, oder fest bei Uferbauten, Pfahlwerken u. s. w. ihre Anwendung unter Seewasser finden. Diese Zerstörung, ursprünglich der Fäulniß zugeschrieben, wurde später als die Folge der Lebensthätigkeit submariner Thiere erkannt, welche damals wegen mangelhafter zoologischer Kenntnisse insgesammt und ohne weitere Unterscheidung den Namen

»Seewurm« oder »Bohrwurm« erhielten, während die seitdem mit rastloser Thätigkeit betriebenen mikroskopischen Untersuchungen dermalen bereits drei verschiedene Gattungen von solchen submarinen, holzzerstörenden Thieren unterscheiden, von welchen die eine, aus Westindien eingeschleppte, Teredo navalis, noch immer Bohrwurm genannt wird, die anderen beiden, Cheluria terebrans und Limnoria, auch in der Adria von früher her heimisch gewesen sein dürften. Letztere sind eine Gattung maritimer Flohkrebse. — Die verheerenden Angriffe dieser Thiere auf das schwimmende Holzmateriale führten früh zur Benützung von äußeren Verkleidungen, anfänglich bloßen Anstrichen, dann von Holz mit eingeschlagenen eisernen Nägeln, deren große breite Köpfe eine metallene Hülle bildeten; endlich von Metallblechen, welche schon im Anfange des XVI. Jahrhunderts von Spaniern, als den ersten Besuchern des westindischen Meeres, eingeführt, erst später unter der Regierung Karls II. in England Eingang fanden, und zwar zu Ende des XVII. Jahrhunderts in Form von gewalztem Blei, später (1761) aus Kupferblech, dessen allgemeine Einführung in der jetzt gebräuchlichen Weise aber in dieses Jahrhundert fällt und in erster Linie den wissenschaftlichen Untersuchungen Sir Humphrey Davy's zu verdanken war.

Nicht weniger verderblich sind die Angriffe dieser xylophagen Seethiere auf die stehenden, bei Hafenbauten, Pfahlwerken an den Ufern u. dgl. verwendeten Hölzer. Diesem Uebelstande verdankten beispielsweise die großartigen »Murazzi« in den Lagunen von Venedig ihre Entstehung, welche mit einem Kostenaufwande von 20 Millionen Lire Venete erbaut, an Stelle der durch jene Seethiere zerstörten Holzwehren getreten sind. — Auch die Regierungen der von den erwähnten aus Westindien gekommenen Eindringlingen zuerst bedrohten Länder (Holland und England) haben der Zerstörung des Holzes an ihren Ufer-, Hafen- und Dammbauten zu steuern getrachtet, sich aber hierbei mit der Schützung der Oberfläche begnügt und an die vorerwähnten im Schiffbaue gebrauchten Mittel sich gehalten: Anstrich, Einpressung von Theerölen in die Risse und Poren des Holzes, Verkleidung mit Kupferplatten, Einschlagen breitköpfiger Kupfernägel u. s. w.

Alle diese Methoden haben bisher wohl zeitweilig gute Dienste geleistet, keineswegs aber immer zu einem günstigen Resultate geführt, wahrscheinlich deshalb, weil nur die Oberfläche der Hölzer gedeckt, das Innere aber vollkommen unverändert, also der Zerstörung zugängig geblieben war. Es war natürlich in erster Linie wichtig, Näheres über die Lebensweise der xylophagen Thiere zu erfahren. Wie die Beobachtungen nun ergeben haben, geschieht die Ansteckung der Hölzer hauptsächlich während des ersten Stadiums der Existenz jener Thiere, wo dieselben sich im Meere tummeln und erst ihre spätere Wohnung (und zugleich Nahrung) — das Holz aufsuchen. In Folge ihrer Winzigkeit dringen sie in die kleinsten Poren oder Risse des Holzes ein, um sich dann weiter zu entwickeln. Es kann also das Ausfallen eines einzigen Nagels, die Lüftung eines Kupferbleches, die Verletzung des Ueberzuges genügen, um dem kleinen Thiere das Innere des Holzes zu öffnen, wo es natürlich sofort seine zerstörende Arbeit beginnt — denn Arbeit ist hier buchstäblich Leben, Ernährung.

Das Adriatische Meer, ganz besonders aber der Hafen von Triest, beherbergen ungeheuere Mengen von Teredo, von Chelurien, und wie die allerneuesten Untersuchungen ergeben haben, auch von Limnorien, zum großen Schaden des Seewesens. Es ist daher von großem und allgemeinem Interesse, einer Erfindung zu gedenken — der Holzimprägnirung mit antiseptischen Dämpfen nach dem Systeme Paradis — welche der zerstörenden Arbeit der xylophagen Seethiere hoffentlich für immer ein

Ziel setzen wird. — Die Sättigung der Hölzer mit Imprägnirungs-Substanz ist eine vollständige. Zur Imprägnirung werden die Producte der trockenen Destillation organischer Stoffe, namentlich die schweren Oele des Holz- und des Steinkohlentheers, also jene Substanzen verwendet, welche sowohl von der Wissenschaft, als auch auf praktischem Wege als die besten und fäulnißwidrigsten erkannt worden sind. Mit dieser Imprägnirungsmethode ist, durch Entfernung aller die Fäulniß begünstigenden Substanzen, gleichzeitig eine vollkommene Trocknung der Hölzer verbunden, wie eine solche durch Lufttrocknung nie erzielt werden konnte. Ueberdies verlieren derlei präparirte Hölzer 10 bis 30% ihres früheren Gewichtes, was sehr von Belang ist.

Die rasche und vollkommene künstliche Trocknung bietet noch die weiteren Vortheile, daß bei ihrer Anwendung keine Rücksicht auf die Schlagzeit des Holzes genommen zu werden braucht und die Anlage von Holzlagern — deren Zweck ja eben die zeitraubende Lufttrocknung ist — entbehrlich macht .... Die wichtigste Eigenschaft — speciell für maritime Zwecke — aber ist: der Widerstand, den die imprägnirten Hölzer dem Wurmfraße entgegensetzen. Sie empfehlen sich also vorzüglich zur Construction der Handelsschiffe, zumal der kleineren, wo der geringe Mannschaftsstand manche sonst beobachtete Vorsichtsmaßregel unmöglich macht. Auf Schiffen häufen sich eben ganz besonders die Elemente, welche geeignet sind, das Eintreten der Fäulniß und die Entstehung schädlicher Pilze und Thiere hervorzurufen. Wenn nicht nur jene Schiffsbestandtheile, welche ungeschützt jedem Witterungswechsel ausgesetzt sind, wie: Ankerstöcke, Krahnbalken, Fallreeptreppen, Oberdeck, Hüttendeck, Schanze, Deckhäuser, Bollwerk oder aufstehende Bordwand, Lukenkappen, Lukengrätinge und Lukendeckel, Mastenkeile, Gangspille, Radhäuser, Commandobrücken, Schottenknechte, Nagelbänke, Bottingen, Treppen u. s. w. durch Imprägnirung vor dem raschen Zugrundegehen durch Fäulniß bewahrt werden, sondern wenn auch die gesammte innere Einrichtung, insoferne dieselbe aus Holz besteht — also die inneren Beplankungen, die Verschallungen, die Zwischendecke, die Abtheilungswände (Schotten) u. s. w. aus imprägnirtem Holze gemacht würden, so ist unschwer einzusehen, daß damit auch in sanitärer Beziehung ein großer Vortheil erzielt werden würde.

Die Hauptsache aber bleibt, daß derlei präparirte Hölzer dem Wurmfraße Widerstand entgegensetzen. Versuche, welche in dieser Richtung und zwar mit den gefräßigsten und zerstörungslustigsten Xylophagen — den Termiten — angestellt wurden, haben vollkommen befriedigt. Zwei imprägnirte Hölzer aus Rothbuche und Eiche, welche bereits 6½ Jahr in Verwendung waren, wurden durch eine Reihe von Monaten zu Calcutta den Angriffen der Termiten preisgegeben und sind dieselben von diesen Thieren nicht angefressen worden, obwohl jedes sonstige, nicht imprägnirte Holz von ihnen in kürzester Zeit in Staub verwandelt und weggeschleppt worden wäre .... Neben der Unzugänglichkeit dieser Hölzer für die Insectenwelt ist namentlich deren größere mechanische Widerstandsfähigkeit und der Entfall des Werfens und Reißens hervorzuheben, wodurch dem Ungeziefer seine liebsten Aufenthaltsorte und Brutstätten entzogen werden.

Begleitworte

zur

Karte des Adriatischen Meeres.

(An der Rückdecke des Buches.)

Das Adriatische Meer — ein Golf des Mittelländischen — liegt zwischen 39° 04′ und 44° 50′ nördlicher Breite, und 9° 50′ und 17° 30′ östlicher Länge von Paris. Als Grenze zwischen dem Adriatischen und Mittelländischen Meere wird östlich das Cap Glossa in Albanien, westlich das Vorgebirge Santa Maria di Leuca angenommen. Die Insel Korfu liegt also bereits außerhalb des Adriatischen Meeres. Indeß galt diese Insel durch Jahrhunderte als der »Schlüssel zur Adria«. Heute hat sie die Bedeutung als solchen vollständig verloren.

Die Breite des Adriatischen Meeres kann durchschnittlich auf 180 Km., die Länge von Venedig bis zu der vom Cap Glossa zum Cap Santa Maria di Leuca gezogenen Grenzlinie auf 825 Km., die Oberfläche auf 140.000 Qu.-Km. veranschlagt werden.

Die Ostküste der Adria zeigt eine wesentliche Verschiedenheit von der Westküste. Längs der Ostküste, von Triest bis zur Bucht von Drino, finden sich unzählige große Inseln, verborgene Klippen und Syrten. Dagegen ist der Küstenstrich von Triest bis Venedig, Ravenna und Rimini flach, sandig, enthält Meeressümpfe und Sandbänke, in Folge des Geschiebes, das sich an den Ausmündungen der Flüsse ansetzt. Diese Anschwemmung ist so bedeutend, daß beispielsweise der Po allein jährlich den Rand seines Delta um 70 Mtr. vorschiebt. Er, sowie die Etsch, Brenta, Murone, Piave — Flüsse, die von den Schneegebirgen Tirols genährt werden, Isonzo, Livenzo, Tagliamento, die den Julischen Alpen entströmen, sie alle fließen nach jener Nordwestecke des Adriatischen Meeres und lagern weithin ihre Geschiebe und Erden. Die verminderte Stromschnelle treibt diese Zuflüsse in eine Menge von Armen auseinander. Fluth und Ebbe bereiten nun in diesem von unzähligen Canälen durchzogenen Salzsumpfboden das Doppelbild des canalisirten Festlandes und des Inselgebietes. Im Kampfe mit den Meereswellen bildeten die Geschiebe der Alpenströme weitab eine Kette von natürlichen Dämmen, Lidi (Sanddünen), hinter welchen sich Strandseen — Lagunen — geschirmt vor den Wogen der Adria — ausbreiten.

Die erwähnten vielen Inseln und Klippen machen die Schifffahrt an der Ostküste beschwerlich. Diese enthält auch viel weniger bewohnte Ortschaften, wodurch die Gelegenheit, die Schiffe zu verproviantiren und ihnen Trinkwasser zuzuführen, mangelt. Aber das beträchtlich tiefe Fahrwasser, die vielen sehr guten Häfen, ziehen im Falle der Noth, namentlich im Winter, selbst Hochseeschiffe immer an die dalmatinische Küste, namentlich nach dem Hafen von Lesina. — Die Westküste hingegen, an welcher man bevölkerte Ortschaften, zu jeder Zeit Lebensmittel und Trinkwasser findet (letzteres allerdings schwer an der apulischen Küste), stößt ab wegen ihres Mangels an guten Häfen und gutem Ankergrunde, wegen der dort im Winter herrschenden dichten Nebel, wodurch die Strandungsgefahr zu einer stehenden Calamität wird.

Der Meeresgrund ist auf Grund wahrgenommener Untersuchungen gegen die Mitte des Beckens zu fast durchwegs schlammig.

Die Tiefe des Adriatischen Meeres ist sehr verschieden. Am geringsten ist sie längs der venetianischen Küste und überhaupt im Golfe von Triest. Die Sonden übersteigen dort nirgends 50 Mtr. Vom Quarnero gilt dasselbe. Auf dem Gebietstheile, der sich südlich vom Cap Promontore in Istrien bis auf die Höhe der Zaratinischen Inseln im Osten und Ancona im Westen erstreckt, wechselt die Tiefe zwischen 50 und 100 Mtr. Auf einer Linie, die man sich quer über die Breite des Adria-Beckens von Nordost nach Südost (etwa von der Insel Zlarin bei Sebenico gegen die Pescara-Mündung) gezogen denkt, findet sich eine tiefere Einsenkung von 200 Mtr. Auf dem Gebietstheile zwischen den mitteldalmatinischen Inseln (Lagosta, Curzola, Lissa, Lesina &c.) und der Halbinsel Gargano wechseln die Sonden zwischen 100 und 200 Mtr. Die Tiefenverhältnisse in den nördlichen zwei Dritteln des Adria-Beckens zeigen also keine wesentlichen Abweichungen .... Das ändert sich aber sehr im südlichsten Drittel. Von einer Linie, welche man sich von der Insel Meleda im Osten nach dem Cap Gargano im Westen denken kann, fällt der Meeresboden nach Südosten hin in kurzen Abständen von 200 auf 500, dann auf 1000 und zuletzt auf 1590 Mtr. Die letztere Stelle ist der tiefste Punkt des gesammten Adria-Beckens. Man erhält dieselbe, wenn man Cattaro mit Brindisi durch eine gerade Linie verbindet. Die betreffende Stelle liegt im zweiten Drittel dieser Linie, von Cattaro ab gemessen, und also erheblich näher an der italienischen Küste .... Noch südlicher, gegen die Straße von Otranto und in dieser selbst, steigt der Boden wieder bis 500 Meter, und dann östlich und westlich in kurzen Stufen auf 200, 100 u. s. w. Mtr.

Ebbe und Fluth zeigen Differenzen im Wasserstande zwischen 0·3 und 1·8 Mtr. Großen Einfluß auf Fluthbewegung üben Richtung und Stärke der Winde; in den Lagunen Venedigs z. B. beträgt die Fluth bei Scirocco fast 2 Mtr., bei Nordwind kaum 0·3 Mtr. Die größte Ebbe ist im Monate Februar, die größte Fluth im September.

Strömungen giebt es: Stetige, Haupt- und Particular-Strömungen. Die stetige herrscht längs der Ostküste von Korfu nach Venedig. Sie zieht von Epirus längs der Küste Dalmatiens nach dem Quarnero, durchschneidet diesen und geht dann längs der Küste von Istrien nach Venedig, wendet, um längs der Küste von Italien nach der Richtung des Vorgebirges von Leuca zu verlaufen .... Diese Strömung, eigentlich die Hauptströmung, erleidet mannigfache Abweichungen, besonders in den Canälen von Dalmatien und im Quarnero, wo Gegenströmungen bemerkbar sind Die Hauptströmung entfernt sich mehr oder weniger von den Küsten, je nach der jeweiligen Richtung, die sie einhält. Bei großen, stark ins Land eingreifenden Buchten spürt man sie noch auf 15 bis 25 Kilometer Entfernung. Die Strömung macht sich nur auf eine Tiefe von 6 bis 8 Meter bemerkbar. — Die Particular-Strömungen treten im Bereiche der Inseln auf, und zwar namentlich bei Lissa und bei den Scoglien Pelagosa und Pianosa. Diese Strömungen haben eine weit größere Geschwindigkeit als die Hauptströmung; stellenweise schließen sie einen Kreis und erzeugen dieser Art Wirbel, welche der Schifffahrt gefährlich werden. — Die Geschwindigkeit der Strömungen hängt theils von den Localverhältnissen, anderntheils von der Jahreszeit ab. An der Küste von Venedig und der Romagna beträgt sie binnen 24 Stunden 6–8 Kilometer, an der Küste von Apulien 4—6 Kilometer in der Stunde. An der Küste Venedigs wird sie durch die Ausströmungen des Tagliamento, der Piave, Etsch und des Po aufgehalten. Bei günstigem Winde ist die Strömung schneller, im Sommer schwächer als in den übrigen Jahreszeiten.

Die Meeresſtürme ſind zu Beginn der Aequinoctien am häufigſten. Zu dieſer Zeit ſegeln die Schiffe zumeiſt in der Nähe der dalmatiniſchen Küſte, während für gewöhnlich der Curs in der Mittellinie der Adria oder in der Nähe der italieniſchen Küſte genommen wird. — Die in der Kriegs- und Mercantil-Marine angenommenen Winde ſind die folgenden: 1. Tramontana oder Nord; 2. Tramontana-Greco oder Oſtnordoſt; 3. Greco oder Nordoſt; 4. Greco-Levante oder Oſtnordoſt; 5. Levante oder Oſt; 6. Levante-Scirocco oder Oſtſüdoſt; 7. Scirocco oder Südoſt; 8. Oſtro-Scirocco oder Südſüdoſt; 9. Oſtro oder Süd; 10. Oſtro-Garbino oder Südſüdweſt; 11. Garbino (auch Libeccio) oder Südweſt; 12. Ponente-Garbino oder Weſtſüdweſt; 13. Ponente oder Weſt; 14. Ponente-Maëſtro oder Weſtnordweſt; 15. Maëſtro (auch Maëſtral) oder Nordweſt; 16. Maëſtro-Tramontana oder Nordnordweſt .... Der bekannteſte Wind von allen iſt die Bora; ſie hält aber keinen beſtimmten Windſtrich ein, ſondern weht allemal in einer Richtung, die ſenkrecht auf die Streichungsachſe des Küſtenkarſtes ſteht. Der Seemann bezeichnet mit »Bora« eine beſtimmte Art und Form des Windes, nämlich den Landwind mit heftigen, exploſionsartigen Stößen (refoli). Die Bora weht 3, 9 oder 15 Tage. Nach der ſubjectiven Empfindung erſcheint zwar die Bora im höchſten Grade erkältend und erſtarrend, doch rührt dieſe Empfindung nur von der Heftigkeit des Windes her; ſelten ſinkt bei ſeinem Wehen das Thermometer unter Null .... Der Scirocco bricht nie plötzlich los, wie die Bora, geht aber nach längerer Dauer faſt immer in Sturm über. Er wühlt das Meer ſtärker als jeder andere Wind auf und kann der Schifffahrt gefährlich werden. Der Oſtro und Garbino folgen faſt immer dem Scirocco und ſind von Regen begleitet. Der Maëſtral herrſcht im Sommer. Er fällt gewöhnlich in den erſten Nachmittagsſtunden ein, bringt angenehme Kühlung und mäßige Feuchtigkeit vom Meere und erſtirbt mit Sonnenuntergang. Die Tramontana iſt minder ſteif als der Borino. Das Tramontana-Wetter charakteriſirt ſich durch ſeine Friſche und Schärfe. Es bringt größere Kälte aber mehr Luftfeuchtigkeit mit als das Bora-Wetter. Klarer Himmel oder leichte Bewölkung begleiten dieſe geſunde angenehme Witterung, die leider nur einen ſehr kleinen Theil des Jahres anhält ...

Inhalt des Textes.

Seite

Vorwort V

Die Adria (als Einleitung). 1

Triest.

Sonnenaufgang im Golfe von Triest (1). Hafenfahrt. Landung am Molo San Carlo und Aufstieg in die Altstadt (2). Die Kathedrale San Giusto (11). Winckelmann's Grabdenkmal im Museo lapidario triestino ed aquileiese. Aussicht vom Domplatze (12). Abstieg durch die Altstadt. Die Piazza grande mit Mazzolini's Brunnen. Das Rathhaus. Hafenscene (13). Der Molo San Carlo. Das Maximilian-Denkmal (14). Piazza Giuseppina, Piazza Lipsia, Städtisches Museum und Alterthums-Museum. Das Tergesteum. Der Börsenplatz, die alte Börse und das Standbild Leopold's I. Der Corso (15). Canal grande. Giardino Pubblico. Boschetto. »Zum Jäger« (16). Optschina (17). Der neue Hafen (18). Entwicklung des österreichischen Seewesens (21). Der österreichisch-ungarische Lloyd. San Andrea und das Lloydarsenal (30). Die Bucht von Muggia (37). San Rocco (39). Miramar (40). 1

Aquileja.

Die Uferscenerie zwischen Nabresina und Triest (45). Der Golf von Monfalcone (46). Der Timavo in der Sage und Geschichte (47). Duino (53). Ronchi. Von Ronchi nach Aquileja (53). Die Isonzo-Niederung (54). Die Fiumicella (55). Aquileja. Monastero. Funde und Sammlungen von Antiken (59). Ausblick vom Glockenthurm (60). Geschichtlicher Rückblick (61). Der Dom von Aquileja (63). Das Patriarchat (64). Die Reste des Patriarchenpalastes (67). Die Lagune von Grado. Belvedere (68). Grado (71) 45

Längs der Küste von Istrien.

Meerfahrt (73). Capo d'Istria (74). Isola. Pirano (77). Die Rhede von Pirano. Seeschlacht im Jahre 1177 (79). Das Salinengebiet von Sizzioli (80). Punta di Salvore (83). Von Pirano nach Parenzo. Umago. Seescenerien (85). Cittanuova (86). Parenzo (87). Geschichtliches. Antike Baureste (89). Bauten aus dem Mittelalter. Der Dom (91). Die Insel San Nicolò (92). Von Parenzo nach Rovigno. Orsera. Der Canal di Leme (93). Die Campagna di

Seite

Rovigno. Rovigno. Die Insel Santa Catterina (94). Der Dom von Rovigno. Die Rovigneſen. Frauentracht (95). Die Inſeln ſüdlich von Rovigno (97). Die Brioniſchen Inſeln (98). Der Canal von Faſana. Geſchichtliches. Peroi (99). 73

Pola.

Großartige Hafenſcenerie (101). Die Inſeln der Poleſer Bucht (102). Geſchichtliches. Das römiſche Pola. Das Forum (103). Das Capitol (104). Die antiken Stadtthore (106). Welchen Anblick bot das römiſche Pola (107)? Die heutige Stadt. Gang durch dieſelbe. Die Arſenalſtraße. Theater Julia (109). Das Marine-Caſino (110). Der Triumphbogen der Sergier (111). Das Zwillings- und das Herkulesthor. Die Ringſtraße (112). Der Tempel des Auguſtus und der Roma. Reſte des Diana-Tempels. Der Fiſchmarkt (115). Der Dom. Das Amphitheater (116). *** Der Monte Zarro und das Tegetthoff-Monument (119). Blick auf den Kriegshafen (120). Das k. k. See-Arſenal (121). Gang durch die Etabliſſements auf dem Feſtlande (122). Die Oliven-Inſel; ihre Werften und Docks (126). Das Marine-Muſeum (129). *** Die Umgebung von Pola (135). Der Kaiſerwald. Die Hafenforts (136). San Policarpo. Der Maximilian-Park und das Maximilian-Denkmal (137). »Militär-Pola«. Die »Cave di Saldame« und die Steinbrüche (138). An der Südſpitze von Iſtrien. Veruda, Porer, Promontore (139). Der Leuchtthurm auf dem Scoglio Porer (140) 101

Im Innern von Iſtrien.

Geſchichtlicher Ueberblick (141). Die Römer in Iſtrien (142). Iſtrien im Mittelalter (145). Die »Markgrafſchaft Iſtrien« (146). Deutſche Vaſallen des aquilejiſchen Patriarchats. Die Slaven als misera contribuens plebs. Genueſiſche und venetianiſche Einflüſſe (147). Die venetianiſche Herrſchaft in Iſtrien. Ende derſelben und Occupation des Landes durch Oeſterreich (148). Bahnfahrt durch Iſtrien (149). Landſchaftliche Schönheiten und Contraſte (150). Karſtlandſchaften (151). Von Pola nach Dignano (152). Hervorragende Bauten in Dignano (156). Die Roveria und ihre Uskoken-Abkömmlinge (157). Unrationelle Bodencultur. Die Poſſidenti (158). San Vincenti, Canfanaro und Due Caſtelli (159). Der Canal di Leme und das Dragethal. Von Canfanaro nach Piſino (160). Piſino (Mitterburg) (162). Die Foiba. Fortſetzung der Bahnfahrt (163). Borutto. Maleriſcher Anſtieg des Schienenweges und großartiger Ausblick über Süd-Iſtrien. Die Station Lupoglava (164). Schloß Mahrenfels. Rozzo (165). Der Steilſturz der Raſpodaliča. Großartiges Panorama vom Stationsplatze Počekai-Pinguente (166). Der Tſchitſchenboden. Seine Natur und ſeine Bewohner (167). Ethnographiſches und Sociales (169) 141

Der Quarnero.

Die Begrenzungslinie des Quarnero (173). Das Arſathal (174). Im alten Liburnien. Albona und Barbana (175). Pedena, der älteſte Biſchofsſitz in Iſtrien (179). Der Cepich-See (181). Vom Cepich-See zum Monte Maggiore (182).

Seite

Besteigung desselben. Großartige Fernsicht (183). Vom Monte Maggiore nach Fiume. Fianona, Moschienitza, Lovrona, Ika (185). Abbazia (186). Castua (187). Die physikalischen Verhältnisse des Fiumaner Golfes (188). Der liburnische Küstenkarst. Die submarinen Quellen des Quarnero (189). Klimatische Verhältnisse (190). Die Vegetation des Fiumaner Gehänges (191). Die Ostküste des Quarnero (193). Ueber Karstbewaldung (195). Meerfahrt nach Abbazia (196). Tramontana, Bora und Scirocco (197). Fiume (199). Tersato (203). Die Bucht von Martinschitza (205). Buccari (206). Buccaritza und Gradina (211). Porto Ré (212). Die Quarnerischen Inseln (212). Veglia (213). Scoglio Plaunich. Cherso und der Vrana-See (214). Ossero. Lussin; Lussin piccolo und Lussin grande (215). Der Quarnerolo (216). 173

Von Fiume nach Zara.

Die große dalmatinische Tour (217). Im Canal von Maltempo (218). Zengg (220). San Giorgio und Bescanuova (221). Die Insel Arbe (222). Ein Stimmungsbild (224). Der Velebit (225). Carlopago (227). Die Insel Pago (228). Eine malerische Hafenscenerie (229). Ankunft in Dalmatien. Nona. Die Insel Uglian. Zara (231). Gang längs des Hafens (232). Geschichtliches. Die Römer-Colonie (235). Italiener und Slaven in Dalmatien. Die Sünden der venetianischen Verwaltung. Oesterreich als Erbe nach den Venetianern. Stillstand in der Verwaltung. Die Militär-Statthalter. Umschwung zum Besseren (236) . . . 217

Von Zara nach Spalato.

Herrliche Meerfahrt (245). Die Insel Pasman. Zara Vecchia (246). Das Dinara-Gebirge. Die Insel Morterra (247). Slarina und die Einfahrt in die Bucht von Sebenico (248). Malerischer Anblick der Stadt (249). Gang durch die Stadt. Die Kathedrale (250). Scardona und die Fälle der Kerka (251). Das Kloster Visšovac (252). Knin und Dernisch. Die dalmatinische Bahn (253). Die Punta Planca (253). Fischerleben auf den Scoglien (254). Trau (256). Der Dom von Trau (257). Die Riviera der »Sieben Castelle« (259). Volksscene (260). Geschichtliches. Dalmatien im Alterthume. Illyrier und Römer (261). Die Dalmater Kriege Roms (263). Dalmatien im Mittelalter. Venedig tritt an die Stelle Roms (267). Die Ruinen von Salona (268). Spaziergang von Salona nach Spalato (270). Ankunft in Spalato (273). Römische Alterthümer. Der Palast des Diocletian (274). Gang durch die Stadt. Der Hafen und sein Leben (278). Clissa (279). Ausflug nach der Insel Brazza. Milnà und Nereši (279). Ritt durch die Insel (283). Rast und Reflexionen (284). Pučišće (286). Almissa. Die Poglizza (287). 245

Von Spalato nach Ragusa.

Makarska (289). Landreisen in Dalmatien (290). Berkovac. Das Deltaland der Narenta, Narona (291). Torre di Norino, Metković (292). Die Insel Lesina. Cittavecchia (293). Die Stadt Lesina. Geschichtliches (294). Lesina als Curort (295). Ein zaubervoller Spaziergang (295). Die Insel Lissa (296). Die Seeschlacht am 20. Juli 1866 (297). Lagosta. Eine homerische Studie: Lagosta ist nicht das

Seite

Ogygia der Odyſſee (307). Die Inſel Curzola. Das Corcyra nigra der Alten (312). Eine genußreiche Küſtenfahrt (314). Die Halbinſel Sabbioncello (315). Die Die Inſel Meleda (317). Die Bocche false. Der Canale di Stagno. Stagno und Stagno piccolo (319). Die Eilande im Nordweſten von Raguſa (320). Slano (321). Cannoſa und ſeine Platanen. Die berühmteſten Platanen im Oriente (322). Die Bucht von Gravoſa. Spaziergang von Gravoſa nach Raguſa (323). Die Ausſichtshöhe »Bella Viſta«. Unvergleichliche Scenerie (324). Eine Reminiscenz (325). Die Vorſtadt Pille und die Porta Pille von Raguſa (326). Ein Abend auf der Terraſſe bei der Porta Pille (327). Gang durch Raguſa (328). Geſchichtliches. Der »Stradone« (329). Der Rectorenpalaſt (331). Die Republik Raguſa (332). Verfaſſung, Adelsbuch und Kaſten-Eintheilung (333). Raguſas einſtige Bedeutung als Handelsmacht (334). Die Kirchengebäude Raguſas. Dom und San Biaggiokirche (335). Die Franciscanerkirche (336). Auf der Küſtenhöhe der Stadt (339). Die Porta Ploce. Das Cholera-Lazareth und der »türkiſche Bazar« (340). Die Inſel Lacroma (341). Meerfahrt (343). Das Omblathal (343). Monte Sergio. San Giacomo. Breno. Raguſa vecchia. Die Aesculapgrotte (344) 289

Die Bocche di Cattaro.

Seefahrt von Raguſa nach Cattaro (345). Die Brenobucht und die »Pettini« (345). Punta d'Oſtro. Geographiſches über die Bocche di Cattaro (346). Einfahrt in die Bocche. Caſtelnuovo und Meljine (349). Punta Kombur. Boaſich und La Bianca (350). Der Canal von Cattaro. Orahovac und Dobrota (351). Cattaro (352). Die Befeſtigungen, Mauern und Thore von Cattaro (355). Rundfahrt durch die Bocche: Mula und Perzagno (357). Stolivo. Monte San Elia (358). Die »Catene«. Riſano und die Krivoscie (359). Nachtzauber (360). Riſano und ſeine Geſchichte. Illyriſche Piraten. Königin Teuta (361). Das Mittelbecken der Bocche di Cattaro (362). Lepetane und Teodo (363). Luſtiza (364). Caſtelnuovo (365). Budua (366). Caſtel Laſtua. Die Paſtrovichianer (367). Zur Geſchichte von Cattaro (371). Stimmungsbilder aus Cattaro (373) 345

Korfu.

Abfahrt von Budua (382). Das Geſtade bei Spizza. Dulcigno (382). Aleſſio. Durazzo (383). Geſchichtliches. Normannen und Byzantiner (385). Die Ebene von Kavaja (386). Der Skumbi. Süd-Albanien. Apollonia (387). Valona (388). Die Kerannien (389). Cap Gloſſa. Santi Quaranta (390). Butrinto (391). Ankunft in Korfu (394). Die Spianata und die Citadelle (395). Die Häfen im Süden der Stadt (397). Spaziergang durch die Stadt (399). Die korinthiſche Colonienſtadt Korkyra (401). Die Via Marina. Bucht von Caſtrades und Villa Reale (402). Die Bucht von Cardakio und das »Phäakenſchiff« (405). Ein Commentar zur Odyſſee (407). Der weitere Bereich der Inſel (411). Govino und der Monte Salvatore (413). Am Nordrande der Inſel. Ipſo (414). Im Süden der Inſel. Gaſturi und Benizze (415). Der Monte Santa Decca (416). Cap Lewkimo. Die beiden Seeſchlachten während des poloponneſiſchen Krieges beim Vorgebirge Leukimne (418). Abſchied von Korfu (420) 381

Seite

Apulisches Gestade.

Ueberfahrt von Korfu nach Italien (421). Gegensätze zwischen der Ost- und Westküste des Adriatischen Meeres (422). Sonnenaufgang im Angesichte der apulischen Küste. Cap Leuca (422). Otranto (423). Brindisi (424). Episoden aus der Geschichte von Brindisi (425). Die Normannen (426). Brindisis Verfall (428). Die einstige Bedeutung von Brundusium (429). Die heutige Stadt und ihr Hafen (430). Die Terra d'Otranto. Lecce (431). Längs der Küste von Apulien. Ostuni (433). Die Terra di Bari. Monopoli. Bari (434). Molfetta. Bisceglie. Trani (436). Die Umgebung von Trani. Corato. Ruvo. Castel del Monte (437). Barletta. Das Schlachtfeld von Cannae (438). Canosa (439). Tavoliere di Puglia (442). Foggia (443). Der Golf von Manfredonia. Die Stadt des Königs Manfred (444). Die Schicksale der letzten Hohenstaufen (445). Der Monte Gargano (447) 421

In den Marken.

Zwischen Meer und Gebirge (449). Von Foggia nach Ancona (450). Die Albanesencolonien in Süditalien (451). Vasto und Ortana (452). Die Abruzzen (453). Pescara. Teramo. Porto S. Georgio. Castelfidardo (454). Ancona. Der Triumphbogen des Trajan (455). Die Uferstadt. Das Lazareth (456). Gang durch die Stadt (457). Porta Calamo und Piazza Cavour (458). Die Altstadt. Der Dom San Ciriaco (459). Hafenscenerie (460). Nach Loreto (461). Die lauretanische Legende (462). Der Weg nach Loreto und erster Eindruck des Wallfahrtsortes (463). Der Dom und die Santa Casa (464). Die Reliefs des Andrea Sansovino (464). Im Innern der Santa Casa. Seltsame Contraste (465). Die Schatzkammer (466). Von Loreto nach Recanati. Giacomo Leopardi (467). Das Geheimniß von Recanati (468). Macerata (471). Die Umgebung von Ancona. Das Val d'Esino (472). Jesi. Das antike Aesis (473). Aus den letzten politischen Sturmtagen zu Jesi (475). Landschaften im Val d'Esino (476). Von Jesi nach Sinigaglia. Fano (477). Der Metaurus. Verlauf der Schlacht zwischen den Römern und Karthagern (478). Pesaro, das »Weimar Italiens« (479). Historisches. Lucretia Borgia (483). Culturgeschichtliches (486). Torquato Tasso (487). Sociales Leben in Pesaro (488) 449

Urbino — Rimini — Ravenna.

Von Pesaro nach Urbino (489). San Bernardino (490). Malerische Lage von Urbino (490). Der herzogliche Palast (491). Raffael's Geburtshaus (492). Die umbrische Malerschule (493). Von Pesaro nach Rimini (494). Dante in Rimini. Francesca (495). Gang durch die Stadt. Die Brücke des Augustus (497). Die Zwingburg der Malatesta (498). Der »Tempio Malatestiano« (499). Der Triumphbogen des Augustus (501) Von Rimini nach San Marino (502). Von Rimini nach Ravenna. Der Rubicon (503). Durch die Romagna. Cesena. Forli (504). Catherina Sforza (505). Faenza. Castel Bolognese (506). Ankunft in Ravenna. Erste Eindrücke und Geschichtliches (506). Gang durch die Stadt. Die gothischen und byzantinischen Denkmäler (508). San Apollinare und der

Seite

»Palaſt Theodorichs« (509). Das Grab Dante's (510). Die Piazza Vittorio Emanuele und die »Baſilica des Hercules« (511). Die Gothenherrſchaft in Italien (512). Die Baſilica von San Vitale (514). Die Moſaiken und ihre kunſtgeſchichtliche Bedeutung (515). Das Mauſoleum der Galla Placidia (517). Juſta Grata Honoria (518). Das Mauſoleum Theodorichs (520). Die alten Kirchen der Arianer in Ravenna (524). San Appolinare in Claſſe (525). Landſchaftlicher Charakter von Ravenna. Der große Pinienwald (Pineta). Eine Erinnerung an Garibaldi (526). Lord Byron in Ravenna (527) 489

Venedig.

Am Ziele (529). Venetianiſche Eindrücke (530). Geſchichte. Die älteſten Nachrichten. See-Venetien (536). Venetien zur Zeit der Völkerwanderung (539). Die erſten Dogen (541). Gründung der Stadt Venedig (543). Venedig im IX. und X. Jahrhundert (544). Venedig zur Zeit der Kreuzzüge (547). Venedig im XII. Jahrhundert (548). Staatliche Organiſation bis zum Ausgange des XII. Jahrhunderts (551). Enrico Dandolo (553). Der IV. Kreuzzug (554). Venedig in der erſten Hälfte des XIII. Jahrhunderts (571). Einſetzung der Staatsinquiſition (573). Marco Polo's Weltreiſen (575). Der »Schwarze Tod« in Venedig (579). Marino Falieri (580). Der »Chioggiakrieg« (585). Venedigs Verhältniß zu Korfu (588). Erwerbung der Inſel (590). Beginn der Türkenkriege (591.) Francesco Foscari (592). Krieg zwiſchen Venedig und Mohammed II. (595). Venedig und die Inſel Cypern (597). Die Seeſchlacht bei Lepanto (599). Neuer Türkenkrieg (601). Die Peſt verheert zum zweitenmale Venedig, 1574 (602). Die Verſchwörung des Angelo Bardoër (603). Die Peſt zum drittenmale in Venedig, 1630 (604). Die Vertheidigung Kandias durch die Venetianer (605). Capitulation von Kandia (609). Die Eroberung des Peloponnes durch Francesco Moroſini (609). Ende der Republik (610). *** Wanderungen durch Venedig. Der Marcusplatz (611). Die Marcuskirche (612). Die Piazzetta (617). Der Dogenpalaſt (619). Fahrt auf dem Canal grande (631). Die Lagune (641). Murano (642). Die Giudecca (644). San Giorgio Maggiore (645). San Lazzaro (648). Der Lido (654). Die Murazzi von Sottomarina (655). Chioggia (655). Ende (656). 529

Inhalt des Anhanges.

(Sachliche Abhandlungen. — Statistik. — Maritime Notizen.)

Seite

1. **Der Handel Triests** 659
Allgemeine Gesichtspunkte (659). Triest als Freihafen (660). Angebliche Hauptursachen der retrograden Bewegung des Triester Handels (661). Communicationswesen (662). Handel Triests nach Italien (665), nach der Türkei (665), nach Aegypten (666), nach Tunis, Tripolis und Marokko (667), nach England und seinen Colonien (667), nach Griechenland (668), nach Rußland (668), nach Frankreich, Algerien, Belgien, Holland, Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Spanien und Portugal (669), nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und nach Brasilien (670). Die Handelsbewegung Triests in den letzten fünf Jahren (1877—1881).

2. **Der Handel Venedigs** 671
Allgemeine Gesichtspunkte (671). Gesammtverkehr (671). Der Handel Venedigs nach dem entfernten Orient (672). Der Getreidehandel (672). Schiffsverkehr (672). Aufschwung des venetianischen Handels im letzten Jahrzehnt (673).

3. **Der Handel Fiumes** 673
Vorbedingungen des Fiumaner Handels (673). Schiffbau (673). Der Hafen Fiumes (674). Seeschifffahrt; angelangte und ausgelaufene Segler und Dampfer in Fiume im Jahre 1881 (675).

4. **Die Schifffahrt Triests** 676
Die Schifffahrtsbewegung im Triester Hafen im Decennium 1866—1875 (676). Uebersicht über die Bewegung der einzelnen Flaggen im Hafen von Triest; Einlauf (678), Auslauf (679). Schifffahrtsbewegung in den letzten drei Jahren 1879—1881 (680).

5. **Oesterreichisch-ungarische Rhederei** 681
Allgemeine Gesichtspunkte (681). Schiffe großer Küstenfahrt (681). Schiffe kleiner Küstenfahrt (682). Barken (682). Die einzelnen Kategorien der Segelschiffe; Gaëten und Leüten (682). Brazzeren (683). Trabakel (683). Kutter (684). Briggschooner (684). Schooner und Lugger (685). Goletten (685). Brigantinen, Briggs und Polacken (686). Barkschiffe (687). Vollschiffe (688). — Dampfer (689). Statistik (689). Stand der Handelsmarine im Jahre 1875 und im Jahre 1881 (690).

6. **Der österreichisch-ungarische Lloyd** 691
Seine Entwicklung und Thätigkeit (691). Transportbewegung auf den verschiedenen Linien im Jahre 1881 (692). Transportbewegung in den einzelnen

Seite

Decennien seit der Gründung der Schifffahrtsgesellschaft 1836/37 bis 1881. Das Vermögen der Gesellschaft (693).

7. **Schiffbau-Industrie** 694
Das Lloydarsenal (694). Quantitäten der jährlich zur Verwendung gelangenden Materialien (695). Dimensionen des Dock und des Slip (695). Maschinenkräfte zum Betriebe des Arsenals (695). Plan des Arsenals und Specification der Hilfsbetriebsmaschinen (696). Die größten Dampfer der Lloydflotte (697). Das Stabilimento tecnico Triestino und seine Thätigkeit (698).

8. **Seefischerei** 699
Allgemeine Bemerkungen (699). Menge der gewonnenen Meeresproducte (700). Antheil der italienischen Fischer (700). Localconsum (701). Fischerei-Materiale (702). Fischer-Personale (703). Maßregeln der Seeverwaltung zur Hintanhaltung gefährlicher Fangmethoden (704). Statistische Erhebungen (705). Reform der Fischerei-Gesetzgebung (706).

9. **Der neue Hafen von Triest.** (Mit Plan. Tafel I.) 707
Vorbemerkungen (707). Das ältere Project (708). Modificationen desselben und Baumethoden (710). Fundirung der Bauten (711). Das zur Anlage des Hafens gewählte Constructions-System (713). Baggerungen (714). Steinwürfe (715). Aufführung der Quaimauern (717). Vertiefung der Bassins (717). Baugeschichte (719). Reconstructionen (722). Baufortschritt (723). Die Bassins (724). Der Petroleumhandel Triests und das Petroleumbassin (725). Leistungsfähigkeit, Fassungsraum und Gesammtkosten des neuen Hafens (726).

10. **Der neue Südbahnhof** 726
Umbau des neuen Südbahnhofes (726). Kosten der Anlagen (727). Das Areale des Bahnhofes und der einzelnen Hochbauten (728). Die Südbahngesellschaft. Statistik. Stand der Betriebsmittel mit Ende 1880 (728). Stand und Leistungen der Locomotiven (729). Stand und Leistungen der Personenwagen (730). Stand und Leistungen der Lastwagen (730). Gesammteinnahmen. Die Gesammtausgaben. Ueberschuß der Einnahmen ꝛc. (731). Ausgaben für die Betriebsmittel (732).

11. **Die österreichische Seeverwaltung** 732
Der Dienstbereich der Central-Seebehörde (732). Hafen- und Seesanitäts-Anstalten (733). Aufgabe der Seelazarethe (734). Registrirung der Seehandelsschiffe (735). Marine-Unterstützungsfonds (736). Straßenordnung zur See (736). Signalcodex (737). Hilfeleistung bei Seenoth (738). Noth- und Lootsensignale (738). Regelung des Passagier-Verkehrs (738). Seetüchtigkeit der Schiffe (739). Tauchungsscala. Wissenschaftliche Hilfsmittel der Navigation. Bildung der Seeleute (740). Nautische Schulen (740). Angelegenheiten der Handelsmarine (740). Dampferlinien (744). Seebauten (744). Deren Kosten (745).

12. **Der Golf von Triest.** (Mit Karte. Tafel II.) 747
Arbeiten der Seeverwaltung in Cervignano, am Aussafluß, in Portobuso, bei Barbana und in Grado (747). Seeleuchten-Gebäude in Grado und Galumeto. Arbeiten bei Rosega, am Sdobba und in Duino (748. S. Croce, Barcola,

Seite

Triest (749). Muggia, Servola, Lazareth in Valle S. Bartolomeo, Punta Sottile (750). Capo d'Istria, Isola, Strignano, Madonna della Salute, Pirano, S. Bernardino, Portorose (751). Sicciole, Dragogna und Salvore (752).

13. **Pola.** (Mit Plan. Tafel III.) 752
Hafenarbeiten (752).

14. **Der Quarnero.** (Mit Karte. Tafel IV.) 753
Geologische Bodenverhältnisse im Quarnero (753). Wellenschlag und Brandung (754). Ebbe und Fluth (755).

15. **Der Hafen von Spalato.** (Mit Plan. Tafel V.) 756
Hafenarbeiten (756).

16. **Venedig und die Lagunen.** (Mit Plan. Tafel VI.) 757
Zur Topographie Venedigs (757). Die Lagunen und ihre Eintheilung. Klimatisches (758).

17. **Maritime Notizen.** 759
Feste und schwimmende Signale (759). Nebel-Signalapparate (759). Fluthmesser (760). Eiserne Anbindepfahlwerke (760). Eiserne Ankerbojen (761). Dampfhebepontons (761). Semaforen (762). Apparat für unterseeische elektrische Beleuchtung (762). Ankerketten und Schäckel (762). Fischereilampe (763). Imprägnirte Schiffbauhölzer (763).

Begleitworte zur Karte des Adriatischen Meeres 766

Verzeichniß der Illustrationen 778
„ „ **technischen Figuren** 783
„ „ **Karten und Pläne** 783
Sach- und Namen-Register 784

Verzeichniß der Illustrationen.

		Seite
1.	Frontiſpice	Vor dem Titel
2.	(Im Vorwort:) Franzöſiſches Denkmal bei Ravenna	III
3.	Vignette: Inſel-Kloſter Viſſovac im Kerka-Fluß (Dalmatien)	VII
4.	Kopfleiſte: Der Quarnero bei Cherſo	1
5.	Initial U (Bogenthor bei Foggia)	1
6.	Der Bucentoro	5
7.	Vignette: Mädchen aus Knin	8
8.	Randleiſte zu »Trieſt«	9
9.	Kathedrale San Giuſto	16
10.	Trieſt von Občina aus (Vollbild auf Carton)	16
11.	Winckelmann's Grab	17
12.	Lloyd-Capitän	21
13.	Börſeplatz in Trieſt	24
14.	Miramar (Vollbild)	25
15.	Landleute aus der Umgegend von Trieſt	32
16.	Der Molo San Carlo in Trieſt (Vollbild auf Carton)	32
17.	Ein Oſtindienfahrer des Lloyd	33
18.	Partie bei Bortolo	40
19.	Arbeitscabinet im Schloſſe Miramar	41
20.	Schlußvignette zu »Trieſt« (Barke)	44
21.	Kopfleiſte zu »Aquileja« (Adler)	45
22.	Glockenthurm von Aquileja	45
23.	Duino (Vollbild)	49
24.	Iſonzo-Brücke auf dem Wege von Ronchi nach Aquileja	56
25.	Aus antiken Fundſtücken aufgeführtes Haus in Aquileja	57
26.	Aquilejerin	64
27.	Aquileja (Vollbild auf Carton)	64
28.	Zwei Säulen des Patriarchenpalaſtes in Aquileja	65
29.	Antiker Canal in Aquileja	68
30.	Ponte d'oro bei Aquileja	69
31.	Schlußvignette zu »Aquileja«	72
32.	Kopfleiſte (Pirano)	73
33.	Initial D (Peſttafel auf der Inſel Nicolò)	73
34.	Iſtriſche Fiſcherbarken	80
35.	Capo d'Iſtria (Vollbild)	81

Seite
36. Parenzo (Vollbild auf Carton) 88
37. Rovigno 89
38. Pope aus Peroi 96
39. Bewohner von Peroi 97
40. Schlußvignette zu »Längs der Küste von Istrien« 100
41. Kopfleiste zu »Pola« 101
42. Initial E 101
43. Der Triumphbogen der Sergier in Pola 104
44. Der Tempel des Augustus und der Roma in Pola 105
45. Pola (Vollbild) 113
46. Der Kriegshafen zu Pola (Vollbild auf Carton) 118
47. Die Schiffswerfte auf der Oliven-Insel zu Pola 120
48. Das Marine-Casino in Pola 121
49. Balance-Dock in Pola 128
50. Hauptplatz in Pola 129
51. Tegetthoff-Monument in Pola 133
52. Maximilian-Denkmal in Pola 137
53. Schlußvignette zu »Pola« (Leuchtthurm von Porer) 140
54. Kopfleiste: Bauernhof in Istrien 141
55. Bauern aus Dignano 145
56. Die Foiba-Schlucht (Vollbild) 153
57. Due Castelli in Istrien 160
58. Pisino (Vollbild auf Carton) 160
59. Uskoken-Abkömmlinge aus dem Roveria-Districte in Istrien 161
60. Rozzo in Istrien 169
61. Schlußvignette zu: »Im Innern von Istrien« 172
62. Randleiste zu: »Der Quarnero« 173
63. Uferfelsen bei Punta Nigra im Quarnero 176
64. Tersato bei Fiume (Vollbild) 177
65. Fischerhütte im Quarnero 184
66. Karsttrichter auf Cherso 185
67. Fiume (Vollbild auf Carton) 192
68. Schloß Buccari 200
69. Schloß Porto Ré 201
70. Mädchen von der Insel Veglia 208
71. Norddalmatinische Volkstrachten (Vollbild) 209
72. Cherso 213
73. Schlußvignette: Ein Zoppolo 216
74. Kopfleiste: Landschaft bei Zara 217
75. Initial I) (Brunnen in den Scopcen) 217
76. Zara (Vollbild auf Carton) 224
77. Porta di Terra Ferma in Zara 232
78. Piazza dei Signori in Zara 233
79. Wohnhaus in Dernisch 240
80. Schlußvignette: Barke 244

Seite

81. Kopfleiste: Die Kerka-Fälle bei Scardona 245
82. Fischerbarke bei Tramontana-Wetter 248
83. Sebenico (Vollbild auf Carton) 248
84. Frau aus Sebenico 249
85. Mädchen aus Sebenico 256
86. Obsthändlerin in Sebenico 257
87. Spalato (Vollbild) 265
88. Im Hafen von Trau 272
89. Marktscene in Salona (Vollbild auf Carton) 272
90. Sarkophag aus den Ruinen von Salona 273
91. Mädchen von Spalato 277
92. Reste des Jupiter-Tempels in Spalato 280
93. Die Ruinen von Salona (Vollbild) 281
94. Wohnhaus auf Brazza 283
95. Almissa 286
96. Schlußvignette zum Capitel: »Von Zara nach Spalato« 288
97. Randleiste zum Capitel: »Von Spalato nach Ragusa« 289
98. Makarska 296
99. Fischerbarken 297
100. Fischerbarken 304
101. Lesina (Vollbild) 305
102. Fischerbarke 312
103. Curzola 313
104. Der Rectorenpalast in Ragusa 320
105. Ragusa (Vollbild auf Carton) 320
106. Ragusäer Lastträger 321
107. Brunnen beim Pille-Thor 328
108. Typen aus Ragusa (Vollbild auf Carton) 328
109. Herzegowinerinnen 329
110. Das Schloß auf der Insel Lacroma 336
111. Der Stradone in Ragusa (Vollbild) 337
112. Die Ombla-Quelle 340
113. Die Aesculapgrotte 341
114. Kopfleiste: Die »Catene« in der Bocche di Cattaro 345
115. Initial D (An der Riva von Castelnuovo) 345
116. Barke in der Brandung 352
117. Castelnuovo (Vollbild) 353
118. Perasto in der Bocche di Cattaro 360
119. Die Bucht von Cattaro (Vollbild auf Carton) 360
120. Krivoscianer 361
121. Kolo (Vollbild auf Carton) 364
122. Budua 365
123. Castel Lastua 368
124. Die Marina von Cattaro (Vollbild) 369
125. Mädchen aus Pastrovich 373

Seite

126. Am Gestade bei Castel Lastua 376
127. Montenegrinisches Mädchen 377
128. Schlußvignette: Barke 380
129. Randleiste zu: »Korfu« 381
130. Gegend bei Spizza 384
131. Albanesisches Gestade 385
132. Albanesin aus Durazzo 392
133. Albanese aus Durazzo 393
134. Griechische Küstenfahrer 400
135. Die Citadelle von Korfu (Vollbild auf Carton) 400
136. Grieche von Korfu 401
137. Griechin von Korfu 408
138. Die Bucht von Cardakio mit dem »Phäakenschiff« 409
139. Apulische Segelbarke 416
140. Segelboot im Jonischen Meer 417
141. Schlußvignette: Apulische Küstenfahrer 420
142. Kopfleiste: Cap Leuca 421
143. Initial I (San Giovanni in Brindisi) 421
144. Otranto (Vollbild auf Carton) 422
145. Säule der Kleopatra 424
146. Brindisi 425
147. Präfectur in Lecce 432
148. Fischerinnen am apulischen Gestade 433
149. Castel del Monte 440
150. Stadt und Hafen Manfredonia 441
151. Foggia (Vollbild auf Carton) 442
152. Schlußvignette 448
153. Kopfleiste: Die Basilica in Loreto 449
154. Am Quai in Ancona 456
155. Ancona (Vollbild auf Carton) 456
156. Loretanerin 457
157. Der Trajansbogen in Ancona 464
158. Loreto (Vollbild auf Carton) 464
159. Der Dom in Ancona 465
160. Inneres des Domes von Loreto 472
161. Die Santa Casa im Dome von Loreto 473
162. Madonna von Loreto 477
163. Das Thor von San Michele in Fano 480
164. Volksscene in Sinigaglia (Vollbild) 481
165. Rossini's Denkmal in Pesaro 485
166. Randleiste 489
167. Erster Hof im herzoglichen Schloß zu Urbino (Vollbild auf Carton) 492
168. Urbino (die Stadt) 496
169. Urbino (Schloß) 497

Seite
170. Canalhafen von Rimini 504
171. Piazza Giulio Ceſare in Rimini 505
172. Straße in Rimini 512
173. Auguſtus-Brücke in Rimini (Vollbild auf Carton) 512
174. Auguſtus-Thor in Rimini 513
175. Die Pineta bei Ravenna (Vollbild) 521
176. Dante's Grab in Ravenna 524
177. Theodorich's Grab in Ravenna 525
178. Die Piazza Vittorio Emanuele in Ravenna (Vollbild auf Carton) 528
179. Kopfleiſte: Die »Loggetta« am Marcusthurm in Venedig 529
180. Die Rialto-Brücke 537
181. Riva degli Schiavoni 544
182. Die Seufzerbrücke 552
183. Kutter 553
184. Brigg 560
185. Venetianiſche Brazzera 561
186. Fiſcherbarke in den Lagunen von Venedig 569
187. Hof des Dogenpalaſtes mit der Rieſentreppe 576
188. Garibaldi-Brücke in Chioggia 585
189. Fiſchplatz in Chioggia 592
190. Chioggiotin 601
191. Chioggiotiſche Trabakeln 608
192. Gondelfahrt 617
193. Der Dogenpalaſt 624
194. Im Veſtibul eines venetianiſchen Palaſtes 625
195. Fiſchmarkt am Canal grande (Vollbild) 633
196. Im Hofe eines venetianiſchen Palaſtes (Vollbild auf Carton) . 640
197. Am Geſtade des Lido 648
199. Die Murazzi 649
198. Chioggia (Vollbild auf Carton) 656
200. Schlußvignette: Fiſcherbarke in den venetianiſchen Lagunen 656

Verzeichniß der technischen Figuren, der Pläne und Karten.

Seite

Typen der in der Adria einheimischen Segelschiffe

1. Brazzera 683
2. Trabakel 683
3. Kutter 684
4. Schooner 685
5. Brigg 686
6. Barkschiff 687
7. Vollschiff 688
8. Plan des Lloyd-Arsenals zu S. Andrea bei Triest 696
9. Der Lloyddampfer »Mars« mit Truppen an Bord 697

Triester Hafenbau:

10. (Fig. 1) Profil des Steinwurfes, der Anschüttung und Quaimauer in der Anlage 712
11. (Fig. 2) Profil des Steinwurfes, der Anschüttung und der Quaimauer nach der Ausführung 712
12. (Fig. 3) Modificirtes Profil der Quaimauer 713
13. (Fig. 4) Kübelbagger 714
14. (Fig. 5) Setzen künstlicher Blöcke mittelst Dampfkrahns 716
15. (Fig. 6) Setzen natürlicher Blöcke mittelst Dampfkrahns 716
16. (Fig. 7) Profil des Hafendammes 721
17. Anbindepfahlwerk 760
18. Eiserne Ankerbojen 761

Karten und Pläne:

1. Der Hafen von Triest 720
2. Der Golf von Triest 746
3. Pola 752
4. Physikalische Karte des Quarnero 754
5. Spalato 756
6. Venedig 758

Karte des Adriatischen Meeres und seiner Gestadeländer (an der Rückdecke des Buches).

Sach- und Namen-Register.

Seite

Abbazia 173, 185, 186
Abruzzen, die 449, 453, 454
Adria, Ebbe und Fluth in der . . . 767
Adria, Strömungen in der 767
Adria, Tiefe der 767
Adriatische Meer, das 1, 766
Aesculapgrotte, die 344
Aesis, siehe Jesi.
Albanesen-Dörfer in Süditalien, die 451
Alberoni 655
Albona 175
Alessio 383
Alexander VI., Papst 483
Alkinoos, der Phäakenkönig 382, 396, 407
Almissa 279, 287
Anbindepfahlwerke 760
Ancona . . . . . 455 u. ff. 473
Andechs-Meran, Markgrafen von Istrien 146
Anfora-Canal, der 70
Anker 763
Ankerbojen 761
Ankerketten 762
Antenorio, Obelario 543
Antignana 162
Apollonia 387
Apparat für unterseeische elektrische Beleuchtung 762
Apulien . . . . . 421 u. ff.
Aquileja . . . . . 3, 45 u. ff.
Arbe, Insel 222
Arpi 443
Arsa-Thal, das 174
Asolo 597
Aternus, s. Pescara.
Attis-Fluß, der 60
Aufidus, s. Ofanto.
Aussa-Fluß, der 71, 747
Avaren, die 267, 268, 271, 329
Avlona, s. Valona.
Babinkuk 323
Balbi, Palazzo 636
Barbana (Istrien) 175

Seite

Barbana (Küstenland) 747
Barbarigo, Agostino 600
Barbarigo, Palazzo 637
Barbolano, Pietro, der Doge . . . 546
Barcola (Bortolo) 40, 749
Bari 434
Barkschiffe 687, 689
Begliano 54
Bella Vista bei Ragusa 324
Bellay, Schloß (Istrien) 182
Bellini, Giovanni 598
Belvedere 60, 68
Bembo 487
Bembo, Giovanni, der Doge . . . 602
Bembo, Palazzo 637
Benevent, Schlacht bei 447
Benizze (Korfu) 397, 415
Bernardo, Palazzo 637
Bescanuova (Veglia) 221
Biokovo-Gebirge, das 290
Bisceglie 436
Boasich (Bocche) 350
Bocche di Cattaro . . . . . 345 u. ff.
Bocche false 319
Bogliunsiza, die 182
Borgia, Lucretia . . . . . 483 u. ff.
Bora, die 197
Borutto 164
Bovino 444
Bragadino 599
Bramante 464
Brazza, Insel 279
Brazzera (Segelschiffstype) . . 682, 690
Breno bei Ragusa 344
Brigantine (Segelschiffstype) . 686, 689
Brigg (Segelschiffstype) . . . 686, 689
Briggschooner (Segelschiffstype) 685, 690
Brindisi . . . . . 384, 424 u. ff.
Brionischen Inseln, die 98, 134
Brundusium 384, 425
Bruschane 227
Bua, die Insel 255, 258
Bucentoro, der 4, 5, 79, 80, 335

Seite

Buccari 191, 193, 205
Buccaritza 211
Budua 367, 382
Buthroton 391
Butrinto 390
Byron, Lord 527, 636, 649
Cà d'oro, Palazzo 640
Calamotta, Insel 321
Calcagni 463, 464
Campoformio, Friede von 239
Canareggio, der 641
Cannae, Schlachtfeld von . . 438 u. ff.
Canale della Brazza 278
Canale della Narenta 290
Canale delle Mee 70
Canale di Farasina 174
Canale di Fasana 99
Canale di Leme 93
Canale di Maltempo 218
Canale di Mezzo 214
Canale di Spalato 278
Canale di Stagno 319
Canavelli, ragusäischer Dichter . . . 325
Candiano, die Dogen 545
Canfanaro 149, 159
Canal grande in Venedig 631
Cannosa bei Ragusa 322
Canosa in Apulien 440
Cap Bianco del Nord (Korfu) . . . 413
Cap Bianco del Sud (Korfu) . . . 419
Capo d'Istria 751
Cap Glossa 390
Capitanata, die . . 438, 442, 443, 450
Cap Leuca 421, 422, 447
Capo d'Istria 74, 751
Cap Pellegrino (Lesina) 294
Cap Rodoni 383
Carapella, die 442
Carrara von Padua, die 590
Carbaner-Gebirge, das . . . 259, 279
Cardakio, die Bucht von . . 409, 415
Carlopago 227
Carmagnola 498, 593
Casa Lauretana 462
Casona 504
Castel Bolognese 506
Castel del Monte 437
Castelfidardo 454
Castel Gambio 259
Castelli, die Landschaft der . . 258 u. ff.
Castel Lastua 367, 382
Castelmuschio 205
Castel Nuovo bei Spalato 259
Castelnuovo in der Bocche di Cattaro
346, 349, 364
Castel Vecchio 259

Seite

Castel Vitturi 259
Castrades (Korfu) . . . 397, 401, 404
Castro in Apulien 423
Castua 187
Catene in der Bocche, die . . 350, 368
Cattaro . . . 346, 351, 352, 373 u. ff.
Cavagin Hieronymus, ragusäischer Dichter 325
Chioggia 000
Cave di Saldame bei Pola, die . . 138
Cemole 60
Cepich-See, der 164, 180
Cerignola 442
Cernical 37
Cervaro, der 442
Cervignano 747
Cesena 526
Cherfano 181
Cherso, Insel 164, 174, 214
Chiaravalle 476
Chimara-Gebirge, das 388
Chioggiakrieg, der 585
Chrobaten, die 267
Cliffa 269, 279
Combur 350, 364
Conrachiana (Korfu) 412
Conftantinopel durch die Lateiner erobert 567
Contarini, Domenico, der Doge . . 547
Contarini-Fasan, Palazzo (Venedig) 632
Contarini, Jacopo, der Doge . . . 572
Contarini, Palazzo 632, 637
Corato 437
Cornaro, Caterina 596, 597
Corner della Cà grande, Palazzo (Venedig) 635
Corner-Spinelli, Palazzo 637
Corno grande 453
Corcyra nigra, ſ. Curzola.
Cikola, der Fluß 252
Cittanuova 86
Cittavecchia (Starigrad) auf Lesina . 293
Cressida-Bach, der 397
Curzola 312
Cypern, die Insel 596, 597
Cetina, die 287
Dalmater, die 263, 267
Dalmatien im Alterthum 261
Dalmatien im Mittelalter 267
Dalmatinische Eisenbahnen 662
Dampfer 689
Dampferlinien 744
Dampfhebepontons 761
Dandolo, Enrico, der Doge 553
Dandolo, Francesco, der Doge . . 579
Dandolo, Giovanni, der Doge . . . 572

Seite

...b 510
... Venedig) 635
... . 263
...der Doge 541
... . 253
... von Almissa, die Familie . 238
...ano 155
...ra-Gebirge, das 230, 247
...rischen Alpen, die, s. Dinara.
...letian's Palast in Spalato . . 274
...po di Smergo (Cherso) . 188, 214
...ca 149, 152
...vorota 351
Dogenpalast, der 618
Dollina 38
Donato, der Doge 599
Doria, Pietro 586
Draga-Bach 93
Draga-Thal 159
Dragalj 359
Draga-Thal (bei Fiume) 192
Dragogna 752
Drin-Golf, der 383
Due Castelli 159
Duino 46, 53, 748
Dulcigno 382
Durazzo 383
Dyrrhachium 3, 383
Egnatia 434
Eisenbahnbrücke über die Lagunen, die 641
Emo, Palazzo (Venedig) 632
Epitaffio, das Feld 437
Faenza 503, 506
Falconara 437, 476
Falieri, Marino, der Doge . 580 u. ff.
Falieri, Ordelaffio, der Doge . . . 548
Falieri, Vitale, der Doge 548
Fano, Insel bei Korfu . . . 308, 413
Fano, Stadt in Umbrien 477
Farsetti, Palazzo 637
Fasana 99, 155
Ferro, Palazzo (Venedig) 635
Feudalherrschaft in Istrien 147
Fianona 164, 174, 185
Fini, Palazzo (Venedig) 635
Fischerei-Gesetzgebung 706
Fischereilampe 763
Fischerei-Materiale 702
Fischerei-Personale 703
Fischerei-Statistik 705
Fischfang a spavento 705
Fischfang, Sardellen- 704
Fiumara, die . . . 190, 191, 192, 202
Fiumara, die (Cattaro) 355
Fiume . . . . . 187, 199 u. ff., 217
Fiumes Handel 673

Seite

Fiumes Schifffahrt 674, 675
Fiumicella 55, 61
Flabanico, Domenico, der Doge . . 547
Fluthmesser 760
Foggia 442, 443, 449
Foiba, die 163
Fondaco dei Tedeschi (Venedig) . . 639
Fontanella, la 356
Forli 503, 504
Foscari, Francesco, der Doge 592 u. ff.
Foscari, Jacopo . . . . . 592 u. ff.
Foscari, Palazzo 635
Freihafen Triest, der 660
Furlo-Paß, der 459
Gaëta (Segelschiffstype) . . . 682, 690
Galbaia, Giovanni 543
Galbaia, Mauricio, der Doge . . . 542
Galesano 155
Galignano 180
Galla, der Doge 542
Galla Placidia 512
Galumeto 748
Gargano, der Berg 438, 442, 444, 447
Garibaldi, Giuseppe 526
Gasturi (Korfu) 397, 412, 415
Giacomo Leopardi 284, 327, 467, 470, 652
Giardini pubblici in Venedig, die . 646
Giudecca, die 644
Gimino 161
Ginevra von Ferrara 498
Giorgione 598, 639
Giovanni Santi 492
Girardo, Nicolo 589
Girata del Canale (Bocche) 356
Giupana, Insel 321
Giustiniani, Palazzo (Venedig) . . . 632
Gjorgič, ragusäischer Dichter . . . 325
Gliuta-Bach, der (Bocche) 355
Goletta (Segelschiffstype) . . 685, 689
Goražda (Bocche) 356
Gordicchio-Bach, der (Cattaro) . . . 355
Govino, Bucht von . . . 396, 412, 414
Gradenigo, Pietro 573
Gradina (bei Buccari) 211
Grado 60, 72, 747, 748
Grado, die Lagune von 71
Gran Sasso d'Italia . . 452, 453, 454
Grassi (Sina), Palazzo 636
Gravosa 323
Grimani, Antonio, der Doge . . . 599
Grimani, Generalcapitän 605
Grimani, Palazzo 637
Gritti, Andrea, der Doge 599
Gritti, Palazzo (Venedig) 635
Guiccioli, Gräfin 527
Gundulič, ragusäischer Dichter . . . 325

Seite

Hängenetze 704
Hafen-Anstalten 733
Han 393
Handel Fiumes, der 673
Handelsmarine, österreichisch-ungarische 660, 681 u. ff., 690, 741
Handelskammer, Triester 661
Handel Triests, der 659
Handel Venedigs, der 671
Heraclea 541
Herpelle-Kozina 149
Herzegowina, die . . 263, 267, 340, 366
Idria, die 51
Ika 185
Il Barone, Fort 248
Illenis s. Salona.
Illyrica Barbara 261
Illyrica Graeca 261
Ipso (auf Korfu) 412, 414
Isola 77, 751
Isotta degli Atti 498
Isonzatto 60, 70
Isonzo, der . . 51, 52, 54, 55, 61, 70
Istrianische Staatsbahn, die . 149, 662
Istrien . . . . . 51, 73 u. ff.
Istrien, das Innere von . . 141 u. ff.
Istrien, Geschichte von . . . 141 u. ff.
Italiener in Dalmatien, die . 239 u. ff.
Jadera, s. Zara.
Jaklan, Insel 320
Jesi 472, 474
Kagran, Insel 253
Kaiserwald bei Pola, der . . 136, 152
Kalichiopulo . . 397, 404, 406, 411, 415
Kandia, Vertheidigung durch die Venetianer 605
Karstbewaldung, über 194
Kartoli, Bai von 347
Kavaja 386
Keraunien, die 2, 229, 388
Kerka, die 251, 252
Kerka, die Fälle der . . 251, 252, 253
Kistane 253
Knezlac 349
Knin 253
Kopač, Fort 367
Korfu . . 295, 308, 382, 394, 421 u. ff.
Korfu, die Venetianer gegen 587
Korkyra 396, 401
Kosmač, Fort 367
Kotor, s. Cattaro.
Kreuzzug, der vierte . . . . 563 u. ff.
Kroaten in Dalmatien, die 267
Kutter (Segelschiffstype) . . . 684, 690
Küstenfahrt, Schiffe großer 631
Küstenfahrt, Schiffe kleiner 682

Seite

Lacroma 341
Lago di Lesina 451
Lagosta . . . . . 307 u. ff.
Lagunengebiet, das 536
Lagune von Venedig, die . . 641, 757
La Madonna del Rosario 315
Landò, der Doge 599
Lecce in Apulien 431
Ledenice 359
Lepanto, Seeschlacht bei 599
Lepetane (Bocche) 363
Lesina, Insel . . . . . 262, 293 u. ff.
Lesina, Stadt 294
Leukimne, s. Lewkimo.
Leuto (Segelschiffstype) 682
Lewkimo, Cap 418
Liburnien 174, 264
Licium, s. Lecce.
Lido, der (Venedig) 654
Lindaro 164
Lissa, die Insel 296
Lissa, die Seeschlacht bei 297
Lloyd-Arsenal, das . 30 u. ff. 694 u. ff.
Lloyd, der österreichisch-ungarische 30 u. ff. 691 u. ff.
Lombardo, Girolamo 463
Lootsensignale 738
Lopud, Insel 320
Loredan, die 594
Loredan, Leonardo, der Doge . . . 598
Loredan, Pietro, Admiral 594
Loredan, Pietro, der Doge 599
Loredan, Palazzo 637
Loreto . . . . . 204, 455, 461 u. ff.
Lovrona 185
Lucera 444
Lugger (Segelschiffstype) . . 685, 689
Lupoglava 149, 164, 168
Lussin, die Insel 215
Lussin grande 215
Lussin piccolo 215
Lustiza 364
Macerata 471
Madonna della Salute 751
Madonna del Carmine 247
Madonna di Gospà 357
Mahrenfels (Istrien) 147, 165
Mailanovich, der Wasserfall von . . 253
Majella, s. Monte Amaro.
Makarska 289
Malamocco 541, 655
Malatesta, die . . . 483, 491, 498 u. ff.
Malatesta, Sigismondo 498
Malinska 205, 213
Manfred, König . . . . . 445 u. ff.
Manfredonia 445

Seite

. 610
. 637
. . . . . 574 u. ff.
. 612
. 611
. 359
. . . . . 129 u. ff.
. 736
. 759
. . . . . 449 u. ff.
. 146
Martinſchitza 192. 205
Mauſoleum der Galla Placidia . . 517
Medolino (Mutila) 89, 107
Meeresproducte 699
Meeresſtürme 768
Meleda, Inſel 317
Melfi 437
Meljine 349, 364
Memmo, Tribuno, der Doge . . . 546
Merlera, Eiland bei Korfu 413
Metaurus, der . . . 459, 477, 478 u. ff.
Metkovič 292
Mezzo, Inſel 321
Micheli, Palazzo (Venedig) . . . 632
Michiel, Vitale, der Doge 549
Milnà 279
Miramar . . . . . 39 u. ff.
Mitterburg, ſ. Piſino.
Mocenigo I., Alviſe, der Doge . . . 599
Mocenigo, Leonardo 605
Mocenigo, Palazzi der 636
Mocenigo, Pietro, der Doge 596
Mocenigo, Tommaſo, der Doge . . 591
Mola 434
Molfetta 436
Monaſtero 59
Monegario, Domenico, der Doge . . 542
Monfalcone 54, 61
Monfalcone, Golf von 2
Monopoli 434
Monte Alto 453
Monte Amaro 452
Monte Calvo 448
Monte Caſſone 346
Monte Czarovichi 317
Monte d'Asdrubale 459, 477
Monte Decca (Korfu) 396, 415
Monte Gargano . . 438, 442, 444, 447
Monte Guasco 459, 460
Monte Maggiore . . 164, 176, 193, 213
Monte Maggiore, Beſteigung des . . 183
Monte Salvatore (Korfu) 396, 412, 414
Monte Sant' Angelo 447
Monte Syß (Cherſo) 205
Monte Tartari (Berg in Albanien) . 389

Seite

Monte Tartaro (Fort bei Sebenico) 248
Monte Vierno 324
Monte Vipera 292
Monte Zarro (Pola) 119
Montona 86
Morinje 380
Morlaken, die 267
Moroſini, Domenico, der Doge . . 548
Moroſini, Francesco 606, 609
Moroſini, Giacomo 570
Moroſini, Palazzo 637
Moroſini, Tommaſo 570
Morterra, Inſel 247
Moschienizza . . . 164, 185, 186, 189
Moſſor-Gebirge, das 258, 270
Muggia 37, 750
Mula (Bocche) 357
Murano, die Inſel 642
Murazzi, die 655
Murghie in Apulien, die 437
Nabreſina 45
Nani, Bernardo 607
Narenta, das Delta der 292
Narenta, die 291
Narona 291
Natiſſo, der 56, 70, 71
Nautiſche Schulen 741
Navigation, wiſſenſchaftliche Hilfs-mittel der 740
Nebel-Signalapparate 759
Nereſi auf Brazza 279
Nona 230
Nonkovič, die Familie 238
Norino 291
Norino, der Bach 291
Nothſignale in See 738
Novi 220
Novigrad, das Meer von 230
Novigrad 230
Nuoviſſimo Acquiſto der Venetianer, das 237
Nuovo Acquiſto der Venetianer, das 237
Oſanto, der Bach 438
Ogygia, ſ. Lagoſta.
Oliven-Inſel, die 126
Ombla-Bucht, die 323, 343
Optſchina 17
Opus, Fort 292
Orahovac 351, 355
Orebič 316
Orlana 452
Orſeolo, Ottono, der Doge 546
Orſeolo II., der Doge 546
Orſera 93
Orſo I., der Doge 541
Osgo 37
Oscino 455

Seite

Ossero 215
Otranto 423
Paganino, Doria, Admiral 89
Pago, Insel 215, 227, 228
Palladio, Andrea 602
Palma Giovane 623, 625
Palma Vecchio 598
Palmotić, ragusäischer Dichter . . . 325
Paludi, Kloster 279
Paninsacho, Giovanni 588
Pantaleone, der Berg 712
Paolo Veronese 602, 625, 629
Parenzo 87
Partecipazio, Angelo, der Doge . . 543
Partecipazio, Giovanni, der Doge . 545
Partecipazio, Giustiniano, der Doge 543
Partecipazio, Orso I., der Doge . . 545
Pasman, Insel 246, 247
Passarowitz, Friedensschluß von 237, 610
Pastrovich 367
Pastrovichianer, die 368
Pauluzzo, der Doge 540
Paxo, Insel bei Korfu 419
Pedena 179
Pelasger, die 2, 506
Pelestrina, Littorale von 655
Pellico, Silvio 496, 628
Perasto 346, 351
Perković-Slivno 259
Peroi 99
Perzagno 357
Pesaro 459, 471, 477, 479 u. ff., 489, 494
Pescara 453, 454
Pettini, die Scoglien 345
Pharos, s. Lesina.
Phäaken, die 397, 407
Phäakenschiff, das . . . 406, 411, 415
Piazzetta, die 617
Pieris 54
Pietro d'Oro 60
Pille (Vorstadt von Ragusa) 324
Pineta bei Ravenna, die . . 521, 526
Pinguente 86, 149, 166
Pirano, die Rhede von 79
Pirano (Stadt) 77, 751
Pisani, Nicolo, venetianischer Admiral 580
Pisani, Palazzo 637
Pisatello, s. Rubicon.
Pisino 162
Plase 193, 194
Plaunich, Scoglio 214
Ploce-Thor in Ragusa' . . . 336, 339
Podgorje 167
Poglizza, die 288
Pola . . . . . 3, 98, 101 u. ff. 752
Polacca (Segelschiffstype) . . . 686, 689

Seite

Polignano 434
Pomer 139
Pondikonisi, s. Phäakenschiff.
Ponikve 189, 193
Porer, Scoglio 140
Porta di Spalato 278
Porta Ploce in Ragusa . . . 336, 339
Porta Pille in Ragusa 326
Porto Buso 70, 747
Porto Carpano 175
Porto Ceveri 87
Porto Fianona 174
Porto di Malamocco 655
Porto Palazzo 317
Porto Pidocchio 316
Porto Quieto 86
Porto Ré 205, 211, 218
Porto Rose 364, 751
Porto San Giorgio 454
Postupa-Berg, der 317
Potamo (auf Korfu) 406, 412
Potenza, die 471
Predil-Paß, der 52
Premuda, Insel 215
Presjeka, Fort 367
Primorje, das 290
Promontore 139
Pučišće 286
Punta Kombur 350, 364
Punta di Salvore 83
Punta d'Ostro . . 346, 356, 349, 364
Punta Kobila 364
Punta Lunga 317
Punta Negra 174
Punta Planca 253, 255
Punta Sottile 750
Quarnero, der . . . . 173 u. ff., 221
Quarnero, physikalische Verhältnisse des 187 u. ff., 753
Quarnerolo, der 216
Quieto-Thal, das 51
Quirini, Marco 600
Raffael Santi 492
Ragusa . . . . . 325 u. ff.
Ragusa vecchia 344
Rakitović 167
Raspodalića, Steilsturz der . . . 166
Raspurg (Istrien) 147
Rath der Zehn 573
Ravenna . . . . . 503, 506 u. ff.
Recanati 462, 467
Recina, die 190
Registrirung der Seehandelsschiffe . 734
Rezzonico, Palazzo 636
Rhederei, österr.-ungar. . . . 581 u. ff.
Rialto 543, 638

Seite

Schkoljaritschi) . . . 246
. . 459, 477, 494 u. ff.
. . 346, 351, 352, 359
ialto.
. 52
. 503
Wasserfall von . . 253
. 53
a bei Monfalcone . . . 748
e, die Herzöge delle . . . 486
a-District, der 157
to 94, 149
to, Campagna di 94
. . . . . 148, 165
on, der 503
ioncello . . . 292, 314 u. ff.
ado 61
astraki (Eiland bei Korfu) . . 413
ia . . 2, 3, 258, 260, 268 u. ff.
ore 752
a Casa (Loreto) 464
ta Catterina 94
ta Catterina, Scoglio (Dalmatien) 246
ta Croce 749
ta Decca 416, 417
ta Maria della Salute (Venedig) 632
ta Maria di Leuca . . 421, 422
n Andrea bei Triest 30
n Andrea (Istrien) 97
Apollinare in Città (Ravenna) 508
Apollinare in Classe (Ravenna) 525
San Arcangelo 253, 503
San Bartolo (Pesaro) 487
San Bartolomeo bei Triest . . . 750
San Bernardino 889, 751
San Biaggio in Ragusa . . . 335
San Canzian 52
San Ciriaco, der Dom (Ancona) 459, 460
San Egidio 54
San Giacomo bei Ragusa . . . 344
San Giorgio 221
San Giorgio in der Bocche . . 359
San Giorgio Maggiore (Venedig) . 648
San Giovanni am Timavo . . . 52
San Giovanni auf Sabbioncello . . 315
San Giovanni, Fort 248
San Giovanni in Brindisi . . 421, 431
San Giovanni (Istrien) 97
Santi Quaranta 390
San Lazzaro bei Venedig, die Insel 648
San Marco, Scoglio 218
San Marino 502
San Nicolo, Fort 248
San Pietro di Brazza 283
San Pietro, Insel 92
San Pietro in Selve 161

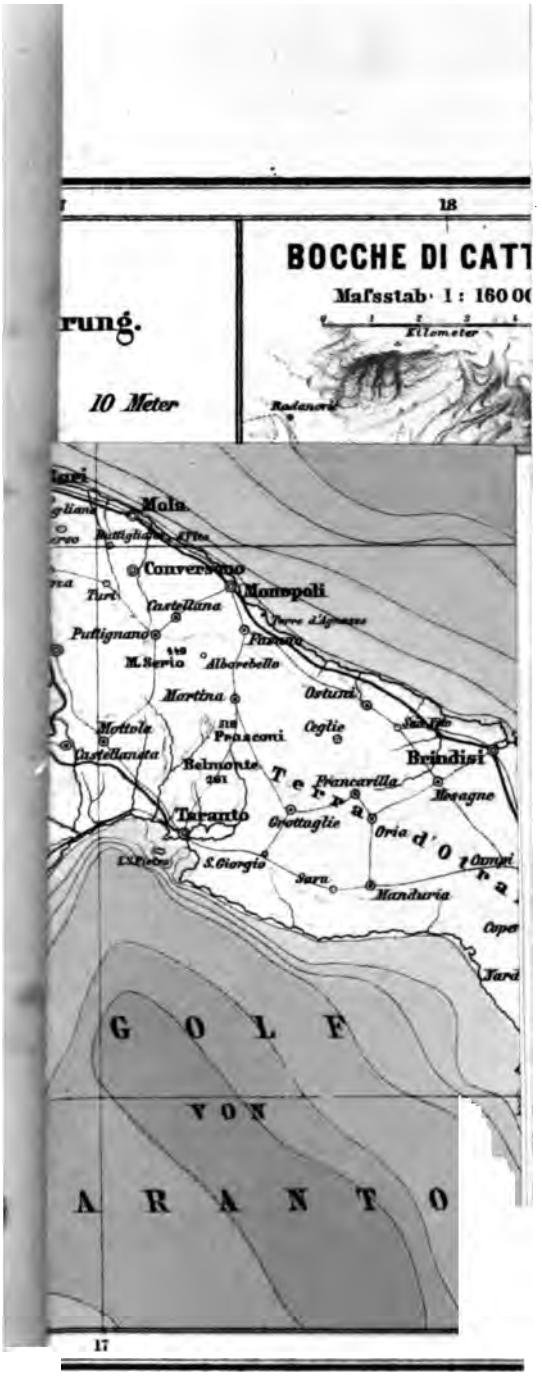
Seite

San Pietro (istrianische Insel) . . 92
San Policarpo (Pola) 137
San Rocco 39
San Servola 37
San Severo 450
Sansovino, Andrea . . . 464, 465, 466
Sansovino, Jacopo 598, 620, 635, 639
San Trinità (Bocche) 356
San Vincenti 159
San Vitale in Ravenna . . . 514
Sardellenfischfang 704
Savignano 503
Scagliari bei Cattaro 356
Scamozzi 602, 639
Scardona 252
Scardona, die Fälle von . . . 251
Scheria, s. Korfu.
Schiavoni, die 239
Schifffahrt Fiumes, die . . 674, 675
Schifffahrt Triests, die . . . 676
Schiffbauhölzer, imprägnirte . . 763
Schiffbau-Industrie 694
Schiffe langer Fahrt 681
Schooner (Segelschiffstype) . 685, 689
Schwarze Tod in Venedig, der . . 579
Scirocco, der 198
Scripero (Korfu) 412
Scrovigni, Jacopo di 590
Sdobba-Fluß, der . . . 71, 748
Sebenico . . . . . 248 u. ff
Seebauten 744
Seebehörde, die k. k. Central- 732 u. ff.
Seefischerei 699
Seelazarethe 734
Seeleute, Bildung der 740
Seenoth, Hilfeleistung bei . . 738
Seesanitäts-Anstalten 733
Seetüchtigkeit der Schiffe . . . 739
See-Venetien 536
Seeverwaltung, österreichische 732 u. ff.
Seewesen Oesterreich-Ungarns, das . 21
Selve, Insel 215
Selvo, Domenico, der Doge . . . 547
Semaforen 762
Semeni, der Fluß 387
Semmitsch 165
Servola 37, 750
Seufzerbrücke, die 631
Sforza, Catterina 505
Sforza, Francesco 483
Sforza, Polyxena 498
Siccioli 752
Sidari auf Korfu 413
Signale, feste und schwimmende . . 759
Signalcodex 737
Sinigaglia 477

Seite

Siveric 253
Sizzioli, die Salinen von 80
Skordisker, die 263
Skumbi-Fluß, der 387
Slano 321
Slarina, Insel 248, 253
Slaven in Dalmatien, die 239
Sokolli, Großvezier 600
Soranzo, Giovanni, der Doge . . . 579
Sorben (Serben), die 267
Sottomarina, die 649, 655
Spalato . . . . . 269, 273 u. ff. 756
Spartilla (Korfu) 412
Spiridione, Fort 367
Spizza 382
Sponheim-Ortenburg, Markgraf von Istrien 146
Staats-Inquisition, die venetianische 573
Stabilimento tecnico Triestino, das 39, 693
Stagno 319
Stagno piccolo 319
Steno, Michele 582
Steno, Michele, der Doge 591
Stignano 136
Stolivo (Bocche) 358
Stradone in Ragusa, der 329
Straßenordnung zur See 736
Strugnano 751
Sumburg (Istrien) 147, 179
Sutorina, die 364
Sutschurac 259
Susgnewitza 182
Südbahn, die k. k. priv. 663, 728 u. ff.
Südbahnhof in Triest, der neue . . 626
Syvota, Insel 418
Tasso, Torquato in Pesaro 487
Tavoliere di Puglia 438, 442
Tempio Malatestiano 499
Teodo 363
Teramo 454
Termoli 451
Terra di Bari 434
Terra d'Otranto 431, 434
Tersato 203, 462
Tervis o 162
Teuta, die Königin 262, 361
Theodorich der Große 512
Theodorichs Grabmal 520
Tiepolo, Jacopo, der Doge 571
Tiepolo, Lorenzo, der Doge 572
Tiepolo, Palazzo (Venedig) 632
Timavo, der, s. Timavus.
Timavus . . . . . 2, 46 u. ff.
Tintoretto, Domenico 623
Tintoretto, Jacopo . 600, 622, 624, 625
Tizian Vecellio 598
Topla, Bai von 347, 364
Tordino-Bach, der 454
Torre Boscovich 367
Torre d'Agnazzo 434
Torre, der Fluß 70
Torre di Norino 292
Trabakel (Schiffstype) 683, 690
Tradenigo, Pietro, der Doge . . . 544
Tramontana, die 194
Trani 435, 436, 438
Traste, Bai von 348, 364
Tratte, s. Zugnetze.
Tratturi (Heerdewege in Apulien) . 443
Trau 256
Trebestin-Berg, der 193
Trebitsch 52
Tremiti-Inseln, die 451
Trenta-Thal, das 52
Triest 749
Triest, der Golf von . . . . 747 u. ff.
Triests Handel 659
Triest, der neue Hafen von 18 u. ff., 707 u. ff.
Triest, die Stadt . . . . . 9 u. ff.
Triests Schifffahrt 676
Triplice confine 367
Trogir, s. Trau.
Tschitschenboden, der 150, 155, 167, 184
Tschitschen, die 169
Tybein, s. Duino.
Ubli 359
Uglian, Insel 231
Ulbo, Insel 215
Umago 85
Umbrien . . . . . 489 u. ff.
Umbrische Malerschule, die 493
Urbino . . . . . 489 u. ff.
Uskoken, die 148, 157, 220
Uso, s. Rubicon.
Val d'Esino 472, 474, 476
Valle Giuliana 317
Valle San Pietro (Pola) 152
Valona 387
Vasto 452
Vecchio Acquisto der Venetianer, das 247
Veglia 205, 212, 214, 219, 221
Velebit, der 225, 230, 247
Vendramin, Andrea, der Doge . . . 597
Vendramin-Calergi, Palazzo 640
Venedig . . . . . 529 u. ff., 757
Venedig, Geschichte der Republik 536 u. ff.
Venedigs Handel 671
Venier, Palazzo (Venedig) 635
Verbeniza (Veglia) 219
Vergorac 291
Vermac-Berg, der (Bocche) 357
Vermo 162

	Seite
Vernier, Sebastiano	600
Veruda	139
Via Appia, die	384, 434, 440
Via Egnatia	384
Via Flaminia	459
Vido (Dorf im Narenta-Delta)	291
Vido, Insel bei Korfu	396
Villa Imperiali (Pesaro)	487
Villa Monte	182
Villa Reale (Korfu)	403, 404
Villa Vicentina	54
Villa Vittoria (Pesaro)	488
Villa Zindis	39
Vincentino, Andrea	600, 626
Vissovac, Kloster	252
Vittoria, Alessandro	600, 620
Voighe, s. Hängenetze.	
Vojussa, der Fluß	387
Vollschiffe	688, 689
Volosca	185, 187
Vrana-See auf Cherso, der	214
Vranica	260
Vulkanische Phänomene in Dalmatien	318
Vultur, der erloschene Vulkan	437, 438
Wachsenstein (Istrien)	147, 180
Winde, die im Adriatischen Meere vorherrschenden	768
Wippach, die	51, 61, 70
Wolkenstein (Istrien)	147
Xavid, Tschitschendorf	167
Zagorje, die	259
Zara	231 u. ff.
Zara vecchia	246
Zengg	220
Zeno, Carlo	586
Ziani, Pietro, der Doge	571
Ziani, Sebastiano, der Doge	549
Zugnetze	704
Zukovac	315
Zanica, Scoglio della Madonna de	348
Zupa, die	364, 367


18
BOCCHE DI CATT
Maſsstab 1 : 160 00
Kilometer
rung.
10 Meter
Mola
Conversano
Monopoli
Castellana
Turi
Puttignano
M. Serio
Alberobello
Fasano
Martina
Ostuni
Mottola
Prasconi
Ceglie
Castellaneta
Belmonte
Brindisi
Francavilla
Mesagne
Taranto
Grottaglie
Oria
S. Giorgio
Sava
Manduria
G O L F
VON
A R A N T O
17

(+9,-.)

K

K# Gallm.

D 971 .S3
Die Adria.
Stanford University Libraries
3 6105 041 361 135

D 971 .S3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.